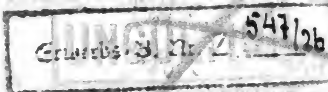
BERLINER REVUE: SOCIAL-POLITISCHE WOCHENSCHRIFT . 1859,3





Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

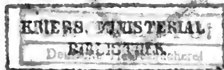
Hermann Keipp.



Achtzehnter Band.

Drittes Quartal. 1859.





Berlin.

Verlag von Ferdinand Schneider, Behrenstraße 12.

1859.

Inhalts-Verzeichniß

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstraße 21.

Die Verwirrung der Meinungen und der Moment.

„Wer jetzt unsere Zeitungen durchläuft, die erscheinenden Flugschriften liest und die Gespräche des Publikums hört, der kann wohl von einem ähnlichen Mißbehagen ergriffen werden, wie es Göthe in Palermo beim Besuche des wunderlichen Besitzthums des Prinzen Pallagonia empfand. Ueberall erblickt er Stückwerk, das nicht zusammenstimmt, lauter Anfänge ohne Ende, Plan- und Durchführung nirgends, er glaubt in einer Welt zu wandeln, in der die natürlichen Geschöpfe ausgestorben sind und in der es nur noch mythologische Figuren giebt, zusammengesetzte Thier- und Menschenglieder, Centauren, Sirenen und Greife. Sollte er näheren Bericht erstatten, was jetzt geschrieben und gesprochen wird, so würde er am besten mit Göthe anfangen: „Bei der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige, der vom Unzusammenhängenden Rechenschaft geben soll, immer in's Gedränge; er will einen Begriff davon überliefern, und so macht er es schon zu etwas, da es eigentlich ein Nichts ist, welches für etwas gehalten sein will.“ ...

So schildert ein scharfblickender Publicist die Physiognomie des heutigen Tages, und wir wiederholen seine Worte, indem wir ihre volle Richtigkeit anerkennen. Eine solche Confusion der Meinungen, der Ansichten über das, was Preußen, was Deutschland zu thun habe, ist noch nicht da gewesen. Das ist ein trauriges Zeichen von dem Zustande unserer politischen Gesundheit, und wir haben dasselbe genau zu prüfen, um die Ursachen dieses Zustandes zu erfahren und darnach vielleicht seine Heilung zu versuchen. Die Demokraten, die bisher ihre Abneigung gegen Louis Napoleon offen zeigten, beginnen zum Theil in seiner Beurtheilung bereits zu schwanken, und hier und da hört man in ihren Kreisen schon darauf hindeuten, durch eine „große That könne Napoleon Alles wieder gut machen und sich die Vergebung des Volkes erkaufen“. Unter den Vertretern einer entgegengesetzten politischen Ansicht finden wir ebenfalls Einige, die sich gegenwärtig jedes Urtheils über Louis Napoleon enthalten zu müssen glauben und nicht abgeneigt sind, mit ihm zu unterhandeln und für gewisse von ihm und durch ihn zu erlangende Vortheile gern ihm näher zu treten. Eben so schwankend ist das Verhältniß unserer Parteien zu Oestreich; die „National-Zeitung“ zeigt gegen Oestreich eine Hingebung, vergleichbar, si licet parva componere

magnis, der Hardenberg's gegen Metternich auf dem Wiener Congreß, und die „Vossische" schien ganz vergessen zu haben, daß das gerade von ihr in den entsetzlichsten Farben stets ausgemalte Concordatswesen in Oestreich seine freieste Entwickelung gefunden hat.

Welches ist der Grund für diese seltsamen Wendungen und Schwankungen unserer Parteien?

Der Grund muß auf dem Gebiete der inneren Politik gesucht werden; dort begann die Verwirrung, welche heut in der auswärtigen Politik herrscht. Noch niemals hat es ein Zeitalter gegeben, in welchem die Meinungen über das Ziel der staatlichen Entwicklung so sehr auseinander gegangen wären, in welchem selbst die höheren Geister der Nation sich so wenig mit diesen Fragen und ihrer entschiedenen Beantwortung beschäftigt hätten, wie in diesem. Man kann es darum erleben, daß innerhalb des engsten Kreises, in welchem gleiche Lebensstellung, gleiche Erfahrung und Bildung die größte Uebereinstimmung in allen Urtheilen erzeugt hat, dennoch die Ansichten über die Bestimmung und den Beruf des Staates weit auseinander gehen, und während der eine sich einem politischen Ideal hingiebt, welches im Grunde nichts ist, als der augenblickliche Staat, der doch nach Aller Urtheil ein unfertiger und in einem Uebergangsstadium begriffen ist, während also der eine ein Ideal anschaut, das kein Ideal ist, stellt der andere als Ziel der staatlichen Entwicklung ein Gedankending hin, das aus lauter Verneinungen besteht, z. B. welches die büreaukratische, die polizeiliche &c. Uebermacht des Staates läugnet. Der dritte löst wiederum im Geiste den ganzen Staat in lauter kleine Gemeinwesen auf und vergißt die gemeinsame Unterlage letzterer ganz. Alle diese Gegensätze begründen tiefe Differenzen in der Beurtheilung der Gesammtzustände auch fremder Staaten, wenn auch diese Differenzen den Meisten nicht zum Bewußtsein kommen, sondern nur auf den „moralischen Geschmack" der Urtheilenden einwirken.

In den meisten Fällen aber ist es eine geheime Neigung für den straff centralisirten, büreaukratisch-polizeilich geordneten Staat, welche in den Herzen der Zeitgenossen lebt, und aus ihr gehen unbewußte Sympathieen für Personen und Reiche und politische Charaktere aus, welche die Vernunft entschieden verdammt. Nichts ist gefährlicher, als solche Sympathie; und keine Zeit prüft den Bestand und Werth der Parteien schärfer, als eine solche, die diese innersten Neigungen zum Vorschein bringt.

In solch' einer Zeit aber kann auch eine Parteirichtung, die sich von jenem Götzendienst rein hält, einen gewaltigen Aufschwung nehmen und in ihrem Volke eine hohe und herrschende Stellung erringen. Der Moment ist groß und verheißungsvoll, lassen wir uns durch nichts täuschen und verwirren und benutzen wir ihn.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Zweite Abtheilung:
Homines novi

Vierzehntes Capitel.
Ueberfall und Ueberraschung.

Tiefer Schnee lag auf dem Gefilde und die schweigende Nacht darüber, ein eisiger Wind strich durch die bereiften Bäume der kleinen Baumgruppen, rechts von dem verschneiten Wege, den eine lange dünne Doppelreihe niedriger Bäume nur schwach andeutete. Der nächtliche Himmel war mit zerrissenen dunkeln Wolken bedeckt, die der Wind wild vor sich herjagte und dadurch zuweilen den Mond hervortreten ließ, der dann auf kurze Momente die ganze Landschaft mit seinem weißen Lichte übergoß und zauberisch schön beleuchtete. Lautlose Stille herrschte in den Gefilden, nicht einmal das Gebell eines Hundes war vernehmbar, obwohl dunklere massenhafte Schatten, die gegen das Schneefeld scharf absetzten, menschliche Wohnungen verriethen; nur der Wind hauchte leise als ein kalter Athemzug der winterlichen Natur über die weite Ebene.

Und über diese Ebene kam es herauf, lautlos wie die Nacht selbst, seltsamlich gestaltet, im Dämmer schier zerfließend, nebelhaft gespenstisch — eine ganze Reihe. Die Reihe der Schatten zog heran, immer näher und näher einem kleinen Hügel, einer unbedeutenden Terrainerhebung zu. Plötzlich stand der Zug, hielten die Schattengestalten, tiefes Schnaufen und leises Klirren folgte dem Halt.

Drei und zwanzig Preußische Reiter waren die gespenstischen Gestalten, ein Officier und zwei und zwanzig Mann vom Regiment Gardes du Corps, die in ihre langen Reitermäntel eingehüllt eins zu sein schienen mit ihren Rossen. Jetzt hielten sie, und der Führer zu Pferd, den sie bei sich hatten, ein wegkundiger Forstmann der Gegend, ritt langsam den Hügel hinauf, nachdem er Einiges geflüstert mit den Lieutenant.

Der Officier gab dem ihm zunächst reitenden Unterofficier halblaut einen Befehl, der lief flüsternd von Mund zu Mund, die Reiter zogen ihre Pistolen und schütteten das Pulver von der Pfanne; das leichte

Geräusch, was die Ausführung des Befehls verursacht hatte, war vorüber und die frührere Stille trat ein, lautlos hielten Roß und Mann.

Nach einer Weile kehrte der Führer zurück, er mußte günstige Nachrichten gebracht haben, der Lieutenant gab den beiden Unterofficiren, die er bei sich hatte, seine letzten Befehle und gleich darauf zog sich der kleine Trupp den Hügel hinauf.

Der Officier ritt mit dem Führer voran, kaum aber hatten Beide den Gipfel des Hügels erreicht, als ihnen die helle Flamme eines Feuers entgegenloderte; erschrocken faßte der Führer dem Pferde des Officiers in die Zügel und flüsterte hastig: „zurück, Alles ist munter!"

Der Officier aber maß mit raschem Blick die feindliche Schaar, er sah, daß sie seinen Leuten an Zahl überlegen war, aber er sah auch beim hellen Schein des Feuers, daß kein Gegenstand in der Nähe war, der jenen hätte Schutz bieten können.

„Halten sie sich in der Nähe," befahl er dem Führer leise, dann wendete er sich um nach dem ihm folgenden Unterofficier und kommandirte: „Vorwärts!"

Der Zug rückte langsam und still den Abhang hinunter.

„Qui vive!" donnerte plötzlich der Anruf einer doppelten französischen Fußvedette dem voranreitenden Officier entgegen, und in demselben Augenblick trat der Mond aus den Wolken hervor nnd erhellte wie mit magischem Licht die Schneelandschaft.

Der Lieutenant prellte sofort auf die Vedetten ein, die nun ihre Gewehre auf ihn abfeuerten und davon liefen, der Officier aber stieß seinem Roß die Sporen in die Flanken und jagte ihnen blitzschnell nach, holte sie ein, hieb und ritt sie nieder mit einer fabelhaften Gewandtheit; noch zehn Schritt hinaus über die Niedergerittenen prallte das Roß, ehe es der Reiter zu halten vermochte, er kehrte um und übergab die beiden verwundeten Gefangenen, die sich mühsam erhoben, einem Garde du Corps, während er zugleich seinen Leuten befahl, sich zu zerstreuen und keinen der Feinde ins Dorf zu lassen, denn das Piquet hatte sich beim Anblick der Reiter sofort auf die Flucht begeben, da ein Widerstand in dem offenen Felde doch zu nichts führen konnte. Es fielen zwar noch einige Schüsse, die blind abgefeuert keinen Schaden thaten, fünf Minuten darauf war das ganze Piquet gefangen, die meisten Franzosen durch Schwerthiebe verwundet. Der Lieutenant ließ sie sofort ihre Waffen auf einen Haufen legen und dann in einiger Entfernung davon durch zwei Gardes du Corps bewachen, er selbst sammelte seine Leute und ging im Trabe gerade in das Dorf hinein.

Am Eingang des Dorfes stand eine schwache Wache, sie wurde sofort niedergeritten und zusammengehauen, dennoch schien der Ueberfall nicht gelungen, denn überall waren die Soldaten auf den Beinen und in voller Rüstung; der Lieutenant ließ sich dadurch aber nicht abschrecken seine Vortheile zu verfolgen, er befahl seinen Leuten, durchaus kein Zusammen-

treten zu gestatten, sondern alles einzeln gefangen zu nehmen oder nieder zu machen; natürlich fielen dabei von französischer Seite Schüsse, die Alles alarmirten.

Ein Unterofficier mit zehn Mann mußte das Dorf bewachen, der Andere mit dem Rest der Mannschaft folgte dem Officier nach dem Edelhof, den ein hohes steinernes Gebäude mit zwei Flügeln bildete. Die Reiter preschten durch den Hof, die Wache, die hier Widerstand leistete, wurde niedergehauen, der Lieutenant flog in einem Satz mit dem Pferde die kleine steinerne Treppe hinauf, die in's Schloß führte, saß ab, ließ das Pferd stehen und lief, mit einem Pistol in der Rechten, ein anderes in der Schärpe, den Degen am Portepée an der Hand hängend, in das nächste Zimmer.

Er fuhr beinahe erschrocken zurück, als ihm hier statt der Feinde zwei junge Damen, kaum nothdürftig bekleidet, entgegenkamen. Doch es war keine Zeit zu Complimenten oder Entschuldigungen.

„Wo ist die Einquartierung?“ lautete der barsche Gruß des Officiers.

Die Damen waren aber so erschrocken, daß sie auf diese Frage zunächst keine Antwort zu geben vermochten, erst als sie drohender wiederholt wurde, deutete die eine der Damen auf die gegenüber liegende Thür; sofort machte der Officier links um und eilte in das bezeichnete Zimmer.

Hier fand er wirklich drei Menschen, die sich in aller Hast anzukleiden versuchten, einen französischen General, seinen Adjutanten und seinen Kammerdiener; mit vorgehaltenem Pistol zwang er sie, sich gefangen zu geben. Jetzt erst kamen ihm einige seiner Reiter nach, und der Lieutnant von Leist, der Hut ist ihm vom Kopf gefallen und wir erkennen unsern alten Freund an der gewaltigen Narbe im Gesicht, übergab ihnen seine Gefangenen zur Bewachung, indem er dieselben zugleich aufforderte, sich so rasch als möglich anzukleiden.

Als der Officier in den Hof kam, hatte der Unterofficier aus den Ställen bereits dreißig bis vierzig Beutepferde zusammengebracht, die sämmtlich gesattelt und gezäumt waren; jetzt erkannte er auch, wie es gekommen, daß er die Feinde alle wach gefunden bei seinem Ueberfall: das Hauptquartier des Generals war mit der Compagnie, die im Dorfe lag, eben im Begriff gewesen, auszumarschiren und den Ort zu verlassen, als der Angriff der Preußen erfolgte. Im Dorfe wurde noch immer gefochten und geschossen.

Die Gardes du Corps hatten Schlitten ausgemittelt, auf diese wurden die genommenen Waffen und die Beute überhaupt, so wie die verwundeten Gefangenen geladen. Einige der gesunden Gefangenen mußten reiten und die Beutepferde führen, und dieser ganze Trupp wurde mit einer Eskorte unter Anführung eines Unterofficiers im Trabe voran geschickt, während der Lieutenant den Rest der Mannschaft, so wie die gefangenen Officiere, die er sofort beritten machte, bei sich behielt und die Arrière-Garde bildete.

Der kleine siegreiche Trupp ging nun rückwärts mit seinen Gefangenen und seinen Leuten. Der Forstmann, der vorher den Führer gemacht, fand sich bald wieder ein und führte die Gardes du Corps auf einem Richtwege nach einem kleinen Städtchen, wo der Lieutenant die andere Hälfte seiner Mannschaft hatte stehen lassen.

Die Nacht war jetzt wunderschön hell, aber bitter kalt, dennoch fror den siegreichen Officier nicht, obwohl er ohne Hut und Handschuhe ritt, die Freude über den gelungenen Coup machte ihn unempfindlich gegen jede Unbill der Witterung. Mildherzig sorgte er, so gut er's vermochte, für die gefangenen Franzosen, die meist schwere Hiebwunden hatten, und versuchte auch mit den gefangenen Officieren zu sprechen. Der General grollte aber so über sein Mißgeschick, daß er gar keine Antwort gab, während der Adjutant grimmig auf die Infanterie schalt und behauptete, daß diese ihre Schuldigkeit nicht gethan habe; wären nur seine Dragoner im Ort gewesen, meinte er, so würden jetzt die Preußen gefangen sein. Herr von Leist begriff diesen Unmuth und zog sich zurück.

Endlich war das Städtchen erreicht, die Gefangenen, deren man über 60 zählte, wurden verbunden und dann alsbald mit den genommenen Waffen nach Riesenburg weiter abgeführt. Jubelnd theilten darauf die Gardes du Corps die reiche Beute, die sie gemacht hatten, und waren kaum zu bewegen von ihrem Officier, das Geld zu nehmen, das dieser ihnen für einige der Beutepferde, die er zu behalten wünschte, gab.

Der Wintermorgen begann zu dämmern, Herr von Leist schickte Patrouillen zurück auf den Weg, auf dem er gekommen, um sich vor einem etwaigen Ueberfall feindlicher Cavallerie zu sichern, dann erst begab er sich in sein Quartier, das er in dem ersten Hause dicht am Eingang in das Städtchen genommen, um im Fall der Noth gleich bei der Hand zu sein. Er fühlte endlich das Bedürfniß, der Ruhe zu pflegen, und warf sich angekleidet auf ein Bett. Dort schlief er augenblicklich ein. Er hatte indessen kaum eine Stunde geschlafen, als er geweckt wurde. Eine starke Preußische Cavallerieabtheilung zog durch den Ort, die Officiere gratulirten dem Kameraden zu dem glänzenden Coup und meldeten ihm, daß der Feind eine rückgängige Bewegung mache, offenbar erschreckt durch den kühnen Ueberfall. Sie hatten die Dörfer vorwärts alle schon vom Feind geräumt gefunden.

Mit großer Behaglichkeit setzte sich jetzt Herr von Leist an einen Tisch, der dicht an den warmen Ofen gerückt war, rauchte eine Pfeife Tabak und trank einen trefflichen Kaffee dazu, den ihm ein bildhübsches junges Weib auftrug, die ihren Säugling dabei immer auf dem Arm hatte. Als der Lieutenant seinen Rapport an Oberst von Borstell beendet hatte, blickte er mit einer Art von Rührung um sich, es schien ihm nach der kalten, blutigen Nacht in dem saubern stillen Stübchen Alles doppelt friedlich und heimisch zu sein. Es kam jene weiche Stimmung über ihn, welche auch die härtesten Soldaten zuweilen grade in der Freude

des Sieges überfällt und sie im Geiste heim führt an den eignen Heerd, sie mit unendlicher Sehnsucht nach Weib und Kind erfüllt; das ist des Kriegers Heimweh nach dem Frieden.

In dieser Stimmung befand sich Leist, als einer seiner Unterofficiere eintrat und ihm ein kleines Paquet Briefe und Papiere hinlegte; in dem Mantelsack auf einem der Beutepferde waren diese gefunden worden, man brachte sie dem Officier. Leist bekümmerte sich anfangs nicht viel um diesen Fund; die Papiere lagen noch eine ganze Weile unangerührt auf dem Tisch, als sich der Unterofficier entfernt hatte, und vielleicht würden dieselben noch lange unberührt geblieben sein, wenn der tapfere Lieutenant nicht endlich sich mit Gewalt der weichen Stimmung und der Sehnsucht nach seiner Heimath und nach seinem geliebten Weibe entrissen hätte.

Leist gehörte zu den Männern, die jede geistige Anstrengung mit einer des Körpers einleiten oder begleiten, er richtete sich strack auf aus der nachlässigen, halb liegenden Stellung, in der er bis dahin verharrt, er erhob sich und ging ein Paar Mal rasch auf und nieder in dem kleinen Gemach. Da der Raum des Zimmers außerdem noch durch eine breite Bettstelle beschränkt war, so blieb der Officier sehr bald nothwendig wieder vor dem Tisch stehen, und seine Augen fielen unwillkürlich auf das Briefpaquet, das mit einem blauen Papier umschlagen, mit Bindfaden umwunden und versiegelt gewesen. Offenbar hatte es der Garde-du-Corps, zu dessen Beute es eigentlich gehörte, aufgerissen und, weil er einen andern Inhalt vermuthet, mit einem gewissen Unwillen wieder zusammengeknüllt. Dabei aber waren die Papiere in Unordnung gerathen, und auf einem Blattzipfel, der aus der Enveloppe hervorragte, las Herr von Leist, als er ganz unwillkürlich auf die Papiere blickte, seinen eignen Namen, und zwar seinen Namen von seiner eignen Hand geschrieben. Er erschrak beinahe, als er so unvermuthet hier in Preußen seiner Handschrift begegnete; hastig zog er das Blatt ganz hervor und betrachtete es staunend, denn es war ein eigenhändiges Billet von ihm, und zwar ein Billet, welches er einst in Berlin an die Stiefmutter seiner Gemahlin, an die Geheimräthin von Reinbach geschrieben. Er überflog die Zeilen, sie enthielten nichts als die Anzeige, daß er keine Billets zu einem Benda'schen Concert für die Geheimräthin und Elisabeth habe besorgen können. Wie kam dies Billet hierher? wer konnte ein Interesse gehabt haben, es so sorgfältig zu bewahren? Die Antwort auf diese Fragen fand der Lieutenant auf dem Blatte selbst, als er es noch einmal genauer ansah, denn über der Anrede stand mit Bleistift in französischer Sprache geschrieben: „Hier haben sie die Handschrift des Herrn von Leist, das wird für ihre Zwecke ausreichen, von dem Wappen habe ich noch keinen bessern Abdruck auftreiben können."

Leist kannte die Handschrift nicht, aber es kam eine Ahnung über

ihn, und hastig, mit zitternden Händen öffnete er das Packet völlig, er sah die Papiere rasch durch; es waren fünfzig bis sechzig einzelne Blätter, fast alle von verschiedener Hand, selten waren drei oder vier von ein und derselben Schrift, lauter Billets, ganz kurze Meldungen enthaltend. Der Officier las einige, er schüttelte den Kopf, er begriff nicht gleich, wer ein Interesse daran gehabt haben konnte, zu erfahren z. B., daß ein M. dem Cabinetsrath Lombard einen prächtigen Meerschaumkopf geschenkt habe, daß Cabinetsrath Beyme seit fünf Tagen nicht zum Vortrag gekommen, oder, daß die „Frau Gesandtin" einen Sorgenstuhl für Herrn Cabinetsrath Lombard gestickt habe, wozu noch ganz spöttisch bemerkt war, „der alberne Lombard bildet sich wirklich ein, daß die Frau Gesandtin den Stuhl selbst gestickt hat." Freilich kamen dann auch Papiere zum Vorschein, deren Bedeutung sich eher begreifen ließ: Truppenlisten, Marschrouten, Verzeichnisse der Bestände in den Zeugkammern, der Waffendepots, namentlich Notizen über die Bestände der verschiedensten Kassen, der sogenannten Banco-Comptoirs, Bemerkungen zur Charakteristik einer ganzen Reihe von Persönlichkeiten, welche bis zur Schlacht bei Jena eine hervorragende Rolle in Berlin und Preußen gespielt hatten — den Lieutenant schwindelte, er hielt eine Masche von dem Netze der schändlichen Espionage in der Hand, mit welcher Preußen umsponnen war, schon lange, ehe es, von allen Seiten verrathen, seine morschen Stützen zusammenbrechen sah.

Langsam nur begriff Herr von Leist, was das war, was er in der Hand hielt; es war eine Sammlung von Berichten der Spione, welche die französische Polizei in Berlin hielt; es war etwas von dem Material zu den Rapporten, welche sich Fouché und seine Nachfolger im Großschergenamt allmonatlich von ihren vertrauten Agenten abstatten ließen. Einige der Handschriften, so flüchtig die meisten geschrieben waren, glaubte der Lieutenant zu kennen und er täuschte sich nicht, denn, wie er bei näherer Besichtigung entdeckte, war unter jedem Zettel der Name des Einsenders notirt und oft noch mit einer kleinen pikanten Bemerkung versehen. Es ging dem Officier, der mit fast kindlicher Harmlosigkeit in dem bunten Kreise der Berliner Gesellschaft gelebt hatte, ein schreckliches Licht auf über die Infamie und bodenlose Gewissen- und Ehrlosigkeit, die vor Jena als französische Bundesgenossen, als Bundesgenossen der Revolution ihren Sitz in Berlin gehabt. Mit diesen Zetteln in der zitternden Hand begriff er, warum immer und immer wieder ein demoralisirendes Schwanken eingetreten und die politische Action Preußens gehemmt hatte; er wußte jetzt, warum Napoleon es dreist wagen konnte, die Neutralität von Anspach und Baireuth mit Füßen zu treten, er wußte, warum 1805 nichts aus dem Kriege werden konnte, warum im Feldzuge von 1806, der nur möglich wurde, weil ihn nun die Franzosen selbst wollten, Alles in so hohem Grade elend ging, daß dem Staate Friedrichs des Großen nicht einmal die Möglichkeit gelassen

wurde, mit Ehren unterzugehen. Der preußische Staat mußte fallen, weil aus seinen Ordnungen der mächtige Geist des großen Königs gewichen war, der sie einst lebendig gemacht hatte, weil man aus Pietät vor dem Ruhme des Einzigen hier und aus militärisch-bureaukratischem Hochmuth dort versäumt hatte, jene Wandlungen mit den militärischen und bürgerlichen Institutionen vorzunehmen, die eine Zeit erheischte, welche fast das ganze übrige Europa mehr oder minder gewaltsam und revolutionär umgestaltet hatte. Ja, Preußen mußte fallen, weil das Alles verabsäumt und so der Staat als etwas ganz Besonderes, Fremdes neben das Volk gesetzt worden war; aber Preußen konnte, als es endlich das Schwert zog zum Kampfe gegen Napoleon und die Revolution, es konnte noch immer mit Ehren fallen, wenn nicht die Bundesgenossen der Revolution im eigenen Lager ihm den Geist verdunkelt, ihm Fuß und Faust in schmachvolle Netze verstrickt hätten.

Einen Theil der Beweise für diese Schmach Preußens hielt der Lieutenant von Leist in der Hand, immer wieder blätterte er sie durch, bald hier bald dort las er — Franzosenfreunde und glühende Bewunderer Napoleon's im Cabinet des Königs selbst, Franzosen im engsten Vertrauen des Herzogs von Braunschweig, der sich auf Mirabeau und Mauvillon, als auf seine Freunde berief, Franzosen und Franzosenfreunde überall — in Ministerien und Dicasterien eben so zahlreich, wie in den Comptoirs der Kaufleute und in den Salons der Hauptstadt.

Jetzt begriff Herr von Leist, was ihn in den geistreichen Cirkeln der jüdischen Notabilitäten Berlin's, die er eine Zeit lang eifrig frequentirt hatte, oft mit so banger Scheu erfüllte und ihm das Gefühl gab, daß er als ein loyaler preußischer Officier und Edelmann doch nicht dahin gehöre. In allen jenen Cirkeln wurde, unwissentlich wohl zumeist, Propaganda gemacht für die Revolution; die geistreichen Berliner Jüdinnen waren die Quartiermacher für die Heere der Revolution, die Napoleon, ihr großer Sohn, siegreich nach Berlin führte.

Auf seinen Zetteln fand der tapfere Officier den Namen so manchen Mannes, der ihm in jenen Kreisen begegnet war, der eine große Rolle spielte in der geistreichen Gesellschaft Berlins, obgleich seine Existenz denen, die darüber nachdachten, ein Räthsel war. Der Schlüssel zu den zahlreichen Räthseln dieser Art lag in den geheimen Fonds des Großschergenmeisters von Frankreich.

An Juden und die Jüdinnen hatte die geschickte französische Espionage zumeist angeknüpft; dann an die eigenen Landsleute, sowohl an die Emigranten, welche als zahme Revolutionairs vor den wilden aus Frankreich geflüchtet in Preußen ein Asyl gefunden, als auch an die Refugiés, die undankbar eine hundertjährige Gastfreundschaft am Preußischen Heerde und all die Begünstigungen vergaßen, die ihnen Brandenburgs und Preußens Regenten vor den eigenen angestammten Unterthanen hatten zu Theil werden lassen. Das konnte kränkend sein, aber empörend war es, daß

auch Preußen, und gerade Männer, die sich ganz besonderer Auszeichnung von Seiten des Königs und des Staates rühmen durften, sich nicht gescheut hatten, Geld zu nehmen und Unehre einzutauschen von Preußens und Deutschlands Erbfeind. Manche wußten vielleicht nicht was sie thaten, man kann es zu ihrer Entschuldigung glauben; Einige glaubten wohl wissenschaftliche Zwecke zu unterstützen, wenn sie Notizen und Bemerkungen aller Art in die Hände von Männern gaben, die sich ihnen gegenüber nur als Mitglieder der Gelehrten-Republik aufführten.

Die Gelehrten-Republik und der ganze Schwindel von Weltbürgerthum ist uns, und zwar nur uns Deutschen theuer genug zu stehen gekommen, weil nur Deutsche ehrlich daran glaubten; es ist, als ob die Franzosen, die nie an ein Weltbürgerthum geglaubt haben, es lediglich zu einer Falle für die deutsche Einfalt erfunden hätten.

Herr von Leist legte die Papiere zusammen und verbarg sie in seinem Mantelsack, es war ihm klar, daß er von denselben im Allgemeinen, keinesfalls unter den jetzigen Verhältnissen, vielleicht niemals würde Gebrauch machen können. Er fühlte einen tiefen Schmerz, jenen tiefen und, weil mit Ekel gemischt, tiefsten Schmerz, der den ehrlichen Mann immer ergreifen muß, wenn ihm die Schattenseite des Menschenthums in ihrer vollen Nacktheit entgegentritt; aber sein Schmerz bezog sich nicht auf Menschheit und Vaterland allein, sondern auch auf sich selbst und seine Familie, denn unter jenen Zetteln waren mehrere von Personen geschrieben, die ihm persönlich nahe gestanden, von der Geheimräthin von Reinbach, von dem Kammerherrn von Redow, und in dieser Beziehung war es ihm nicht unwichtig zu erfahren, wer der Besitzer dieser Papiere gewesen, bei wem seine Reiter diese Beute gemacht hatten. Er konnte annehmen, daß sie sich noch in der Hand des Mannes befunden, der sie empfangen, der also in directem Verkehr mit diesen Schmachcorrespondenten gestanden und diese Papiere wahrscheinlich aufgehoben hatte, um sich ihrer bei Gelegenheit gegen jene Personen zu bedienen. Jener Mann mußte in der Zeit vor der Schlacht bei Jena unter den französischen geheimen Agenten in Berlin eine bedeutende Rolle gespielt haben, und es war immerhin wichtig, seine Persönlichkeit festzustellen.

Leist ließ den Unterofficier rufen, der ihm die Papiere gebracht, und fragte ihn, auf welchem Pferde sich der Mantelsack befunden, aus dem die Briefschaften genommen.

„Es war die langschwänzige Schimmelstute, die der Herr Lieutenant gekauft haben!" erklärte der Unterofficier.

„Was war sonst in dem Mantelsack?" fragte der Officier weiter, der sich in seinen Nachforschungen schon durch diese erste Antwort bedeutend gefördert sah, denn die Schimmelstute war eins von den besten Beutepferden, und es war gewiß nicht schwer, von den Gefangenen zu erfahren, wer dieses Pferd geritten.

„Ein Paar Beinkleider, ein Paar Stiefeln und ein Paar Strümpfe waren darin, Herr Lieutenant, dann aber Zucker, Kaffee und eine Flasche süßer Schnaps“ — antwortete der Unterofficier auf die zweite Frage — „dann noch ein Paquet weiße Tücher, welche die Leute unter sich vertheilt haben; weiter nichts, ich war selbst dabei, als der Mantelsack ausgepackt wurde.“

„Ich möchte eins von den Tüchern sehen!“ sagte der Officier, dem ein Gedanke durch den Kopf flog.

Der Unterofficier ging und kehrte nach einer Weile mit einem feinen leinenen Tuch zurück, das nicht ganz sauber mehr war, weil der Besitzer seinen Antheil an dem erbeuteten Koffer hineingebunden hatte, was der Ueberbringer entschuldigte, die anderen Tücher waren bereits zum Verbinden und ähnlichen Zwecken benutzt.

Herr von Leist sah die Zipfel des Tuchs an, dann gab er dem Unterofficier ein Geldstück für den Besitzer des Tuchs, das er zu behalten wünschte, denn das Zeichen war ihm bekannt: M. v. R. Marguerite von Reinbach, es war offenbar ein Tuch der Stiefmutter seiner Gemahlin, der Geheimräthin von Reinbach; er konnte sich nicht täuschen, denn er hatte oft genug die eigenthümlich gestickten Buchstaben in den Taschentüchern der Geheimräthin gesehen. Der französische Agent hatte also ohne Widerrede in einer sehr genauen Verbindung mit der Geheimräthin gestanden. Vielleicht, wahrscheinlich sogar, war der Franzose, der die Geheimräthin und das Vermögen des Geheimen Finanzrathes einst entführte, eine Person mit dem geheimen Agenten der französischen Polizei.

Mit Gewalt mußte sich Herr von Leist den Gedanken entreißen, welche diese Entdeckungen in ihm erregten, denn der Dienst forderte seine ganze Aufmerksamkeit.

Glücklicherweise erhielt er gleich darauf den Befehl, mit seinen Leuten noch weiter nach Riesenburg zurückzugehen, da der Feind die Blokade von Graudenz aufgegeben habe.

Der Tag war hell und schön geworden und nicht übermäßig kalt, es war einer der ersten Februartage des Jahres 1807, die Gardes du Corps waren in bester Stimmung, denn nicht nur hatte sie der glücklich ausgeführte Ueberfall mit Muth und Zuversicht erfüllt, sondern er hatte ihnen auch so bedeutende Beutegelder gebracht, daß auf den Mann beinahe funfzig Thaler kamen, eine Summe, die sich auf das Doppelte, vielleicht Dreifache hätte steigern lassen, wenn man mehr Zeit gehabt hätte, die Beutestücke zu verkaufen; so wurde, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, Alles dem zugeschlagen, der das erste Gebot that, weil man nichts mit fortschleppen konnte.

So zogen die tapferen Gardereiter des Königs von Preußen dahin auf der ziemlich gebahnten Landstraße durch die schneebedeckten Gefilde; ihr Führer war ernst, obgleich er in seiner Brieftasche einige sehr schmeichelhafte Zeilen seines Commandeurs in Bezug auf den Ueberfall trug

und darunter ein preußisches Soldatenherz, das sich der That freuete, aber er blieb ernst, denn die gefundenen Briefe und die Gedanken, die sie bei ihm erweckten, hatten seine klare Siegesfreude verdüstert.

Die Reiter aber huben an zu singen:

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, Ade!
Fein's Liebchen schaute zum Fenster heraus, Ade!
Und wenn es muß geschieden sein,
So reich mir dein goldenes Ringelein.
Ade, Ade, Ade!
Ja, scheiden und lassen thut weh!

Und der uns scheidet, das ist der Tod, Ade!
Er scheidet so manches Mägdlein roth, Ade!
Er scheidet so manchen Mann vom Weib,
Die konnten sich machen viel Zeitvertreib.
Ade, Ade, Ade!
Ach, scheiden und lassen thut weh!

Er scheidet das Kindlein von der Wiegen, Ade!
Wann werd' ich mein schwarzbraunes Mägdlein kriegen? Ade!
Thäts wohl geschehen in kurzer Zeit,
Thäts machen uns beiden ein' große Freud'.
Ade, Ade, Ade!
Ja, scheiden und lassen thut weh!

Nachdem einmal der Gesang begonnen, wurde er fortgesetzt, wie das gemeiniglich bei solchen Gelegenheiten auf dem Marsche geschieht, weil Jeder gern auch sein Lieblingslied singen und hören will. Ein Lied folgte dem andern, und der Officier hörte gern die empfindsamen oder gar melancholischen Lieder aus den rauhen Kehlen der tapferen Reiter, denn das ist eine Eigenthümlichkeit, daß die Mehrzahl der Reiterlieder gerade einen melancholischen oder wenigstens empfindsamen Grundton hat, während das bei der Infanterie nicht so der Fall ist, und bei der Artillerie ganz entschieden Humor und derber Spaß vorherrschen.

Als der Lieutenant mit seinem Commando in Riesenburg eintraf, wurde er sofort von dem General von Herzberg zum Diner geladen und hatte kaum noch Zeit, seine äußere Erscheinung ein wenig zu adjustiren; hier kamen ihm seine Gefangenen, der General Pelet und sein Adjutant, mit französischer Artigkeit entgegen, Beide hatten sich soldatisch über ihr Mißgeschick getröstet, und der Lieutenant, der bei Tafel zwischen ihnen beiden Platz nehmen mußte, konnte glauben, er habe ihre Bekanntschaft auf die allerfreundlichste Art in einem befreundeten Hause etwa gemacht, und nicht bei einem blutigen Ueberfall in kalter Winternacht. Er fand im Gespräch auch bald eine passende Gelegenheit, den Adjutanten, der Dragonerofficier war, zu fragen, wer die langschwänzige Schimmelstute geritten. Er mußte sich ziemlich Gewalt anthun, als der General, der die Frage gehört, dieselbe beantwortend sagte: „Die Schimmelstute ist ein hübsches Pferd, sie gehörte dem Oberstlieutenant Telieu; ich bin neugierig, zu erfahren, wie er der Gefangenschaft entronnen, denn kurz vor

ihrem Eintritt in unser Zimmer, Herr Lieutenant, hatte er uns verlassen!"

„Sie hätten vielleicht eine alte Bekanntschaft erneuert bei dieser Gelegenheit," setzte der Dragonerofficier hinzu, „denn der Oberstlieutenant war vor zwei Jahren längere Zeit in Berlin, er hat uns viel erzählt von seinem damaligen Aufenthalt."

„Ich kann mich nicht besinnen!" entgegnete der Lieutenant gezwungen.

Der tapfere Officier sagte nicht die Unwahrheit, er entsann sich des Mannes nicht, des Namens aber nur zu gut, Telieu war der Familienname der Geheimräthin von Reinbach.

Der französische Dragonerofficier that mehrere Fragen über Berlin und dortige Verhältnisse, die Herrn von Leist zeigten, daß der Obristlieutenant seinen Kameraden allerdings viel von Berlin erzählt haben mußte, die ihm aber unter diesen Umständen störend, beinahe peinigend waren.

Eine angenehme Ueberraschung aber hatte Leist, als nach aufgehobener Tafel ein Kamerad zu ihm trat und ihm zuflüsterte: „Der Obrist hat sie für ihren Ueberfall zum Orden pour le mérite vorgeschlagen; ich gratulire, Herr Kamerad!"

Genealogie und Heraldik.

Fürst von Hohenlohe: Sphragistisches Album; Dr. Carl Hopf: Historisch-genealogischer Atlas; Freiherr von Friedrich: Genealogische Tabellen; Camill Behr: Genealogisches Wappenwerk; Fahne: Geschichte der westphälischen Geschlechter.

Seine Durchlaucht der Fürst Friedrich Carl Joseph von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (früher in Kaiserlich russischen Militärdiensten, geb. 1814) hat die Herausgabe eines höchst werthvollen und mit der größesten Sorgfalt vorbereiteten sphragistischen Werkes begonnen, von welchem so eben die erste Lieferung erschienen ist. Sphragistisches Album: Diplomatisch genaue Abbildungen der ältesten Siegel der gegenwärtig noch blühenden Geschlechter des deutschen hohen Adels. Gesammelt und herausgegeben von F. K. Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg. Heft I. Stuttgart. Nitzschke. Quer-Folio. Die Tafeln enthalten die Abbildungen nur der ältesten Originalsiegel, und zwar immer mit einem Stück der Urkunde, an welcher das Siegel befindlich gewesen. Jedes Heft enthält eine Abtheilung von Siegeln souverainer und eine Abtheilung von Siegeln mediatisirter Häuser. Im ersten Hefte finden wir Siegel von: Württemberg 1228, Sachsen 1157, Braunschweig 1125, Mecklenburg 1190, Hohenlohe 1207, Fürstenberg 1228, Erbach 1255, Fugger 1552. Die späteren Siegel sollen in Beilagen mit dem Namen derer, die sie geführt, und der Jahreszahl der Urkunde, in der sie zum ersten Male vorkamen, abgebildet und zusammengestellt werden. Bei dem ersten Heft finden sich solche Beilagen zu den Tafeln, die Mecklenburg und Hohenlohe gewidmet sind.

Zeigt sich bei diesem Werke schon in erfreulichster Weise, mit welchem Ernst sich die Wissenschaft in neuester Zeit an heraldische und genealogische Forschungen begiebt, die sie leider nur allzulange ungerecht verabsäumt hat, so ist das noch weit mehr der Fall bei dem großartigen Werke, dessen Herausgabe die Perthes'sche Buchhandlung in Gotha, deren wohlgeleiteter Thätigkeit die historischen Hülfswissenschaften schon so viel verdanken, unternommen hat. Wir meinen Dr. Carl Hopf's historisch-genealogischen Atlas. Seit Christi Geburt bis auf unsere Zeit. Dieses Werk, von dessen Einrichtung wir in der „Berliner Revue" schon vor längerer Zeit Nachricht gegeben, soll neun Abtheilungen umfassen, die erste Abtheilung, Deutschland, liegt jetzt vor in einem prachtvoll gedruckten Foliobande von 449 Seiten. Die folgenden Abtheilungen werden bringen 2) Großbritannien, 3) Frankreich, Niederlande, Belgien, Schweiz, 4) Italien, Spanien, Portugal, 5) Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland mit allen seinen ehemaligen Theilfürstenthümern, 6) Polen, Litthauen, Ungarn, Türkei, Griechenland, Dalmatien, Croatien, Bosnien, Serbien, Montenegro, Moldau und Wallachei, 7) und 8) Asien, 9) Afrika, Amerika, Australien. In geographischer Ordnung führt der gelehrte Verfasser (nunmehr Professor an der Universität Greifswald) alle weltlichen und geistlichen Regenten auf, die seit Christi Geburt regiert haben, so weit sich deren Existenz diplomatisch nachweisen läßt. Im vorliegenden ersten Bande werden zuerst die altgermanischen Reiche angeführt, 1) Fürsten und Könige der Cherusker, 2) der Rugier, 3) Könige der Markomannen, 4) Könige und Heerführer der Gothen, 5) das Geschlecht der Amaler 526, 6) Könige der Thüringer, 7) Herzoge der Alemannen, 8) die deutschen Karolinger 768—911, 9) die deutschen Könige und Kaiser 911 — 1806. Dann folgen die fünf deutschen Nationalherzogthümer, von diesen werden Sachsen und Bayern unter den Bundesstaaten, Lothringen unter Frankreich (in der III. Abtheilung) abgehandelt. Von Franken und Schwaben werden die Herzoge aufgezählt. Franken war von 1079 — 1268 bei den Hohenstaufen, von 1441 — 1802 führten die Bischöfe von Würzburg den fränkischen Herzogstitel. Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar war von 1633 bis 1639 Herzog von Franken. Schwaben und Franken gehören jetzt bekanntlich zu Baiern, Würtemberg und Baden. Das Verzeichniß der deutschen Kaiser nach den Karolingern zeigt: 1 aus dem Hause Franken 911—918; 5 aus dem Hause Sachsen 919—1024; wieder 4 aus dem Hause Franken 1024—1125; wieder 1 aus dem Hause Sachsen 1125—1137; dann 7 aus dem schwäbischen Hause 1138—1254; 1 aus Holland 1254—1256, dann Interregnum und Rudolph von Habsburg 1273—1291, darauf folgen von 1291—1437 neun Kaiser aus den Geschlechtern Nassau, Oestreich, Luxemburg, Baiern, Böhmen, Pfalz und Brandenburg. Dann kommen die 17 Kaiser aus dem Hause Habsburg-Lothringen, deren Reihe nur ein Bayer (von 1742 — 45) unterbricht. Es versteht sich von selbst, daß die Gegenkönige und Kaiser nicht vergessen sind. Die Kurfürsten und Erzbischöfe von Mainz beginnen mit dem Jahre 80, die von Trier mit dem Jahre 50, die von Köln mit dem Jahre 88 und sind bis auf diesen Tag fortgesetzt. Den alten weltlichen Kurfürsten: Pfalz (dessen Kur 1622 an Bayern kam); Sachsen, Böhmen, Brandenburg, werden die neuen beigesellt: Pfalz (restituirt 1648), Hannover (seit 1692), Baden, Würtemberg, Hessen-Kassel und Salzburg seit 1803. Danach kommen die jetzigen souverainen Regentenhäuser in Deutschland und die in ihren Gebieten ansässigen oder ansässig gewesenen Dynastengeschlechter, so wie sonstige Fürsten- und Grafenhäuser.

Von den noch blühenden deutschen Grafenhäusern finden wir 264 Geschlechtsregister. Man mag aus diesen flüchtigen Anführungen einen Schluß ziehn, welche unsägliche Mühe, welchen Fleiß der Verfasser aufgewendet haben muß; die Masse der als benutzt von ihm citirten Quellen ist gewaltig, dazu aber kommen noch die eigenen Studien und eine ausgebreitete Correspondenz. Die allseitige, redlich verdiente Anerkennung der Kritik wird diesem Werk gewiß nicht fehlen, möchte es nur auch von Seiten der Kaufenden eine Beachtung finden, die einigermaßen im Verhältniß steht zu den Opfern, die Verfasser und Verleger diesem Unternehmen bringen!

Welchen Fortschritt die Wissenschaft gemacht hat, kann man recht deutlich sehen, wenn man das Hopf'sche Werk mit Hübner's Tabellen vergleicht, die seit so langen Zeiten gebraucht wurden; was dort noch gesondert und allein stand, ist nun mit Geschichte und Geographie auf's Glücklichste verbunden. Uebrigens wollen wir die alten Hübner'schen Tabellen mit ihren Supplementen in dankbarem Gedächtniß behalten, trotzdem daß wir nun Besseres haben; es gelang uns lange Zeit hindurch nicht, an Hübner's Stelle etwas Besseres zu setzen, weil man eben Hübner's Weg nicht verlassen wollte; Hopf hat es erreicht, uns etwas Besseres zu geben, weil er zuerst den eigenen Weg ging und wissenschaftlich selbstständig schuf. Wie wenig Voigtel's Bearbeitung der Hübner'schen Tabellen genügte, ist wohl Allen genügend bekannt, die je in die Lage kamen, seine Arbeiten benutzen zu müssen, wie fest aber andererseits Hübner's Ansehen stand, beweist wohl, daß noch 1857 zu Darmstadt Genealogische Tabellen (von Ferdinand August Freiherrn von Friedrich) erscheinen konnten, die, in ihren Angaben fast durchaus Hübner folgend, einen Werth darauf setzten, daß sie nicht die Personen eines Stammes, Zweiges u. s. w., sondern nur die Zweige, Nebenzweige und Aeste selbst anführten. Dem Herausgeber schien völlig unbekannt geblieben zu sein, daß eine lange Reihe der Angaben Hübner's vor der historischen Kritik nicht Stich gehalten hat, und was mit der Anführung der Zweige, Nebenzweige u. s. w. statt der Personen, die sie bildeten, gewonnen sein soll, ist uns wenigstens nicht klar geworden, es müßte denn weiter nichts als eine ganz mechanische Uebersichtlichkeit bezweckt worden sein. Die ist allerdings erreicht, für wen hat die aber Werth?

Uebrigens haben wir in den letzten Jahren mehrere sehr empfehlenswerthe heraldisch-genealogische Werke erhalten, unter denen wir namentlich das bei Tauchnitz, 1854 Leipzig, erschienene Behr'sche General-Wappenwerk hervorheben, das die Genealogien der jetzt regierenden Häuser sehr vollständig giebt. Auch für die Genealogien einzelner fürstlicher Häuser, mit denen es noch mangelhaft bestellt war, ist etwas gethan, z. B. für die Genealogie des Hauses Nassau durch A. v. Witzleben's Genealogie u. s. w. des Fürstenhauses Nassau. Stuttgart 1854.

Auch von Fahne, dem fleißigen Beschreiber der Kölnischen, Jülich'schen und Bergischen Geschlechter, ist vor einiger Zeit ein neues verdienstvolles Werk erschienen: Geschichte der westfälischen Geschlechter, unter besonderer Berücksichtigung ihrer Uebersiedelung nach Preußen, Kurland und Liefland. Von A. Fahne von Roland. Mit 1200 Wappen und mehr als 1300 Familien. Folio. Köln 1858, Lempertz. Die fleißige und zuverlässige, wenn auch oft etwas einseitige Art, in welcher Fahne arbeitet, ist Allen, die sich um die Literatur der Genealogie und Heraldik bemüht haben, bekannt, es bedarf deshalb hier nur der Hindeutung auf die früheren Werke, denen sich das vorlie-

gende in jeder Beziehung würdig zur Seite stellt. Es liefert diese Arbeit wieder mannichfache Beweise für die in neuester Zeit von dem hochverehrten Freiherrn von Ledebur am stärksten betonte Theorie, daß die Gleichheit der Wappen bei völlig verschiedenen Namen doch auf gemeinsame Abstammung schließen lasse. Diese Theorie hat ihre Stärke darin, daß die Wappen älter sind als die Namen, die Patronymica nämlich, die so häufig mit dem Besitz wechselten. In dem westfälischen Adel kann man die Gruppen landstrichweise sondern. Preußen und die deutschen Ostseeprovinzen, die jetzt zu Rußland gehören, sind vorzugsweise durch den westphälischen und niederrheiner Adel germanisirt worden; die Ritterorden der Marianer und Schwertbrüder, so wie später die Hansa boten da die Vermittelung, und in Bezug auf dieses höchst interessante Verhältniß ist das Fahne'sche Werk ganz vorzüglich reich mit merkwürdigen historischen und biographischen Notizen ausgestattet, wie denn überhaupt auch allgemeinere Beziehungen, die über Heraldik und Genealogie hinausgehend an Lehnwesen und Sittenzustände anknüpfen, nicht außer Acht gelassen sind. In Bezug auf den niederdeutschen Adel verdient ein Punkt noch einmal eine ausführliche Beleuchtung, wir meinen die eigenthümliche Erscheinung, daß eine ganze Reihe von edlen Sippen Niederdeutschlands ganz ausgegangen wäre, wenn sie nicht nach Verlauf von Jahrhunderten wieder gekräftigt und neues Leben erhalten hätte von den Nachkommen derjenigen ihrer Söhne, die nach Osten ausgewandert waren. Es giebt Geschlechter, die in der westphälischen Heimath im vorigen Jahrhundert auch die letzten Reste ihres Grundbesitzes verloren hatten, die völlig verschwunden waren, die wir aber jetzt genau auf derselben Stelle finden, wo sie ursprünglich gesessen. Zuweilen ist es ihnen sogar gelungen, sich des alten Stammhauses und der Gesammtheit der alten Stammgüter wieder zu bemächtigen. Es ist das der starke Zug nach der alten Heimath, der die Familien so machtvoll zurücktreibt in den Urenkeln jener ritterlichen Auswanderer. Irren wir nicht, so hat schon der Freiherr von Ledebur in seinen dynastischen Forschungen auf diesen Punkt hingedeutet.

Neue Specialgeschichten edler Geschlechter sind uns in neuester Zeit nur drei zu Gesicht gekommen: Nachrichten von dem Geschlechte der Grafen von Wartensleben. Von Dr. Julius Graf von Wartensleben, königl. preuß. Stadtgerichtsrath. Berlin 1855, Nauck. 2 Thle. Dann: Geschichtliche Nachrichten vom Geschlechte Stillfried von Rattonitz, herausgegeben von Rudolph Stillfried. Als Manuscript gedruckt. Berlin 1858. Fol. Und endlich: Familienbuch der von Bülow. Nach der im Jahre 1780 herausgegebenen historischen, genealogischen und kritischen Beschreibung des Edlen, Freiherrlichen und Gräflichen Geschlechts von Bülow. Von Jacob Friedrich Joachim von Bülow, herzogl. Mecklenburg-Strelitz'schem Geh. Kammerrath auf Kleber im Amte Güstrow. Bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgesetzt durch Paul von Bülow, königl. preuß. Obristlieutenant a. D. 80 Bogen Folio. Mit 5 color. Wappen. Berlin 1859, Decker.

Wir kommen auf diese drei Werke, von denen jedes in anderer Weise trefflich genannt zu werden verdient, bei nächster Gelegenheit ausführlich zurück.

Ueber Schutzvereine für entlassene Sträflinge.

Von Dr. Moritz v. Stubenrauch.

Es ist gewiß ein schöner Gedanke, dem Verbrecher, der seine Schuld abgebüßt, der seine irdische Strafe ausgestanden hat, die rettende Hand zu bieten, damit er nicht neuerdings der Gewalt des Bösen anheimfalle, damit er einem redlichen Erwerbe zugeführt, der bürgerlichen Gesellschaft wiedergegeben werde. Und in der That, wie sehr bedarf der entlassene Sträfling dieses Schutzes; wie schwierig ist es für ihn, den Lockungen der Sünde zu widerstehen, und selbst wenn sein Herz von Reue durchdrungen, von dem Vorsatze zur Besserung beseelt ist, darin nicht wankend zu werden, wenn er sich überall, wo nicht zurückgestoßen, doch mit Scheu und Mißtrauen behandelt sieht, wenn man ihm die Arbeit, die er sucht, verweigert, wenn man ihm mit Hohn oder Verachtung begegnet! Nur allzu leicht wird dadurch ein ohnehin im Guten nicht starkes Gemüth verhärtet, mit Haß und Rachsucht erfüllt, — nur allzu leicht wird das noch wachende Gewissen eingeschläfert und am Ende gar in dem wiederholt rückfällig gewordenen Verbrecher die Meiuung erwirkt, er befinde sich nur in dem Stande einer gerechten Nothwehr, wenn er die bürgerliche Gesellschaft, die ihn von sich stößt, mit neuen Uebelthaten bekämpft.

Darum ist mit der Verbüßung der Strafe die Aufgabe der strafenden Gerechtigkeit noch nicht erfüllt, und der Schutz, der dem entlassenen Sträflinge gewährt wird, bildet gleichsam eine nothwendige Ergänzung derselben. Bisher war es zum größten Theile der Privatthätigkeit überlassen, derartige Schutzanstalten ins Leben zu rufen, und dies scheint uns auch überhaupt der geeignetste Weg, um zu einem günstigen Resultate zu gelangen. Wir sahen an mehreren Orten sogenannte Schutzvereine (sociétés de patronage) zusammentreten, welche sich zum Zwecke setzten, die aus den Strafanstalten austretenden Verbrecher durch ihre Obsorge vor neuen Fehltritten zu bewahren. Sie bemühten sich, ihre Schützlinge an geeigneten Arbeitsorten unterzubringen, versahen sie unmittelbar nach ihrer Entlassung mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, und suchten durch Beigebung von Obsorgern (patrons) einen heilsamen Einfluß auf dieselben zu üben. Die materielle Unterstützung sollte die Gefahren vermindern, welche mit Noth und Mangel immer verknüpft sind, die Liebe sollte den Verirrten zur Ordnung, zur Tugend zurückführen.

Und welches waren die Resultate dieser Bemühungen? Man sollte meinen, daß es einem so wohlthätigen Unternehmen an den segensreichsten Erfolgen nicht fehlen konnte. Die Erfahrung hat aber leider diese Hoffnungen nur in äußerst geringem Maße befriedigt!

In Wien hatte sich bereits im Jahre 1844 ein Verein gebildet, der sich zur Aufgabe stellte, „nach Wien zuständige, erwerbfähige Personen, ohne Unterschied des Geschlechtes oder der Religion, welche bei ihrer Entlassung aus den Straf- oder Untersuchungsgefängnissen (oder aus dem nieder-östreichischen Zwangsarbeitshause) keine anderweitige bleibende Hülfe haben, in Obsorge zu übernehmen und durch Verschaffung eines geeigneten Erwerbes und Einwirkung

auf ihre moralische Besserung ihnen den Wiedereintritt in die ehrbare bürgerliche Gesellschaft zu erleichtern.“

Edle, einsichtsvolle Menschenfreunde traten an die Spitze der Verwaltung des neuen Vereines, der im Jahre 1845 schon 678, im Jahre 1846 bereits über 1500 Mitglieder zählte.

Im Jahre 1844 wurden 60 Schützlinge aufgenommen und davon 22 bei einzelnen Arbeitsgebern und 26 in Fabriken untergebracht. Bis zum Schlusse des Jahres 1845 stieg die Zahl der Schützlinge auf 140 — von denen aber nur 6 (!!) als gebessert und völlig versorgt entlassen werden konnten. Der Jahresbericht für 1846 giebt an, daß von der Gesammtzahl der seit dem Beginne des Vereines aufgenommenen 239 Schützlinge 27 wegen ihres widerspenstigen Betragens als unwürdig entlassen wurden, 46 entwichen sind, ohne daß der Verein sie wieder auffinden konnte, 15 rückfällig wurden, 27 auf den Schutz des Vereines verzichteten und 5 gestorben sind; 85 befanden sich zu Anfang des Jahres 1847 noch im Schutze des Vereines und 34 waren gebessert entlassen worden. — Ist schon dieses Resultat von kaum mehr als 14 pCt. Gebesserten gegen nahezu 50 pCt. als ungebessert Hinweggefallene und 36 pCt. noch in der Obsorge des Vereines Gebliebene ein nur wenig befriedigendes zu nennen, so gestaltete sich die Sache im Laufe der nächstfolgenden Jahre noch weit schlimmer, so daß in der Generalversammlung vom 23. Mai 1850 der Beschuß gefaßt wurde, die Thätigkeit des Vereines einstweilen „auf die Rettung und Besserung der verwahrlosten Jugend“ zu beschränken! Dabei hat es auch bisher sein Bewenden gehabt; der Verein hat seine ursprüngliche Wirksamkeit noch nicht wieder aufgenommen.

Nicht viel günstiger gestalten sich die Schicksale der übrigen in Oestreich entstandenen Schutzvereine; so viel uns bekannt ist, zählen jene in Grätz, Prag und Brünn ebenfalls nur Knaben unter ihre Schützlinge, und der Innsbrucker Verein hat während seines siebenjährigen Bestandes überhaupt nur 28 Schützlinge aufgenommen, von denen 9 als unrettbar verloren bezeichnet werden.

Die hier mitgetheilten Wahrnehmungen sind zu auffallend, als daß sie uns nicht veranlassen sollten, dem Grunde einer so entmuthigenden Erscheinung nachzuforschen und zu sehen, ob denn auch anderwärts die gleichen Erfahrungen gemacht oder wo und auf welche Weise etwa günstigere Resultate erzielt wurden? Wir finden hierüber in einem jüngsthin von Herrn Eduard Ducpetiaux, dem berühmten belgischen Philanthropen, veröffentlichten Memoire höchst interessante Aufschlüsse, aus denen wir das Wichtigste unseren geehrten Lesern mitzutheilen beabsichtigen.

In Belgien hatten sich bis zum Jahre 1835 nur Privatvereine an dem Schutze der entlassenen Sträflinge betheiligt. Ein Erlaß vom 4. December 1835 übertrug diese Obsorge den Administrativ-Commissionen der Strafgefängnisse und den Collegialverwaltungen der Arreste. Allein diese Einrichtung erwies sich nicht als zweckmäßig, da die Wirksamkeit der gedachten Organe auf das Innere der Strafanstalten beschränkt blieb und außerhalb derselben nicht in genügender Weise fortgesetzt wurde. Ein königlicher Erlaß vom 14. December 1848 verordnete deshalb den Zusammentritt eines eigenen Comité's in jedem Gerichtsbezirke, unter dem Vorsitze des Friedensrichters, um sich der entlassenen Züchtlinge anzunehmen.

Ein Ministerial-Cirkular vom 12. September 1849 verbreitet sich ausführlich über den Geist dieser neuen Einrichtung. Die den Comités übertragene Wirksamkeit — heißt es darin — ist vor Allem moralischer Natur: die materielle Unterstützung erscheint erst in zweiter Linie, und gleichsam nur als Ergänzung der sittlichen Thätigkeit. Das Comité kann sich in Verfolgung seiner Aufgabe mit den Verwandten, Freunden und Bekannten des Sträflings in's Einvernehmen setzen; es wird sich bemühen, die Bande der Familie wieder herzustellen, den Schutzbefohlenen seiner früheren Beschäftigung zurückzugeben, oder sonst ihm Arbeit zu verschaffen und vorzüglich ein nutzloses Herumwandern desselben zu verhüten. Als eine nothwendige Ergänzung des Systems der Bezirks-Comités wird die Aufstellung von Obsorgern für jeden einzelnen Schützling anempfohlen, durch deren Hilfe die Privatwohlthätigkeit mit der öffentlichen Armenpflege in Verbindung gebracht werden soll. So oft ein Verhafteteter sich unter den Schutz des Patronates zu stellen wünscht, wird schon vor seiner Entlassung dem Comité des Bezirkes, in welchem er sich niederzulassen gedenkt, die erforderliche Mittheilung über sein Vorleben, den Grund seiner Verurtheilung, die Art seiner Strafe, seinen Charakter und seine Aufführung in der Strafanstalt gemacht. Das Comité erhält außerdem sein Ueberverdienst, nach Abzug der allenfalls nöthigen Reisekosten, zur Verfügung. Diese hat mit möglichster Sorgfalt, im Interesse des Schützlings zu geschehen; es können entweder kleine Beiträge diesem selbst, oder seinem Weibe oder seinen Kindern zur Bestreitung der dringendsten Lebensbedürfnisse verabfolgt, oder es kann zum Ankauf von Werkzeugen und Arbeitsstoffen verwendet werden. Im Falle der Unzulänglichkeit oder des gänzlichen Mangels einer solchen Quelle sind die Comités berechtigt, aus ihren anderweitigen Zuflüssen die entsprechenden Summen aufzuwenden. Allein auch diese Verwendung darf stets nur den Charakter einer zeitlichen Aushilfe an sich tragen. Ist der Schutzbefohlene mittellos, so wird er der gewöhnlichen Armenpflege überwiesen; die Gemeinde hat für ihn zu sorgen; das Comité hat nur seine Unterbringung in einem Armen-, Siechen- oder Versorgungshause zu vermitteln. Blos zu Gunsten der Personen weiblichen Geschlechtes*) oder jugendlicher Sträflinge kann diesfalls in besonders rücksichtswürdigen Fällen eine Ausnahme Platz greifen. Bei der letztgenannten Kategorie von Schützlingen sind die Comités insbesondere auch berufen, für die Aufnahme derselben als Lehrlinge zu sorgen.

So wohlgemeint nun auch diese Anordnungen sind, so haben sie doch nach dem Zeugnisse des Verfassers bisher nur sehr geringe Früchte getragen. Die in Frage stehenden Comités existiren häufig nur auf dem Papiere; den Friedensrichtern, die an die Spitze derselben gestellt sind, fehlt es nicht selten an der erforderlichen Befähigung oder an eifrigem Willen. Hauptsächlich gebricht es an einer hinreichenden Anzahl von thätigen Obsorgern und noch weniger wurde der Versuch gemacht, auch Frauen zum Schutze entlassener Züchtlinge weiblichen Geschlechtes heranzuziehen. Die Sorgfalt des Comité's beschränkte sich zumeist darauf, die Baarschaft des Schützlings in Empfang zu nehmen und demselben zu behändigen. Eine Unterbringung in die Lehre habe seit 10 Jahren gar nicht stattgefunden. Die Gefangenen selbst haben nahezu alles Vertrauen in die Schutzanstalt verloren und weigern sich, ihre Hilfe in

*) Diese finden eine Zuflucht in dem „Refuge" zu Lüttich und in dem „Hause zum guten Hirten" in Namur.

Anspruch zu nehmen. Ein durch Cirkular vom 19. Januar 1857 angeordnete Enquête brachte diesen trostlosen Zustand vornehmlich zu Tage. In den Berichten der Statthalter und Provinzialräthe wird hervorgehoben, daß der Gefangene die von der Regierung eingesetzten Comités nicht als eine Humanitätsanstalt, sondern als das Mittel betrachtet, ihn fortwährend unter polizeilicher Aufsicht zu halten; — daß die Comité-Mitglieder, die den verschiedenen Gemeinden eines Bezirkes angehören, einander zu ferne stehen und durch ihre Geschäfte verhindert werden, sich öfter zu versammeln — daß die Unterbringung der Schützlinge, die bei dem, gegen dieselben obwaltenden Vorurtheile immerhin mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, nur lässig betrieben wird und bei der gegenwärtigen Organisation des Patronates wohl niemals die gewünschten Erfolge zu erzielen im Stande sein dürfte.

So viel über die Zustände Belgiens.

In Frankreich wurde vor einigen Jahren von Abbé Couval ein Zufluchtshaus für entlassene weibliche Sträflinge (Solitude de Nazareth) in der Nähe von Montpellier begründet, welches 200 Pfleglinge beherbergen kann.

Seit dem Jahre 1852 sind von den dort Aufgenommenen 360 ihren Familien zurückgegeben oder anderweitig untergebracht worden, und erst 6 neuerlich dem Laster verfallen. Nach der Gründung dieses Hauses hat sich die Zahl der Rückfälligen in dem Centralgefängnisse zu Montpellier wesentlich verringert. Zum Schutze entlassener jugendlicher Sträflinge bestehen Privatvereine zu Rouen, Straßburg, Lyon, Bordeaux, Toulouse und Paris. Die Muster-Anstalt ist der von dem bekannten Gefängnißinspector Carl Lucas bereits im Jahre 1833 gegründete, gegenwärtig unter der Leitung des Cassationshofs-Präsidenten Bérenger stehende Verein, dessen Wirksamkeit die allgemeinste Anerkennung verdient. Die Gesellschaft wacht über ihre Schützlinge mit der größten Sorgfalt, sie giebt jedem Kinde aus der Zahl ihrer Mitglieder einen Obsorger bei, sie vermittelt deren Unterbringung in einem passenden Arbeitsorte je nach ihrer Neigung und ihren Fähigkeiten. Im Jahre 1846 wurde ein eigenes Zufluchtshaus gegründet, in welchem der Arbeitslose Unterkunft und Nahrung, Rath und Unterricht findet. Der Verein hat durchschnittlich 300—400 jugendliche Sträflinge, die theils ihre Strafe schon verbüßt haben, theils provisorisch entlassen wurden, in seiner Obsorge. Er hat seit seiner Gründung mindestens schon 3000 junge Leute einem ordentlichen ehrbaren Lebenswandel zugeführt, und die Zahl der Rückfälle hat sich allmälig von 75 pCt. auf 7 pCt. (!) vermindert. Für die weiblichen Sträflinge dieser Kategorie besteht ein im Jahre 1837 gegründeter Frauenverein, gegenwärtig unter dem Präsidium der Frau von Lamartine, an dem sich vorzugsweise fromme Schwestern betheiligen. Die Gesellschaft zählt bereits 700 Mädchen, die, nur wenige Ausnahmen abgerechnet, durch ihren Einfluß gebessert, gerettet wurden.

England besitzt gegenwärtig 11 Schutzvereine, und zwar zu Surrey (1824), Devon und Exeter (1836), Durham (1849), Worcester (1855), Birmingham (1856), Wakefield (1856), Glasgow (1857), Kingston on Hull (1857), London (1857) und Leeds (1858), außerdem bestehen noch die Zufluchtshäuser Manor-Hall und London Reformatory, in denen das Werk der Besserung an den entlassenen Sträflingen geübt wird, bevor sie in die bürgerliche Gesellschaft zurückkehren. Auch in Deutschland, der Schweiz und Italien fehlt es an ähn-

lichen Bestrebungen nicht. Besonders hervorzuheben sind die Schutzvereine in Zürich und St. Gallen, die società caritevole di patrocinio in Toscana, der würtembergische Verein, der unterm 25. Januar 1857 eine sehr anerkennenswerthe Instruction erhielt, vornehmlich aber der badische Verein, der zwar seinen Hauptsitz in Karlsruhe hat, dessen Filiale sich jedoch über das Land verbreiten.

Fragen wir nun, welches die Bedingungen sein mögen, von denen die Hoffnung und das Gelingen der in Frage stehenden Schutzanstalten abhängig erscheint, so dürften sie hauptsächlich in Folgendem zu finden sein:

1. Vor Allem kömmt es auf eine zweckmäßige Einrichtung der Gefängnisse selbst an: wo diese wahrhaft auf Besserung berechnet sind, da kann es mit der Zeit, wie in Irland oder in der Umgebung von St. Gallen, dahin kommen: „daß die Zahl der Nachfragen, entlassene Sträflinge aufzunehmen, die Zahl der Entlassenen übersteigt;“*) — wo die Kerker dagegen als wahre Hochschulen des Lasters und der Verderbtheit angesehen werden müssen, da wird sich die Masse der Bevölkerung (und nicht mit Unrecht) immer dagegen sträuben, die gefährliche Probe mit einem Menschen zu wagen, der eben erst eine solche Anstalt verlassen hat.

2. Der Schutzverein darf ferner nicht, — wie es z. B. bisher in Belgien der Fall war, — eine reine Staatsanstalt sein, sondern er muß aus einer freien Verbindung wohlwollender Menschenfreunde hervorgehen, allerdings unter der Aufsicht der Staatsverwaltung, von derselben unterstützt und gekräftigt, aber nicht als ein unmittelbares Organ der Administration. — „La charité . . . sagt Bérenger eben so schön als wahr . . . **) ne se crée pas par ordonnance, elle ne s'impose pas, elle veut être libre dans ses allures; elle répugne à ce qu'on la soumette au contrôle de tel ou tel fonctionnair, ou à ce qu'elle soit exercée de droit par ceux, que désigne plutôt leur position que leur sympathie pour les oeuvres qui relevent d'elle.“ — In gleichem Sinne äußerte sich Sir Rafford-Northcote, Parlamentsmitglied auf dem Frankfurter Wohlthätigkeits-Congresse vom Jahre 1857. „Wir fürchten nichts so sehr — bemerkte er unter Anderem — als die Centralisation. Der Staat mag uns helfen, uns überwachen, Grundsätze aufstellen, über welche wir nicht hinausschreiten dürfen, . . . wenn er sich aber in das Innere unserer Angelegenheiten einmischt, wenn er die Eingebungen der Mildthätigkeit in Gesetz und Regel bringen will, so ist sehr zu besorgen, daß er dort Hindernisse schaffe, wo er nur aufmuntern und ermuthigen sollte.“ — Die Richtigkeit dieser Ansicht leuchtet um so mehr ein, als es bei einem Schutzvereine vor Allem auf „persönliche, von sittlichem Ernst, Bereitwilligkeit, Opfer zu bringen und von Wohlwollen geleitete, nachhaltige Thätigkeit“ ankömmt.***)

3. Die Wirksamkeit des Schutzvereins muß vorzüglich darauf gerichtet sein, jedem Schützlinge einen besonderen Obsorger beizugeben. Diese müssen womöglich aus den mittleren Ständen, ja selbst unter den geringeren Handwerkern und aus der Klasse der Arbeiter gewählt werden. Ihre Aufgabe ist es, dem Schutzbefohlenen als Rathgeber zur Seite zu stehen, eine Art von väterlicher Aufsicht über ihn zu führen, rechtzeitig einzuschreiten, wenn sein Beneh-

---

*) Mittermaier, die Gefängnißverbesserung. Erlangen, 1858. §§. 18 u. 21.
**) De la repression pénale. S. 547.
***) Mittermaier a. a. O. S. 161.

men zu Klagen Anlaß giebt, oder wenn ihm die Mittel eines ehrlichen Verdienstes entgehen, und überhaupt ihn vor jeglicher Gefahr nach Kräften zu bewahren.

4. Um diesen Verpflichtungen gehörig obliegen zu können, ist es sehr wünschenswerth, daß der Patron mit dem ihm zugewiesenen Schützlinge schon vor der Entlassung desselben aus dem Strafhause in Berührung komme, und daß die Gefängnißbeamten, welche die Sträflinge am Besten kennen lernen, durch Mittheilung der von ihnen gemachten Erfahrungen die Vereins-Thätigkeit unterstützen.

5. Eben so erscheint es als rathsam, die Obsorge über die Schützlinge weiblichen Geschlechts womöglich den Frauen zu übertragen, und jene über jugendliche Sträflinge, ihrer besonderen Eigenthümlichkeit wegen, von der Behandlung der Erwachsenen zu trennen, wie dies namentlich in Frankreich mit dem besten Erfolge geschehen ist.

6. Hinsichtlich der Frage, ob der Verein seinen Schutz nur denjenigen angedeihen lassen soll, welche schon während ihrer Verhaftung darum ansuchen, und ob diejenigen auszuschließen seien, die nur eine kurze Zeit (z. B. weniger als 6 Monate) im Gefängnisse verbracht haben, dürfte es nicht nothwendig sein, sich im Vorhinein zu binden.

7. Daß die Hülfe des Vereins nicht blos in der Betheilung mit Kleidern, Wäsche, Arbeitszeug und dgl., oder, was noch schlimmer ist, in Geldspenden zu bestehen habe, sondern daß in weit größerem Umfange ein moralischer Einfluß durch Beaufsichtigung, Rath, Warnung u. s. w. geübt, endlich vor Allem für die Unterbringung der Schützlinge in eine ihren Verhältnissen entsprechende Arbeit Vorsorge getroffen werden müsse, ist schon mehrfach berührt worden und bedarf wohl keiner näheren Begründung.

8. Wenn es irgend möglich ist, sollte für eine provisorische Zufluchtsstätte, wenigstens für Personen weiblichen Geschlechts und für jugendliche Sträflinge, gesorgt werden, um denselben eine, sie vor allen schädlichen Einflüssen sichernde Unterkunft in so lange zu gewähren, als es etwa nicht möglich ist, einen passenden Arbeitsort für sie ausfindig zu machen.

9. Bestehen in einem Lande mehrere Schutzvereine, so haben sie sich untereinander in's Einvernehmen zu setzen und gegenseitig zu unterstützen. Nach Umständen kann es sogar wünschenswerth werden, gebesserten Sträflingen, die im Lande wenig Aussicht auf Fortkommen haben, die Mittel zur Auswanderung darzubieten, wie es zu Zeiten in England geschehen ist.

10. Endlich muß die polizeiliche Beaufsichtigung mit der Thätigkeit des Schutzvereins in Einklang gebracht werden, um allfällige Collisionen zu vermeiden. Die Polizeibehörden können oft den Patron sehr wirksam unterstützen, indem sie ihm die zu ihrer Kenntniß gelangten Bedenken gegen das Benehmen seines Schützlings (z. B. den Besuch gewisser Wirthshäuser, den Umgang mit verdächtigen Personen, Hang zum Spiele ꝛc.) rechtzeitig mittheilen; — anderseits muß man sich aber davor hüten, durch eine zu weit getriebene Ueberwachung den letzten Funken des Ehrgefühls in dem Entlassenen zu ersticken und ein redliches Fortkommen desselben zu erschweren.

Wir verkennen nicht, wie schwierig es ist, alle hier vorausgesetzten Bedingungen zu erfüllen, und am wenigsten sind wir geneigt, die hohe Wichtigkeit der Aufgabe eines Obsorgers und die opferwillige Hingebung, welche das

Amt desselben fordert, zu unterschätzen, immerhin scheint es uns aber nicht unmöglich, — wenn man das Ziel nur ernst und unverrückt im Auge behält und sich weder durch eitle Hoffnungen täuschen, noch durch einzelne mißlungene Versuche entmuthigen läßt, — die erhabene Idee, die den Schutzvereinen zum Grunde liegt, zu verwirklichen.

Die Industrie in der Kunst.

Von Otto Girndt.

„Zeigen Sie mir Ihr Repertoir!“ sagt oder schreibt jeder Bühnenvorstand dem Engagement suchenden Schauspieler, „dann wollen wir weiter zusehen.“ Und nun kommt ein langes Verzeichniß klassischer und unklassischer Rollen an, die der Mime entweder sämmtlich mit Glanz gespielt hat oder doch mit dem höchsten Vergnügen spielen würde — denn studirt hat er sie alle — wenn er Gelegenheit dazu fände. Nun findet er sie: ein Gastspiel wird ihm bewilligt, er tritt auf, gefällt, wird contractlich auf gewisse Zeit als Mitglied der betreffenden Bühne verpflichtet, erhält durch die Generosität der Direction noch ein paar Debüts — plötzlich aber bringt ihm der Theaterdiener die erste neue Rolle ins Haus, und siehe da: der Künstler fühlt sich durch dieselbe auf ein ihm ganz fremdes Feld versetzt, in ein „Fach“ gedrängt, für welches er weder inclinirt, noch sich engagirt. Kein Weigern hilft, er spielt die Rolle mit Widerwillen, das Publikum bleibt kalt, einige Zeitungen schreiben eiligst: „Wir haben uns in den Erwartungeu bitter getäuscht, die wir nach dem Gastspiel des Herrn XX. oder Fräulein YY. an diesen Darsteller zu machen berechtigt schienen.“ Und der Ruf des Armen sinkt mit jeder Woche. Er selbst fühlt sich unbehaglich und würde je eher je lieber seine Stellung fliehen, wenn auf Contractbruch nicht so und so viel Conventionalstrafe stände. Das große Publikum sieht nur, daß er „mittelmäßig“ ist, fragt aber nicht: „Kann er mehr leisten? Ist er hier am richtigen Platz?“ — Jede Kraft, falsch verwendet, verfehlt ihre Bestimmung und arbeitet sich selbst sammt der Maschine, in welcher sie thätig sein soll, dem Ruin entgegen. Für die bedeutendste Gabe eines Bühnenleiters möchten wir den Scharfblick halten, die Fähigkeiten der Schauspieler zu erkennen und Jeden seiner Eigenthümlichkeit gemäß auf den richtigen dramatischen Posten zu stellen. Dieser Scharfblick muß, wie jede geistige Eigenschaft, angeboren sein. Die Technik und alles Aeußerliche einer Theaterverwaltung läßt sich allenfalls erlernen, aber wehe dem Director, der mit seinem „praktischen Blick“, der — salva venia — bei Vielen das dritte Wort ist, zugleich genügende Menschenkenntniß erworben zu haben glaubt, um die Individualität jedes Darstellers zu durchschauen! Oft geht es hier wie mit der Nachtigall, d. h. der Gesang des Vogels ist ihm nicht an den Federn anzusehen, und die Kunstgeschichte hat viele Beispiele, daß wirkliche Psychologen nach ganz vergriffenen Leistungen junger Thespisdiener die künftigen Meister prophezeiten. Ein Talent zu beurtheilen, ist nicht so leicht, wie es scheint.

Wer jedoch unternimmt, einen ganzen Kreis von Talenten zu organisiren, wer sich an die Spitze eines Theaters stellt, der muß die Sache verstehen von Grund aus, oder er gehört nicht dahin, wo er sich durch Zufall und Dreistigkeit behauptet.

Zum Glück giebt es ein untrügliches Merkmal für den wahren Beruf eines Bühnendirigenten zu seiner Stellung. Es ist — jedem Auge erkennbar — das Repertoir. Die Wahl und Zusammenstellung der Stücke entscheidet über seinen Kunstsinn, die Besetzung der Rollen nebst der Inscenirung über seinen Kunstverstand. Nur der absolute Laie kann sich weiß machen lassen, die Bildung des Repertoirs sei von den Ansprüchen des Publikums abhängiger, als vom Director selbst. Es giebt kaum eine souverainere, von äußeren Bedingungen weniger beschränkte Gewalt, als die eines Theater-Oberhauptes. Der Genuß des Schauspiels ist einmal Nationalbedürfniß geworden; an bestimmten Tagen kann die Kasse sogar einer guten Einnahme mit Zuversicht entgegensehen, mag auf dem Zettel angekündigt sein „Vitzliputzli“ oder „Der Thurm zu Babel“. Aber welch ein Mißbrauch wird oft mit diesem Vertrauen auf die Unfehlbarkeit eines großen Andranges getrieben! Welche Kost wird den Schaulustigen vorgesetzt! Oft gleicht der Director dann einem Schankwirth, der in dem Gefühl „die Leute müssen ja kommen“, all sein saures Bier verkauft und seinen Gästen den Magen verdirbt.

Ist es nicht genug Autorität, daß ein Director vollständig freie Hand hat, dem Publikum Stücke vorzuführen, welche er will? Müßte nicht jeder Bühnenvorstand in Rücksicht hierauf den Zuschauern, seiner eigenen Ehre halber, nur Werke bieten, die er nach bester Ueberzeugung für vortrefflich hält? Zwei Einwände, die an dieser Stelle leicht erhoben werden könnten, sind: 1) die Privatdirectoren müssen sich in den Grenzen ihrer Concessionen halten; gewisse Stücke, besonders Tragödien, sind, z. B. in den Hauptstädten, den Bühnen zweiten Ranges darzustellen untersagt, mag die Direction von ihrem Werth noch so begeistert sein. 2) Jedes dramatische Produkt wirkt unberechenbar verschieden bei der Lectüre und auf den Brettern. Die bedeutendsten Kunstrichter täuschen sich oft über den Bühnenerfolg eines Stückes, nachdem sie es gelesen.

Auf den ersten Einwurf läßt sich entgegnen: wenn auch gewisse Gattungen dramatischer Poesie von dieser und jener Bühne gesetzlich ausgeschlossen sind, desto genauer kann sich die Verwaltung in engeren Kreisen nach guten Novitäten und bewährten älteren Sachen umsehen. Die zweite Bastion, wohinter sich die Theatervorstände oft verschanzen, ist dadurch leicht über den Haufen zu werfen, daß jeder Mensch irrt, und daß weder Kritik noch Publikum so undankbar sind, eine Direction zu verdammen, wenn sie mit einem Werk, von dem sie sich günstige Aufnahme versprochen, ein unglückliches Experiment macht. Sagt doch ein alter wahrer Spruch: In großen Dingen genügt es, gewollt zu haben! Wenn das Publikum sieht, die Direction läßt es sich angelegen sein, das allgemeine Interesse am Theater stets rege zu erhalten und neu aufzufrischen, so tadelt höchstens ein Böswilliger die fehlgeschlagenen Versuche, wogegen die überwiegende Mehrzahl das Streben der Verwaltung beim ungünstigen Erfolge eines Werks nicht minder anerkennt, als wenn ein Stück einschlägt.

Aber ist denn das Streben, Geschmack zu zeigen und Geschmack zu erwecken, überhaupt die Grundlage der Theaterverwaltungen? Daß es so sein

sollte, fühlt Jedermann, denn wo das Wort „Kunst“ ausgesprochen und angewandt wird, muß das Interesse ästhetischer Schönheit jedem andern vorangehen. Leider jedoch ist die Kunst häufig blos die Schürze, hinter welcher sich die schlauäugige Industrie versteckt. Das Theater ist mancher Orten keine Kunstanstalt mehr, sondern ein Geschäftslokal, und die armen Schauspieler figuriren als Ladendiener des Prinzipals, der sich Director nennt. Dies Elend reißt ein, wo die Direction aufhört, ein Repertoir zu halten, d. h. eine Reihe von erprobten, gehaltvollen Stücken, die tüchtig einstudirt sind, in Nothfällen schleuniger Abänderung der Vorstellung als standhafte Reserve eingeschoben werden können, und von denen jedes eine Durchschnittszahl von Aufführungen zu erwarten hat, etwa zwei bis drei vierteljährlich, oder wie sonst das Verhältniß sein mag. — Mit einem derartigen Repertoir hängt auf's Innigste ein Stamm-Publikum des Theaters zusammen, das für dies und jenes Stück besondere Vorliebe gefaßt und keine Wiederholung desselben versäumt, wenn eben die Wiederholungen in angemessenen Zwischenräumen stattfinden. Das Stammpublikum ist das „stehende Heer“ des Theaters, welches die Räume des Musentempels selbst in der sauersten „Sauren-Gurken-Zeit“ vor gänzlicher Verödung schirmt und dem schwankenden Ruf der darstellenden Künstler eine Art fester Basis giebt, wie es auch die Aegide für das Renommée des ganzen Instituts nach außen ist. Die Bühne, welche ihr Stammpublicum verliert, ist selbst verloren, wenn sie auch noch eine Weile scheinbar blüht — sie gleicht dem Riesen auf thönernen Füßen. Wo aber flieht das Stammpublicum? Da, wo die Direction das Repertoir aus den Augen verliert, wo irgend ein dramatisches Machwerk zum Kassenstück erklärt und Tag für Tag angekündigt wird, wie die Waare eines bankerotten Kaufmanns zum allgemeinen Ausverkauf. Es fehlte blos noch, daß auf den Zettel gesetzt würde — heut: „Letzte Vorstellung des berühmten Stücks,“ morgen: „Allerletzte,“ übermorgen: „Unwiderruflich letzte,“ und hinterdrein: „Auf allgemeines stürmisches Verlangen werden noch zwölf bis zwanzig Vorstellungen gegeben.“ Wie gesagt, nur diese Charlatanerie fehlte noch, denn weit genug ist der theatralische Humbug und die Reclame wahrhaftig gediehen.

Und wozu die Marktschreierei mit der großen Posaune? Um das Publicum an den Haaren zu einem edlen geistigen Genuß heranzuziehen? Nichts weniger, sondern um ein Geschäft zu machen, indem man auf die Neugier der Masse speculirt. Von Kunstprincipien ist in solchem Fall nicht mehr die Rede, das einzige „Princip“ der Direction ist: reich zu werden! Ob der gute Geschmack, die Gestaltungsfähigkeit der Schauspieler, das Werk und der Name des Schriftstellers bei dieser steeple-chase nach materiellem Gewinn in die Brüche gehen, das ist ganz gleichgültig. Gesetzt auch, ein Stück dieser Art, welches unablässig gegeben wird, wäre eine Meisterarbeit — was in der Regel nicht der Fall ist — müßte es nicht durch solche Abhetzung und Auspressung endlich allen Reiz verlieren, wie es die Kraft der Darsteller abstumpft? Wer möchte alle Tage denselben Braten essen? Sobald nun also der Theil des Publicums, der jede Novität aus wahrhaftem Interesse am Theater besucht, abgefunden und gesättigt ist, wer stürzt sich nun noch ins Haus und füllt es bis zum Giebel? Der Janhagel, das urtheilslose vulgus, das, aufgeregt durch die beständigen Ankündigungen derselben Vorstellung, das Stück für unendlich vortrefflich hält, noch bevor es zu seiner Anschauung

gekommen, und dann, wenn es wirklich davorsitzt, diese Ueberzeugung noch fester faßt und sich vor Lachen ausschüttet, weil — schon so Viele dasselbe gethan.

Nun laßt aber einmal ein Hinderniß eintreten, eine plötzliche Unterbrechung des Zugstücks — wie ausgestorben ist das Theater! Denn erstens ist kein Stammpublikum mehr vorhanden und zweitens keine andre Vorstellung gründlich einstudirt. Macht jetzt die Direction aus der Noth eine Tugend und bringt in wenig Tagen eine Neuigkeit heraus, so fruchtet das Nichts. Die künstlerische Misere, welche durch das riesige Geschäftsglück vorbereitet worden, tritt haarsträubend zu Tage. Die Darsteller sind in den Schlendrian des täglichen Einerlei verfallen, können sich nicht so schnell in andere Charaktere und Situationen finden, haben auch nicht die Muße, ihre Aufgaben zu studiren — ein jämmerliches, tragikomisches Ensemble bricht dem flüchtig probirten neuen Stück den Hals, und die spärlich versammelte Zuhörerschaft zuckt die Achseln über die Verkommenheit der Bühne. Wenn sich nicht bald wieder das Manoeuvre mit dem Zugstück erneuert und eine ähnliche Comödie, durch dieselben Mittel poussirt, für die abgethane auf die Bretter kommt, so geht das Geschäft der Direction mit Vehemenz rückwärts, bis die erworbenen Capitalien zugesetzt sind und der offene Concurs angesagt werden muß. So bitter straft sich die Vernachlässigung der Kunst und die Entweihung ihres Dienstes.

Wer der Kunst seine Arbeitskraft widmen will, in welchem Zweig und unter welcher Form der Thätigkeit es immer geschehe, an den stellt das Schicksal vor Allem Eine Forderung: Gesinnung! Wenn es in jedem Lebensberuf schon darauf ankommt, Gesinnung zu bewahren und ihr zu Liebe manchen Gewinn preiszugeben, so fordert die Kunst von ihren Priestern und Leviten die Kraft zur Entsagung, den Opfermuth eines Märtyrers im allerhöchsten Grade. Wie die Kunst sich selbst Zweck ist, so darf sie auch nur um ihrer selbst willen geübt werden; und wenngleich ein Bühnenvorstand als solcher Nichts mit persönlicher Uebung der Kunst zu thun hat, so bleibt ihm doch eben diese Uebung zu leiten und nach außen hin zu vertreten. Er muß einstehen für gute und schlechte Dichtungen, für gelungene und mißlungene Leistungen der Schauspieler, denn man fragt kurzweg: „warum giebt er solch ein Stück? warum besetzt er die Rollen nicht besser?“ Die Blüthe wie der Verfall seiner Bühne werden ihm angerechnet, jene zum Ruhm, dieser zur Schande.

Freilich ist die Existenzfrage bei dem Director, der nicht gerade einem Hoftheater oder sonst einer subventionirten Bühne vorsteht, die nächstliegende. Wieviel Taschen muß er füllen, ehe ein Groschen für seinen eignen Haushalt übrig bleibt! Die Schwierigkeit der Stellung wird jeder Billigdenkende anerkennen. Von der Ehre allein kann Niemand leben. Der Director muß bisweilen Stücke aufführen, von denen er selbst fühlt: sie taugen nicht viel, doch die Leute wollen sie sehen. Aber unter diesem Vorwand das Bessere hinter das Gewöhnliche zurückdrängen, nicht mehr nach den Anforderungen der Gebildeten fragen, den Gaumen des Pöbels kitzeln, um „Kasse“ zu machen, blos Kasse zu machen, das ist verwerflich, und der rauschende Beifall des großen Haufens in solcher Schaubude tönt feinfühlenden Ohren wie das Krächzen der Kraniche des Ibikus über dem Haupt des Mörders der Kunst.

Das Theater ist ein National-Vergnügen, es muß also auch der ganzen Nation dienen und allen Ständen derselben. Es muß verschiedene Tafeln serviren, für Ritter und Knappen, für Kenner und Laien, für Wissende und

Unwissende. Und dies muß eben gleichmäßig geschehen: die Ansprüche aller Stände müssen im Laufe des Jahres zu gleichen Theilen berücksichtigt, erfüllt werden. Geschieht dies, ist sich die Direction eines soliden künstlerischen Bodens bewußt, so werden sich auch die materiellen Erfolge auf der sichern goldnen Mittelstraße behaupten, das Theater wird bestehen und seine Leute nähren, das Haus wird vielleicht selten überfüllt, jedoch auch nie blutleer sein, und nie wird die Verwaltung in die Gefahr gerathen, daß das Hazardspiel mit Zug- und Kassenstücken, wie wir's oben geschildert, plötzlich umschlägt und der Banquier-Director verzweifelnd seine Bank gesprengt sieht.

Der speculative Betrieb der Bühnenleitung zum Verderben theatralischer Kunst ist indeß nicht den Directionen allein in die Schuhe zu schieben. Er hat noch keine sehr lange Zeitrechnung. Er datirt von der Einführung der Tantièmen für die Autoren, und Schriftsteller sind es, die durch ihre Gesinnungslosigkeit Compagnons der speculirenden Directoren werden. Conti's Wort: „Mit Ehre bezahlt sich der Künstler“ ist die den Schriftstellern lächerlich geworden. Nicht das Verdienst ist mehr ihr Ziel, sondern der Verdienst. Statt mit dankbarem Gefühl gegen den Fortschritt der Humanität und dem frohen Bewußtsein an ihre Arbeit zu gehn, daß sie nicht mehr gleich den großen Dichtern unsrer klassischen Literatur-Periode schlechter als Tagelöhner honorirt werden, daß sie vielmehr „ihr wohlgemessen Theil“ vom Ertrag ihrer Producte ernten — statt ihre Scenen nach den Gesetzen der dramatischen Poesie zu berechnen, berechnen sie sie nach den Procentsätzen. Vielleicht ist dies die Ursache, daß wir in so vielen neueren Bühnenwerken Nichts als Calcül und Raffinement antreffen. Zeigt uns lieber einen großen poetischen Irrthum, als lauter kleine triviale Wahrheiten, deren Logik in's Widerwärtige und Kindische fällt!

Nicht als ob wir gegen die Institution der Tantième eifern wollten, die ein großer, edler Segen ist — denn sie dient dazu, dem Schriftsteller die geistige Muße und Sorglosigkeit zu schaffen, in deren klarer Sonne das echte Kunstwerk einzig und allein gedeiht — aber gegen die unwürdige Auffassung ihres Zweckes von Seiten der Theaterdichter selbst müssen wir uns rücksichtslos aussprechen. Gerade was die Begründung der Tantièmen erzielen wollte und sollte: „geistige Freiheit“, das erzielt sie leider nicht, ja vielmehr das crasse Gegentheil. Sie verführt die Schriftsteller zum Ersten: von der Sehnsucht, ein Kunstwerk zu gestalten, vollständig zu abstrahiren und die Kinder der Muse wie Sclaven zu verkaufen. Das Drama wird auf diese Weise eine Waare, ein Handelsartikel, der so viel werth ist, wie der Käufer dafür zahlt. Zum Zweiten giebt der Autor im Gedanken an die Tantième die poetische Idee seines Werkes auf und wirft sich einem Blendwerk in die Arme, für welches man neuerdings ein recht sinnentsprechendes Wort in dem erbärmlichen Ausdruck „theatralische Mache“ erfunden hat. Diese „Mache“ ist bei Leibe nicht mit der dramatischen „Technik“ zu verwechseln, nach welcher auch Schiller, Göthe und Lessing trachteten, wenn sie ein Stück speciell für die Bühne anlegten. Die „Mache“ ist etwas rein Aeußerliches, sie ist die Geschicklichkeit eines Zuschneiders, der den vorliegenden Stoff nach Maaß und Elle und nach der Mode des Tages abpaßt, ohne daß irgend ein Gedanken-Element zu seiner Arbeit tritt. Die Theaterdichter fragen sich bei'm Produciren nicht mehr: „Wie habe ich's anzufassen, daß die tragische oder komische Bedeutung meines Stoffes sich in den Charakteren abspiegelt und bis zur

Auflösung des Knotens harmonisch durchgeführt erweist?«, sondern sie fragen lediglich: »wo ist ein Effect anzubringen? wie ist am Schluß jedes Acts ein Drucker und für den Acteur ein Abgang zu bewerkstelligen?« und wo möglich schreiben sie im Manuscript schon das zu erwartende Bravo und die verschiedenen Grade des Beifalls in Parenthese. Diese maîtres de plaisir sind nie ungewiß über die Dinge, die da kommen werden. Sie sehen als kundige Auguren die Zukunft ihrer Werke voraus. Und tritt dann die Erfüllung ein: lachen, klatschen, weinen die Leute an den bezeichneten Effectstellen, regnet es Tantièmen, dann setzen sie, wie Macbeth, sich über's künftige Leben weg und laben sich selbstzufrieden am Wohlgeruch — nicht der Myrrhen von Hebron — sondern des Parfüms, welches die klingende Münze verbreitet. Warum sollen sie sich nicht einbilden, große Männer zu sein? Gefallen sie doch sich und der Menge, und was das Urtheil »der Besten ihrer Zeit« betrifft, das können sie entbehren und verachten. Von des Genies verzehrenden Zweifeln und Selbstqualen wissen sie so wie so Nichts, denn Genies sind selten und — unpraktisch.

Nur der Krämer schachert, der große Kaufmann nicht. Pfui über den Schriftsteller, der zum Krämer wird! Der Materialismus hat, wie so manche andere Industrie-Arten, auch die Industrie in der Kunst auf dem Gewissen. Wenn schon die philosophische Speculation der Poesie Eintrag thut, wie Meister Schiller an seinem eigenen Geiste erfahren zu haben bekennt, wie viel mehr noch die wucherische! Der Theaterdichter, der seine hohe Aufgabe recht begreift, muß die Bühne so heilig achten, wie der Priester die Kanzel, muß — nach Schillers Ausspruch — den Zeitgenossen zu leisten suchen, was sie bedürfen, nicht was sie loben. In der Welt des Gedankens liegen seine Schätze, nicht in der Welt des Geldes. — Niemand wird dem Poeten verargen, wenn er sich ein bescheidenes Horazisches Tusculum wünscht, um ungetrübten Geistes und Herzens den Inspirationen des Genius der Kunst zu lauschen. Aber weiter dürfen seine irdischen Begierden nicht gehen. Natur und Glück vertheilen ihre Gaben deshalb so verschieden, daß der Besitz der einen den Menschen für die Entbehrung der anderen entschädige. Wem Gott ein Talent in die Brust gepflanzt, der soll sich an diesem Reichthum genügen lassen und auf Zusammenhäufung vergänglicherer Güter mit dem Gleichmuth eines Derwisch Al-Hafi verzichten können. Vermag er das nicht, so ist er des erhabenen Wiegengeschenks der Musen unwerth und ihre Nemesis ereilt ihn mit entehrendem Gericht, denn die Weihe des Gemüths geht ihm als Menschen, wie als Dichter verloren:

»Und Staub ist, was er schafft,
Weil er mit Himmelskraft
Nur Staub zusammenrafft!«

Man mache nicht den banalen Einwand: »Das Publikum will es nicht anders!« Wie das Publikum stets unschuldig war und bleiben wird an dem Verfall der darstellenden Kunst, so ist auch die Dichtkunst zu allen Zeiten nur durch die Dichter selbst degradirt worden.

Beruft man sich aber auf die vollen Schauspielhäuser, so hat schon Ludwig Tieck gefragt: »ob dieselben Säle nicht, wenn die Sache wieder eine bessere Wendung nehmen sollte, von andern Zuschauern ebenfalls gefüllt sein würden? Ob nicht viele der jetzigen Bewunderer auch das Bessere bewundern lernten? Und ob nicht Alle dabei gewönnen?«

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense.

Achter Band.

Dieser kürzlich bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene letzte Theil des umfangreichen Sammelwerks der Erlebnisse Varnhagen's wird durch ein kurzes Vorwort von Ludmilla Assing, bekanntlich einer Nichte des Verfassers, eingeführt. Die Dame erklärt darin, sie habe die Herausgabe übernommen, weil der Verfasser aus Rücksicht auf noch lebende Zeitgenossen, die eine Rolle in dem Buche spielen, mit der Veröffentlichung immer gezögert, bis der Tod ihn überrascht.

Der Band enthält vier Abschnitte: 1) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, 2) Personen, 3) Kritiken, 4) Rahel.

Die »Rücksicht auf Zeitgenossen« mochte dem Autor selbst wichtig sein; uns scheint sie kein so triftiger Grund, den Druck des Werks zurückzuhalten. Varnhagen's Natur und Wesen lag es sehr fern, Jemand direct zu verletzen. Er verstand es auch im geselligen Umgang, in dem berühmten Salon seiner Rahel, deren Gesellschaften er nach dem Tode der vergötterten Frau aufrecht erhielt, obgleich seitdem die eigentliche Seele fehlte — er verstand es, im Gespräch selbst da, wo er tadelte, so doppeldeutig sich auszudrücken, daß seine Meinung stets zwei Gesichter zeigte und ein feiner Blick dazu gehörte, die ironische Spitze seines Urtheils zu bemerken. Seine Schreibweise verräth in jedem Satz den bedeutenden Einfluß, welchen Goethe auf Varnhagen's Geist geübt, nicht der jugendliche, feurige Goethe, sondern der alternde, der das fünfzigste Jahr überschritten, Goethe, wie er im 19ten Jahrhundert producirte. Der Styl Varnhagen's ist von dem des Meisters Wolfgang in der dritten Lebensperiode kaum zu unterscheiden. Dieselbe Glätte der Form, dieselbe wählerische Bedachtsamkeit des Worts, dieselbe unbedeutenden Dingen und Vorkommnissen beigelegte Bedeutung! Das Wenigste von dem, worauf der greise Goethe Accent und Gewicht legte, was er einflußreich, merkwürdig u. s. w. nannte, hat wirkliches Gewicht für die Welt behalten. Es waren eben nur rein persönliche Eindrücke und Berührungen, die für die spätere Zeit blos insofern Werth haben, als der große Mann von diesen Kleinigkeiten bewegt wurde. Viele Zustände und Personen sind lediglich dadurch gehoben worden, daß Goethe's Lippe sie erwähnte. Ganz der nämliche Fall ist es mit Varnhagen. Wir treffen daher im vorliegenden Schlußtheil seiner Denkwürdigkeiten auf manches Capitel, welches der Leser ohne Furcht vor geistiger Einbuße überschlagen kann. Lebhaftes Interesse flößt dagegen das dritte Capitel des ersten Abschnittes: »Wien und Baden 1834« ein. Ohne Zweifel ist in demselben das Hauptmoment jener „Rücksicht" zu suchen, die Varnhagen auf Zeitgenossen nahm. Jetzt ist diese Rücksicht ebenfalls erloschen, denn Metternich ist todt, und von ihm speciell handelt das Capitel. Zuvor jedoch wird Grillparzer's gedacht, über den Varnhagen treffend urtheilt:

„Die größte Freude hatte ich, den edlen Grillparzer wiederzusehen, an „dessen Dichtung und Schicksal ich seit langer Zeit den wärmsten Antheil „nahm. Gewiß war ihm vor vielen Mitstrebenden die reinste Dichterweihe „zuzusprechen, und sein hoher Beruf hatte vor Allem den festen Grund, der „so vielen Andern fehlt, des redlichen und erfüllten Herzens; die Heimath „aber, anstatt ihn zu tragen und zu heben, hinderte früh seinen vollen Auf„schwung, er hätte nicht in Oesterreich leben müssen, um ganz das zu wer„den, was er zu werden befähigt war. Aber nicht nur die nächste Heimath, „sondern auch das größere deutsche Vaterland muß der Vorwurf treffen, „ihm nicht gerecht geworden zu sein, die deutsche Kritik, durch keine näheren „Beziehungen für den Fernstehenden angeregt, hat sein Verdienst nie nach „Gebühr gewürdigt; an dem Erstlingsversuche seiner Muse, die „Ahnfrau," „hielt man zu lange fest, die hohe Dichtung „Sappho" dagegen suchte man „durch wohlfeile Herüberziehung ins Moderne zu vernichten. Grillparzer „lieferte noch manches gediegene Werk, aber der dramatische Dichter bedurfte „einer freien Schaubühne, und diese war ihm versagt, wie seinen lyrischen „Gedichten die Veröffentlichung durch den Druck. Seine Heimath aufzu„geben, wie spätere Urtheile wohl gar von ihm gefordert haben, kam ihm „nicht in den Sinn, er gehörte ihr mit allen innigsten Lebensfasern an und „trug das Geschick, welches ihm durch sie auferlegt war, mit edlem Muth. „Ich wurde durch den näheren Umgang in meiner Hochachtung und Zunei„gung für ihn nur bestärkt. Er sprach sein Mißvergnügen freimüthig aus, „aber sein Gefühl für das Vaterland ließ sich nicht irren, und auch um den „Preis, daß es ihm seinen Lebensberuf verkümmere, liebte er Oesterreich."

Dann kommt der Verfasser aus seinem Ausflug von Wien nach Baden, wo er den Fürsten Metternich besucht. Er schildert ihn folgendermaßen:

„In seinem Aeußern fand ich ihn zwar weniger gealtert, als man mir „gesagt hatte, aber doch eine große Veränderung; das Alter hat ihn noch „nicht gebeugt, aber sehr ernst gemacht; die frühere Eleganz und Anmuth „war in strengere Haltung und steifere Würde übergegangen, wobei gleich„wohl die Bewegungen noch oft an die frühere Erscheinung erinnerten. Was „mir am meisten auffiel, war der Ton seines Sprechens, besonders klang„voll war seine Stimme nie gewesen, jetzt aber hatte sie etwas Hohlnäseln„des, Gezogenes, das mir nicht gerade zuwider war, aber doch dem Gespräch „alle Raschheit und Lebhaftigkeit unmöglich machte. In seinen Gesichtszü„gen lag dieselbe verschlossene Gleichgültigkeit, die man so oft an ihm geta„delt und bewundert hatte, nur trat in ihnen ein stärkeres Bewußtsein der „eigenen Wichtigkeit hervor, die früher sich ebenfalls unter der Decke zu hal„ten liebte. Um die Augen und gegen die Schläfe hin verriethen sich auch „schon Spuren der höheren Jahre, und jene besondere Abstumpfung, welche „zu erkennen giebt, daß die sinnlichen Kräfte nicht geschont worden.... Wir „saßen einander gegenüber an einem grünen Tisch, auf dem nichts lag als „ein paar Bücher in rothem Saffian mit Goldschnitt, wie ich nachher sah, „öſtreichische Staatskalender, die der Fürst im Gespräch bisweilen spielend „in die Hand nahm, und vertraulich und bequem, bei geradem und nahem „ins offene Antlitz, entspann sich die nachfolgende Unterhaltung. Der Fürst „gedachte zuerst des Verlustes, den ich erlitten, und sprach von Rahel mit „so warmer Theilnahme, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Sehr

„genau erinnerte er sich ihrer Persönlichkeit, ihres lebhaften und gutmüthi-
„gen Wesens, ihrer heitern und oft scharfen, in Verwunderung setzenden
„Einfälle; die Gelegenheiten, bei denen er sie gesehen, waren ihm noch ge-
„genwärtig, wie denn überhaupt die Erinnerungen aus der Zeit seines
„Aufenthalts in Berlin ihm sehr lebendig waren, und er mit Vorliebe in
„ihnen zu verweilen schien. Sodann fragte er nach meinen nunmehrigen
„Verhältnissen."

Der Kern dieser Mittheilungen aber ist die Charakteristik, die der große Diplomat von sich selbst entwirft:

„Der Fürst wandte das Gespräch auf seine eigene Geschäftsführung, „und ohne allen besondern Anlaß, aus eigener Lust und Willen, zu meiner „fortgesetzten Ueberraschung und Verwunderung, setzte er mir seine Verfah- „rungsart auseinander, legte er die Ansichten und Maximen dar, die ihn „bisher geleitet hätten und ferner leiten würden. „Ich habe," sagte er mit „Nachdruck, „in Geschäften keinen Haß und keine Vorliebe, sehe auf die „Sache, und demnächst auf die Brauchbarkeit der Menschen, die ich dabei zu „verwenden habe, wer redlich eingreift und das Werk fördert, ist mir will- „kommen, sei er mir persönlich bis dahin auch noch so sehr entgegen gewe- „sen, oder in allgemeinen Ansichten von mir verschieden. Nie hab' ich Jeman- „den als Person verfolgt, nur immer die Wirksamkeit, die ich bestreiten oder „unterdrücken mußte. Die Grundsätze, welche ich mir von Anfang meiner „Laufbahn gewählt, haben sich mir in allen Lebens- und Geschäftserfahrun- „gen erprobt, und ich kann sagen, daß seit fünfundzwanzig Jahren, die ich „an der Spitze des Cabinets stehe, mich nie etwas gereut hat." Nach eini- „gen Zwischenworten fuhr er fort: „Wo Alles wankt und wechselt, ist vor „Allem nöthig, daß irgend etwas beharre, wo das Suchende sich anschließen, „das Verirrte seine Zuflucht finden könne. Dies Beharrende bin ich gewe- „sen, hier hat alles Bedürftige seine Anlehnung gehabt, hier hat das früher „Feindlichste friedlich sich vereinigt. Es hat Zeiten gegeben, wo Rußland, „andre wo Frankreich mich hätte stürzen mögen, doch bald wandten sich die „Dinge so, daß jene einsehen mußten, ich sei für sie der rechte Mann. Wie „von den Staatsmächten gilt dies auch von den Parteien. Durch mein „Feststehen und ruhiges Beharren, durch meine stete Gleichmüthigkeit, hab' „ich Vertrauen erworben, Freunde und Feinde bezeigen es mir in höchstem „Grade; die bedeutendsten Männer aller Parteien — hören Sie wohl, ich „sage aller — haben sich mir genähert, mehr oder minder mit mir ange- „knüpft, ihre geheimsten Plane mir eröffnet, — und Keiner hat sich schlecht „dabei befunden, Jedem habe ich das ihm Nöthige gesagt, Keinen je dem „Andern verrathen; im Gegentheil! wie der katholische Beichtvater habe ich „in mißlichen Collisionsfällen stets lieber mich geopfert, und oft schwer dafür „gelitten, daß ich das mir bewiesene Vertrauen geehrt und fremdes Geheim- „niß wohl bewahrt habe. Sie wissen es aber auch Alle, Freund und Feind, „und geben mir immerfort neues Zeugniß davon."

„Nach einer Weile sagte der Fürst: „Ich habe ein Princip, und nach „diesem handle ich unwandelbar. Ein Princip aber ist keine Doctrin, beide „sind im Gegentheil sehr verschieden; jenes ist in der moralischen Welt, was „was in der physischen ein Felsen, fest, unbezwinglich, überall sich gleich; „eine Doktrin ist immer willkürlich und in ihrer Folgerichtigkeit gewaltsam, „für den Staatsmann ein schlechtes Werkzeug. Im Princip darf der Staats-

„mann nie wanken, er muß dasselbe unerschütterlich festhalten, dagegen in „der Anwendung darf er sich tausend Modificationen gestatten, ja er muß „sie von selbst aufsuchen und wählen, wenn er seine Sache und sich nicht „freventlich in die Luft sprengen will; der Staatsmann darf keine Stange „Eisen sein, er muß eine Stahlfeder sein, die sich unter jedem Drucke biegt, „ihm aber auch widerstrebt, und gleich wieder, so wie er aufhört, die frühere „Gestalt annimmt..... Wer ein Princip hat, der muß auf das Aeußerste „gehen, nicht eine Mitte behaupten wollen, die in Wahrheit keine ist, son„dern nur eine scheinbare, ein elendes Zusammenhalten widerstrebender En„den; und so thue ich, ich gehe den Sachen bis auf den tiefsten Schlupf„winkel nach, dem Guten, es zu fördern, dem Schlechten, es zu vernichten; „aber ich weiß, daß die Art sich nach Welt und Umständen zu richten hat, „und mein Princip selber hat dies Maß in sich, und verwirft allen Fana„tismus."

Varnhagen versäumt nicht, zu erzählen, daß ihn Metternich zu Tische geladen, und die Unterhaltung während des Essens wird uns bis ins Kleinste überliefert. Beim Abschiedsbesuch des Berliner Gastes bringt der Fürst ein Thema zur Discussion, aus welchem wir ebenfalls einen Auszug geben. Metternich sagt:

„Meine Weise, zu redigiren, ist durchaus verschieden von der Art, wie „Gentz geschrieben hat. Dieser, wenn ich ihm eine Ausarbeitung aufge„tragen, forderte und gebrauchte gewöhnlich einen Tag, auch zwei und drei „Tage, um über die Abfassung nachzudenken, dann setzte er sich hin und „führte langsam und sorgfältig das Vorgesetzte aus; bei sehr eiligen Sachen „ist mir das oft peinlich geworden. Ich dagegen kann über einen gegebenen „Stoff in solcher Weise nicht ausschließend nachdenken; wollte ich das thun, „so würden mir hundert andere Sachen in den Sinn kommen, und die be„absichtigte sich darunter verlieren. Wenn ich mir aber einen Gegenstand „einmal vorgenommen habe, so arbeitet der sich von selbst in mir weiter, „auch während ich ganz andere Dinge thue; die nöthigen Ergebnisse reifen „schnell unter allen scheinbaren Zerstreuungen; beim Essen, im gewöhnlichen „Gespräch, im Fahren bieten sich mir die klarsten Aufschlüsse, die wichtigsten „Einfälle, und sobald der Gegenstand in mir ganz klar und reif geworden, „mein Sinn und Geist davon saturirt ist, dann schreibe ich frisch drauf los, „um die Anordnung und Folgestellung unbekümmert, die ergeben sich dann „ganz von selbst. Bin ich einmal im Zuge, so stört mich keine Unterbrechung, „ich kann die Arbeit jeden Augenblick an jeder Stelle wieder aufnehmen und „darin ruhig fortfahren. Ich sehe zuvörderst auf die Sache, und bin gar „kein Wortklauber, wiewohl ich recht gut weiß, wie viel das richtige und „treffende Wort werth ist, wie viele Mißverständnisse und Irrthümer da„durch gleich im Beginn verhütet werden, doch sind nicht viele Worte von „solcher Bedeutung, und es wäre pedantisch, alle so streng zu nehmen. Ich „suche nur Klarheit im Ausdruck, die sächliche Wahrheit, in ruhigem, lei„denschaftslosem Vortrage. Die Dinge sind nicht leidenschaftlich, und sobald „man nur möglichst sie selbst reden läßt, kann man auch das Harte sagen, „ohne zu verletzen. Alles Uebertriebene im Ausdruck schadet nur; so hasse „und meide ich alle Superlative, denn fast nie sind die Sachen von der Art, „daß sie diese Bezeichnung fordern, jeder Superlativ an sich ist schon ein „Fehler, il fausse la phrase. Auch das Blumenreiche verbanne ich aus

„meinem Stil, in der Politik ist ruhige Klarheit die einzige Beredsamkeit, „allerdings kann diese Klarheit bisweilen am besten durch ein Bild erlangt „werden, und das verwerfe ich denn auch nicht, im Gegentheil, ich bediene „mich dessen gern, und besonders der Parabel mit Vorliebe."

„Ist in dem Niedergeschriebenen eine Dunkelheit, fühle ich, daß dem Leser „eine Stelle nicht ganz deutlich sein könnte, so folge ich hierbei dem Rath „eines alten gewiegten Praktikers, des Barons Thugut, der mir einst die „Lehre gegeben, in solchem Falle solle ich nicht versuchen, eine andere und „neue Wendung zu finden, den Gedanken umzustellen, oder von einer andern „Seite vorzudringen, sondern lediglich darauf bedacht sein, in der dunklen „Stelle alles nur irgend Entbehrliche wegzustreichen, gewöhnlich drücke dann „das Uebriggebliebene den verlangten Sinn vollständig und sicher aus. Und „so find' ich es in der That, das Einfache steht auf sich selbst, die Stützen „und Hülfsmittel sind meist das Verdunkelnde."

Und ferner:

„Ich bewundere die Institution der Jesuiten, wie viele Protestanten auch „thun, aber den Jesuitismus hasse ich wie die Pest, der hat keinen größern „Feind als mich; in der Religion bin ich ein gläubiger Katholik, doch den „Pietismus verabscheue ich; eben so geht es mir mit dem Liberalismus, ich „bin ihm ein unversöhnlicher Feind, aber im besten Sinne liberal zu sein, „darf ich mich wohl rühmen."

Bemerkenswerth ist, daß der Fürst Varnhagen's Meinung von ihm zugiebt und gelten läßt, er würde im preußischen Staatsdienst ein liberal-gesinnter Minister gewesen sein, was wir jedoch sehr bezweifeln möchten.

Je länger wir uns beim ersten Abschnitt des Buchs aufgehalten, um so kürzer können wir über den zweiten hinweggehn, dessen interessantestes Capitel „Voltaire in Frankfurt am Main 1753" ist. Varnhagen hat die Actenstücke des preußischen geheimen Archivs zu den früher vorhandenen Quellen benutzt, um die Verhaftung des einstigen Lieblings Friedrichs des Großen durch den preußischen Residenten Freytag in das rechte Licht zu setzen, welches jenem vielbesprochenen und oft recht gehässig dargestellten Vorfall bisher immer noch fehlte. — Die übrigen Capitel sind weniger inhaltreich, ausgenommen einzelne Züge aus dem Capitel „Carl Müller". Am unbedeutendsten ist der dritte, längste Abschnitt des Buches. Er enthält eine Menge Kritiken, deren Lectüre höchstens für intime Freunde des verstorbenen Autors Reiz haben wird. Wichtiger ist dagegen wieder der vierte Abschnitt, der durchweg von Rahel, der vielgepriesenen, unvergleichlichen Rahel, handelt. Es sind hier Aufsätze verschiedener Verfasser zusammengestellt. Der Gegenstand erklärt und entschuldigt das. Reizend durch Styl und Inhalt ist der erste dieser Aufsätze: „Rahel Lewin und ihre Gesellschaft. Gegen Ende des Jahren 1801. (Aus den Papieren des Grafen S....)" Da finden wir hervorragende und beliebte Gestalten der damaligen Zeit in ihrer charaktervollsten Eigenthümlichkeit vorgeführt, so z. B. den renommirten Staatsmann Gentz, die Schauspielerin Unzelmann, den Schriftsteller Friedrich Schlegel u. A., deren lebhaftes, vielseitiges Gespräch scharfe Schlaglichter auf literarische, künstlerische und politische Verhältnisse wirft. Ueber den Mittelpunkt der Gesellschaft, Rahel Lewin selbst, läßt sich Graf S gegen das Ende seiner Aufzeichnungen (Seite 593) in folgender Art aus:

„Ich sah Dlle. Lewin noch mehrmals wieder und jedesmal vertrauter und

„herzlicher. Als ich leider allzubald Berlin verlassen mußte, glaubte ich zu=
„gleich dasjenige Wesen zu verlassen, dessen Gleichen mir in der Welt wohl
„am wenigsten ein zweites Mal vorkommen dürfte! Und dieser Glaube ist
„nicht widerlegt worden.“

Der zweite Aufsatz führt den Titel: „Der Salon der Frau von Varnhagen. Berlin, im März 1830.“ Der ungenannte Autor spricht hier ein Urtheil über Rahel's Gatten aus, das durch seinen unverfälschten Wiederabdruck den Freimuth Varnhagens und seiner Nichte, die das Buch herausgegeben, ehrend bezeugt. Es heißt nämlich:

„Herrn von Varnhagen hatte ich schon öfters gesehen und auch flüchtig ge=
„sprochen, allein ich bekenne, daß er wenig Anziehendes für mich besaß, er
„hatte etwas Scharfes und Ironisches, das mir ganz mißfiel, und durch ihn
„am wenigsten wünschte ich die Bekanntschaft seiner Frau zu machen. Ich
„bat daher Frau von Helvig um ein paar einführende Worte.“

Alle Diejenigen, welche das Glück gehabt, in den dreißiger Jahren den Varnhagen'schen Salon besuchen zu dürfen, räumen der Frau vom Hause unbedingt den ersten Platz ein. Sie war der Magnet, der Alles anzog. Der Empfehlungsbrief für freien Eintritt bei ihr war das Talent; sonst durchaus kam nichts in Frage. (Man vergleiche A. v. Sternberg's „Erinnerungsblätter“, Theil 3.) Jede wissenschaftliche und künstlerische Notabilität, ja selbst jeder erst Strebende war wohlaufgenommen. Wir begegnen in vorliegender Schilderung von 1830 einem Alexander v. Humboldt, Eduard Gans, Fürsten Radziwill, dem Componisten des „Faust“, ferner der hochgeschätzten Sängerin Milder, dem General Pfuel 2c. 2c. Man scheidet mit einer gewissen Befriedigung von der Lectüre des Abschnitts.

Besonders interessant ist auch der sechste Aufsatz: „Ueber Rahels Religiosität. Von einem ihrer ältern Freunde.“ Wir treffen darin auf die schöne briefliche Aeußerung Rahels (S. 720):

„Wer nicht in der Welt wie in einem Tempel umhergeht, der wird in ihr
„keinen finden.“

Und weiter sagt sie:

„Die menschliche Seele ist von Natur eine Christin.“ Der Verfasser hat Recht, hinzuzufügen: „Ein solch schönes Wort ist ein ganzes Glaubensbekenntniß werth.“ Auch erfahren wir in demselben Capitel, daß Angelus Silesius seine literarische Auferstehung hauptsächlich der Wärme verdankt, die Rahel für ihn empfand und in die Herzen Andrer übertrug.

Den Schluß des Buches bilden „Rahels Theater=Urtheile.“ Diese sind darum sehr lesenswerth, weil sich in ihnen zwei Eigenschaften des Urtheils verbinden, die scheinbar einander ausschließen: Wahrheitsliebe und Enthusiasmus. Die glänzendsten Perioden der Berliner Bühne fielen in Rahels Zeit, und außerdem hatte sie die brillanteste Epoche des französischen Theaters mit eignen Augen kennen gelernt. Sie war daher vermögend, Vergleiche anzustellen, und ihre Aussprüche enthalten so viel Tief= und Scharfsinniges, daß der Leser durch das Ende des achten Theils Varnhagen'scher Denkwürdigkeiten reichlich für die minder anziehende Mitte des Buches entschädigt wird, zumal die Briefe Rahels durchweg jene Schreibart zeigen, die einzig und allein „pikanter Styl“ genannt zu werden verdient; denn das, was in der modernen Literatur Frankreichs mit dieser Bezeichnung belegt wird, ist oft nichts weniger, als pikant, sondern lediglich raffinirt.

Deutsches Seewesen.

Es ist jüngst in einem unserer Literaturbriefe (Nr. 2 Band XV der Revue) von Heinrich Smidt, dem deutschen Seeromantiker, die Rede gewesen; von dem fleißigen Manne liegt ein neues werthvolles Werk vor: Marinebilder. Neue Seegeschichten von Heinrich Smidt. Berlin 1859. Janke, auf welches unsere Literaturbriefe zurückkommen werden, aus dem wir aber hier eine Stelle mittheilen wollen, die von ganz allgemeinem patriotischen Interesse ist. Sie bezieht sich auf das deutsche Seewesen, also auf einen Gegenstand, der immer von hoher Wichtigkeit ist und vielleicht in nächster Zeit noch wichtiger werden wird. Möchte die Mahnung des versuchten Seemannes nicht ungehört verhallen! Smidt sagt:

„Glaubt mir, es giebt kein Volk, das eifriger im Seewerk ist, als das Deutsche. Diese Besonnenheit, diese Ausdauer suchen ihres Gleichen. Wenn wir nicht, wie andere seebefahrene Nationen unter unsern Schiffern einen Nelson, einen de Ruiter oder Tordenskiold finden, welche sich durch ruhmreiche Thaten die Glorie der Unsterblichkeit errangen, so liegt es nur daran, daß wir keine Kanonenschiffe haben, an deren Bord allein die See-Lorbeern wachsen.

„Der deutsche Seemann ist so gut wie Jeder Andere der höchsten Ausbildung fähig. Man gönne ihm nur Mittel und Wege ....

„Aber warum stört man mit diesem ewigen Lachen meine ernste Betrachtungen? Aha, Sie erzählen sich alte Schiffsanekdoten und winken mir, ihnen zuzuhören. Ich lerne vielleicht etwas.

„Sie sprechen von dem Grönlandsfahrer, der an seine Compagnie schrieb, er sei glücklich gewesen, 200,060,046 Robben zu schlagen. Ueber diese Botschaft geriethen Stadt und Land in große Aufregung und man machte schon Anstalt, die nöthigen Baulichkeiten herzurichten, um all den Robbenspeck unterzubringen. Daß ein Schiff gar nicht im Stande sei, nur einen kleinen Theil dieser Riesenmassen aufzunehmen, fiel Niemandem ein. Endlich kam das Schiff und mit ihm die Erklärung, daß der Commandeur (Kummdühr sagen sie an der Elbe) 2646 Robben anmelden wollte und weil ihm die Ordnung der Zahlen nicht genau bekannt war, schrieb er sie hintereinander weg.

„Ein anderer Capitain, erzählten sie, habe seinem Rheder einen Sturm beschrieben, dem er nur dadurch entgangen sei, daß er 123 Anker habe fallen lassen. Diese Nachricht verursachte den Herren im Comptoir bedeutendes Kopfzerbrechen. Ein wohlausgerüstetes Schiff hat einen Tagesanker, einen Pflichtanker und einen Nothanker, ungerechnet die kleinen Teu- und Wurfanker, aber nicht 123. Man wartete mit Ungeduld auf die Ankunft des Capitains, der nicht wenig ungehalten über die falsche Deutung seines Berichtes ward, denn er hatte einfach melden wollen, daß er eins, zwei, drei — (d. h. so schnell als möglich) — vor Anker gegangen sei. Als man ihn auf die Ungehörigkeit der von ihm gebrauchten Form aufmerksam machte, sagte er achselzuckend: „Lieber drei Tage schweres Wetter, als einen Brief."

„Ich kann nicht mitlachen, denn hinter dem Spaßhaften dieser Geschichten lauert ein bitterer Ernst. Zwar steht der deutsche Seemann nicht mehr auf

jener niedrigen Stufe, wie zu der Zeit, da dergleichen Geschichten sich ereigneten oder ereignet haben sollen. Er ist aber auch nicht auf dem Standpunkt anzutreffen, den er einzunehmen berufen ist. Ich erinnere mich noch sehr gut der Zeit, da ich selbst meinen Platz vor dem Fockmast hatte. Es ist mir während meines neunjährigen Seedienstes nicht ein Mal vorgekommen, daß einer der Schiffsofficiere mich zu irgend einer wissenschaftlichen Thätigkeit, sei sie auch noch so unbedeutend, ermuntert hätte. Im Gegentheil! führte der Zufall ein Buch in meine Hände, wurde ich wohl gar wegen Zeitverderbniß gescholten und von ihnen den Matrosen nebenher eine spöttische Bemerkung über den großen Gelehrten hingeworfen. So etwas mußte man dazumal — (es ist jetzt noch schwierig) — nur einem deutschen Matrosen sagen. Sogleich fing ein unbarmherziges Hänseln an, und der Märtyrer der Wissenschaft konnte seinem Gott danken, wenn sein Buch über Bord flog oder sonst auf eine Weise verschwand, damit die Geschichte nur endlich vergessen wurde.

„So ist es Gottlob nicht mehr. Es sind von fleißigen Händen Saamenkörner ausgestreut, und hier und da ist die Saat, wenn auch nur spärlich aufgegangen. Ich habe die meinigen nicht müßig in den Schooß gelegt; ich will sie auch ferner rühren und fortarbeiten am großen Werk, das Allen nützt und Niemandem schadet.

„Aber mit harmlosen Liedern und unterhaltenden Erzählungen ist es allein nicht gethan. Wie Wenige von denen, welchen diese Schriften eigentlich nützen sollen, erhalten sie. Die Sache muß mit ganz andern Mitteln und von ganz anderer Seite her gefaßt werden, soll sie Erfolg haben.

„Es giebt in England ein Institut, welches die Aufmerksamkeit der Weiterblickenden lange erregt hat. Es ist dies das Kadetten-Institut der East-Indian-Compagnie. Die jungen Leute, die darin Aufnahme finden, werden vollständig wie Genlemen gehalten. Die Matrosen betrachten sie wie angehende Officiere, und sie erlangen am Bord der Compagnieschiffe ihre Ausbildung. Zwar wird auch diese Einrichtung — und vielleicht mit Recht — bemängelt. Sie sind wegen ihrer Kostbarkeit nur Wenigen zugänglich, sagt man. Man verwöhne die jungen Leute und lasse sie, statt durch die Klüsen, durch die Kajütsfenster zu Deck steigen; oder man erhebt andere, mehr oder weniger begründete Ansprüche. Aber es ist doch eine Gelegenheit vorhanden, Knaben aus besseren Familien eine seemännische Bildung zu verleihen, ohne fürchten zu müssen, daß sie im Volkslogis oft unter dem Auswurfe der Menschheit verkommen.

Hier ist ein weites, des Anbaues wohl werthes Feld für die vielvermögenden Rheder unserer großen Seestädte, welche die Macht haben und die Pflicht, Hand an's Werk zu legen. Man braucht nur zu wollen, und es muß gehen. Geld wird es kosten. Aber das ist das geringste. Der gute Wille und die Ausdauer müssen das Beste thun. Es ist nicht genug, daß der im Seewesen ganz unerfahrene Junge, wenn er an Bord kommt, den Kajütendienst lerne, das heißt, was zur Aufwartung des Capitains und der Steuerleute verlangt wird. Es reicht nicht aus, daß die Deckläufer das Bramsegel festmachen können, daß sie eine lange und kurze Splitzung zu machen verstehen, und ein Leesegelfall einzuscheeren verstehen. Es giebt viele Stunden und Tage, wo es keine Bramsegel festzumachen giebt und keine Leesegel zu setzen sind. Jene Stunden sind der günstige Zeitpunkt, wo man durch mündliche Unterweisung, durch Vorlesen und praktische Handgriffe befruchtend auf den Geist der jungen

Leute wirken muß. Es ist nicht zu befürchten, daß dieser Umgang der Subordination hindernd in den Weg trete. Im Gegentheil! Die Kajüte wird dadurch nur um so fester an den Fockmast geknüpft und alles junge Volk am Bord wird seine Offiziere nicht mehr fürchten, es wird sie lieben lernen; denn das Wissen, sagt ein edler Dichter:

„macht unsere Sitten mild und lehrt uns Menschen sein!“

„Warum sollen unsere Söhne zur See von dem allgemeinen Fortschritt des Unterrichts ausgeschlossen sein? Spendet ihnen von Euren Kenntnissen, Ihr Begabteren, und Eure Spende wird ihre Frucht tragen. Der Leichtmatrose, der die geistigen Brosamen sammelt, die von Euren Tischen fallen, wird nie ein unbändiger, roher Bootsmann werden. Das ist beiläufig ein Platz am Bord, dessen Wichtigkeit in der Seemanns-Erziehung von dem Kauffahrer lange nicht genug gewürdigt wird. Er ist als erster Deckofficier der natürliche Vermittler zwischen Halbdeck und Fockmast. Und welcher Geselle ist oft Meister des Kabelgats. Er kann sicher mit dem Marlpfriem und der Kleidkeule wacker arbeiten und einen untadeligen Stopperknopf machen; aber daß er zwei mit den Händen nicht greifbare Gedanken zusammen zu splitzen vermag, glaube ich nur in den seltensten Fällen.

„Und von welcher Seite her soll die ersehnte Veränderung kommen? Jeder thue bei sich daheim, was er kann, und es wird wohl werden. Zunächst denke ich an die Frucht des Baumes, den wir an der Ostsee pflanzten und der mit Gottes Hülfe gesegnete Früchte tragen wird. Wenn irgend ein bedeutsamer Schritt in dem Reiche des Wissens zu thun ist, heißt es immer „Preußen voran!“ Vor einiger Zeit wurde noch von vielen Seiten her über die Bestrebungen Preußens, eine Seemacht zu werden, gespottet. Jetzt nicht mehr, Seit Preußens Marine am Riff die Bluttaufe empfing, nicht mehr. Täglich stieg vielmehr derer, die uns eine folgenreiche Zukunft prophezeihen, und das sind gerade die intelligenten Köpfe. Wer kann und will jetzt schon wissen, welcher Segen für die Handelsmarine Deutschlands ist kürzester Zeit von dem Jadebusen ausgeht? Ich berühre nur Eins. Wie oft sehen wir, wenn in den Zeitungen der Abgang der Seedampfer gemeldet wird, bei dem Namen des Capitains die Buchstaben R. N. oder K. M., welches bekanntlich Royal Navy oder Kongens Marine bedeutet. Die Führer solcher Dampfer sind königlich großbritannische oder königlich dänische See-Officiere, die beurlaubt wurden, um die Führung von Kauffahrern zu übernehmen. Kann nicht dies und Aehnliches von deutschen und vornehmlich preußischen, wissenschaftlich gebildeten Officieren geschehen? Wenn das geschieht, so werden diese Männer den Geist, der in ihnen wohnt, ihrer Umgebung einzuflößen wissen, und es wird keine Schiffsjungen mehr geben, die von ihren Genossen gehöhnt, oder ar gepeinigt werden, weil sie das Verbrechen begingen, in einem Buche zu lesen.

„Es ist schon ein weiterer Schritt geschehen. Wir entbehrten bis heute einer eigenen Seemannssprache. Man erschrickt über das Sprachgewirr, welches sich entfaltet, wenn die einzelnen Bestandtheile eines Schiffes genannt werden: plattdeutsche, holländische, englische, dänische Wörter bunt durch- und übereinander. Und nicht einmal gleichlautend ist dies Kauderwälsch. Was auf der Eider A heißt, heißt auf der Elbe B und auf der Weser und Jahde C und D. Wer soll aus dem Wirrwar klug werden? Wer spricht richtig, wer falsch? Daher ist es nicht genug anzuerkennen, daß der Prinz-Admiral von Preußen, diesen Uebelstand erwägend, befohlen hat, es solle am Bord al-

ler preußischen Kriegsschiffe das hochdeutsche Commando eingeführt werden. Diese Maßregel wird hoffentlich nach und nach von den Verdecken unserer Kriegsschiffe auf unsere Kauffahrer übergehen und dann auch bei den übrigen Seestaaten in Anwendung kommen. Wir sind ja eines Namens, also laßt uns eine Sprache reden, damit deutsche Seeleute, wenn sie sich in fremden Ländern begegnen, einander auch verstehen mögen."

Das ist so die einfache und doch eindringliche Mahnung und Belehrung, welche Heinrich Smidt gern und fast immer mit seinen Unterhaltungsschriften verbindet. Gewiß ist der Mann nicht ohne Verdienst, der seit einem Vierteljahrhundert in mehr als hundert Bänden von der deutschen Flotte gepredigt und über deutsches Seewesen Kenntniß verbreitet hat in weiten Kreisen. Das Interesse, was jetzt im deutschen Binnenlande für deutsches Seewesen herrscht, ist zum guten Theil die Frucht der literarischen Agitation unseres „Seeschmidt" wie ihn die Berliner nennen. Möchten in immer weiteren Kreisen seine Worte Anklang finden und Frucht bringen!

Correspondenzen.

Mailand, 25. Juni.

Fahnen und verschiedene Farben; Polizei mit dem Dreieckhut quer; Baumalleen; bäuerliche Verhältnisse; östreichische Marianne; die Geistlichkeit.

Wären die tausend und tausend drei- oder vierfarbigen Fahnen nicht, welche zu den Fenstern heraushängen (jedes Haus hat wenigstens eine), so würde der Fremde bei seinem ersten Eintritt in Mailand keine große Veränderung zu finden glauben. Ruhig wogt die Bevölkerung durch die Gassen, beschaut die Novitäten an den Schaufenstern wie ehemals und spricht nicht lauter und gestikulirt nicht lebhafter, als es eben bei dem beweglichen Italiener der Brauch ist, und es kann Einer die ganze Stadt durchlaufen, ohne irgend einen Akt des Enthusiasmus zu bemerken. Tritt er aber zu der Bevölkerung hinan, spricht er mit ihr, so wird er überall eine Zufriedenheit finden, welche ihn nicht im Zweifel lassen wird, daß die Veränderung eine gewaltige und daß Mailand eine ganz andere Stadt geworden ist. Es fühlt sich frei und genießt die Freiheit, wenn sie auch noch nicht auf ehernen Füßen steht und nur ein kurzer Rausch sein könnte, was zwar Niemand glaubt, und welcher Zweifel durch die neusten Ereignisse einige Berechtigung erhalten hat, trotzdem daß die Weltgeschichte lehrt, wie wandelbar das Kriegs- wie alles Glück ist.

Was man Polizei heißt, scheint nicht mehr vorhanden zu sein; nach einem Paß fragt Niemand und die den Dreieckhut quer tragenden stattlichen piemontesischen Gendarmen scheinen nur da zu sein, um die Leute an ihren neuen König Viktor Emmanuel, den Herrscher des im Werden befindlichen Königreichs Oberitalien, zu gewöhnen; und trotz dieser Freiheit gehts nicht schlimmer, es werden nicht mehr (vielmehr weniger) Verbrechen begangen, als zur Zeit der minutiösesten Polizei, und es dürfte diese Erscheinung selbst die Anhänger des Polizeistaates, wenn ihre Unbelehrbarkeit nicht sprüchwörtlich geworden

wäre, überzeugen, daß es derselben, d. h. der minutiösen Polizei zur Aufrechthaltung der Ordnung nicht bedarf. Wäre die Polizei Oestreichs in Mailand milder gewesen, so würden zwar die Mailänder Oestreich nicht weniger feindlich gewesen sein; denn der Haß ist nun einmal ein Stammeshaß, der in der neuern Zeit, ich möchte fast sagen, wissenschaftlich gehegt und geschürt wurde durch das Princip der politischen Zusammengehörigkeit der Nationalitäten. Allein die Geschichte und die öffentliche Meinung würden die Herrschaft Oestreichs in Italien gerechtfertigter erklärt haben, wenn jetzt die Lombarden nicht mit Recht sagen könnten: wir befreien uns von fremdem Drucke.

Und hat Oestreich durch die Strenge, mit welcher es die Meinungsäußerung niederhielt, worauf denn endlich die ganze Polizei wesentlich gerichtet war, viel gewonnen? Es setzte Haß dem Hasse entgegen, was bei einer Regierung, welche dem Volke gegenüber immer in den Beamten besteht, nie der Fall sein sollte, und perpetuirte so den Haß. Im Jahre 1848 zerstörte das Genie-Kommando, Radetzky's väterlichen Willen überwältigend, die schönen Schatten bringenden und die Gesundheit fördernden Bäume und freundlichen Anlagen zwischen dem Kastell und der Stadt, angeblich aus fortificatorischen Gründen. Niemand ließ es sich aber ausreden, es sei geschehen, um sich an der mailändischen Bevölkerung zu rächen. Und in der That, welche fortificatorische Bedeutung besitzt das Schloß, wenn es, und mit Recht, strategisches Prinzip ist, Mailand militärisch nicht zu halten? Zur Sicherung der in demselben aufgehäuften Vorräthe gegen einen Handstreich war und ist das Kastell stark genug, auch mit Anlagen vor demselben.

Wenn wir hier von dem Drucke der Polizei reden, so fügen wir bei, daß diese Bemerkung sich bloß auf die Städte, namentlich Mailand bezieht. Das Landvolk hatte darunter nicht zu leiden und ist daher bis zur Stunde östreichisch geblieben. Es ist überhaupt eine Thatsache, daß unter der Polizei gewöhnlich nur die gebildeten Klassen leiden, die Menschen nämlich, welche durch Erziehung, sei diese mehr oder weniger tief gehend, gründlich oder oberflächlich, gewisse Bedürfnisse des Geistes sich angeeignet haben, deren Nichtbefriedigung oder Störung viel schmerzhafter empfunden wird, als die Versagung gewisser materieller Genüsse. Das lombardische Landvolk kennt aber dergleichen geistige Genüsse nicht. Sein Zustand war von Haus aus gedrückt; es sind die uralten gesellschaftlichen Verhältnisse, welche auf ihm lasten. Der Landmann ist, in der Regel wenigstens, nicht Eigenthümer des Landes, welches er bearbeitet, es gehört den Herren (Signori); fast überall besteht das Halbpachtverhältniß, und aus dem, was ihm übrig bleibt, muß der Landmann die Steuern bezahlen. Oft üben, wie es leider überall geschieht, im freien England wie im Leibeigene haltenden Rußland, diese Herren einen harten Druck aus, und Oestreich hat kluger und gerechter Weise den Landmann gegen dieselben in Schutz genommen. Daher ist der Landmann über die ihm angetragene Befreiung nicht sehr erbaut. Sie kommt nur den Herren zugut, sagt er, und wir werden nur mehr gedrückt werden. Französische Officiere sagten offen aus: sie seien auf dem Lande geradezu schlecht aufgenommen worden, hätten, da nach dem Willen des Kaisers Alles gut bezahlt werden mußte, für wenig Gutes oder sogar Schlechtes viel zahlen müssen, und der freundlichen Worte nicht viele vernommen. Sie bestätigten, was schon in den öffentlichen Blättern erschien, daß die Landleute oft nicht einmal von der Arbeit hinweg geschaut hätten, wenn die schön-

sten Regimenter vorbeigezogen seien. Auch italienische und sehr italienisch gesinnte Herren (Signori) geben diese Richtung des Landvolkes zu, suchen aber den Grund in der kommunistischen Stimmung, welche sich desselben bemächtigt habe, und in der Hinneigung des Klerus zu Oestreich. Sie fügen bei: erstere seien von den Oestreichern ganz besonders genährt worden, welche eine wahre Marianne gegen die Signori, die hauptsächlichsten Gegner des östreichischen Regiments, gepredigt hätten. Dieses ist offenbar unwahr, und die Berufung auf das, was im Jahre 1846 in Gallizien geschah, unstichhaltig. Es soll nicht bestritten werden, daß im Landvolke der Wunsch rege sein mag, mit den Landeigenthümern abrechnen zu können, gleichwie zu der genannten Zeit in Gallizien ernste, weitgreifende und sogar blutige Zusammenrottungen gegen den Landadel stattgefunden haben. Allein solche kommunistischen Ideen brauchen nicht gepredigt zu werden, sie machen sich in kritischen Momenten selbst Luft; denn sie wuchern in der gedrückten Volksklasse durch alle Zeiten fort und sind bloß niedergehalten, so lange der Geist der Ordnung, unterstützt von der bewaffneten Macht, die Oberhand hat.

Was den Klerus anbelangt, so protestiren die Landgeistlichen gegen den Vorwurf der Anhänglichkeit an Oestreich, was jedoch den Grund darin haben kann, sich die neue Herrschaft geneigt zu halten. In den Städten folgen die Geistlichen gewöhnlich der öffentlichen Stimmung, und wenn man aus den vielfarbigen Bändern und Kokarden, welche dieselben in Mailand meist von besonderem Umfang tragen, auf ihre politische Gesinnung schließen darf, so sind sie durch und durch italienisch. Ueberhaupt spielen oder spielten diese Bänder und Kokarden eine große Rolle. Anfangs hieß es: wehe dem, der nicht die italienischen Farben trug, und Jeder schaffte sich ein solches äußeres Zeichen an, womit nicht immer die politische Farbe correspondiren mochte. Es ist wahrlich belustigend, die vielfältigen Formen und Stoffe dieser Zeichen zu sehen, und die alte Erscheinung wiederholt sich auch hier, daß, je unanschaulicher und krüppeliger der Mensch, um so größer das Ding ist, das er an seine Brust oder seinen Hut knüpfte. Die drei Farben scheinen jedoch fast ein überwundener Standpunkt zu sein; man trägt nun meist die vierfarbigen Bänder, indem zu den italienischen Farben, grün, weiß und roth, noch die blaue hinzugefügt wird, eine Verschmelzung der italienischen und französischen Trikolore. Daß auch Ihr Correspondent ein italienisches Bändchen annahm, versteht sich von selbst; er trug es um so lieber, als es ihm von einer hochachtbaren Dame in's Knopfloch gesteckt wurde, welche es noch aus dem Jahre 1848 aufbewahrt hatte.

Die liberalen Freunde des Ministeriums.

Mit Recht begrüßten die „Volkszeitung" und die „Kölnische Zeitung" das neue Ministerium mit Freuden, bestand es doch aus Männern, deren politische Grundsätze in der „Kölnischen" und „Volkszeitung" täglich gepredigt worden waren. Herr von Auerswald und Herr von Patow stimmten darin — und das ist der Grundgedanke des liberalen Systems — ganz mit dem rheinischen Weltbürgerthum und den berlinischen Emancipirten überein, daß sie die geschichtlich gegebenen Zustände eines bestimmten Volkes nicht aus dem Geiste heraus beurtheilen und fördern wollten, in welchem sie geschaffen worden waren, sondern aus dem Standpunkte einer gewissen Schule heraus, welche ihren Ursprung von der französischen Revolution datirt und deren Wesen nicht die Schöpfungsluft, sondern die Kritik und die Vernichtung ist. Es ist darum eigentlich weniger eine Schule, als vielmehr eine Richtung, eine krankhafte Richtung der Zeit, von der Kurzsichtige im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts meinten, sie sei gegenüber den wirklichen Uebelständen im alten Frankreich am kräftigsten und gefährlichsten gewesen, je mehr diese wirklichen Uebelstände beseitigt worden wären, desto schwächer sei sie geworden, in Preußen zunächst würde sie ganz zu existiren aufhören, sobald nur erst gewisse Reformen vollendet wären. Das war ein großer Irrthum, denn wenn auch auf Andrängen jener Richtung besonders in Preußen manches geschah, was einer wirklichen Reform nahe kam, so war damit dieser Richtung doch nicht genug gethan, ja so war diese Reform gar nicht einmal auf Rechnung jener Richtung zu schreiben, sondern die vollbrachte Umgestaltung und Neugestaltung war vielmehr nur als ein Compromiß zwischen den praktischen Staatsmännern und dem immer noch soliden und Veränderungen aushaltenden Stoff unserer Landesverfassung einerseits und jener schöpfungsunfähigen, kritischen und auf Zerstörung sinnenden Richtung andererseits zu betrachten.

So weit wir in Preußen Reformen haben, so verdanken wir dieselben nicht den Schülern der französischen Revolution, den Liberalen, sondern der inneren Kräftigkeit unserer alten Volksverfassung, der gesellschaftlichen wie der politischen, und dem fähigen und tüchtigen Geiste, mit welchem sie die neuen Gestaltungen erfüllte. So z. B. verdanken wir unsern freien Bauernstand keineswegs den Schwätzern in Königsberg und in Potsdam, sondern unseren Königen und unserem Landadel verdanken wir ihn zunächst, die die Erziehung der Leibeigenen so klug und fest betrieben, daß aus den slawischen Hörigen der östlichen Provinzen der gesittete, tapfere, sparsame Stand erwuchs, der heute unter die Stützen des Staats gerechnet wird.

Die liberale Schule oder Richtung ist aber, eben weil sie wesentlich kritisch und zerstörungslustig ist, durchaus nicht geeignet, an einer Regierungsthätigkeit theilzunehmen, und jeder Liberale, der zur Regierung

kommt, fühlt alsobald plötzlich einen Gegensatz zwischen sich und den Erfordernissen seines Berufes und zwischen seiner angebeteten Doktrin. Man findet dann in den meisten Fällen, daß seine liberale Andacht matter und matter wird, und so sind die alten freisinnigen und kritischen Bewegungsmänner oft nachher die dem Liberalismus feindseligsten Minister geworden; man denke nur an Guizot!

Herrn von Patow und Herrn von Auerswald möchte es eben so ergehen, aber man würde sich irren, wollte man glauben, daß wir darüber uns freuen oder daran irgend eine Hoffnung knüpfen würden, Denn wir würden alsdann doch nur Minister haben, die ein Princip aufgegeben haben, nichts weiter, und die darum nur in der Routine ihre Stütze fänden. Dergleichen Fälle sind auch schon da gewesen, besonders in der süddeutschen Constitutionswirthschaft.

Indeß scheint unseren Ministern in dieser ihrer kritischen Periode, in der sie unschlüssig zwischen den Parteien, aber gewiß durchaus nicht über ihnen stehen, eine Förderung ihrer innern Entwickelung aus den Verhältnissen der auswärtigen Politik hervorzugehen. Sie werden auf einmal in drängendster Form an die alten Ueberlieferungen und an die wirklichen Bedürfnisse Preußens erinnert, sie sehen sich daran gebunden, sie können nicht anders, als sich gegen diejenigen Mächte zu wenden, welche in der auswärtigen Politik genau dasselbe, was der Liberalismus in der innern, vertreten. Die europäische Politik Napoleons III. beruht genau auf demselben Grundsatze, auf dem die innere des Liberalismus beruht, sie beruht auf der Verläugnung des geschichtlichen Rechtes, sie will nicht die vorhandenen Einrichtungen und Machtverhältnisse aus dem eigenen Geiste derselben beurtheilen und weitergebildet wissen, sondern sie hat eine bestimmte Schulformel von dem Rechte der Nationalitäten, von der besten Verfassung der Völker, und diese Schulformel sucht sie mit Gewalt in Italien und anderswo in die Wirklichkeit umzusetzen. Dem gegenüber beruft sich unser heutiges Ministerium auf das „Gleichgewicht Europa's," auf das „geschichtliche Recht," und wir fanden vor acht Tagen in der „Preußischen Zeitung" einen zur Vertheidigung der preußischen auswärtigen Politik geschriebenen Artikel, der in wirklich anerkennenswerther Weise die Nothwendigkeit, alles gewordene, verbriefte Recht zu achten, die Einrichtungen, die einmal beständen, nicht gegen den Willen der Betheiligten zu ändern, darlegte. Wäre die Zeit nicht zu ernst, wir hätten uns den Scherz gemacht und diesen ministeriellen Artikel in der „Berliner Revue" wörtlich abgedruckt und nur die Hindeutungen auf auswärtige Politik in solche auf die innere verwandelt, z. B. statt Oestreich etwa die preußischen Rittergutsbesitzer gesetzt.

Unser Ministerium kann sich den innern Widerspruch, in dem es befangen ist, nicht länger verhehlen; es wird ihn zum Austrag bringen müssen, oder es wird auch in denjenigen Angelegenheiten, in denen es schon jetzt eine unseres Erachtens richtige Haltung beobachtet, keine Erfolge erringen.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Zweite Abtheilung:

Homines novi

Fünfzehntes Kapitel.
Das Rienäcker'sche Haus.

In einem stattlichen alten Hause zu Königsberg in Preußen, das seit länger als hundert Jahren im Besitz einer wohlhabenden Familie aus dem Kaufmannsstande war, herrschte am Mittage des 15. Juni 1807 eine Verwirrung, die sonst in dem geordneten Hause unerhört war. Der Hausherr, schon mehrere Stunden abwesend, war zur gewohnten Mittagszeit nicht heimgekehrt, die Hausfrau, eine kleine runde Person mit sonst so freundlichen Augen und rothen Wangen, lief unruhig, ganz gegen ihre Gewohnheit, mit bleichem Antlitz und ängstlichen Blicken auf und ab; an dem sauber gedeckten Tisch nahm Niemand Platz, die alte Köchin saß kopfschüttelnd in der Küche und schalt auf die Magd, die nicht erschien, um die Speisen aufzutragen; die aber war ausgeschickt, den Hausherrn zu suchen, und hinter der Magd her war der greise Hausknecht gesendet worden, um zu sehen, wo sie bliebe; weder der Herr, noch die Magd, noch der Knecht waren zurückgekehrt.

Der Lärmen und die Unruhe auf den Straßen nahmen immer mehr zu, die Besorgniß der Hausfrau stieg in demselben Maße, von Zeit zu Zeit rollte der Donner einzelner Schüsse dräuend über die geängstete Stadt hin, während das ruckweise Krachen von Gewehrsalven immer häufiger sich wiederholte und immer vernehmbarer wurde, ein Zeichen, daß die Gefahr näher kam. Die Hausfrau stand in der Thür, sie spähete nach Bekannten, die ihr Nachricht zu geben vermöchten. Truppen marschirten vorüber, Infanterie und Cavallerie, Preußische und Russische, sie marschirten aber nicht in der Richtung, aus welcher her man den Kanonendonner vernahm, ein Zeichen, daß diese Truppen abzogen. Dazwischen fuhren Wagen aller Art, und die Bürger Königsbergs drängten sich mit ängstlichen oder doch ernsten Mienen durch all diesen kriegerischen Apparat.

„Die Schneidemühlen sind völlig niedergebrannt, Madame Rienäcker!" rief ein Vorübergehender der geängsteten Hausfrau zu.

„Da ist mein Alter draußen," sagte sie halblaut vor sich hin; „seine Mühle verbrannt, daß sich Gott erbarme!"

„Wo ist Herr Rienäcker?" fragte ein Anderer; „wissen sie schon, daß die Stadt vertheidigt wird?"

„Unsinn!" rief ein Dritter, „General von Rüchel hat die Stadt bereits verlassen, sehen sie denn nicht, daß alle diese Truppen rückwärts gehen?"

Der Erste aber deutete schweigend auf zwei Züge schwarzer Husaren, welche so eben, die Pistolen in der Faust, die Säbel am Kampfriemen, vorüber sprengten, und zwar in der Richtung, aus welcher man schießen hörte.

„Naßgarten steht in hellen Flammen!" meldete nach einer Weile wieder ein Vorübereilender.

Die kleine runde Madame Rienäcker dachte an einige ihrer Bekannten, welche in der genannten Vorstadt wohnten, und der armen Frau wurde immer ängstlicher zu Sinne, daß ihr Mann sie so allein gelassen in solcher Zeit.

Da wälzte sich plötzlich langsam ein dichter Knäuel von Menschen die Straße herauf; zuerst kamen einige Dragoner und ein Paar Stabsofficiere, dann erschien ein greiser Preußischer General, ehrwürdig anzuschauen, kurze graue Locken schmückten sein Haupt, klug blickten die Augen unter den grauen Wimpern. Das war der General von Lestocq, er saß auf einem hochbeinigen braunen Engländer und hielt grüßend den Federhut in der Hand. Eine dichte Schaar der Bürger Königsbergs umringte den edlen Feldherrn, der die einzigen Lorbeern auf dem Schlachtfelde pflückte für Preußens Ruhm in jener unglückseligen Zeit. Mild und freundlich sprach er den entsetzten Leuten Trost zu, und als er die Ecke der Straße erreicht hatte, da hielt er sein Streitroß an und sagte mit bewegter Stimme: „Ich gebe ihnen mein Ehrenwort, liebe Herren, daß ich zum Besten ihrer Stadt gethan habe, was in meinen Kräften stand; ihr Königsberger werdet mein Andenken noch segnen, wenn ich schon längst nicht mehr bin. Leben sie wohl!"

„Das walte Gott, Vater Lestocq! Lebe wohl, Vater, lebe wohl!" riefen Hunderte von Stimmen, und Thränen rannen über manche Wange.

Der General regte sein Roß an und ritt in vollem Trabe davon; seine Suite und seine Escorte folgten ihm.

Viel später haben die Königsberger erst erfahren, was sie dem Vater Lestocq verdankten. Er hatte nämlich vor seinem Abzuge die russischen Truppen, unter dem Vorwande, sie dem Feinde in die Flanke zu werfen, vollständig aus der Stadt entfernt, welche die Absicht gehabt haben sollen, Königsberg bei ihrem Abzuge zu plündern und in Brand zu stecken.

Nachdem Lestocq Königsberg verlassen, flüchtete Alles, was die Ankunft der Franzosen nicht erwarten wollte oder durfte. Eine Menge

Officiere, die an der Elbe oder der Saale entlassen worden waren, wanderten, ihre Bündelchen auf dem Rücken, hastig dem Thore zu, und eine Stunde später glich die eben noch so lebhafte Stadt einer großen Einöde, in der eine angstvolle Stille herrschte, in deren Straßen man nur einzelne Menschen gewahrte, welche gesenkten Hauptes, gebeugt und traurig, hastig und geräuschlos hin und her huschten. Eben so lautlos besetzten die Bürger die Wachen und Posten und nur der Donner einzelner Kanonenschüsse, der von Naßgarten herüber dröhnte, verrieth die Ursache der stummen Besorgniß, welche in der Preußischen Hauptstadt herrschte.

Madame Rienäcker war längst in ihr Haus zurückgetreten, die Stille, die auf der Straße so plötzlich eingetreten, erschreckte sie mehr noch als der Lärmen, welcher derselben vorangegangen; die kleine Frau suchte Trost bei der alten Köchin in der Küche, obwohl sie sich das durchaus nicht merken ließ, und fand ihn wirklich, obwohl sie das noch weniger verrieth. Die alte Magd wußte nämlich noch ganz genau, wie die Russen im siebenjährigen Kriege in Königsberg gewesen, und hegte eine unbeschreibliche Verachtung gegen die Franzosen, wie alle Leute dazumal in Preußen, die nur die Franzosen des siebenjährigen Krieges kannten. Die Rienäcker'sche Köchin hatte lange durchaus nicht glauben wollen, daß die Franzosen bis nach Preußen vorgedrungen, und noch jetzt verzog sie ihr altes runzelvolles Gesicht stets zu einem schlau-spöttischen Lächeln, wenn von den Franzosen und ihrem Vordringen die Rede war. Sie hegte nämlich im Stillen die Ueberzeugung, daß alle Niederlagen und Rückzüge der Preußen nur „Preußische Kniffe" wären, strategische Bewegungen, die der König ganz expreß angeordnet hätte, um den französischen Kaiser mit seiner ganzen Armee in eine erschreckliche Falle zu locken und gefangen zu nehmen.

Man kann diese unverwüstliche preußische Zuversicht der Rienäcker-schen Köchin lächerlich finden, es ist aber auch ein rührender Zug darin, und diese Gefühle haben ihre ganz bestimmte gute Bedeutung, wenn sie von Vielen getheilt werden. Und das war der Fall, die alte Köchin stand nicht allein in Preußen steif und fest in dieser Meinung, es waren Viele, die entweder ganz ebenso oder doch ähnlich dachten, und zwar noch lange über den Tilsiter Frieden hinaus, die so dachten bis 1812 und dann 1813 triumphirend sagten: nun, haben wir's nicht immer gesagt? haben wir nicht Recht gehabt? Solch unverwüstliche Zuversicht der Leute aber auf die Zukunft Preußens, denn das ist's doch im Grunde, ist einer von den Grundpfeilern, auf denen Preußen ruht.

Die zuversichtliche Sprache der alten Magd gab auch der kleinen runden Hausfrau nach und nach einige Ruhe wieder, sie kehrte an die Thür zurück, sie sah noch eine Weile zu, wie einzelne Wagen, einzelne Reiter, auch noch kleine Soldatentrupps vorübereilten, dem Gumbinnenschen Thore zu; da kam endlich, es mochte Nachmittags vier Uhr sein,

ihr Hausknecht und ehemaliger Marktheifer zurück. Die ehrliche Seele hatte zwar weder die Magd noch den Hausherrn gesehen, aber es war der Madame Rienäcker doch ein Trost, daß wieder eine Mannsperson im Hause war, und außerdem hatte der alte Mensch eine Menge Dinge zu erzählen, das aber hatte die kleine Frau ganz außerordentlich gern; sie klatschte gern mit ihren Dienstboten, auch mit anderen Leuten, das war ihre Schwäche, und Herr Rienäcker pflegte darüber seit einigen zwanzig Jahren zu lächeln, seitdem ihm in den ersten Jahren seiner Ehe verschiedene Versuche mißlungen waren, der hübschen Frau diese Schwäche abzugewöhnen.

Eine halbe Stunde nach dem Hausknecht erschien auch die Hausmagd mit erhitztem Gesicht, mit zerstreutem Haar und theilte zuerst mit, natürlich in größester Ausführlichkeit, daß sie ein hitziges Gefecht mit einigen zärtlichen russischen Husaren bestanden, die sie wegen ihrer kleinen Aeuglein und ihrer platten Nase vermuthlich für eine Landsmännin gehalten haben mochten, ein Gefecht, aus dem, ihrer Versicherung nach, ihre Tugend siegreich und nur mit Verlust eines Holzpantoffels hervorgegangen war. Nach dieser langen Erzählung, für die ihre drei Zuhörer das höchste Interesse zeigten, nach vielen Fragen und Gegenfragen erst, gab die Magd ferner kund, daß sie den Herrn gesehen habe; er sei, aber vor ein paar Stunde schon, mit anderen Herren auf das Rathhaus gegangen.

Diese erfreuliche, wenn auch verspätete Mittheilung gab der Frau vom Hause so sehr ihre Zuversicht wieder, daß sie sich entschloß, ein Glas Wein zu trinken und einen Bissen zu genießen. Solchen löblichen Entschluß war sie eben im Begriff ins Werk zu setzen, als sie im wehmüthigsten Tone ausrief: „Ach! mein Gott, da haben wir ja über alle die Unruhe den armen Herrn oben ganz und gar vergessen!"

Madame Rienäcker sagte stets „wir", wenn sie einen Fehler gemacht oder ein Versehen begangen hatte, es kam ihr immer gar zu hart an, auch die kleinste Schuld allein tragen zu müssen. Ein wirklicher Schmerz aber sprach sich in ihrem gutmüthigen Gesicht aus, als sie das sagte, und so hastig es ihre Corpulenz irgend leiden mochte, lief sie nach der Küche, füllte eigenhändig aus dem Suppentopf eine kleine Terrine, schnitt Weißbrod hinein, trippelte emsig hin und her und stieg endlich, glühend roth im Gesicht, mit einer zinnernen Platte, auf welcher ein kleines Mahl zierlich geordnet war, die Treppe hinauf.

Wir eilen ihr voraus über die steile schmale Treppe, die bis zum ersten Absatz sehr ausgetretene steinerne, dann aber weiter gewaltig knarrende hölzerne Stufen hat; wir eilen über den großen, mit mächtigen nußbaumenen Schränken besetzten Vorsaal im ersten Stockwerk, erklimmen eine zweite noch steilere hölzerne Treppe und treten dann in ein zwar niedriges, aber geräumiges Erkerzimmer.

In diesem hoch und abseits gelegenen Gemach, dessen Wände mit

unzähligen kleinen Bildchen in braunen Holzrähmen, Scenen aus dem Leben des großen Friedrich darstellend, dicht behängt sind, liegt ein todtbleicher Mann in einem mit schwarzem Leder überzogenen Lehnstuhl, der dicht an das offene Fenster gerückt ist.

Der Verwundete, denn ein solcher ist's, wie der dick umwundene Fuß zeigt, der auf einem niederen Bänkchen ausgestreckt ruht, schläft; seiner müden Hand ist ein Buch entsunken, das am Boden liegt. Das bleiche Antlitz sticht grell ab gegen das schwarze Leder des Rückenkissens, an das es gelehnt ist, ringsum herrscht die tiefste Stille, denn hier herauf dränge selbst das Geräusch der Straße nicht, wenn jetzt Geräusch wäre.

Auf einem Nebentisch liegen Schärpe, Sporen, Federhut, Degen und die schöne Decoration des Preußischen Ordens pour le mérite militaire, sauber geordnet, wie überhaupt das ganze Gemach eine Sauberkeit und Ordnung zeigt, welche deutlich verkündet, daß hier die sorgsame Hand einer Frau gewaltet.

Kehren wir zu dem verwundeten preußischen Officier zurück, seinen Stand verrathen die Orden und die Waffenstücke; wir können dem Schlafenden genau in das bleiche, abgezehrte Gesicht blicken; ein kleines violettes Sammetkäppchen hat sich verschoben und läßt den völlig kahlen Schädel sehen, kaum daß hinter den Ohren und im Nacken noch ein wenig Haar zu bemerken ist. Ein schmerzlicher Zug tiefen Leidens liegt selbst im Schlafe um den feingeformten Mund. Wir würden in diesem wunden, kranken, abgezehrten Krieger schwerlich unsern alten Freund, den wackren Hans Dinnies von Leist wiedererkennen, ohne die gewaltige, schräg über das Antlitz laufende Narbe, das Erinnerungszeichen an die Schlacht bei Jena.

Hans Dinnies von Leist hat seit seinem kecken Reiterstücklein, dem glücklichen Ueberfall, bei welchem er den französischen General Pelet, unsern Bekannten von Bessin und Berlin, zum Gefangenen machte, noch tapfer geflochten in manchem ehrlichen Reiterstrauß, hat sich gezeigt als würdiger Sproß seines alten Soldatengeschlechts, das so manchen schönen Lorbeerzweig gefochten, seit den ältesten Zeiten bis auf diesen Tag, in den vollen Kranz unsterblichen preußischen Waffenruhms, bis eine französische Kanonenkugel seinem ritterlichen Streiten ein Ende machte. Der tapfere Officier fiel unter sein getroffenes Roß, betäubt vom Fall lag er mit gebrochenem Fuß unter dem sterbenden Thiere, das sich im Todeskampf gewaltig hauend über ihm wälzte, bis es verendet war. Hin und her wogte das Gefecht, Freund und Feind jagten rückwärts und vorwärts sprengend über ihn hin. Hülflos lag er so den ganzen Tag, die Schmerzen weckten ihn aus seiner Betäubung, wüthender Durst folterte ihn, aber er vermochte nicht, sich zu erheben, und seine Hülfe heischende Stimme verklang in dem Brausen des bald näher, bald ferner tosenden Schlachtgewühls. Da kam die Nacht, eine schwere eisige Regen-

nacht; gierig sog der verwundete Krieger die ersten fallenden Tropfen mit lechzenden Lippen ein. Der Regen floß in Strömen, in vollen Zügen trank der Unglückliche das Wasser, das sich in der blutigen Pfütze um ihn sammelte. Die Nacht wurde kalt, der Regen floß unaufhörlich, schauernd vor Frost lag er im kalten Wasser, und er vermochte nicht, den gebrochenen Fuß hervorzuziehen unter dem Cadaver des Rosses, noch sich nur zu stützen auf den ausgerenkten Arm. Bei vollem Bewußtsein durchwachte der Rittmeister von Leist die lange qualvolle Nacht. Endlich graute der Morgen, der Tag kam und mit dem Tage die Hülfe. Die wackren Reiter von der Garde du Corps des Königs von Preußen suchten ihren Rittmeister, den kühnen Führer, den sie vergötterten, seit sie ihn kannten. Sie erst zogen den todtwunden Reiter hervor unter dem todten Roß. Der Rittmeister ließ sich nach Königsberg bringen und fand willige und herzliche Aufnahme in dem Rienäckerschen Hause, in welchem er schon gewohnt und Freundschaft gefunden, als ihn im Winter zuvor der wackere westpreußische Schiffer Jan Blaufink dahin gebracht. Kaum aber hatte der Rittmeister ein Asyl gefunden in dem Hause des Königsberger Kaufmannes, kaum war ihm der erste Verband um das doppelt gebrochene Bein gelegt, so verfiel er in ein schweres Nervenfieber, das er auch sicherlich nicht überstanden haben würde ohne die unendliche Aufmerksamkeit und sorglich treue Pflege, mit welcher der Hausherr und die Hausfrau vorsorgten, die wechselweise an seinem Bette wachten, als sei der wunde Krieger ihr lieber Sohn oder Bruder. Die Gewalt der Krankheit war endlich gebrochen, auch die Beinbrüche begannen zu heilen, aber nun zeigte sich eine so entsetzliche Erschöpfung und eine so unaufhaltsame Abnahme der Kräfte, daß die Aerzte eine Auszehrung fürchteten und Herr Rienäcker sich gedrungen fühlte, die Angehörigen seines Gastes von dessen Zustand in Kenntniß zu setzen. Glücklicherweise war er in so weit mit den Familienverhältnissen des Herrn von Leist vertraut, daß er an den Oheim, den Obrist-Lieutenant von Leist auf Spankow, schreiben konnte; freilich war das Schicksal eines Briefes in jener Zeit ein höchst unsicheres. Neun Wochen waren verflossen, seit der Rittmeister in dem Rienäckerschen Hause lag, da erst begann sich eine Wendung zum Bessern zu zeigen, die kerngesunde Leistsche Natur raffte sich auf und reagirte mächtig gegen das Leiden; der Kranke begann nach und nach wieder Theilnahme zu zeigen, zuerst für den Verlauf des Krieges, für die Schicksale der Armee und für das Vaterland und seinen König. Tröstliches freilich erfuhr er nicht, aber das Schlimmste verschwieg man ihm, und eigentlich war es seinem Soldatengefühl schon genug, daß Preußens Krieger noch kämpften und männlich Widerstand leisteten. Seitdem gaben die Aerzte Hoffnung, und wirklich besserte es sich mit ihm von nun an sichtlich. Seit mehreren Tagen schon pflegte er den Tag über außer Bett zu sein, er lag dann in dem großen Stuhl, blickte durch das offene Fenster in die klare Sommerluft hinaus, las

auch zuweilen einige Seiten, und obwohl er noch immer im höchsten Grade schwach war, so nahmen seine Kräfte doch, zur Freude des ganzen Rienäckerschen Hauses, allmälig wieder zu.

Hastig war Madame Rienäcker hinaufgestiegen, der Athem fehlte ihr, sie mußte einen Augenblick stehen bleiben und sich verschnaufen, dann öffnete sie vorsichtig und leise die Thür des Krankenzimmers.

Aber selbst das leichte Geräusch störte den leisen Schlummer des Reconvalescenten; Herr von Leist öffnete die Augen und blickte seiner getreuen Pflegerin mit jenem matten Dankblick entgegen, der an ein Kind erinnert und in dem Auge kranker Männer, die sich in einer ungewohnten Hülflosigkeit befinden, etwas tief Ergreifendes hat. Dieser Blick rührte die gute kleine Hausfrau immer so, daß ihr die Augen naß wurden, sie mußte dabei, wie sie sagte, immer an ihren Sohn denken, ihr einziges Kind, das sie im zartesten Alter schon verloren hatte.

Natürlich versuchte es Madame Rienäcker, diese Rührung ihrem kranken Gaste zu verbergen, sie entschuldigte doppelt wortreich und hastig die Verzögerung des Mittagbrodes, aber es war in ihrer Stimme doch ein leichtes Beben, und Herr von Leist streichelte dankbar die runde fleischige Hand der kleinen Frau, die ihm auf einem Tischchen, das sie heranschob, die Mahlzeit so bequem als möglich aufstellte. Dabei sagte er ihr, daß er ziemlich lange geschlafen haben müsse und daß er sich jetzt sehr gestärkt fühle.

„Geschlafen?“ rief die gute Frau, „Gott segne ihren Schlaf, lieber Herr Rittmeister, sie können schlafen bei Kanonendonner?“

„Kanonendonner?“ wiederholte Herr von Leist, der seine Brühe mit dem Appetit eines Nervenfieber-Reconvalescenten verzehrte, „es schläft sich gut bei Kanonendonner!“ gleich darauf aber fuhr er, sich besinnend, fort: „man schlägt sich also vor der Stadt, liebe Maman? Richtig, Papa Rienäcker hat mir's gestern schon gesagt, Rüchel und Lestocq werden sich wehren, müssen sich wehren!“

„Excellenz Rüchel ist fort, wie die Leute sagen“, erzählte Madame Rienäcker, indem sie sich, nachdem sie ihrem kranken Gaste vorgelegt, behaglich niedersetzte, „und den Vater Lestocq habe ich selbst Abschied nehmen hören und fortreiten sehen; die Leute sagen, er wolle den Franzosen in den Rücken fallen. In der Stadt ist's todtenstill, Soldaten sind gar nicht mehr da, weder Preußen noch Russen, unsere Bürger-Compagnieen haben die Wachen besetzt und mein Alter ist auf dem Rathhause.“

„Also wird die Stadt nicht vertheidigt,“ sagte der Rittmeister mehr für sich und lauter, aber mit wehmüthigerm Tone, setzte er hinzu: „ich verstehe es wohl nicht, ich bin noch zu schwach, aber mir ist's als würde Königsberg Preis gegeben!“

Madame Rienäcker erzählte noch Einiges von dem, was sie vernommen, nach und nach setzte sich der Rittmeister wohl ein ziemlich rich-

tiges Bild der Verhältnisse zusammen, er ahnete, daß Königsberg aufgegeben sei, aber er gab noch nicht alle Hoffnung auf, weil er nicht begriff, warum die Franzosen zögerten, die verlassene Stadt zu besetzen. Er wußte nicht, daß man sich zur Deckung des Rückzuges noch an verschiedenen Punkten schlug.

Die gute kleine Frau hatte nicht nöthig, als sie sich nach der beendeten Mahlzeit mit den leeren Tellern entfernte, den Officier zu ermahnen, nicht an die Franzosen zu denken, sondern zu ruhen, denn Herr von Leist befand sich schon wieder in jenem Zustand gedankenloser Apathie, die bei Genesenden öfter einzutreten pflegt und von günstigen Folgen für den Zustand der Leidenden ist.

Als Madame Rienäcker hinunter kam, verkündeten ihr an der Treppe die Magd, im Flur der Markthelfer und an der Küchenthür die Köchin fast mit den nämlichen Worten die erfreuliche Kunde, daß der Herr gekommen sei und sich gleich zu Tische gesetzt habe. Rasch eilte die Hausfrau nach dem großen Wohnzimmer, dort saß Herr Rienäcker, ein kleines graues Männchen mit blitzenden schwarzen Augen, eifrig mit seiner Mahlzeit beschäftigt, einsam an dem großen Tisch. Er nickte seiner Gemahlin freundlich zu und sagte lebhaft: „Wollte dich nicht stören, mußte essen, habe kein Frühstück gehabt, wahrscheinlich marschiren heut noch die Franzosen ein, setze dich, Tildchen!"

Es war eine Lebendigkeit in dem kleinen dürren grauen Männlein, die von großer Beweglichkeit des Geistes zeugte, er war dabei nicht ohne eine gewisse trockne Galanterie, denn als sich Tildchen gesetzt hatte, legte er ihr rasch vor und bemerkte: „es wäre unrecht von dir gewesen, wenn du auf mich gewartet hättest, aber nimm noch einen Bissen, du weißt, daß es mir besser schmeckt, trinke ein Glas Wein! Wie geht es unserm lieben Rittmeister?"

„Es geht ihm gut, Rienäckerchen, recht gut," entgegnete die kleine Frau von dem Weine nippend, „er hat wieder mit bestem Appetit gegessen; also die Franzosen kommen? sage mir doch —"

„Kann dir gar nichts sagen, Tildchen," unterbrach das graue Männlein lebhaft, „wir wissen noch nichts, aber was sich vorkehren läßt, ist geschehen, wenn wir Einquartierung bekommen, sind es Officiere, wegen der Stallung; du wirst dir schon zu helfen wissen, sprichst ja französisch so gut wie königsbergisch, also, übrigens ist meine Sägemühle verbrannt bis auf den letzten Pfosten; im Kriege leidet man Verluste, das ist einmal nicht anders, aber Gustav Heinrich Rienäcker wird darum noch nicht zu Grunde gehen; gieb mir die Flasche dort, so, danke dir und nun noch ein Wort. Tildchen, ich habe eine rechte Freude für unsern Rittmeister, aber so eine rechte große Freude, die ihn ganz allein schon wieder gesund machen kann, wie der Doctor sagte, den ich auf dem Rathhause gesprochen habe. Die Freude sollst du dem Rittmeister behutsam mit-

theilen, denn ihr Frauen könnt so etwas immer besser als wir Männer, aber behutsam."

„Ja, ja" — rief Tildchen eifrig, ich verstehe mich darauf, „ich will gleich gehen, nicht wahr, er ist Major geworden?"

„Major?" rief Herr Gustav Heinrich Rienäcker im Tone der tiefsten Geringschätzung, „er ist viel mehr geworden!"

„Seine Majestät der König hat ihn gleich zum Obersten gemacht?" fragte die gute Frau mit hochrothem Antlitz und vor Freude funkelnden Augen.

„Was das für eine Frau ist; Tildchen, ich sage dir, unser Rittmeister ist noch viel mehr geworden?"

Der kleine graue Mann sagte das mit einer solchen Energie und mit so hellleuchtendem Blick, daß Tildchen halb erschrocken meinte: „Er ist also wirklich gleich General geworden!"

„Er ist noch viel mehr als General, er ist Vater geworden!" endete der Kaufmann endlich triumphirend.

Einen Augenblick sah die Dame ihren Gemahl mit einer gewissen Enttäuschung an; sie hatte die Leiden des Rittmeisters gesehen, sie würde es eigentlich ganz passend gefunden haben, wenn der König ihren Rittmeister dafür zum General ernannt hatte; im ersten Augenblick imponirte ihr die Vaterschaft nicht so, und sie sah halb verlegen in das gutmüthig spöttische Gesicht ihres Mannes. Gleich darauf aber besann sie sich und begriff, daß ihr Mann recht habe, daß in diesem Augenblick die Nachricht von dem Ehesegen ein doppeltes Glück für den Reconvalescenten sein müsse. Beide Eheleute wußten, daß Herr von Leist noch keine Kinder hatte. Die gute Hausfrau stellte sich nun sofort die Freude und das Glück des armen Officiers so lebhaft vor, daß sie vor Rührung zu weinen begann.

„Der Brief," nahm nun Herr Rienäcker das Wort wieder, indem er seiner Frau einen großen Brief reichte, der neben seinem Teller gelegen, „ist zwar schon sechs Wochen oder darüber alt, denn die Frau von Leist ist am zweiten Mai eines gesunden Knäbleins genesen, wie aus dem Schreiben hervorgeht, und ein wahres Wunderwerk ist's, daß es glücklich hier her gekommen ist. Herr Professor Kraus gab mir den Brief heute Mittag auf dem Rathhause und sagte, er habe denselben von einem jungen Grafen Dohna erhalten, der aus des Königs Hauptquartier angekommen. Ich zeigte den Brief dem Doctor und fragte ihn, ob ich denselben dem Rittmeister geben dürfe, der aber meinte, ich müßte ihn zuvor lesen, denn im gegenwärtigen Stadium der Genesung könne eine schlimme Nachricht unserm lieben Gaste eben so gefährlich werden, als ihm eine gute nützen müsse. Da habe ich's denn in Gottes Namen und auf des Doctors Geheiß gewagt und habe den Brief erbrochen. Gott weiß, wie ich mich gefreut habe. Aber lies den Brief selbst, er ist von dem Herrn Oberstlieutenant von Leist auf Spankow, dem al-

ten Oheim unsers Herrn Rittmeisters, lies, Tildchen, und nachher überlege dir, wie du die Freudenbotschaft dem armen Mann auf die beste Weise beibringst. Wahrhaftig, es ist doch gnädig von unserm Herrgott, daß er uns mitten in dieser Zeit des Kummers und der Trübsal, des Schreckens und der Noth eine solche Freude gegönnt hat!"

Frau Mathilde Rienäcker, geborne Rawald, hatte während dieser Zeit eine ziemlich umfängliche Brille aus ihrer Tasche geholt, dieselbe aufgesetzt und den Brief entfaltet.

„Ei, was schreibt der alte Herr Obristlieutenant noch für eine hübsche Hand!" bemerkte die Dame.

„Daß sich Gott erbarm!" lachte das kleine graue Männchen, „eine furchtbare Hand, ellenlange Buchstaben, aber freilich dick und deutlich!"

Wie alle Leute, die wenig lesen, las die gute kleine Frau nicht nur mit den Augen, sondern auch mit den Lippen; der Brief des alten Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn auf Spankow u. s. w. aber lautete: „Lieutenant, mein Junge, Hurrah! und noch mal hurrah, dreimal! der Fink' hat wieder Saamen; heute Mittag, Punkt zwei Uhr, hat Deine liebe Frau Dir und mir und Allen, die wir vom Hause Leist sind, einen starken, kräftigen und hübschen Jungen geboren. Der Junge ist munter wie ein Fisch, soll mir ähnlich sehen, sagen die Weibervölker, ist aber kein Wort wahr davon. Deine Frau soll nicht mehr ausgestanden haben bei der Affaire, als wie die Frauen gewöhnlich auszustehen haben. dabei, ist hübscher als jemals, bin eben bei ihr gewesen, hat mir die Hand kräftig gedrückt, sah tapfer und stolz aus und flüsterte mir zu: „wenn nur mein Mann da wäre!" Nun ja, wenn Du nur da wärest, Lieutenant, mein Junge, es wäre eine Freude! aber das kann ja nicht sein, und hab's auch Deiner lieben Frau, der hübschen neuen Mutter gesagt, und die sieht's auch ein, denn sie ist eine sehr verständige Person. Du wirst Deine Schuldigkeit thun als ein rechter Leist für Deinen König, und der liebe Gott wird dann schon ein Einsehen haben und Dich heimsenden zu Weib und Kind und zu Deinem alten Oheim, wenn dann auch ein Arm oder ein Bein fehlen sollte; wir Leiste sind doch ganze Kerle, wenn auch die Gliedmaaßen mitunter nicht ganz vollzählig sind. Einer von Pletz hat uns geschrieben, daß Du eine derbe Schmarre über's Gesicht abgekriegt hättest; Lieutenant, mein Junge, so ein Ding ist ein Ehrenzeichen aus freier Faust, und die gnädige von Redow, deren Mann der Teufel nach Verdienst geholt hat, schrieb Deiner Frau, daß Du glücklich nach Polen gekommen bist, und endlich haben wir vorige Woche in der Königsberger Zeitung, die uns geschickt wurde, gelesen, daß du dich wacker gehalten, einen französischen General gefangen und den pour le mérite erlangt hast. Na, Lieutenant, mein Junge, wir haben alle mit einander geheult vor Vergnügen, und der alte Sternkieker ist ganz toll gewesen den ganzen Tag. Es freut mich nur, daß ihr euch tüchtig herumschlagt, so lange ihr das thut, ist Preußen noch nicht verloren

sondern kommt sicherlich wieder oben auf. Diesen Brief schicke ich an Einen von Jena, der insgeheim nach Königsberg geht, Gott wird diese frohe Nachricht schon in deine Hände gelangen lassen. Nun lebe wohl, Lieutenant, mein Junge, wenn du als Rittmeister heimkommst, wildes Wetter! ich schenke dir die letzten tausend Thaler, die ich noch habe. NB. Deiner Frau, der tapfern Mutter und dem allerjüngsten Leist habe ich eben jedem 100 Stück Friedrichsd'or als recompens gegeben, der alte Leist läßt sich nicht lumpen. Gott behüt' dich, Lieutenant, mein Junge, und nehme dich wie alle tapfern Kriegsleute des Königs in seinen heiligen und mächtigen Schutz. Dein alter Oheim von Leist, Obrist-Lieutenant."

Frau Mathilde hatte den Brief langsam gelesen, dann legte sie ihn zusammen und sagte: „Das ist ein alter tapferer Herr!"

„Und wie willst du unserm Rittmeister die frohe Botschaft mittheilen, Tildchen?" fragte Herr Rienäcker.

„Das ist meine Sache!" versetzte Tildchen entschieden und lächelte so froh dazu, daß ihr Gemahl nicht weiter in sie drang; er wußte die Angelegenheit jetzt in den besten Händen. Und das war ihm lieb, denn er hatte andere, minder angenehme Dinge im Kopf und mußte sofort wieder aufs Rathhaus, um seine Pflicht gegen Stadt und Gemeinwesen zu erfüllen als guter Bürger.

Frau Mathilde Rienäcker geborne Rewald aber begab sich gleich nach dem Weggange ihres Gemahls zunächst in die Küche, um der Köchin und der Magd die große Neuigkeit mitzutheilen.

Berliner Literaturbriefe.

XIII.

Der biographische Bastardroman; Mozart; Beethoven von Heribert Rau; der Klosterhof von O. Müller. Biographien: Leben und Briefwechsel des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, von Künzel; Tagebuch Christians des Jüngern, Fürsten zu Anhalt, von Krause. Deutsches Fürstenleben vor und nach dem dreißigjährigen Kriege.

Wir haben in diesen Briefen schon öfter unsere Mißbilligung über diejenigen Romane ausgesprochen, die sich um die Person eines großen Dichters oder Schriftstellers gruppiren und ihn zum Helden der Dichtung machen. Der Dichter ist der Verkünder einer neuen Zeit, er ist der Sänger der That, er ist der Herold, der den Helden voranschreitet, oder ihnen, ihre Thaten rühmend, nachfolgt. Nur selten wird der Dichter zum Helden selbst taugen, dennoch mehren sich fort und fort die Romane, die irgend einen Dichter als ihren Helden proclamiren, und ein Glück ist's zumeist für den Roman wie für den

Leser, wenn diese Helden nur Titel- und Titularhelden sind. Es ist unter unseren Landsleuten eine wahre Rage, alle Papierkörbe umzustülpen und alles auszukramen, was ein großer Denker oder Dichter je geschrieben, und es dann zu veröffentlichen, wahrlich nicht zu Ehren des großen Mannes, sondern nur um die Neugierde der lieben Vettermichelschaft zu befriedigen. Vergeblich sucht man diese Untugend mit dem erhabenen Namen der Pietät zu decken, es ist eine Lüge, die Pietät mag die Papierschnitzel, meinetwegen auch die Hühneraugenabschnitzel, denn dem Reinen ist alles rein, eines verehrten Todten zusammensuchen, aber sie wird dieselben dann bewahren still für sich — nichts als öde Speculation auf Vetter Michels bodenlose Neugierde läßt solchen Kram ins Publicum bringen. Die Dichter- und Künstlerromane der bezeichneten Art sind nichts als eine Fortsetzung oder eine andere Seite jener Speculationen, die Papierkörbe sind leer, die Neugierde Vetter Michels hat aber keine Grenzen, flugs setzt sich Einer, der leidlich mit der Feder umzugehen weiß, hinter seinen Tisch nimmt eine oder zwei Biographien von Bürger, Stolberg oder irgend einem andern Dichter her, und bei einigem Fleiß bringt er dann in ein paar Wochen ein Ding zu Stande, das er: Stolberg, ein biographischer Roman, oder so ähnlich betitelt. Ein Roman ist das Ding freilich nicht, denn der Charakter der Hauptfigur steht von vornherein fest und der Verfasser hat weiter nichts gethan, als die Lücken der Biographie mit losem Zeug ausgestopft, was gar nicht dahin gehört, eine Biographie ists aus eben dem Grunde auch nicht mehr, aber das liebe deutsche Publikum faßt doch begierig danach, denn der berühmte Name auf dem Titel zieht und endlich ists auch zufrieden damit, denn es erfährt eine Menge von Einzelnheiten und kleinem Klatsch über einen großen Mann, von dem es bis dahin vielleicht eine mangelhafte, von nun ab aber ganz gewiß eine total falsche, schiefe und unglückliche Vorstellung hat. Das aber ist einerseits schlimm, andererseits aber auch erklärlich genug, denn ein rechter Romandichter wird sich selten zu einem solchen Fehlgriff verleiten lassen, weil ein solcher sich gedrungen fühlt, seine Charaktere zu schaffen und selbstständig zu entwickeln. Diese Gedanken sind uns bei schon so manchem Roman der Art gekommen; freilich giebt es auch da Unterschiede, eine geschickte Hand vermag selbst solchen Werken vielfache Reize zu verleihen, niemals ist uns aber bei Romanen der Art die ganze Verwerflichkeit, wir meinen eine ästhetische, der Gattung so entschieden klar geworden, wie bei zwei dickleibigen Romanen, mit denen uns ein Herr Heribert Rau auf ein Mal beschenkt hat.

„Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwei Leoparden auf ein Mal aus!"

fiel uns unwillkürlich ein. Aber die beiden Romane, die mit den großen Namen „Mozart" und „Beethoven" prunken, sind weder Löwen noch Leoparden und wir würden durchaus nicht anstehen, dieselben mit einer gewissen andern Species der Thierwelt zu vergleichen, wenn wir nicht fürchteten gar zu demonstrativ damit zu werden. Die Person des Verfassers ist uns unbekannt, wenn wir uns auch erinnern den Namen Heribert Rau schon gefunden zu haben, aber selbst wenn man recht milde gesinnt ist, fragt man sich doch unwillkürlich: wie kommt Herr Rau dazu, sich zum Dollmetscher dieser großen Geister zu machen und dem deutschen Volke in breiten und platten Perioden darzulegen, was sie uns in erhabenen Tondichtungen verlassen haben? Wir wä-

ren beinahe neugierig zu vernehmen, was die musikalische Kritik zu diesen anmaßenden Interpretationen sagt, die erst recht unangenehm dadurch werden, daß sie auf völlig geistlose Weise mit den übertriebensten Lobhudeleien jener Meister verquickt sind. Dazu kommt noch, daß Mozart und gar Beethoven fast noch unsere Zeitgenossen sind, daß also Vieles, was bei weiter zurückliegenden Verhältnissen allenfalls erträglich sein würde, hier im höchsten Grade widerlich wirkt und sich trotz all der dick aufgetragenen Pietät als rechte Pietätlosigkeit zu erkennen giebt. Wir bedauern den Verfasser dieser beiden dicken Bücher aufrichtig, er zeigt an verschiedenen Stellen, daß er etwas Besseres machen kann, er hat sehr keck auf die berühmten Namen Beethoven und Mozart speculirt, auf solche Dinge aber soll der Dichter nicht speculiren, der Fluch der Speculation verfolgt ihn, und so scheitert er vollends an der Verwerflichkeit dieser Art von Bastardromanen.

Auch von Otto Müller liegt ein neuer dreibändiger Roman vor, und zwar ein Familienroman, betitelt: „der Klosterhof" (Verlag von Meidinger in Frankfurt). Der Verfasser hat einen Namen in der Literatur, obgleich auch er in jener oben von uns verurtheilten Bastardgattung von Romanen einst gesündigt hat. Es lassen sich wie den früheren, so auch dem vorliegenden Romane gewisse Vorzüge nicht abstreiten, der Verfasser hat ein Gefühl für die Bewegungen des Gemüthslebens, er versteht es, ihnen nachzugehen und sie hervorzuheben, er hat unbestritten ein großes Talent für die Detailschilderung, für die treue Färbung, es ist ihm auch das Auge für mannigfache Eigenart im Leben nicht abzusprechen — das Alles sind gewiß Eigenschaften, die man als große und bedeutende Vorzüge an einem Dichter rühmen kann, aber man ist mit diesen Vorzügen allein noch lange kein Dichter. Wir finden die erwähnten Eigenschaften alle im vollsten Maße in den drei Bänden des „Klosterhofs", dabei aber leider auch eine Armuth an Erfindung und einen Mangel an Handlung und Spannung, wie er uns so stark in keinem der früheren Romane Müller's entgegengetreten ist. Wir sind bei der Lectüre zuweilen auf den Gedanken gekommen, der Verfasser habe geflissentlich sich der Handlung und Spannung in diesem Werke gänzlich entschlagen, um zu zeigen, was er durch Schilderung und Malerei allein zu leisten im Stande sei. Sollten wir darin Recht haben, so wird er sich jetzt wohl schon überzeugt haben, daß ihm sein kühner Versuch völlig mißlungen ist, und daß er allen Ernstes dazu thun muß, diese Scharte wieder auszuwetzen. In diesem Klosterhof, ein ehemals geistliches Gebäude, das von einem verarmten Kaufmann und seinen drei Töchtern bewohnt wird, finden wir keine Person, für die wir uns zu interessiren vermöchten, sondern lauter Figuren, nach längst abgenutzter Schablone zugeschnitten, diese werden auch durchaus nicht in Situationen gebracht, durch welche sie uns interessant gemacht werden könnten, nein, der Verfasser erzählt mit unendlicher Behaglichkeit in ungemessener Breite und erzählt immer, wir hören immer Herrn Müller sprechen, aber sehen seine Personen nie handeln. Das aber ist eine schwere Prüfung für einen gewissenhaften Leser. Dazu kommt noch eine gewisse Verschwommenheit in den Localtinten, die vielleicht nur scheinbar ist und sich zu einem Vorzug gestalten könnte, wenn uns der Ort der Handlung gerade heraus bezeichnet würde. Die Zurückhaltung, die der Dichter in diesem Punkte gezeigt hat, ist uns völlig unerklärlich.

Wahrhaft erquicklich gegen diese deutsche Familien-Misere sticht ein deut-

sches Heldenleben ab, das soeben einen würdigen Biographen gefunden hat: Leben und Briefwechsel des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt von Heinrich Künzel. (Friedberg 1859.)

Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt, geb. den 25. April 1669 war ein Sohn des kinderreichen Landgrafen Ludwig VI., und zwar der zweite Sohn desselben aus zweiter Ehe mit Elisabeth Dorothea, Herzogin zu Sachsen, des Herzogs Ernst zu Sachsen-Gotha Tochter. Schon im 18. Jahre wohnte der Prinz der Schlacht bei Mohacz (1687) bei, in welcher er „einen sehr starken Türken mit eigener Faust" erlegte, wie es in dem Schlachtbericht heißt. Es ist das Leben dieses streitlustigen Fürstensohnes, das uns der Verfasser in lebhafter und würdiger Weise schildert. 1688 ging der junge Held mit einem deutschen Regiment nach Griechenland, 1689 kehrte er nach Deutschland zurück und hielt sich wirklich zwei Jahre zu Hause, in Darmstadt, wo sein zwei Jahre älterer Bruder der Landgraf Ernst Ludwig regierte. 1691 sehen wir ihn in der englischen Armee, er wurde bei Angrim in Irland am 12. Juli blessirt. 1692 kam er nach Wien, wurde General-Major und erhielt ein Kürassier-Regiment, das er mit großer persönlicher Bravour in den Rheincampagnen der folgenden Jahre führte. Im Jahre 1695 führte er ein Corps kaiserlicher Hülfstruppen nach Spanien, hier gewann er bald das Vertrauen der Spanier, konnte aber doch die Uebergabe von Barcellona nicht hindern Nach dem Frieden von Ryßwick (1697) blieb er im spanischen Dienste, wurde Ritter des goldenen Vließes, Oberst der Königlichen Garde zu Pferd und Vicekönig von Catalonien, als welcher er seine Residenz in Barcellona nahm. 1707 kam der Held nach Deutschland, ging nach Wien und verbrachte den ganzen Winter bei seiner Mutter und seinem Bruder in Darmstadt. Von nun an ist er, wie schon vorher, fortwährend in Thätigkeit, die Monarchie des letzten erblosen spanischen Habsburgers, Carl's II., dem rechtmäßigen Erben, dem Erzherzoge Carl (als König von Spanien Carl III., als Kaiser von Deutschland später Carl VI., der Vater Maria Theresia's) zu sichern. Namentlich nützten dem Landgrafen Georg seine früheren Verbindungen mit England, um Hülfstruppen u. s. w. zu erlangen. Am 2. August 1704 vollführte der Landgraf seine glänzendste Waffenthat, er eroberte Gibraltar und behauptete seine Eroberung tapfer während der Belagerung, die vom Herbst 1704 bis Frühjahr 1805 dauerte. Diese Eroberung des deutschen Fürstensohnes ist den Engländern geblieben, die damals mit Oestreich verbündet waren. Das Glück war dem deutschen Helden hold, er fiel in der Vollkraft seines männlichen Alters und im stolzesten Siegesbewußtsein am 14. September 1705 beim Sturm auf den Montjuich, die Citadelle von Barcellona.

„Messieurs, der hat viel gethan!" sagte Friedrich der Große einst zu seinen Officieren, auf den Sarg seines Vaters deutend. „Der hat viel gethan!" sagt auch die Geschichte von diesem nachgeborenen hessischen Prinzen, denn all die Treffen und Heldenthaten fallen zusammen in den Zeitraum von kaum 18 Jahren. Der Briefwechsel des Landgrafen bietet manches Interessante auch für ein größeres Publikum.

Wenn Landgraf Georg die glänzende, heldenhafte Seite deutschen Fürstenlebens repräsentirt, so giebt sich in dem Leben des Fürsten Christian des Jüngern zu Anhalt, dessen Tagebuch Hofrath Krause herausgegeben hat (Leipzig, 1858), eine zwar weniger glänzende, aber noch ansprechendere ächt deutsche Weise kund.

Christian der Jüngere, Fürst zu Anhalt, war der älteste Sohn des Stifters der Bernburgischen Linie des Anhaltischen Fürstenhauses, die jetzt nur noch auf zwei Augen steht, jenes mannhaften Fürsten Christian zu Anhalt, der Churfürst Friedrichs V. von der Pfalz Statthalter zu Amberg in der Oberpfalz war und dann, als Friedrich König von Böhmen geworden, dessen Heer führte, und wenn auch sieglos, so doch nicht ruhmlos führte. Zu Amberg am 10. oder 11. August 1599 wurde Fürst Christian geboren. Deutsch, streng und fromm wurde er erzogen von Einem von Seebottendorf, sein Lehrer aber war der gelehrte Wendelinus, nachmals Rector zu Zerbst. Dann ging der junge Fürst zur weitern Ausbildung nach Sitte seiner Zeit nach Genf, Lyon und Italien. Im siebenzehnten Jahre trat er von Christoph von Dohna geleitet in savoyische Kriegsdienste und kämpfte tapfer gegen Spanien, 1617 ging er nach England, wo er gelehrte Gespräche mit dem wunderlich gelehrten König Jacob I. führte, der ihm der pfälzischen Verwandtschaft wegen sehr gewogen war. In der Schlacht am Weißen Berge (8. Nov. 1620) focht er an der Spitze seines Kürassierregiments, sein Vater war Oberfeldherr, an dessen Muth und dessen Talenten Niemand zweifelte, der aber die Schlacht verlor, mehr, weil die böhmischen Großen im eignen Heer ihm den Oberbefehl mißgönnten und eifersüchtig auf sein Ansehen waren, als weil ihm die kaiserlichen Heerführer überlegen gewesen. „Als die Schlacht begann, bestieg Christian eilig seinen schönen grauen Hengst. Er war mit einer nicht wohl schließenden Rüstung angethan und hatte darüber einen rothen Pelz geworfen. Das Haupt bedeckte der Hut, den eine weiße Feder und die goldgelben Feldzeichen schmückten. Kaskett, Fassetten und Armschienen wollte er nicht anlegen. Ein guter Degen und ein paar Pistolen am Sattel bildeten seine Bewaffnung.“ So ging also 1610 ein deutscher Fürst ins Gefecht, man sieht, von der ritterlichen Bewaffnung, von der sich der Brustharnisch noch bis ins 18. Jahrhundert erhielt, wurde schon damals mehr und mehr Abstand genommen. Uebrigens wurde der junge Fürst nach hartem Streite und mannhafter Gegenwehr verwundet und gefangen. Er ergab sich einem berühmten Kriegshelden, dem Grafen Wilhelm Verdugo. Andere wollten den vornehmen Gefangenen für sich in Anspruch nehmen, Christian aber sagte ehrlich „wem ich meine Wehr hab geben, dessen Gefangener bin ich!“ Das freute den Verdugo, der ihn sehr gut behandelte. Da erklärte der Kaiser, daß ihm alle gefangenen Reichsfürsten ausgeliefert werden müßten. Der junge Fürst war nun in kaiserlicher Gefangenschaft, erst in Prag, dann in Wien. Seine ausgezeichnete Persönlichkeit wandelt indessen die Ungnade des Kaisers nach und nach in Wohlwollen und sogar in Vertrauen um; wenn er auch nicht entlassen wird, so ist er doch fast täglich bei dem Kaiser, zieht mit ihm auf die Jagd, begleitet ihn zu seinen Andachten und endlich sogar zur Hochzeit mit der Herzogin Eleonore Gonzaga. Das vorliegende Tagebuch giebt über das Leben am Kaiserhofe in jener Zeit höchst interessante Aufschlüsse. Endlich erhält er einen halbjährigen Urlaub, er sieht seine Heimath und die Seinen wieder, sein Vater ist noch immer in Reichsacht und lebt in Flensburg, aber das ganze anhaltische Fürstenhaus und das ganze Land ist in fortwährender Thätigkeit für den Fürsten Christian den Aeltern, um ihn aus der Reichsacht zu lösen. In naivster Weise schildert das Tagebuch die Verhältnisse, die damals noch die deutschen Fürsten mit ihren Unterthanen verknüpften; es sind noch alle Deutsche unter sich in einer socialen Stammesge=

meinschaft, die Fürsten, der Adel, die Gelehrten, die Geistlichen, die Bürger, ja selbst die Bauern sind noch nicht kastenartig von einander getrennt, es giebt so zu sagen noch keine Unterordnung, die Stände stehen noch neben einander auf gleichem deutschen Boden, verkehren aufs Lebhafteste mit einander und haben ein schönes Gefühl der Gemeinsamkeit bei Freud und Leid. Das ist in Folge des traurigen dreißigjährigen Krieges geschwunden und es hat sich bis jetzt noch nicht wieder herstellen lassen; recht wehmüthig berühren darum einzelne Stellen des Tagebuches, wo von diesem Gefühl der Gemeinsamkeit die Rede ist als von einem, das sich ganz von selbst versteht. Damals nahm noch der deutsche Fürst viel mehr Antheil an einem deutschen Bürgersmann als an einem spanischen Granden, und der deutsche Edelmann bekümmerte sich um einen deutschen Bauer viel mehr als um einen französischen Marquis. Ueberall trat das deutsche Bewußtsein noch frank und frei zu Tage, und einem Deutschen wird erst bewußt, was sein Volk durch den westphälischen Frieden verloren hat, wenn er solche Quellenschriften liest. Wie hängen diese Vettern von Anhalt an einander! und welche Freude im ganzen Lande, als sie endlich durch Bitten und Trotzen nach Jahre langen Bemühungen die Befreiung des Vetters von der Reichsacht durchgesetzt haben. Wir können hier dem wackern Fürsten nicht folgen auf seinen Reisen u. s. w. Wir wollen nur noch hinzufügen, daß Fürst Christian der Jüngere zu Anhalt 1630 nach seines Vaters Tode zur Regierung kam und bis an seinem Tod 1656 als löblicher Fürst regierte. Er hatte von seiner Gemahlin, Eleonora Sophia, des Herzogs Johann von Holstein-Sonderburg Tochter, 15 Kinder, von denen ihm Victor Amadeus succedirte. Schon Fürst Christian des Aeltern Ehe war eine sehr gesegnete, denn Christian II. hatte zehn Schwestern und fünf Brüder.

Es ist ein eigenthümlicher Gegensatz, den dieses Fürstenleben vor und im Beginn des dreißigjährigen Krieges zu jenem oben erwähnten nach dem dreißigjährigen Kriege bildet. Beide Fürsten sind ausgezeichnet durch geistige Begabung, beide sind tüchtige deutsche Männer, beide sind Protestanten, und dennoch, welcher Unterschied zwischen dem Landgrafen Georg einerseits, der ein freier deutscher Fürst an den Kaiserhof kommt, aber doch den Verheißungen und Verlockungen nicht zu widerstehen vermag und katholisch wird, und dem Fürsten zu Anhalt andererseits, der als Gefangener an den Kaiserhof kommt und dennoch seiner wahren Würde als Fürst nichts vergiebt, und trotz Verheißung und Drohung seinem reformirten Bekenntniß getreu bleibt!

Der große Friedrich und der kleine Thiers.

Thiers, welcher im Schreiben der Geschichte immer noch glücklicher gewesen ist als im Machen der Geschichte, hat dem zwölften (die Zeit vom April 1810 bis Mai 1811 umfassenden) Bande seiner **Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs** — es war das erste Lebenszeichen auf dem Gebiete der historischen Literatur seit dem 2. Dezember — ein Avertissement vorangeschickt. Der Mann, welcher die gräuelhafte Revolution seiner Nation und die Geschichte eines Emporkömmlings darstellte, indem er den Moniteur

bunt illuminirte, spricht in diesem Vorworte über historische Behandlung und historische Kunst — freilich in geistreicher Art, indessen man merkt die Absicht sehr deutlich, die eigene Behandlungsweise der Geschichte als die allein wahre und richtige auszugeben. Diese Vorliebe für seine Gedanken möchte man ihm zu Gute halten — es liegt in seinem System, zu interessiren durch blendende, universelle und endlose Worte — er ist ein Mann der Umstände in einem Lande der Umstände, ein Mann des Augenblicks unter einer Regierung des Augenblicks. — Das Vorwort eines Geschichtswerks ist die einzig unbehinderte Stätte geblieben, wo dem gewaltigsten Sprecher der Juli-Revolution noch gestattet ist die frühere — Comödie der Rede weiter zu spielen. Aber was man ihm nicht verzeihen kann, daß er die einzige Tugend nicht besitzt, deren sich ein Schriftsteller mit eigenem Munde rühmen darf, die Liebe zur Wahrheit, obgleich er es wiederholt behauptet. Er lebt in Täuschungen über sich selbst, eben weil er ohne alle politische Moral ist, und er vermag nicht, Gerechtigkeit gegen größere Männer zu üben, weil er selbst ohne Festigkeit und ohne Grundsätze nie das Ansehen eines politischen Charakters erlangen wird.

Solches Urtheil müssen wir als Preußen dem Franzosen entgegenhalten, welcher in jenem Avertissement auch über Friedrich den Großen die folgende Meinung äußert:

„Der große Friedrich, der nie traurig war, liebte leidenschaftlich die Literatur, und diese Vorliebe zu den Wissenschaften, die ihn in verzweifelten Augenblicken, in denen mehr als einmal sein Schicksal unterzugehen schien, aufrecht hielt, ist sicherlich einer der edelsten Züge seines Charakters. Am Abend verlorner Schlachten tröstete er sich, indem er schlechte Verse schrieb, nicht schlecht durch den Gedanken, denn bei jeder Silbe bemerkt man tiefe, sinnreiche und treffende Ideen, aber schlecht durch die Form, weil solche Verse Correctheit, Wohlklang und Anmuth nicht entbehren können. Der Gedanke ohne die Kunst ist nichts in der Poesie. Dies ist noch nicht Alles, was dem großen Friedrich fehlte, um Bücher zu schreiben. Da er nie literarische Beschäftigungen zu seiner Kunst gemacht hatte, sondern dieselbe nur zur Erholung trieb, so hatte er es in seinen Werken nur zu einer Piece in Versen, zu einer Flugschrift, oder zu einer Epistel gebracht, und die Kunst, ein Buch abzufassen, war ihm so fremd geblieben als die Kunst, correct zu schreiben. Demungeachtet hat dieser Mann in der Geschichte, die er uns über seine Familie und seine eigene Regierung hinterlassen, in der Auseinandersetzung der feinen Fäden seiner Diplomatie, der tiefen Berechnungen seines militairischen Genies, in der Erzählung der mannigfaltigen Abwechslungen einer beinahe fünfzigjährigen Laufbahn, der unglaublichen Schwankungen der Politik zu einer Zeit, in welcher Frauen die Staaten regierten, während die Philosophen die Geister beherrschten, endlich den fortwährenden Wechsel eines Krieges, in welchem er eben so oft besiegt, als siegreich, aber immer mit Ruhm bedeckt, wo er in jedem Augenblicke nahe daran war, unter dem Hasse dreier Frauen und der Last dreier großen Staaten zu erliegen — dieser außerordentliche Mann hat in schlechtem Französisch und in einem wunderlichen Styl ein einfaches, lebendiges und beinah vollständig wahres Gemälde dieses eigenthümlichen, durch ihn allein und einige französische Schriftsteller großen Zeitraumes geliefert. Dieser schlechte Schriftsteller schreibt hinlänglich gut, componirt nicht gelehrt, aber einfach, mit Ordnung und Interesse, schildert den Charakter der Personen mit Meisterhand

und würde ein ganz ausgezeichneter Richter sein, wenn er die Billigkeit und die Würde eines Richters besäße.

Aber der Leichtfertigkeit seiner Zeit die Leichtfertigkeit seines Geistes hinzufügend, alle Könige, die er gedemüthigt, alle Feldherrn, die er besiegt, alle Minister, die er getäuscht, verachtend, sich nur gefallend in der Gesellschaft von literarischen Leuten, deren Eitelkeit indessen ihm oft zu lachen gab, sich und Andre gern noch schlechter darstellend als sie waren, unmäßig, cynisch, gab er freilich der Geschichte den Ton der üblen Nachrede, aber unsterblich machte er die, welche er hinterlassen hat, indem er sie mit dem Stempel des tiefsten Verständnisses und des seltensten gesunden Verstandes zeichnete."

Nach dieser Charakteristik hat Thiers ein gründliches, unbefangenes Studium der Geschichtswerke des großen Königs nicht gemacht. Hätte er in den "Merkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg", nur die Zusammenstellung des großen Churfürsten und Ludwig XIV. ordentlich gelesen, hätte er das dort niedergelegte Lob beachten wollen: "Beide Fürsten galten Jeder in seinem Kreise für die größesten Männer ihrer Zeit — prüft man ihre persönlichen Eigenschaften, abgesehen von ihrer Stellung, so ergiebt sich klar, daß des Churfürsten Seele und Thaten dem hohen Geiste und den Großthaten des Monarchen nichts nachgeben," — hätte er also die erste Pflicht eines Geschichtsforschers redlich erfüllt, die Wahrheit der Thatsachen zu ergründen und zu erzählen, so hätte er sagen müssen, daß der König als Geschichtsschreiber ein gerechter Richter war und daß seine ganze Darstellung den Vorwurf der üblen Nachrede nicht verdient. Ist der König in der Geschichte seiner Zeit oft ironisch geworden, der große Mann den kleinen Geistern gegenüber, die ihm in den Weg treten wollten, so kann doch in diesen Schilderungen ein „ton de la médisance" nur von dem gefunden werden, welcher ihn finden will, weil ein solches Vorurtheil gerade für den Zweck paßt und die Tendenz mehr gilt als das Bekenntniß der Wahrheit. C. R.

Geschichte der Freiherren von Simolin.

Die Simolin sind ein in Kurland und Preußen begütertes freiherrliches Geschlecht, welches von dem großen ungarischen Hause der Báthory abstammt. *)

*) Diese wichtige historische Thatsache der Báthory'schen Abstammung des Freiherrn von Simolin ist neuerdings durch drei Schriften auf urkundlichem Grunde evident nachgewiesen worden:

1. Stramberg: das Haus Báthory in seinen Verzweigungen bis auf den heutigen Tag. (Manuscript für Freunde des Hauses. 1853. gr. 4.)

2. Stammtafeln des Edlen Geschlechts der Báthory von Simolin. Herausgegeben von Alexander, Freiherrn von Simolin. (Manuscript für Freunde des Hauses. 1855. gr. 4.)

3. Rechtsgutachten der Juristenfacultät zu Leipzig vom 12. October 1852, durch welches den Freiherrn von Simolin das Recht auf den Namen und Titel der Grafen Báthory zugesprochen wird

Ladislaus Bàthory, der Stifter der Linie zu Somlyo, aus welcher die regierenden Fürsten von Siebenbürgen, so wie Stephan, der größte König von Polen, hervorgingen, hatte einen jüngeren Bruder Georg, dessen Enkel Michael Graf Bàthory den Zweig der Simoline begründete.

Michael Graf Bàthory († nach 1470) war mit Sophia von Simony, einer reichen kumanischen Erbin, vermählt (Eheberedung vom Jahre 1433, den 23. Februar), und seine Nachkommen vertauschten wegen ihrer Zerwürfnisse mit den Bathory'schen Gevattern, wie zugleich im getreuen Andenken an das bedeutungsvolle Simony'sche Gut den Schwerdt- gegen den Spindelnamen, mit welchem zugleich die Herrschaft Simony und das saracenische Schildzeichen — die symbolische Tulpe (Turbend) — verbunden waren. Simon, Graf Bàthor († 1528), der Sohn des genannten Michael, war durch seine Ehegenossin, die schöne Magnatin Anna Mailàth, der Vater von Simon dem Jüngeren geworden. Dieser, mit Helene von Pàlocz vermählt, zeugte den dritten Simon in der Stammreihe, der sich zuerst des Simony'schen Namens und zwar in einer latinisirten Form zu bedienen anfing.

Nach einer Urkunde vom Jahre 1615 wird er Simon de Bathor, dictus Simolinus, genannt, bekannte sich schon zur reformirten Kirche und hatte Gabriele Wékay gefreit, von welcher ihm zwei Namenserben Andreas Karl (geb. 1596) und Franz Michael von Simolin erblühten.

Während nun die Descendenz des Jüngeren schon mit seinem Enkel Gabriel, der heldenmüthig, wie ein Bàthor, in der Schlacht bei Jabrow im Jahre 1653 fiel, erlosch, hinterließ der ältere (Andreas) von seiner Gemahlin Marie von Szirmay einen Sohn, Matthias Carl, geb. 1639, der, durch die Wechselgeschicke des dreißigjährigen Krieges nach Schweden versetzt, bestimmt war, in fremden Weltgegenden den Bathorstamm wenn auch unter verändertem Namen fortzupflanzen.

Den ersten in Schweden seßhaft gewordenen Simolin beglückte seine scandinavische Lebensgefährtin Magdalene von Skittingsholm, die Tochter des bekannten Reichsraths dieses Namens, nur mit einem Sohne Michael Carl (geb. 1661, † 1736), der im Dienste des Königs Carl XII. ein Ehrenamt zu Abo bekleidete und mit Beate Leyenhufwud (Levenhaupt) vermählt war. Sie starb früh mit Hinterlassung eines einzigen männlichen Sprossen Johann Matthias (geb. 1690) der, entsprechend der religiösen Richtung seiner Mutter, der Gottesgelehrsamkeit oblag und als schwedischer Propst nach Reval übersiedelte, wo er i. J. 1740 sein frommes Leben beschloß. Vermählt mit Catharina von Rothkirch, von dem finnländischen Zweige jenes schlesischen Urgeschlechts, das gleich den Bàthory's im 17. Jahrhundert Ableger nach Schweden entsendet, war der würdige Mann der Kirche Vater eines Brüderpaares geworden, das im Gefühle seiner edlen Abkunft durch persönliches Verdienst sich emporzuschwingen und seinen Namen auf glänzende Weise in das Buch der Geschichte zu tragen wußte.

Der jüngere dieser beiden Brüder, der nachmalige Freiherr Johann Matthias von Simolin, geb. den 17. Juli 1720, zu Abo, den wir, da er erblos verschied, hier voranstellen, war 1766 als Gesandter der Kaiserin Catharina zur Reichsversammlung nach Regensburg gekommen und begleitete später als diplomatischer Rathgeber den Grafen Romanzoff in den türkischen Feldzug. Nachdem er dort den Waffenstillstand von Giurgewo, den 30. Mai 1771, geschlossen hatte, erscheint er 1773 als Minister in Kopenhagen, und einige Jahre später zu Stockholm, wo aber König Gustav III., der ihn bei dem damaligen Parteikampfe für gefährlich hielt, seine Abberufung beantragte. Hierauf ging er 1780 als Gesandter nach England, auf welchem Posten es ihm gelang, in der schwierigen Frage wegen der bewaffneten See-Neutralität einen diplomatischen Sieg zu erringen.

Im Jahre 1787, in gleicher Eigenschaft nach Paris versetzt, fand er beim Ausbruche der Revolution neue Gelegenheit, seine Talente zu zeigen. Er war es, der der Königin Marie Antoinette am 5. Juni 1791 unter dem Namen einer Frau von Korff einen Paß zu der leider mißglückten Flucht der Königsfamilie ausstellte. Nachdem er Frankreich verlassen hatte, lebte er mehrere Jahre von Geschäften zurückgezogen in Frankfurt a. M. bis ihn seine Ernennung zum Präsidenten des Reichsjustizcollegiums nach Rußland zurückrief. Auf der Reise dahin starb er unvermählt zu Wien am 19. September 1799.

Der Aeltere der beiden Brüder, Carl Gustav, Freiherr v. Simolin war am 10. Mai 1715 zu Abo geboren und begann früh mit seinem jüngeren Bruder unter der Leitung des Reichskanzlers Ostermann seine öffentliche Laufbahn. Als Bestuchew an das Ruder kam, ward er zu verschiedenen, bedeutenden Missionen verwendet und zuletzt (1756) in der Eigenschaft eines Ministerresidenten nach Curland gesandt, wo er zu Mitau bis an sein Lebensende die Interessen Rußlands mit großer Umsicht und Energie vertrat. Der Minister Freiherr von Simolin starb am 27. August 1777 auf einer Badereise zu Spaa, und dürfte unter den Auszeichnungen, die ihm nebst seinem Bruder von fremden Monarchen zu Theil geworden waren, hier zu bemerken sein, daß der Kaiser Franz im Jahre 1754 sie in die deutsche Reichsritterschaft aufgenommen und der König Stanislaus Augustus von Polen i. J. 1776 ihnen auf ihre sämmtliche Descendenz die Freiherrnwürde verliehen hatte.

Aus der Ehe Carl Gustav's mit Anna Dorothea von Korff, Hoffräulein der Kaiserin Elisabeth und Dame des Catharinenordens, entsproßten 4 Söhne: Carl Nicolaus (geb. 1756, † 1796, Peter Heinrich (geb. 1758, † 1777), Gustav Johann (geb. 1759, † 1798) und Christoph Alexander (geb. 1766, † 1832).

Während Peter Heinrich als junger vielversprechender Diplomat in der Blüthe seiner Jahre unvermählt dahinging, stifteten die andern drei Brüder die Linien Weitenfeld-Jahteln, Perbohnen und Groß-Dselden-

Nachdem Carl Nicolaus, der mit Eleonora Trotta von Treiden, einer Schwester der ersten Herzogin Biron von Curland, verehelicht war, sich veranlaßt sah, seine sämmtlichen Güter zu verkaufen, verlor sich seine Nachkommenschaft ohne eigene Häuser zu begründen und ohne Schwert-Erben zu erzielen, in verschiedenen Militair- wie Civilstellungen. Unter ihnen ist besonders zu nennen: der noch lebende Königlich preußische General Alexander Alexius Freiherr v. Simolin (geb. 1788 den 1 April), der zuerst in der russisch-deutschen Legion und später in der preußischen Armee einen ausgezeichneten militairischen Ruf erwarb. Diesem ist von seiner reichen holländischen Gemahlin, der Wittwe des Banquier Martini, nur eine Tochter erwachsen, und hat dieselbe der Freiherr Goswin von Vaerst, Königlich preußischer Lieutenant im 5. Ulanenregiment, am 10. Juni 1858 zur Lebensgefährtin erkoren.

Gustav Johann, mit welchem, nach einer ausdrücklichen Bestimmung des Ministers — das Fideicommiß von Perbohnen seinen Anfang nahm, hatte gleichwie sein Bruder seine Gattin aus der Familie der Trotta von Treiden gewählt, und war es nur sein Erstgeborner Magnus Johann, der zweite Besitzer der Familiengüter und der Ehegenosse von Caroline von Vietinghoff-Scheel von jenem auch nach Cur- und Liefland verzweigten Autochthonen-Stamme Westphalens, der seiner Linie einen Fortbestand gab.

Während nun der älteste Sohn dieses Bundes Carl Friedrich, russischer Major im Elisabethgratschen-Husarenregiment, sich in der Schlacht bei Grochow einen rühmlichen Namen gemacht und sein junges Leben auf dem Felde der Ehre zum Opfer gebracht hatte, war natürlich der gegenwärtige Majoratsherr Gregor Ulrich, Kaiserlich russischer Gardecapitain a. D., Einer jener todesverachtenden Freiwilligen, die beim Sturm von Warschau zuerst die Schanze von Wola erstiegen, vom Schicksale dazu berufen, als dritter Repräsentant seines befestigten Grundbesitzes einzurücken. Die männlichen Sprossen, die sowohl ihm als seinen Brüdern Gustav Johann, Kaiserlich russischem Rittmeister a. D., und Robert Theodor, Kreisrichter zu Talsen in Curland, erblühen, sichern diesem Simolinschen Majorate Dauer und Gedeihen.

Dem Begründer der Linie von Groß-Oselden, Christoph Alexander, der als Secretair bei der Ambassade seines Oheims in London und Paris fungirt und sich für die Ertheilung des russischen Passes an Frankreichs unglückliche Königin eifrigst bethätigt hatte, erwuchs von seiner Gemahlin Charlotte von der Osten-Sacken, von dem Zweige ihres mächtigen kurländischen Geschlechts, der in dem Besitz der Fürstlich Sacken'schen Güter gefolgt war, nur ein Manneserbe Alexander Heinrich, Freiherr von Simolin, geb. 1800 den 17.|29. Juni, Königlich Preußischer Kammerherr, der sich als lyrischer Dichter, sowie als Schriftsteller im Fache der Alterthumskunde, Genealogie und Heraldik hervorgethan hat.

Alexander Heinrich Baron Simolin, auf den wie natürlich die väterlichen Besitzungen gefallen waren, erheirathete mit Louise einer Erbtochter der ursprünglich aus Hannover stammenden „Edlen Herren von und zu Wettbergen", die Majorathsherrschaft Groß-Altdorf in Curland, und ist demnach sein einziger ihm gebliebener Sohn Alexander Georg, geb. 1836 den 15.|27. November, nach dem Tode der Mutter und beim Antritt ihres ihm hinterlassenen Familienbesitzes berechtigt worden, den Namen und das Wappen der erloschenen „Wettberge" anzunehmen.

Gerade heraus!

Die Zeit liegt glücklicherweise hinter uns, wo ein unnatürlich und krankhaft gesteigertes Interesse an den Vorgängen auf dem kirchlichen Gebiet unsere moderne Literatur wieder einmal in eine förmliche theologische Barbarei zu stürzen drohte. Wir meinen die Zeit der ersten vierziger Jahre, wo die Erscheinungen in dem Leben der Dissenters, der Reformjuden, der Lichtfreunde, der Deutschkatholiken, der Freigemeindler, wie es den Anschein gewann, alle andern Interessen der Nation zurückdrängen sollten. Man erinnere sich des täglichen Inhalts der damaligen Zeitungen, des unerquicklichen Wiederkäuens in ihnen von Stichwörtern, die der kirchlichen Sphäre entnommen waren, man erinnere sich des Rückschlags, den die Bewegung auf die Gesellschaft und die Literatur ausübte, der unvermeidlichen Discussionen über religiöse Fragen, die mit anzuhören man verurtheilt war, wohin man auch den Fuß setzen mochte, der theologischen Broschürensündfluth, mit der wir überschüttet wurden, und von der einige Kenntniß zu haben, unumgängliches Erforderniß war, wollte man anders den Anspruch eines gebildeten Mannes geltend machen und in guter Gesellschaft ein Wort mitreden: nicht wahr, wenn man jener Zeit und der sie begleitenden Symptome eingedenk ist, wird man sich in der That Glück wünschen, daß sie als ein glücklich beseitigter Standpunkt hinter uns liegt. Denn zur Erweckung und Förderung des wahrhaft kirchlichen Bewußtseins hat jene Zeit nicht das Mindeste beigetragen, im Gegentheil, getrennte und auseinander gehende Ansichten gelangten nicht zur Klärung und Verständigung, der Bruch ward vielmehr entschiedener und schroffer gemacht, unlautere Elemente mischten sich in den Kampf, und sehr bedauerliche Verirrungen und Verwirrungen, deren Spuren und Folgen bis auf den heutigen Tag hineinreichen, sind die Resultate jener Epoche gewesen.

In dem gegenwärtigen Augenblicke machen sich ganz analoge Richtungen und Strömungen auf dem politischen Gebiete bemerkbar. Die Unklarheit, das verschwommene Wesen, die babylonische Verwirrung und

eine mit leidenschaftlichem Echauffement geführte Discussion treten in gleicher Weise an den Tag; schriftstellerische Gelüste regen sich von allen Seiten, und wie Schilf im Sumpf schießen die politischen Flugschriften hervor. Genau Buch und Rechnung über die Masse des auf diese Weise producirten Seetangs zu führen, hält unmöglich, auch, dünkt uns, dürfte den Wenigsten mit einer solchen Controle gedient sein. Man muß sich bescheiden, aus dem großen Haufen der heutigen Broschüren Das herauszugreifen, was nicht völlig werth- und bedeutungslos, diejenigen Arbeiten, denen denn doch wenigstens der Anspruch auf eine relative Beachtung zuerkannt werden kann.

Mit den letzten Worten ist unser Urtheil über ein Memoire abgegeben, das in den jüngsten Tagen öfters genannt worden ist. Die Schrift führt die Aufschrift: „Gerade heraus! Eine Stimme aus den Reihen der Monarchie. Berlin, Verlag von G. Hempel.“ Der wirkliche Gehalt der sich auf sechs Bogen hinziehenden Ergüsse reducirt sich auf ein Minimum. Des Verfassers Standpunkt ist der demokratische; im Großen und Ganzen widerholt er in ziemlich breitspuriger Auseinandersetzung Dasjenige, was man seit Längerem in den Organen der Partei zu lesen bekommen hat. Wo er von jenen Anschauungen abweicht, betrifft die Differenz untergeordnete und nebensächliche Dinge. Eine Einleitung soll dem gepreßten Herzen des anonymen Demokraten gegen die Familie Gotha Luft schaffen; der Mann kann es nicht verwinden, daß bei den letzten Landtagswahlen keine demokratischen Candidaten Mandate erlangt haben. Er mißt die Schuld der Engherzigkeit der Liberalen bei, und er deklamirt nun pag. 5 ein Langes und Breites, dessen Kern in den Worten zu suchen:

„Nach unserer geringen Meinung soll und kann in Preußen keine Partei regieren, vielmehr muß die Regierung gegen alle mit der gleichen Gerechtigkeit verfahren, muß sie alle hören und ihre Forderungen soweit berücksichtigen, als es mit ihrer Pflicht, für die Sicherheit, das Gedeihen und die Ehre des Vaterlandes zu sorgen, vereinbar oder von derselben sogar geboten ist. Je mehr man die berechtigten Forderungen auch der Demokratie zu befriedigen versteht, je weniger wird man von ihren unberechtigten Forderungen zu fürchten haben, je kräftiger wird man ihnen entgegen treten können.“

Das hört sich leidlich gut an, obschon es immer eine ziemlich weit hergeholte Einleitung für eine Arbeit ist, welche die momentane Situation unserer auswärtigen Politik in den Kreis ihrer Erörterung ziehen will.

Nicht minder weit hergeholt scheint es uns, wenn der Verfasser im weitern Verfolg seiner Auslassungen mehrere Abschnitte zu einer nachträglichen Kritik verschiedener parlamentarischer Reden verbraucht, welche im Abgeordnetenhause bei der Debatte über den zu bewilligenden Kredit von 40 Millionen gehalten wurden. Schärfe oder Geist sind wir außer Stande an den Kritiken zu entdecken. Ueberall tritt — das ist das

Charakteristische — die Abneigung gegen die liberale ministerielle Partei an den Tag. Unsere Sympathien ziehen uns weder in das eine noch in das andere Lager; wir betrachten dergleichen Zänkereien zwischen Gothaern und Demokraten als einen häuslichen Zwist, der uns völlig kühl läßt.

Mit elegischer Trauer kommt endlich p. 25 der Verfasser auf sein eigentliches Thema. Seine demokratische Gesinnung bedauert es lebhaft, daß Preußen den ernsten Willen kund gegeben, der willkürlichen Vergewaltigung italienischer Fürsten und Völker durch Louis Napoleon fürder nicht mehr unthätig zuzusehen. Die deutschen Kleinstaaten hätten Preußen in die Falle gelockt; das Berliner Cabinet hätte eine Zeitlang dem Andrängen von dieser Seite widerstanden, dann aber sei es wankelmüthig geworden. Daran schließt sich der folgende komische Stoßseufzer:

„So war einmal ein Mann, der gern reich und angesehen sein wollte — und er spielte, zwar nur ein kleines Spiel, aber die Leidenschaft dafür wuchs doch mit jedem Tage. Aber noch war er stark genug einzusehen, daß er den Verführungen einer großdeutschen Spielbank nicht länger nachgeben dürfe, ohne die Freiheit seines Willens zu verscherzen und sich selbst zu ruiniren. Er überwand sich. Sieben Abende ging er festen Schrittes an der Spielhölle vorüber und belobte sich an jedem Abend für die gezeigte Festigkeit; aber am achten Abend sagte die eigene böse Lust in ihm: Nun hast Du Dich so fest gezeigt und bist Deiner so sicher geworden, daß es nunmehr eine Feigheit wäre, länger die Freiheit Deines Willens gefährdet zu glauben. Jetzt kannst Du Dich für Deine Festigkeit belohnen. Der Mann ging hin — vollkommen frei. Als er aber herauskam, hatte er sein Vermögen und seine Zukunft verloren. Die Anwendung mache jeder selbst und — Gott schütze Preußen!"

Der Verfasser meint ebenso ungescheut als unpatriotisch, sollte Preußen und Deutschland mit Frankreich in Krieg verwickelt werden, so würde der Bonapartismus die Demokratie und die Revolution wider die Regierungen aufrufen:

„Wenn aber der „Emporkömmling," den deutschen Boden betretend, sagen würde: „„Ich komme nicht, um euch zu unterdrücken. Ich komme nur, um euch von contrerevolutionären Parteien zu befreien, die mich zu diesem Kriege gezwungen haben, wie sie eurer Freiheit und Selbstständigkeit im Wege sind"" — wird er dann nicht getreu dem alten heiligen Oestreich nachahmen, dessen Feldherr, als er kürzlich den sardinischen Boden betrat, auch verkündete, daß er das Land nur von der Herrschaft einer Partei befreien wolle, und der die Unterthanen Victor Emanuel's feierlich zum Abfall von ihrer Regierung einlud?!"

Daß der Versuch einer solchen Alliance von dem Empire wohl versucht werden dürfte, ist der civilisatorischen Politik schon zuzutrauen,

indeß der Erfolg dürfte in Preußen wenigstens anders ausfallen, als er in Italien ausgefallen ist.

Die abgestandene Weisheit, die sich in den Angriffen auf die aristokratisch-feudale Partei in unserem Vaterlande vorträgt, übergehen wir stillschweigend und mit dem Lächeln des Mitleids. Die Quintessenz der Schrift findet sich S. 55. Das preußische Ministerium soll sich um die auswärtige Politik nicht kümmern, dafür aber das Herrenhaus beseitigen und ähnliche Umsturzmaßregeln im demokratischen Sinne im Innern ausführen;

„So gehe man denn unverzüglich an einen Ausbau unserer Verfassung in einem Sinne, der wirklich eine freisinnige, der ganzen Nation zu Gute kommende Gesetzgebung und eine Verwaltung in Uebereinstimmung mit ihr verbürgt. Mit unserem jetzigen Landtage wird man niemals Gesetze geben können, welche die Nation selbst zu elektrisiren und sie wirklich für eine thätige Theilnahme an dem öffentlichen Leben zu begeistern vermöchten. Diesem Landtage bleibt das einzige Verdienst — uns einen bessern geben zu können. Die Dazwischenkunft eines italienischen Krieges hat unser Ministerium in den Stand gesetzt, die „guten Kammern" schleunigst nach Hause zu senden. Sonst wäre es schon jetzt aller Welt klar geworden, daß mit der jetzigen Landesvertretung, so gefügig sich auch die Mehrheit des Abgeordnetenhauses gezeigt hat, auch nicht ein einziges durchgreifendes Gesetz zu Stande gebracht werden kann. Selbst die halbwegs brauchbaren Schöpfungen des Hauses der Abgeordneten würden an dem Herrenhause gescheitert sein. Aber so kann man vielleicht das Herrenhaus „maßregeln", wie das öffentliche Blätter vorzuschlagen sich nicht entblödet haben!? Nein, giebt die Majorität des Herrenhauses solchem „Maßregeln" oder etwa dem Drange bewegter Zeiten nach, so müßte sie aus Weibern und nicht, wie wir glauben, aus sehr ehrenwerthen, aber in irrigen Anschauungen befangenen Männern bestehen. So käme die Lüge des französischen Constitutionalismus von Neuem zu Tage. Die Regierung soll nicht den Ueberzeugungen dieser Männer Gewalt anthun wollen oder lassen, aber sie soll diesen Ueberzeugungen keinen Einfluß auf die Geschicke des Staates und der Nation gestatten, die mit dem wohlerwogenen Interesse derselben unverträglich sind. Thut daher die Regierung einen verfassungsmäßigen Schritt, um sich für wirklich durchgreifende Gesetze eine Majorität im Herrenhause zu sichern, so thue sie diesen Schritt nicht, um in ein verkehrtes System weiter hinein, sondern gänzlich aus ihm heraus zu kommen. Vor Allem schaffe sie sich — und das kann sie, wenn der Träger der Königlichen Gewalt offen und bestimmt seinen Willen dahin ausspricht — ein Haus der Abgeordneten, auf welches sie für die Unterstützung eines Ausbaues der Verfassung im preußischen Sinne zählen kann. Für die Einzelheiten des Zieles und des Weges ist hier kein Ort. Ueber die Richtung im Allgemeinen wollen wir aber noch ein Wort uns erlau-

ben: Die Königl. Gewalt muß auf dem Gebiete, das ihr durch die Verfassungsurkunde verblieben ist, eine starke, von kleinen parlamentarischen Parteien und Intriguen unabhängige werden. In ihr müssen alle Staatsgewalten ihren Mittelpunkt finden und daher darf sie nur allein die Initiative der Gesetzgebung behalten. Die Theilnahme der Nation an dem Staatsleben muß auf der Grundlage freisinniger, auch das demokratische Element entschieden berücksichtigender Gemeinde- und Kreisordnungen stattfinden, welche den Gemeinden und Kreisen eine ausgedehnte Selbstverwaltung gestatten. Die Provinzialvertretungen, denen eine möglichst ausgedehnte Berechtigung in der Verwaltung der Provinzial-Angelegenheiten einzuräumen ist, gehen aus den Vertretungen der größeren Städte und der Kreise hervor. Die Vertretung des Landes, die in einer einzigen Versammlung stattfindet, wird, sei es von den Provinzial-Vertretungen, sei es von den Kreis-Vertretungen, gewählt. Sie habe eine beschließende Stimme bei dem Erlaß von Gesetzen, das ungeschmälerte Steuerbewilligungsrecht, die Festsetzung eines dreijährigen ordentlichen und des jährlichen außerordentlichen Budgets. Zur Seite der Krone wie der Landesvertretung steht zur Vorbereitung der Gesetze und zur Controlle darüber, daß die Verwaltung in Uebereinstimmung mit der Gesetzgebung stattfinde, ein nicht nur aus büreaukratischen Elementen oder einzelnen Parteien bestehender Staatsrath, mit den zu diesem Zwecke nöthigen Rechten und Pflichten ausgestattet. — An den Rechten der Individuen werde Nichts geschmälert, im Gegentheil, es stehe jedem Preußen frei, gegen alle administrativen Maßnahmen die Entscheidung der Gerichte anzurufen. Der Artikel 12 der Verfassung — die Freiheit des religiösen Bekenntnisses u. s. w. — wird zur Wahrheit und das Schicksal der freien Gemeinden nicht von dem Ermessen wechselnder Kultusminister abhängig gemacht. Auch die Selbstständigkeit der evangelischen Kirche werde gesichert, nicht allein gegen reaktionäre, sondern auch — gegen liberale Kultusminister. Denn wir wollen Freiheit und Gerechtigkeit für alle Parteien, aber nicht die Unterdrückung einer durch die andere, sondern die Herrschaft des Gesetzes und seinen Schutz über Alle.

Der Broschüre liegen zwei Anlagen bei, ein Gespräch enthaltend, welches der Verfasser im Sommer 1853 zu Paris mit dem Grafen von Persigny gehabt haben will, und zweitens eine Denkschrift, welche der Verfasser an „hoher Stelle" in dem nämlichen Jahre überreicht hat und die sich über die damaligen innern Verhältnisse verbreitet. In der letztern ist es uns aufgefallen, daß gegen die Gehässigkeit, mit welcher der frühere Minister des Innern, Herr von Westphalen, beurtheilt wird, die zarten und wesentlich liebdienerischen Urtheile stark contrastiren, welche über Herrn von Manteuffel und dessen Politik gefällt werden. Aus dem Gespräch mit Persigny erscheint der folgende Passus bemerkenswerth:

„Es ist allerdings möglich, daß der Kaiser morgen erschossen wird. Haben wir doch erst vor einigen Tagen zehn Personen verhaftet, die mit dem ausgesprochenen Zweck, Hand an den Kaiser zu legen, nach der Opéra comique gezogen waren. Aber einmal, ist noch keine Dynastie durch einen Meuchelmord aus der Welt geschafft, und zum andern, wird man nur eine Person, aber nie das große politische Princip vernichten, das sie repräsentirt hat. Im Gegentheil, die napoleonische Dynastie wird durch einen Meuchelmord mehr befestigt werden. Denn man wird nicht etwa den sogenannten Heinrich V., keinen Grafen von Paris, keinen Prinz Joinville auf den erledigten Thron setzen, sondern wenn man erst Diejenigen im Inlande gemordet hat, auf denen der Verdacht ruht, die intellektuellen Urheber oder Werkzeuge dieses Meuchelmordes gewesen zu sein, so wird man ein Mitglied der Familie Napoleon zum Kaiser ausrufen. Und die Mächte mögen bedenken, daß dieses Mitglied vielleicht nicht alle die ausgezeichneten Eigenschaften des gegenwärtigen Kaisers, nicht seine Umsicht, nicht seine Mäßigung, nicht sein Wohlwollen besitzen möchte, daß es aber eine fanatisirte Nation hinter sich haben wird, weil ein Märtyrer einem großen Princip zum Opfer gefallen ist, einem großen Princip, was den Kaiser Napoleon auf den Thron setzte. Denn in dem Augenblicke, wo er in die Nationalversammlung als Deputirter eintrat, war er schon Kaiser! Im Uebrigen legt Frankreich den allergrößten Werth auf freundliche Beziehungen zu Deutschland, namentlich zu Preußen, dessen Entwickelung für uns schon immer ein Gegenstand der Bewunderung gewesen ist.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

Anfang Juli.

Keine Badereise und keine Sommerwohnung; die drei Schneider als Einquartierung; die Stimmung der Hauptstadt; das Subalternbeamtenthum; die Ernte; die kleinen Städte; das Treiben in Spandau.

Die große Hitze bringt in diesem Jahre nicht wie in früheren eine vollständige Entwaffnung zu Stande — trotz des glühenden Sonnenstrahls ist Berlin nicht verlassen; Viele, welche sonst um diese Zeit zur Erholung Bäder besuchten oder sonst Vergnügungsreisen machten, sind zu Hause geblieben, theils aus Mangel an Mitteln, theils weil in der That die Zeit nicht dazu angethan ist, sich Vergnügungen hinzugeben. Selbst Leidende, die auf ärztlichen Befehl in's Bad gehen müßten, sind hier geblieben, entweder von Amts- und Berufspflicht gefesselt, oder von der politischen Aufregung, die sie doch zu keiner kurmäßigen Ruhe kommen lassen würde, abgehalten. Auch die Sommerwohnung, sonst unumgänglich nothwendig für Frau und Kind wenigstens, ist in diesem Jahre nicht fashionable in unseren Beamten- und Bürgerkreisen — es stehen zu Viele, die sonst verdienen, unter der Fahne in des Königs Rock, und die

Hausfrauen haben auch für die Einquartierung zu sorgen; denn nicht Jeder wird es so gut, wie einer edlen Dame, die erst gar patriotisch eifrig für die Unterbringung der ihr zugewiesenen drei militärischen Gäste aus der berliner Gardelandwehr sorgte und nachher auch nicht einen behielt, geboten. Denn die drei baumlangen Kriegsgesellen waren drei veritable Schneider, die, zur Gardelandwehr eingezogen, zufällig ein Quartier erhalten hatten. Es war den braven Männern nicht zu verdenken, daß sie lieber zu Weib und Kind ins Logis gingen, der Eine zumal, welcher dem angewiesenen Naturalquartiergeber gerade gegenüber wohnte. Es versteht sich von selbst, daß sie freigebig ein Stück Geld bekamen für die Aufgabe des Quartiers, der patriotischen Dame vom Hause aber war es kaum recht, daß sie all der Mühe und Last einer solchen Einquartierung enthoben war. Im Allgemeinen wird die Einquartierung hier, obwohl sie bei den engen Wohnungen, und alle berliner Wohnungen sind der hohen Miethspreise wegen sehr beschränkt, namentlich da, wo erwachsene Töchter im Hause sind, oft schwerer und störender ist, als sonst wo im Lande, doch mit wirklicher Herzlichkeit aufgenommen. Die Hausfrauen suchen etwas darin, „ihre" Soldaten gut zu bewirthen, fast überall bekommen dieselben mehr, als sie zu fordern haben. Die schwere Zeit übt ihren Druck auch ganz entschieden mehr auf die geputzte und gebildete Welt, als an die sogenannten untern Schichten des Volkes; freilich ist die Noth oft groß da, im Ganzen aber zeigt sich mehr gute Zuversicht, mehr festes Vertrauen und vielleicht auch mehr leichter Sinn. Von den zahllosen Vergnügungsorten in und um Berlin sind die für das „geputzte" Publikum bestimmten alle sehr schlecht besucht, die andern haben meist eben so viel Frequenz, wie in früheren Jahren. Auch in Bezug auf den Krieg zeigen die untern Volksklassen der hauptstädtischen Bevölkerung, ganz wie das märkische Landvolk, die beste Zuversicht; Haß gegen Bonaparte, der den Frieden gestört, und die feste Hoffnung, daß die harte Preußische Faust den Friedensstörer niederschlagen werde, giebt sich überall kund; diese Leute haben meist gesunden Menschenverstand genug, für Oestreich ist freilich Niemand exaltirt, die alten Friedericianischen Traditionen sind da noch sehr mächtig, und von weitern politischen Erwägungen ist man sehr fern, aber die Traditionen von 1806—9 und von 1813—15 sind noch viel mächtiger und die Franzosen sind verhaßt. Aengstlich sind nur die gens du monde doré, und nur das stets unzufriedene halbgebildete Subalternbeamtenthum tobt gegen Oestreich, weil es in seiner selbstgenügsamen Weisheit diesem die Schuld des ausgebrochenen Krieges beimißt. Man irrt sich, wenn man glaubt, die „Vossische Zeitung" vertrete das Berliner Bürgerthum, diese Zeitung vertritt so recht eigentlich das halbgebildete Berliner Subalternbeamtenthum, das ganz unselbstständig und immer malcontent ist, hauptsächlich wohl, weil die knappe Besoldung nirgend ausreicht, den Ansprüchen des großstädtischen Lebens der Hauptstadt zu genügen.

In den Gefilden rings um die Hauptstadt hat die Ernte bereits begonnen, am 6. Juli schon Stoppelfelder, das ist bei weitem früher als sonst. Auf den Landstraßen ist reger Verkehr, all' die kleinen Städte der Mark sind mit Militair belegt, es ist wieder wie in alter Zeit, wo jeder kleine Ort seine Garnison hatte, wo der eiserne York z. B. seine Jäger in Mittenwalde commandirte. Noch heute ist in jenem Städtchen das Andenken des großen Feldherrn nicht erloschen, die Aeltesten erinnern sich seiner noch, die Jüngern wissen wenigstens genug von ihm, und das beste Gasthaus in der Stadt heißt:

„Zum General York," ist auch mit dessen Büste geschmückt. Am buntesten ist das militärische Treiben in Spandau, das für verschiedene Branchen ein Centralpunkt ist. Das schöne Regiment des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin liegt da in Garnison, die Vierundzwanziger, die in der Grafschaft Ruppin recrutiren, ein trefflicher Menschenschlag. All' die alten Wege zwischen Berlin und Spandau sind jetzt wieder belebt von Soldaten und Traincolonnen, Geschützzügen und — Soldatenmüttern und Soldatenliebsten, die noch einen letzten Abschied nehmen wollen von Söhnen und Liebhabern. Die Eisenbahnstraße reicht lange nicht mehr aus für diesen mannichfachen und gewaltigen Verkehr.

Aus Paris.

Große Geschäftsthätigkeit; politische Ansichten; die Truppen an der deutschen Grenze Gespräch mit dem kleinen „Prince Impérial"; dessen Aeußeres; die Etikette, mit der er umgeben ist.

Hoffentlich werden Sie mich nicht mißverstehen und mir Mangel an Vaterlandsliebe zuschreiben, wenn ich Ihnen sage, daß man hier weit weniger kriegerisch ist, als man in Deutschland zu denken scheint, daß ich mich also als Geschäftsmann in diesem Augenblick hier wohler befinde, als in Berlin. Der Krieg in Italien hat hier auf Handel und Gewerbe nicht den geringsten nachtheiligen Einfluß geübt, bis jetzt wenigstens, Alles hat hier unermeßlich viel Aufträge und die Fabriken sind in voller Thätigkeit. Eine einzige Hutfabrik erhielt, wie ich bezeugen kann, in acht Tagen Bestellungen auf mehr als Hunderttausend Hüte. Alle Franzosen, die ich gesprochen habe, protestirten lebhaft gegen einen Krieg mit Preußen und Deutschland, aber freilich waren das meist Geschäftsleute, die bei einem Kriege mit uns nur verlieren könnten. Auf meine Einwendungen gaben indessen Alle mit betrübter Miene zu, daß ihr Kaiser ganz unberechenbar sei, daß also Preußen und Deutschland ganz Recht hätten, wenn sie sich vorsehen thäten. So viel kann ich sagen, daß Louis Napoleon gegenwärtig in Paris bitterer gehaßt wird, als das zur Zeit der Industrie-Ausstellung der Fall war, aber er wird auch weit mehr geachtet und gerühmt als damals; es unterliegt bei mir keinem Zweifel, daß es die kriegerischen Erfolge in Italien hauptsächlich sind, welche dem Pariser imponirt haben. Als ich im vorigen Monat Berlin verließ, las ich in allen deutschen Zeitungen fast von den französischen Truppen, welche massenweise an den Grenzen stehen sollten, ich habe keine Massen gesehen — in Forbach tranken französische und deutsche Zollbeamte sehr collegialisch zusammen, in Erquelines war gar keine Besatzung, in Saint-Avold sah ich eine sehr mäßige Kürassier-Schwadron, und irre ich mich nicht, so war es ganz dieselbe, die ich schon daselbst sah, als ich von der Industrie-Ausstellung kam. Was ich von ihren Pferden sah, flößte mir durchaus keinen Respect ein. Ich habe von dem großen Lager von Nancy oder von der sogenannten Ost-Armee nicht viel zu Gesicht bekommen können, obwohl ich es an Nachforschungen nicht habe fehlen lassen. Damit will ich indessen die Möglichkeit eines solchen Heeres in der Nähe der Grenze durchaus nicht in Abrede stellen, ich habe den Schienenstrang nicht verlassen, und bekanntlich ist es leicht genug, die Truppen rechts und links so weit zurückzuziehen von der Eisenbahnstraße, daß kein Reisender etwas bemerkt. Zuweilen wollte es mir freilich auch vorkommen, als ob es wirklich nicht viel auf sich habe mit jener Ost-Armee und als sei sie blos, um ängstliche französische Gemüther zu

beruhigen, auf Zeitungspapier zusammengezogen. Seit meiner Durchreise hat sich an jener Grenze übrigens nichts geändert, denn unser dicker T. aus der Louisenstraße, der gestern hier ankam, hat nicht mehr gesehen als ich, obwohl derselbe sich um alles Militairische eifrig bekümmert, wie Sie wissen. Von einer Begegnung aber muß ich Ihnen doch erzählen, ich habe Louis Napoleon's Kronprinzen, oder le Prince Impérial gesehen und gesprochen. Das kam so: Einer meiner Geschäftsfreunde stellte mich einem vornehmen englischen Herrn vor, der in Paris seit längerer Zeit schon seinen Wohnsitz hat. Derselbe hatte die Güte, uns seinen schönen schattigen Park zu zeigen, plötzlich blieb er stehen, sah sich um und deutete nach einen Rasenplatz, auf welchem zwei Frauen an der Erde saßen, die ein Kind zwischen sich hatten. „Ah! le petit prince“ sagte der Lord. Ich bin kein Freund der Bonaparten, aber die Neugierde plagte mich, ein Kind zu sehen, das entwedereine sehr große oder eine sehr traurige Zukunft haben muß; zugleich wollte ich mich überzeugen, ob dieses Kind taubstumm sei, wie mich viele Leute selbst hier in Paris versichert haben. Ich fragte deshalb den Lord, ob ich den „kleinen Prinzen“ nicht näher sehen könnte. Sehr gefällig ging Se. Herrlichkeit sofort auf die Damen zu, die sich, als sie seiner ansichtig wurden, eilig von dem Rasen, auf dem sie gesessen, erhuben, ihre gewaltigen Reifröcke zurecht schüttelten, sie glatt zogen und ihm einige Schritt entgegen gingen. Der Lord stellte mich diesen Damen vor, die Eine trug Trauer und war noch ziemlich jung und hübsch, es war die Wittwe eines Obristen, der beim Sturm auf Sebastopol gefallen ist, ich kann mich nicht gleich auf den Namen besinnen, sie ist die Unter-Gouvernante. Der kaiserliche Prinz selbst ist ein hübscher zarter Knabe mit schönen blauen Augen, die er von seiner Mutter haben soll. Ich habe in dem Kindergesicht weder etwas Bonapartisches, noch etwas Französisches, noch etwas Spanisches entdecken können, im Gegentheil, das Kind sah eigentlich recht deutsch, blond und blauäugig aus. Ich fragte den Knaben, ob er gern nach St. Cloud reise, weil ich in der Zeitung gelesen hatte, daß die Kaiserin dahin gehen werde; unbefangen und lebhaft antwortete er, daß er lieber in Paris bleiben wolle. Ich kann nach bester Ueberzeugung also versichern, daß Monseigneur le Prince Impérial nicht taubstumm ist. Nachher sah ich auch die Abfahrt dieses „Kindes von Frankreich“; es fuhr etwa, wie Ludwig XIV. in den Tagen seines höchsten Glanzes. Zwei Züge Dragoner, die, als der kleine Prinz erschien, nach französischer Sitte mit dem Säbel über der Brust präsentirten, ritten vorauf, dann kamen zwei Piqueurs in der grün und goldenen bonapartischen Livree, dann im offenen Wagen à la Daumont der kleine Knabe, der zwischen seinen beiden Damen stand, am linken Schlage ein Cavalcadour-Stallmeister in großer Galla mit hohen Stiefeln auf einem wirklich superben braunen Engländer und den Zug schließend wieder zwei Züge Dragoner. Das Alles war sehr prächtig und feierlich, aber eigentlich dauerte mich der arme kleine Junge doch, der so ganz ohne Spielgefährten in all' diesem kalten Prunk von Officier-Wittwen aufgezogen wird. Mit unsern Königlichen Prinzen sind in Potsdam und Berlin von je her viel weniger Umstände gemacht worden, aber sie haben immer Spielgefährten gehabt und eine frohe heitre Jugend. So lange die Kaiserin in Paris war, kam der kleine Prinz fast täglich, ganz genau um dieselbe Stunde und immer mit derselben Etikette, spielte einsam in dem Garten des Lords und wurde mit demselben Prunke wieder nach den Tuilerieen zurückgebracht.

Aus Mailand.

(Stimmung gegen die Schweizer; Verwundete; edle Mailänderinnen; eigene Zuaven; Messe mit Tanzmusik.

Die Stimmung in der Lombardei ist auch den Schweizern nicht günstig, ja sogar feindlich. Die Leute hätten es gern gesehen, wenn die Schweiz geholfen hätte, für sie die Kastanien aus dem Feuer zu ziehen, und Bontems ist ihnen ein wahrer Knecht Ruprecht. An der Grenze von Chiasso wollte man uns (wir waren Zwei) anfänglich nicht hinüberlassen, weil in unsern Pässen der militairische Grad bemerkt war; wir mußten versichern, daß wir uns nicht im activen Dienst befanden, damit der neue Grenzcommissair uns hinüber ließ. Dem Schimpfen dieses mit dem unvermeidlichen Manchester-Rock angethanen gestrengen Herrn setzten wir eine unverbrüchliche Ruhe entgegen, was uns um so leichter war, als wir dasselbe nur halb verstanden. Höflicher waren die Douaniers, welche vermittelst Anhängens einer neuen Kokarde aus österreichischen zu piemontesischen Soldaten umgewandelt worden waren. Ueberhaupt haben die Lombarden sonderbare Ansichten über unsere Verhältnisse, und die Lügen sind auch daselbst im Schwange. Freilich haben Blätter wie die „Democrazia" wesentlich dazu beigetragen, das eigene Vaterland — vorausgesetzt, daß sie die Schweiz als solches ansehen — anzuschwärzen. Die Oesterreicher, welche von Laveno kamen, seien, die Musik an der Spitze, bis ins Tyrol begleitet und überall mit Evviva's empfangen worden. Die Schweizer hätten österreichische Truppen über den Stilfser-Paß hereingelassen — die guten Leute wußten nicht, daß dieser Paß (der Stelvio) italienisch ist. Es wurde sogar gefragt, ob die auf schweizerisches Gebiet übergetretenen Oesterreicher wirklich gut empfangen worden seien, was ich mit Stolz bejahte; denn man werde der Schweiz wohl nicht zumuthen, schlechter zu handeln als die Franzosen, welche ja die gefangenen Oesterreicher ebenfalls gut behandeln Selbst auf die Geschäfte soll diese Stimmung schlimm einwirken. Ein schweizerischer Uhrenhändler klagte, er habe gar keine machen können; überall hätte man ihm das „schlechte" Benehmen der Schweiz gegen Italien vorgehalten. Er fügte zwar bei, auf Kredit hätte er verkaufen können, es aber in diesen unsichern Zeiten nicht gewollt, woraus man sieht, daß der Zorn nicht nachhaltig sein wird.

Mailand liegt voll Verwundete, mehr als 9000, wovon 3300 Oesterreicher, und für 10,000 ist in Hinsicht auf die nächsten Ereignisse (welche denn auch eingetroffen sind) Platz bestellt worden. Die höchste Anerkennung, ja Bewunderung verdienen die Mailänder, vorzugsweise Mailänderinnen, mit welcher Hingebung sich dieselben dieser Unglücklichen annehmen. Es ist keine Familie, welche nicht das Ihrige dazu beiträgt. Die angesehensten Frauen leisten in den Spitälern selbst Hülfe, insbesondere in der Besorgung des Leinenzeuges, und Wundfäden werden überall gezogen, wie sonst brodirt wurde. Beim Einzug der Verbündeten war der Enthusiasmus für diese. Die reichsten Familien nahmen Verwundete auf, und zu jeder Tageszeit kann man solche in den reichsten Fuhrwerken spaziren fahren sehen; am meisten sind Zuaven in der Gunst der hohen Herrschaften gestiegen. Fast jede hat „ihren Zuaven". Bei diesem natürlichen Enthusiasmus waren anfänglich die verwundeten Oesterreicher vergessen worden. Die zurückgelassenen österreichischen Aerzte und Spitalangestellten waren nicht hinreichend. Aber nur wenige Stunden dauerte

die Vernachlässigung. So wie sich die Hülfe ein wenig organisirt hatte, nahmen sich viele Frauen, worunter gerade solche, welche seit Jahren offen der italienischen Partei angehörten, der Unglücklichen an, und sie werden so gut verpflegt wie die übrigen; nur führt man sie nicht auf gleiche Weise spaziren. An Aerzten ist leider Mangel, und mancher Verwundete muß amputirt werden, der bei sorgfältiger Pflege vollständig hätte gerettet werden können; aber man kann hier Niemandem einen Vorwurf machen, die Masse der Hülfsbedürftigen ist zu groß.

In Mailand ist sehr wenig Militair geblieben. Platzcommandant ist Brigadegeneral de Beville, Adjutant des Kaisers. Den Dienst in der Stadt versieht die schnell gebildete Nationalgarde. Die Truppen besorgen nur die Militairwachen und halten das Schloß und das Fort bei der Porta Tosa besetzt. Am 24. d., am Frohnleichnamsfeste, war große Messe im Dom, welcher die disponibeln Truppen beiwohnten. Was im Dom nicht Platz fand, stellte sich auf dem Platze auf, und eine sardinische Militairmusik spielte daselbst, während drinnen die Messe kein Ende nehmen wollte, vom Volke beklatscht, Tänze und Märsche auf. Unter diesen Truppen befand sich der Rest der Fremdenregimenter, welche bei Magenta so gelitten haben, daß sie sich neu rekrutiren müssen. Sie werden daher wohl noch einige Zeit in Mailand bleiben und erst später wieder in die Schlachtlinie einrücken. Viele Soldaten anderer Corps, namentlich Zuaven und Turcos in ihrer malerischen Tracht, durchziehen die Straßen; es sind Leichtverwundete und Genesende. Die Turcos sehen nicht so teufelmäßig aus, wie sie geschildert wurden. Ihre Hautfarbe ist allerdings dunkel, von der gebräunten südlichen bis zur kohlschwarzen Färbung. In der Kleidung befolgen die Franzosen die Bequemlichkeit. Ein einziges Corps, eine prächtige Artillerie-Schwadron, war in voller Uniform mit Tschakko; die übrigen trugen das tuchene Käppi und den Kapot, die afrikanischen Regimenter nicht einmal die unheilvolle steife Kravatte, sondern ein leicht umschlungenes hellblaues, baumwollenes Halstuch. Die sardinischen Truppen dagegen tragen den Tschakko. Auch Garibaldi'sche Offiziere sah man in Mailand; sie haben einen sehr kleidsamen, ächt militairischen Rock, keine Epauletten und als Dienstzeichen die blaue Schärpe. Garibaldi ist von seinem Zuge nach dem Veltlin zurückgekehrt und befand sich am 24. in Como.

Anzeige.

Anstatt der bisherigen „**Kleinen Zeitung**" liefern wir von jetzt an unsern verehrten Lesern wöchentlich in mehreren Correspondenzen aus den Mittelpunkten Europa's Nachrichten über politische und sociale Ereignisse. Unsere frühere „Kleine Zeitung" hat sich inzwischen zu einem selbstständigen Blatte, das hier unter dem Titel: „**Preußisches Volksblatt**" erscheint, erweitert.

Berlin, 1. Juli 1859.

Die Expedition der „Berliner Revue".

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Zweite Abtheilung:

Homines novi

Sechszehntes Kapitel.
Französische Einquartierung.

Eine bange Nacht war vorüber, als am Morgen des 16. Juni 1807 die Sonne aufging über der preußischen Haupt- und Krönungsstadt Königsberg. — Der Morgen aber war nicht weniger angstvoll und peinlich als die Nacht, in der sich nur wenige Augen geschlossen haben mochten; freundlich spielte der goldene Frührothstrahl um die Kuppeln der Thürme, um die Firste der Häuser, aber ängstlich lauschende fast odemlose Stille lag auf den Straßen und den Plätzen. Die Bürger, welche die Posten besetzt hielten, hielten sie schon für den Feind besetzt, und die, welche hinter den Fensterscheiben oder an den Hausthüren der kommenden Dinge harrten, fuhren entsetzt zusammen, wenn zuweilen ein einzelner Wagen mit scharfem Getöse die Todtenstille unterbrechend, über das Pflaster hinrasselte.

Gegen fünf Uhr trat Herr Gustav Heinrich Rienäcker auf die Schwelle seines Hauses; das Männlein war sauber gekleidet, wie immer, obwohl er die ganze Nacht hindurch beinahe auf dem altstädtischen Rathhause mit andern Notabeln der Stadt thätig gewesen für das Wohl und Heil gemeiner Stadt. Der wackere Bürger trug ein Stück unverwüstlichen preußischen Bewußtseins unter dem blendend weißen hochaufgebauschten Busenstreifen, der dicht und voll hervorquoll aus dem schnupftabakfarbenen Leibrock mit goldbesponnenen Knöpfen. Herr Rienäcker wußte wohl, was er that, als er sich heute feiertägliche Kleidung anlegte, und er stand so sicher und selbstbewußt auf seinen dünnen Beinchen, die mit schwarzen seidenen Kniebeinkleidern und schwarzen seidenen Strümpfen geschmückt waren, wie mancher Krieger nicht in seinen hohen Sporenstiefeln stand. Der alte Kaufmann hatte nichts vergessen an seinem Putz, in dem Busenstreifen funkelte ein prächtiger Solitair, er prunkte mit goldenen Knie- und Schuhschnallen, an seinen Händen blitzten Ringe mit edlen Steinen. Den Dreimaster, das Sambucorohr mit goldenem Knopf und die dicken Handschuhe von gesteppter weißer Seide hielt er in der Hand. Der Morgenwind spielte mit dem dünnen grauen Haar und

störte die sorgfältige Frisur, die schwarzen Augen aber leuchteten so ruhig und klar in dem alten Gesicht, daß Jeder, der darauf achtete, sagen mußte: „der Mann kennt keine Furcht.“

Zum großen Trost der Hausfrau konnte Herr Rienäcker zu Hause bleiben, seine Thätigkeit für die liebe Vaterstadt war beendet, was gethan werden konnte, war gethan, das Weitere stand in Gottes Hand. Auch Frau Mathilde hatte einen Feiertagsrock anlegen müssen von buntblumiger gros de Tours, sie hatte sich schmücken müssen mit alterthümlich prächtigen Kleinoden, die sonst nur an hohen Festtagen das Sonnenlicht sahen. — Die kleine runde Frau war nicht verschönt durch die mächtige Haube, ihr kleidete Einfachheit besser als Putz, und sie wußte das auch recht gut, aber jetzt war keine Zeit, das fühlte sie, zu einer Opposition gegen die bestimmte Ordre des Hausherrn, der auch den Dienstboten in ihren besten Kleidern zu erscheinen befohlen.

Im rothen, blaubesetzten Spenzer wirthschaftete selbst die alte Köchin heute, und sie hatte es eilig, ein Frühstück zu rüsten, ganz als wenn Herr Rienäcker ein Fest feiere. Kurz, in dem Hause des Kaufmanns war's heute mal wieder ganz anders als in fast allen andern Häusern Königsbergs.

Das kleine tapfere Männlein stand auf der Schwelle seines Hauses und blickte nach dem Schloß hinüber, nach dem Preußischen Königsschloß, wo die Wiege des Königthums gestanden, aus dessen Fenstern der erste König von Preußen mit stolzem Blick geschaut, als er sich die Krone selbst aufgesetzt hatte, und die Herolde mit dem schwarzen Adler sein neues Königthum allem Volk kund und zu wissen thaten unter hellem Trompetengeschmetter. Und jetzt? Aber der wackere Patriot verzagte nicht. Er sah im Geiste noch einmal die geliebte Landesmutter, die todtkranke Königin aus den Thoren dieses Schlosses tragen, erst wenige Wochen waren seitdem vergangen, und er war mit unter den Patrioten gewesen, die damals weinend die Wagen umstanden. Diese Erinnerung ergriff ihn tiefer, es wurde ihm plötzlich zu Muth, als stünde er an einem offenen Grabe, in das die Leiche einer geliebten Person gesenkt werden sollte; aber er ließ die unheimlich schmerzliche Erinnerung nicht Herr werden in seiner Seele und gedachte sich selbst ermuthigend daran, daß er als junger Mensch auf dieser selben Stelle gestanden und gesehen, wie der Feind im siebenjährigen Kriege, der Russe, seine Fahnen und Wappen ausgehängt und Preußen in Besitz genommen hatte für die Russische Elisabeth und wie der Königliche schwarze Adler von Preußen dann endlich doch wieder siegreich heimgekehrt zu seinem alten Königshorst. Der Kaufherr schwenkte den Hut, als wolle er den siegreich heimkehrenden Preußischen Adler begrüßen.

In diesem Augenblick kam ein großer starker Mann mit pockennarbigem Gesicht um die Ecke und eilte mit langen Schritten dem Rienäcker'schen Hause zu.

„Guten Morgen, Doctor!" rief der Kaufherr dem Kommenden entgegen.

„Guten Morgen, guten Morgen!" entgegnete er hastig, blieb aber, indem er im Begriff war die Stufe hinaufzutreten, stehen, und fragte überrascht: „Was Rienäcker, so geputzt stehen sie an dem Grabe Preußens?"

„So geputzt harre ich der Auferstehung Preußens!" antwortete das kleine Männlein mit hoher Zuversicht.

Der Doctor drückte dem Freunde die Hand, die Männer sahen sich in die Augen und verstanden sich. „Wie geht es unserm Rittmeister?" fragte endlich der Arzt, „ich vermochte nicht früher zu kommen!"

„Sie hatten recht, Doctor," erwiederte Rienäcker, „die Vaterschaft hat Wunder gewirkt, die Apathie scheint gänzlich geschwunden, auch die Stimme ist so kräftig wieder geworden wie einst.

„Ja ja psychische Mittel der Art," meinte der Arzt, „ja, es wäre wohl mancher armen Seele zu helfen, wenn wir solche Mittel durch Recept vom Apotheker verschreiben könnten!"

Damit nickte er dem Kaufherrn zu und eilte in das Haus, um seinen Patienten zu besuchen. Herr Rienäcker stand wieder allein und lauschte mit einem gewissen Gefühl von Befriedigung und Behaglichkeit der hellen Stimme seiner Hausfrau, für die er eine Zärtlichkeit hegte, welche sonst selten bei Leuten seiner Art im vorgerückten Alter. Für einen Augenblick hatte er das allgemeine Unglück vergessen, die Stimme seiner Frau, die mit dem Arzt sprach, rief die Erinnerung vergangener schöner Stunden in ihm wach; er sah die erröthende Braut vor sich, er sah sie walten und schaffen im Hause, er sah die junge Mutter wieder, das Kindlein an der Brust haltend, der alternde Mann lächelte selig vor sich hin.

Plötzlich schreckte er auf, sein Antlitz nahm einen ganz andern Ausdruck an.

Horch! was war das?

Trommelschlag wirbelte durch die Straßen Königsbergs — das war aber nicht der dröhnende Schlag der Preußischen Trommel in gemessenem Takt — helle rasche Wirbel im Fünfviertel-Takt — französische Trommeln lärmten durch Königsberg, französische Truppen zogen siegreich ein in die Preußische Hauptstadt!

„Sie sind da!" bebte es von tausend bleichen Lippen und aus tausend verzagten Seelen in diesem Augenblick.

„Gott schütze uns!" klang hier das Gebet.

„Gott schütze uns und Preußen!" tönte es dort.

Jeder hat seine Art, der Feige hat die seine, der Muthige aber auch.

„Sie sind da!" sagte Herr Rienäcker, den fragenden Blick beantwortend, mit welchem der Arzt aus dem Hausflur zu ihm trat, sein Gesicht war ernst, aber seine Augen leuchteten und seine Stimme bebte nicht.

Der Trommelschlag kam näher, der Arzt horchte einen Augenblick: „Französische Trommeln in Königsberg!“ rief er im tiefsten Schmerz, den er nicht zu bemeistern vermochte, und Thränen brachen aus seinen Augen.

Der Kaufherr wendete sich auf einen Augenblick ab, er wußte, daß es Männern schmerzlich ist, wenn man sie weinen sieht, dann trat er zu dem Arzt, der ihm ein langjähriger Freund war, und sprach mit ernster Stimme: „Was weinen sie, Freund? wahrlich, ich sage ihnen, ehe zehn Jahre in's Land gegangen, dröhnt Preußischer Trommelschlag über das Pflaster von Paris!“

Die Männer trennten sich, der Arzt eilte zu seinem Hause in der nächsten Straße, und glaubte er auch der kühnen Weissagung seines Freundes nicht ganz, so gab ihm doch dessen felsenfeste Zuversicht auf die Zukunft Muth und Trost für den Augenblick.

Jetzt wurde es immer lauter in der Stadt, jauchzendes Trompetengeschmetter mischte sich in das unaufhörliche Trommeln, Herr Rienäcker trat in sein Haus zurück und schlug die Thür hinter sich zu; ein ächt Königsbergischer Fluch entfuhr ihm, denn das helle Trompetengeschmetter klang ihm wie herausfordernder Hohn.

Die Hausfrau kam ihm entgegen; mit einer Bewegung, die er zu verbergen sich nicht die Mühe gab, schloß der Kaufherr sein Weib innig in seine Arme und küßte ihre vollen Wangen, dann sagte er: „Keine Furcht, Tildchen, hast ja sonst ein unverzagt Herz — jetzt Jeder an seinen Posten!“

Die Hausfrau klirrte mit ihrem Schlüsselbunde die Treppe hinauf, gefolgt von der Hausmagd; oben im besten Zimmer, wo Frau Rienäcker ihre großen Kaffeegesellschaften zu geben pflegte, war eine lange Tafel gerüstet und stattlich mit feinen Speisen und Weinen besetzt. Ein junger Mann, der auf dem Rienäcker'schen Comptoir arbeitete und französisch sprach, befand sich hier, um, die Hausfrau unterstützend, den ungebetenen Gästen die Honneurs zu machen. Der Hausherr selbst ging mit dem Hansknecht in das große Wohnzimmer zu ebener Erde, auch hier stand ein französisch sprechender Comptoirist an einer wohlbesetzten Tafel. So erwartete das Haus Gustav Heinrich Rienäcker die Ankunft der Franzosen.

Oben aber im Erkerzimmer bei dem verwundeten Rittmeister und glückseligen Vater saß als Wärterin ein altes buckliches Mädchen, das im Rienäcker'schen und andern guten Häusern vierzig Jahre lang schon als Nähterin gedient hatte und in der ganzen Stadt von Alt und Jung kurzweg „Pinchen“ genannt wurde, obwohl sie eigentlich Philippine Schmelzer hieß.

Herr Rienäcker trat an ein geöffnetes, aber von Außen mit starken eisernen Traillen verwahrtes Fenster und blickte hinaus.

Einzelne französische Reiter kamen im schärfsten Trabe, die Pistolen

in der Faust, aus einer Seitenstraße, ritten quer über den Platz und verschwanden in der gegenüberliegenden. Kurz darauf kündete hallender Trommelschlag und schriller Pfeifenklang das Nahen bedeutender Truppenmassen, und wirklich quoll sofort eine dichte Colonne französischer Infanterie aus der Straße, aber auch sie ging im Geschwindschritt über den Platz, Bataillon folgte auf Bataillon, unaufhaltsam, keines hielt sich auf, kein Mann trat aus dem Glied.

Erst waren es Einzelne, dann wurden es kleine Trupps von Leuten, die sich sammelten, um die Franzosen vorüber marschiren zu sehen und sich ihre Bemerkungen mitzutheilen.

Es waren Truppen vom Corps des Marschalls Soult, Duc de Dalmatie, welche vorüber marschirten, ohne sich aufzuhalten; man sagte, dieselben seien nach Pillau bestimmt, dessen tapferer Commandant, der Obristlieutenant von Herrmann, ein 75jähriger Greis, schon am Tage zuvor aufgefordert worden war, die ihm anvertraute Festung zu übergeben, aber die Capitulation ausgeschlagen und erklärt hatte, er werde sich wehren bis zum letzten Mann. Die Franzosen hatten Pillau darauf eng eingeschlossen und Soult schickte den Belagerern Succurs.

So verging etwa eine halbe Stunde; Herr Rienäcker erfuhr von Vorübergehenden, daß die leichten Truppen der französischen Avantgarde in den Häusern am Paradeplatz und in den anstoßenden Straßen plünderten, daß aber bereits ein starkes Commando der gefürchteten französischen Armee-Gensd'armerie eingetroffen sei, welches Excesse verhindere.

Gleich darauf verhallte jedes, selbst das lauteste Wort unter gewaltigem Trompetengeschmetter; vier Mann hoch, die Glieder dicht aufgeschlossen, schwenkte ein prächtiges schweres Reiterregiment auf den Platz ein und stellte sich in langer Front auf; scharf funkelte die Sonne auf Panzerstück und Helm, sie blitzte von den Waffen und der Morgenwind spielte mit den langen Roßhaarbüschen, die vom Helmkamm niederhingen. Langsam ritt der Colonel vor die Front, die Trompeten schwiegen, plötzlich zerriß ein langer, schwer und furchtbar nachhallender Donner die Stille, ein zweites, noch stärkeres Krachen folgte unmittelbar, der Obrist schwenkte den Pallasch und die Panzerreiter brachen in ein wild jauchzendes „Vive l'empereur!“ aus, das sie dreimal wiederholten, während nun der ferne Donner laut krachend unaufhörlich über die Stadt hinrollte.

Entsetzt starrten die Königsberger vor sich hin, sie begriffen das nicht gleich, es war, als wäre die furchtbare Kanonade dicht vor den Thoren der Stadt, sie war aber sieben Meilen entfernt, die Franzosen hatten die Beschießung von Pillau begonnen.

Jetzt begann sich der Platz zu füllen, Soldaten mit Quartierbillets kamen von allen Seiten, Königsbergische Jugend, schon vom ersten Schreck zurückgekommen, leistete Führerdienste, es wurde laut in allen Häusern, nur im Rienäcker'schen Hause noch nicht, da war's noch still, obschon

ringsum sich französische Flüche mischten mit dem Geschrei und den Bitten der Frauen und Mädchen, mit dem halb verzagten, halb grimmigen Drohen der Hausväter, da stand der Hausherr noch immer am Fenster, seiner Gäste harrend. Aber auch an ihn kam jetzt die Reihe — der Colonel drüben hatte seine Leute absitzen lassen, den Rossen wurden die Futtersäcke vorgelegt, er selbst aber kam mit zehn oder zwölf Officieren und Ordonnanzen quer über den Platz getrabt, hielt sein Roß vor dem Rienäcker'schen Hause und stieg ab. Der Hausherr verließ jetzt den Platz am Fenster und ging mit Hut und Stock den Franzosen entgegen.

Laut lärmend und lachend hatte die Schaar das Haus betreten, es entstand aber eine augenblickliche Stille, als das kleine geputzte Männlein im Hausflur plötzlich vor ihnen stand und sie in wohlgesetztem Französisch begrüßte, indem er ihnen sagte, daß er von den tapfern Kriegern einer so gebildeten Nation, wie die französische sei, Schutz für sein Eigenthum hoffe, in dieser Hoffnung werde er sie so gut bewirthen, wie wenn sie als Freunde und nicht als Feinde seines Königs und seines Vaterlandes in sein Haus gekommen wären.

Die Haltung des Kaufherrn war dabei so furchtlos, seine Sprache so würdig und so höflich dabei, daß er den Franzosen ganz entschieden imponirte.

„Sie haben nichts zu fürchten für Person oder Eigenthum, mein Herr!" entgegnete der Obrist freundlich, „und wenn sie uns als Freunde bewirthen wollen, obgleich wir im Kriege mit ihrem Könige sind, so wollen wir, da wir ungeladen kommen, uns einbilden, es sei Frieden zwischen Frankreich und Preußen und wir folgten einer freundschaftlichen Einladung in ihr Haus."

Herr Rienecker verbeugte sich und bat die Herren, ihm zum Frühstück zu folgen.

„Maixent, sorgen sie für Ruhe und Ordnung!" befahl der Obrist einem Wachtmeister bevor er eintrat.

In dem Augenblick, wo sich die Reiterofficiere an der reich besetzten Tafel niederließen, wurde ein Posten aufgestellt vor der Wohnung des Kaufmanns, der in ernster Würde, beinahe feierlich, den Feinden die Honneurs bei Tafel machte.

Essend und schwatzend, trinkend und lachend ließen sich's die Officiere wohl sein, und der Obrist fand an der ruhigen, ernsten und doch mit leisem Spott gewürzten Unterhaltung des Hausherrn ein solches Behagen, daß er ihm sagte: „So lange ich hier im Hause bin, soll ihnen und ihrem Hause gewiß keine Unbill geschehen, es ist aber wahrscheinlich, daß ich noch diesen Vormittag mit meinem Regiment die Stadt verlasse, für diesen Fall nehmen sie diese Sicherheitskarte. Man wird solche Karten hier vielfach ausgeben, man wird sie für einiges Geld verkaufen, ich kenne das, sie werden aber dem Inhaber nichts nützen, wenn nicht ein Name darunter steht, vor dem man in der Armee Re-

spekt hat. Vor meinem Namen hat man Respekt, denn ich pflege diejenigen Officiere, die meine Sicherheitskarten nicht respectiren, zum Duell zu fordern und todt zu schießen."

Der Colonel strich sich den Schnauzbart und blickte nicht ohne eine gewisse Selbstgefälligkeit um sich; seine Officiere lachten.

Der Kaufmann las halb laut die Karte; sie enthielt die gewöhnliche Formel der Sicherheitskarten: „Il est expressément ordonné à tous militaires français de respecter les personnes et les proprietes de cette maison." Darunter aber stand geschrieben mit den flüchtigen Zügen einer zierlichen Handschrift: „Donné par le colonel Lafeuillade d'Aubusson."

„Das ist die Hauptsache!" rief ein Officier.

„Und ein sehr berühmter Name!" setzte Herr Rienäcker hinzu, sich leicht vor dem Obersten neigend. Geschmeichelt erwiederte der eitle Franzose die Verbeugung, der schlaue Hausherr war gewaltig in seiner Achtung gestiegen.

Indessen rollte unaufhörlich der Donner der heftigen Beschießung von Pillau herüber; auf dem Platze vor dem Rienäckerschen Hause tobten übermüthige Franzosen, jammerten gemißhandelte Leute, kreischten angstvolle Weiber; ein langer Zug Kanonen rasselte schwer und dröhnend über das Pflaster, daß die Scheiben in den Fenstern klirrten, die Reiter drüben begannen zu singen, — es war ein rechter Höllenlärmen.

Mitten in diesem Tumult kam ein Wagen vor das Haus, von einem Reitknecht, der ein paar Pferde führte und einigen Ordonnanzen begleitet. Der Reiter, der an der Thür Posten stand, wies den Reitknecht mit majestätischer Gleichgültigkeit ab, obwohl derselbe, einen Zettel in der Hand, versicherte, sein General werde hier Quartier nehmen. Alle Demonstrationen hatten keinen Erfolg, der Panzerreiter schritt an der Schwelle des Rienäcker'schen Hauses auf und ab, als habe er Gehör und Sprache völlig verloren. Endlich stellte der Reitknecht seine Versuche sich Einlaß zu verschaffen fluchend ein, blieb aber mit Wagen und Pferden vor der Thür. Eine halbe Viertelstunde später kam ein junger Officier an, er schien sehr verwundert, die Bagage noch vor der Thür zu finden, eilte dann aber mit raschen Schritten in das Haus. Den Officier ließ der Posten ungehindert passiren.

Etwas aufgeregt, wie es schien, trat der junge Officier durch die offene Thür in das Zimmer, wo die Cavallerieofficiere bei Tisch saßen.

„Entschuldigen sie, mein Obrist," wendete sich der junge Krieger mit hochrothem Antlitz an den Marquis von Lafeuillade d'Aubusson, „in diesem Hause ist das Quartier meines Generals, und ihre Posten verwehren den Leuten des Generals den Eintritt."

„So lange ich in diesem Hause bin, ist hier mein Quartier, verstanden?" versetzte der Reiterobrist hochmüthig.

Seine Officiere schlugen ein lautes Gelächter auf.

„Mein Obrist," rief der junge Mann, indem er bleich wurde, aber drohend einen Schritt näher trat, „haben sie die Absicht, mich zu insultiren?"

Einige der Cavallerie-Officiere mit wein- und zornrothen Gesichtern sprangen auf, aber Herr Rienäcker stand schon zwischen ihnen.

„Verzeihen sie, meine Herren," rief das kleine Männlein, „dieses ist mein Haus, und wenn meine Obrigkeit, der Magistrat dieser Stadt, den Herrn General zu mir ins Quartier gelegt hat, so muß ich den Anordnungen meiner Obrigkeit gehorchen. Ich bitte sie, mein Herr, sagen sie ihrem Herrn General, daß Alles für ihn in Bereitschaft ist. Schletter, sorge er dafür, daß Wagen und Pferde, so wie die Leute, untergebracht werden, und sie, meine Herren, lassen sie sich nicht stören, für den Herrn General und seine Officiere werde ich oben eine Treppe hoch serviren lassen."

Diese Zwischensprache beseitigte natürlich sofort jeden Conflict. Markthelfer Schletter verschwand, um die Bagage des Generals unter Dach zu bringen, der Lieutenant verbeugte sich leicht vor dem Hausherrn, verließ aber sofort das Zimmer, die Reiterofficiere setzten sich wieder zur Flasche, der Obrist aber sagte artig: „Ich bewundere sie, mein Herr, ihre Vorsorge hat alle Schwierigkeiten im Voraus beseitigt!"

„Nun," meinte Herr Rienäcker lächelnd, „das war so schwer nicht voraus zu sehen; ich konnte mir denken, daß man mir einen höhern Officier in's Quartier geben würde, da mein Haus Stallung hat; zugleich aber mußte ich für die Bedürfnisse der durchmarschirenden Truppen sorgen, da der Weg an meinem Hause vorüber führt."

„Ich glaube, dieser Herr würde nicht in Verlegenheit gerathen, wenn noch ein General bei ihm Quartier nehmen wollte!" rief ein Lieutenant vom andern Ende des Tisches herüber.

„Das würde mir denn doch ein wenig zu viel werden!" entgegnete der Kaufherr, „denn die ziemlich beschränkte Wohnung im zweiten Stock meines Hauses hat einer meiner Freunde inne, ein Officier von meines Königs Regiment Gardes du Corps, der vor länger als zwei Monaten schwer blessirt wurde und jetzt noch so leidend ist, daß er noch immer nicht allein gehen kann. Der arme Rittmeister, er wird nie mehr zu Pferde steigen können, sein rechter Fuß ist hin, das ist sein herbster Schmerz!"

Meisterhaft hatte der kluge Kaufmann seine Worte berechnet, die Theilnahme für den verwundeten Kameraden, für den Mann ihrer Waffe war bei allen Franzosen rege; aus manchem Munde hörte man wehmüthig: „Der Arme; ein Cavallerie-Officier, der nicht mehr zu Pferde steigen kann!" Wie vielen von den tapferen jungen Reitern, die hier um den Tisch saßen in der Fülle der Kraft und Gesundheit, war ein gleiches Schicksal bestimmt?

„Ich werde mit dem General, der hier im Quartier liegt, reden,

mein Herr," nahm der Obrist das Wort, „daß der arme Preußische Herr Kamerad so wenig als möglich gestört werde. Kannte einer von ihnen, meine Herren, das junge Hähnchen? bei welchem General thut das Herrchen Dienst?"

„Wenn ich nicht irre," antwortete ein Escadronschef, „ist er bei dem General Pelet."

„Ah, da gratulire ich," rief der Obrist sichtlich erfreut, „eine feindliche Einquartierung ist nicht sehr angenehm, mein Herr, und ein feindlicher General kann sehr unbequem werden, aber mit General Pelet werden sie wenig Mühe haben, und er ist der Mann, selbst in Feindes Land sich Freunde zu machen. General Pelet," setzte er dann leise hinzu, „ist ein Mann von feiner Erziehung, von guter Familie, wir sind Verwandte, weitläuftig zwar, aber doch verwandt. Jetzt ist's mir doppelt lieb, daß sie vorher dem beginnenden Auftritt ein so schnelles Ende gemacht haben. Ich bin ihnen sehr dankbar dafür!"

„Erlauben sie, daß ich meine neuen Gäste empfange!" entgegnete Herr Rienäcker, indem er sich erhob, denn im nämlichen Augenblick wurde die Hausthür geöffnet und General Pelet trat, von einer ganzen Schaar von Officieren gefolgt, in den Flurgang. Auch die Reiterofficiere erhoben sich, General Pelet hatte einen Namen in der Armee und gehörte ihrer Waffe an, der Obrist folgte dem Hausherrn.

„Wie!" rief General Pelet, dem Obristen lachend die Hand reichend, „sind sie es, lieber Marquis? sie wollen ihrem eigenen Cousin mit gewaffneter Hand sein Quartier abnehmen?"

„Daran ist nur ihr Adjutant schuld, lieber Chevalier," erwiederte der Obrist, die Hand des Generals drückend, „junger Herr Kamerad, konnten sie mir nicht gleich sagen, daß es sich um General Pelet handle? doch nichts für ungut!"

Dabei reichte der Obrist mit soldatischer Offenheit und doch feinem Anstand dem jungen Lieutenant die Hand, und dieser nahm mit einer großen Befriedigung die Hand zusammt der leichten Entschuldigung an, der Obrist Lafeuillade d'Aubusson war ein berühmter Krieger und ein sehr vornehmer Herr.

Die vornehmen Herren aber galten seit einiger Zeit wieder außerordentlich viel im napoleonischen Heere, die vielen Emporkömmlinge darin wollten jetzt Alle, dem Beispiele ihres Kaisers folgend, für vornehm gelten und ahmten die Sitten und Manieren des alten Adels so gut sie es irgend vermochten nach. Auf die oft rohen Feldsoldaten wirkten die Manieren der alten guten französischen Gesellschaft wie eine Bezauberung, und die Adelstitel: Marquis und Chevalier galten mehr als Graf und Herzog, denn Prinzen, Herzoge, Grafen und Barone hatte der Kaiser in Menge gemacht, Marquis und Chevalier aber standen nicht in seinem Adelsschematismus, wer diese Titel also führte, der mußte der alten feudalen Aristokratie angehören. Freilich gab es noch etliche re-

publikanische Währwölfe, die von der Pike auf gedient hatten und sich darüber grimmig ärgerten, daß die Cidevants also wieder zu hohem Ansehn kamen, einige spotteten auch wohl darüber, daß die alten Titel wieder auftauchten, die ungeheuere Mehrzahl aber bewunderte den neuen Glanz des ancien regime und unter den Reiterofficieren im Rienäcker'schen Hause waren die Meisten sehr stolz darauf, daß ihr Commandeur ein Marquis, ein ächter wirklicher Marquis sei.

Der General theilte dem Obristen in kurzem Gespräche noch mit, daß derselbe wahrscheinlich in der nächsten Stunde den Befehl erhalten werde, auszurücken, verabschiedete sich freundlich von ihm und folgte dem Herrn Rienäcker, der ihn und seine Officiere in den obern Stock geleitete, wo ihn die Hausfrau mit einem zierlichen Knix empfing und dann seinen Arm nahm, um ihn zur Tafel zu führen.

Bei Tische gestalteten sich dann leidliche Verhältnisse.

In den andern Häusern der Stadt gingen die Sachen aber lange nicht so glatt ab, da fehlten einerseits der Einquartierung die feine Sitte und die ritterliche Art des Generals Pelet oder des Obristen Lafeuillade d'Aubusson, andererseits den Bequartierten aber auch die Voraussicht, die Gewandtheit und, was man nicht vergessen muß, die reichen Mittel des Herrn Gustav Heinrich Rienäcker.

Von allen Seiten wurde die städtische Einquartierungscommission sowohl, wie der provisorische französische Commandant General Estenbenrat von Klagenden überlaufen, die Klagen nahmen immer mehr zu, und nicht immer waren die Franzosen allzu bereitwillig, die Bürger gegen ihrer Landsleute Uebermuth zu kräftig in Schutz zu nehmen. Es geschah wohl Einiges, aber ohne Schneid und Eifer. Auf dem Bureau des Commandanten wurden Sicherheitskarten, das Stück für einen Thaler, verkauft, aber sie wurden schlecht respectirt. Obrist Lafeuillade d'Aubusson „kannte das," wie er sagte. Nicht immer waren die brutalen und übertollen Stürmer die gefährlichsten, verderblicher und schändlicher handelte raffinirter Uebermuth oft. In einem Hause mußte der Hausherr von Vormittag an bis tief in die Nacht Violine spielen, während die einquartierten Franzosen mit seiner jungen Frau und deren Schwester tanzten, lachten, zärtlich scherzten und sich in dem besten Wein des Violinspielers berauschten. Der unglückliche Mann mußte dabei in jeder Pause einen Krug Wasser aus einem Eimer trinken, wozu ihn die Franzosen mit vorgehaltenem Bajonnet zwangen. Die Marter des Unglücklichen endete erst, als in der Nacht die Soldaten berauscht zu Boden sanken; er selbst starb an den Folgen dieser Mißhandlungen.

Bei einem wohlhabenden Bürger lagen zwölf Chasseur's vom Po, Italiener, im Quartier, sie zwangen den über fünfzigjährigen sehr corpulenten Mann, Holz zu hacken, und konnten sich nicht satt sehen und satt lachen über die unbehülfliche Figur, die derselbe bei dieser ungewohnten Beschäftigung spielte. Sie riefen immer mehre ihrer Kamera-

den herbei; der Aermste mußte seinen ungebetenen Gästen den ganzen Nachmittag diese Kurzweil machen, denn sie schlugen das Gewehr auf ihn an, sobald er aussetzte; der bubenhaft muthwillige Scherz aber griff ihn so an, daß er kurze Zeit darauf starb.

Namentlich hatten die Frauen und Mädchen viel zu leiden, doch wir wollen einen Schleier über alle Scenen der Art decken, sie lassen sich leichter denken als wohl beschreiben. Freilich wurde von den besser denkenden Officieren, die man zu Hülfe rief, Abhülfe geschafft, eben so oft aber erhielten die Klagenden schnöde Abfertigungen. Wie denn ein Bürger, der sich zu der Bemerkung hinreißen ließ, daß solche Schändlichkeiten die Ehre der französischen Fahnen befleckten, die ächt französisch freche Antwort erhielt: „Was wollen Sie? dem Herrn Christus folgten nur zwölf, und darunter war schon ein Judas Ischarioth, dem großen Kaiser aber folgen 400,000 Mann, wie können Sie verlangen, daß das lauter Tugendhelden sein sollen!"

Geradezu geplündert wurden allerdings nur wenige Häuser, dagegen nahmen die Einquartierten, namentlich in den ersten Tagen, mit, was ihnen gefiel, und wiesen jeden Widerspruch dagegen durch das allerdings schlagende Argument eines flachen Säbelhiebs einfach von der Hand.

Manches Unheil, mancher Unfug kam indessen auch auf die totale Kopflosigkeit, mit welcher die städtischen Behörden die Quartierbillets ausstreuten, und auf die Unfähigkeit der Bürger, sich mit ihren Gästen zu verständigen, die oft Dinge verlangten, welche gar nicht zu beschaffen waren, sich aber in manchen Fällen wenigstens gewiß mit Surrogaten hätten abfinden lassen, wenn nur irgend eine Verständigung möglich gewesen wäre. Die armen und gequälten Leute kochten für die Einquartierung meist so gut sie es vermochten, oft aber warf französischer Uebermuth, dem die Speise vielleicht nicht genehm war, sofort die Schüssel unter den Tisch, und mit Thränen in den Augen sah's der Hausvater, der nicht wußte woher das Geld zu anderer Speise nehmen. Es wurde auch nicht besser, als endlich, beiläufig am eilften Tage nach dem Einmarsch, der „General-Gouverneur, Großofficier und Großband der Ehrenlegion, so wie Adjutant Sr. Majestät des Kaisers und Königs" Savary bekannt machte, daß die Bürger ihrer Einquartierung weiter nichts zu geben verpflichtet wären als Feuer zum Kochen und Licht. Wehe dem Unglücklichen, der gewagt hätte, darauf hin die bisherige Verpflegung auch nur zu mindern: „Wir dürfen jetzt also nichts mehr von ihnen fordern, wir verdanken Alles ihrer Güte!" sagten viele Franzosen mit argem Hohn. Freilich konnte man klagen, aber wer hatte den Muth dazu? und bei Umquartierungen war gewöhnlich nichts gewonnen. Sträfliche Gefälligkeiten seitens der Frauen und Töchter linderten allein das harte Loos, aber auch nicht immer.

Unter solchen Umständen war's denn freilich nicht zu verwundern,

daß Erbitterung, Grimm und Groll in den Herzen der Königsberger Bürger so rasch wuchsen, daß es gleich am ersten Tage zu blutigen Excessen kam. Ein Tischler erschlug, um seine Tochter zu retten, einen Voltigeur-Capitän auf der Stelle, es gelang dem armen Mann, mit Hülfe treuer Nachbarn, zu flüchten; ein Arbietsmann verwundete einen Franzosen, tödtete seine treulose Braut und ersäufte sich. Es gab haarsträubende Scenen des Jammers und des Entsetzens, aber sie gingen unter spurlos oft in dem großen Strudel der Ereignisse, der in schwindelnder Eile Alles mit sich fortriß.

Wie zum Hohn mußte der Magistrat schon am Tage nach dem Einmarsch ein Publicandum erlassen, in welchem die Weisheit, Würde und Umsicht der französischen Militärbehörden glänzend gerühmt wurde. Aber vielleicht hatte Königsberg doch Ursache dazu, solchen Dank zu publiciren, denn allerdings hatte der Feind in den kleinen Städten Preußens weit wilder und härter noch gewirthschaftet. Auf dem platten Lande aber, wo der Uebermuth der Soldaten sich sicher vor der Nähe höherer Officiere wußte, fanden Vorfälle vandalischer Zerstörungswuth und kannibalischer Rohheit vielfach statt.

Das Landvolk aber hatte auch rascher und grimmiger und viel häufiger zur Selbsthülfe gegriffen. Eine ganze Anzahl von französischen Soldaten wurden erschlagen in jenen rothen Juniustagen. Mit blutiger Energie machten die Franzosen indessen jenen Acten sehr erklärlicher und verzeihlicher Selbsthülfe ein Ende. Zuerst erschien eine Bekanntmachung, welche lautete: „Gemäß der Anordnung Sr. Excellenz des Kaiserl. französischen Herrn Reichsmarschall Soult wird hiermit bekannt gemacht, daß Jedermann, er sei weß Standes und Nation er wolle, der sich beigehen lassen sollte, Gewaltthätigkeit gegen französische Militärpersonen auszuüben, sogleich verhaftet und auf Befehl der französischen Generalität mit dem Tode bestraft werden soll."

Diese Anordnung war gewiß vom französischen Standpunkt gerechtfertigt, und der Schrecken, den sie verbreitete, war nützlich für die Franzosen, aber sie hielt doch nicht Alle ab, eine schnelle und blutige Rache an den übermüthigen Drängern und Treibern, an den Schändern der Weiber und Verführern der Töchter zu nehmen, denn fast täglich wurden Todesurtheile der Militärcommission veröffentlicht; sie trafen meist Landleute, welche des Mordes an französischen Soldaten überführt, oder auch nur verdächtig waren.

Die französische Einquartierung lastete schwer auf Königsberg und Preußen.

Ein fürstlicher Besuch zu Düsseldorf

im 17. Jahrhundert.

In einem so eben erschienenen größern Werke: Denkwürdigkeiten eines Royalisten von Hermann von Scharff-Scharffenstein, Berlin, 1859, Herbig, das in seinen ersten Theilen eine Menge von interessanten kleinen Beiträgen zur Geschichte der Pfalzgrafen zu Pfalz-Neuburg, des jülich-bergischen Hofes zu Düsseldorf, so wie der verwandten Höfe und Fürstenfamilien im 17. und 18. Jahrhundert enthält, finden wir folgende Notizen über den Vater und die Mutter des großen Churfürsten, den Churfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg und die Prinzessin Elisabeth Charlotte von der Pfalz, welche letztere schon als neunjähriges Kind mit dem Brandenburgischen Churprinzen verlobt war; bekanntlich war diese Prinzessin eine Schwester des Churfürsten Friedrichs V. von der Pfalz, der am 2. November 1619 zu Prag als König von Böhmen gekrönt wurde, Krone und Reich am 8. November 1620 in der Schlacht am weißen Berge verlor, seiner Churlande entsetzt wurde und am 19. September 1633 vor Kummer in Mainz starb, eben sechs und dreißig Jahr alt.

Von dieser Prinzessin heißt es in den „Denkwürdigkeiten eines Royalisten":

„Die Prinzessin Elisabeth Charlotte war, wie die Astrologen der Zeit behaupteten, unter einem besonders günstigen Gestirne geboren und zu etwas Außerordentlichem bestimmt.

„Heinrich Rantzovius schreibt in seinem: Tractatu astrologico, de Genethliacorum Thematum judiciis: „Am siebenten Novembris 1597 um halb acht Uhr ward sie geboren, da das dritte Grad des Krebses im himmlischen Zeichen aufgestiegen und Mars in diesem ersten Himmelshause Retrogradus oder krebsgängig gewesen. Saturnus stand im vierten, im andern Grad die Wage. Im fünften stand die Sonne im sechsundzwanzigsten Grad des Scorpions. Im sechsten die Venus im sechsundzwanzigsten Grad und Merkurius im dritten Grad, krebsgängig im Schützen. Der Mond mit dem Drachenkopf im zehnten Hause oder mitten in dem Himmel. Der Mond im fünfzehnten Grad der Fische, der Drachenkopf im dreizehnten Grad, Jupiter im zwölften Hause Retrogradus oder krebsgängig im fünfzehnten Grad der Fische."

„Darüber schreibt der Magister Georgius Buchmanius, ein gelehrter reformirter Prediger des siebenzehnten Jahrhunderts, zu Görlitz, mit gläubigem Sinne: „Es giebt uns etlichermaßen die Astrologia und Sternkunst aus ihrer (der Prinzessin) Geburtsstunde Nachricht, daß sie zu großen Ehren erhoben werden sollte, weil der Mond, ein Regent

des Horoscopi und ersten Himmelshauses, hat mitten im Himmel gestanden, im Jovialischen Zeichen der Fische, wie auch zugleich der Drachenkopf, der Naturam Jovis et Veneris in sich begreift, wie die Astrologi wissen."

„Die Kurprinzessin Elisabeth Charlotte war also wohl jedenfalls schon von den Sternen zur Mutter des nachherigen Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den sie am 6. Februar 1620 in Berlin gebar, bestimmt gewesen. Uebrigens hatte Johann Carion, Mönch im grauen Kloster zu Berlin, bereits im Jahre 1528 dessen Geburt vorhergesagt.

„Aber ich komme, sprach die Großtante, bei all der Sterndeuterei ganz von dem eigentlichen Thema: der Ankunft und Anwesenheit der hohen Herrschaften von Brandenburg in Düsseldorf (1616; der Churprinz hatte am 14. Juli zu Heidelberg Hochzeit gehalten, auf der Rückreise besuchte er mit seiner jungen Gemahlin Cleve, auf dem Wege dahin kam er nach Düsseldorf) so wie solche mir von Fräulein von dem Bongart berichtet worden.

„In drei herrlichen, mit rothem Sammet ausgeschlagenen Reisekutschen, wovon die erste mit sechs und die übrigen mit vier Pferden belegt waren, langte das junge Ehepaar im Schloßhofe an, wo sie Herzog Wolfgang Wilhelm (der katholisch gewordene Neuburger Pfalzgraf, der mit Brandenburg die Jülich'sche Erbschaft getheilt und die Herzogthümer Jülich und Berg erhalten, wie jenes Cleve ꝛc.) unten an der großen Treppe, die Herzogin (Magdalene, eine bayrische Prinzeß) aber sie am Eingange zu den sogenannten reichen Gemächern, den bei feierlichem Empfange geöffneten Salons, empfing.

„Die Kurprinzessin sah, wohl nur von der Reise, etwas blaß aus, erschien aber sonst als eine überaus reizende Person mit allerliebstem Gesichte und leicht und schlank von Wuchs. Sie hatte die schönsten dunkelbraunen Augen, die man sehen konnte, über welchen sich schwarze Wimper senkten und schwarze Brauen im reinsten Bogen wölbten. Ihr Teint war, wie das Hoffräulein, welche sie selbst noch mehrere Mal in späteren Jahren sah, meinte, von „admirabler Weiße". Ihre Zähne waren schöner wie das schönste Elfenbein und ihr niedlicher kleiner Mund war „kirschroth". Dazu erschien ihre Gestalt von vollkommenstem Ebenmaße, ihr Fuß „kaum eine Spanne groß" und ihre Hände „so niedlich, wie bei einem Mädchen von dreizehn Jahren, das nur mit der Puppe gespielt hat." Das Schönste aber war ihr dunkelblondes Haar, welches sie zuerst in Flechten legte, dann auflöste und zu beiden Seiten in breiten Locken um die Wangen bog. „Dieses Haar hatte einen so seidenhaften Glanz und Schimmer, daß ich nie etwas Aehnliches gesehen habe", sagte die alte Hofdame.

„Der Kurprinz Georg Wilhelm von Brandenburg, ihr Gemahl, war am 3. November 1595 geboren, also nur um zwei Jahre älter als

seine Gemahlin. Sein Bette umstanden bei seiner Geburt nicht weniger wie drei Kurfürsten, sämmtlich seine Vorfahren. Es war dies Johann Georg, sein Urgroßvater, Johann Friedrich, sein Großvater und Johann Sigismund, sein Vater. Als Knabe schmal und schmächtig, wurde er später ein stattlicher, kräftiger Herr, mit reichem dunkelbraunem Haar und stolzem Ansehen, welcher, obwohl erst einundzwanzig Jahr alt, schon einen tüchtigen Schnurr- und Knebelbart mit zur Hochzeit gebracht hatte.

„Besonders der Schnurrbart des Kurprinzen hatte den Hoffräuleins gefallen. Er war nämlich „ganz absonderlich lang und kecklich nach oben verstrichen und mit Wachs fixiret" gewesen. Dazu hatten seine dunkeln Augen, die nur Sinn für seine schöne Gemahlin hatten, und die stolze gebogene Nase der Hohenzollern nicht wenig imponirt.

„Elisabeth Charlotte erschien in einem prächtigen Reisekleide von grünem Brocatstoff mit weitem Reifrocke, wie weiland die Königin Catharina von Medicis ihn aufgebracht, und engen anliegenden Spenzer à la Marie Stuart vom selben Stoffe. Um ihren vollen Hals schlang sich eine Kette aus ächten Perlen, die fast die Größe einer kleinen Haselnuß hatten.

„Georg Wilhelm trug ein spanisches Kleid von gelbem golddurchwirkten Stoffe, mit einer Krause um den Hals, und einen reichverzierten Degen, dessen goldenen Griff der brandenburgische Adler zierte. Beide Herrschaften wurden von den Unsrigen mit wahrer Herzlichkeit empfangen. Der Kurprinz, galant wie es allen Mitgliedern des erlauchten Hauses der Hohenzollern zu eigen ist, küßte der Herzogin beim ersten Begegnen die Hand. Wolfgang Wilhelm empfing seine Anverwandte (weil Beide aus dem Geschlechte der Pfalzgrafen bei Rhein) mit den kernigen Worten: Willkommen, Muhme!

„Die Herrschaften zogen sich bald auf die erste Begrüßung in ihre Gemächer zurück, begaben sich aber um 3 Uhr zur Mittagstafel im Herzogssaale des Schlosses, welcher im Flügel rechts vom Rittersaale lag und von wo man eine schöne Aussicht gegen das clev'sche Land und Holland genoß. Zu dieser Tafel waren außer den Hofchargen viele vom Adel gebeten, von denen sich jedoch ein kleiner Theil der Aufwartung enthielt, weil sie sich nicht den Schein geben wollten, als ob sie für Brandenburg Sympathien hegten (die Theilung der Jülich'schen Erbschaft war noch nicht definitiv), auch es gern vermieden, durch ihr Erscheinen an alte Vorkommnisse zu erinnern.

„Nachdem die hohen Herren und Frauen bei Tische sehr heiter und guter Dinge gewesen, begab man sich nach Aufhebung der Tafel in den Rittersaal, wo oben auf der Tribüne das Musikcorps des Herzogs ein schönes Concert aufführte. Der hohe mächtige Saal, welcher mit den Ahnenbildern der alten Herzöge und Herzoginnen Bild an Bild behan-

gen war, strahlte im hellsten Lichtglanze von Hunderten von Wachskerzen, die auf vielarmigen kupfernen Hängeleuchtern aufgestellt waren.

„Nach der ersten Pause setzten sich die hohen Fürsten zum Kartenspiele: zum Piquet, welches damals mit dem Solo und mit einem ersterem ganz ähnlichen Landsknechtsspiele an allen Höfen gespielt wurde.

„Bei dieser Gelegenheit erzählte unser Herzog, der, wie wir wissen, in Allem sehr gelehrt und bewandert war, daß das Kartenspiel ursprünglich von dem Miniaturmaler Jacquemin Gringonneur erfunden worden sei, um König Karl VI. von Frankreich zu erheitern und zu erhalten.

„Meines Bruders Friedrich Liebden, der Herr Kurfürst von der Pfalz, fügte die schöne Kurprinzessin bei, behauptete von unserm Oheim, dem Herzoge von Bouillon zu Sedan vernommen zu haben, daß Karl XI. von Frankreich unglückseligen Andenkens, welcher mit seiner Frau Mutter jeden Abend ein Piquet spielte, die Könige im Kartenspiele stets Augustus, Konstantin, Solomo und Chlodwig und die Damen Chlotilde, Elisabeth, Penthesilea und Dido „benahmet".

„Schade, meinte Georg Wilhelm zu dieser Bemerkung, daß dieser schwache König nicht so klug wie Augustus, nicht so fromm wie Constantin, nicht so weise wie Salomo und nicht so glücklich wie Chlodwig gewesen.

„Der Kurprinz zeigte sich überhaupt als ein geistvoller und sehr unterrichteter Herr, dem es fast immer gelang seinen Aeßerungen etwas höchst Charakteristisches zu geben. Als man von dem Kartenspiel auf das Kartenschlagen oder die Wahrsagekunst: Kartomantie kam, trug er, nachdem der Adel und die Hofleute sich zurückgezogen, eine tragische Geschichte vor, welche er in Frankfurt am Main, während seiner Anwesenheit bei der Krönung des Kaisers Mathias erlebt hatte.

„Unter meinen Hofcavalieren befand sich damals, sprach er, ein gewisser Hellmuth von Briesen, ein junger Edelmann von etwa dreiundzwanzig Jahren, dessen Eltern unfern Burg in der Mark angesessen. Derselbe war bei meines Vaters Liebden Page gewesen und hatte in dieser Eigenschaft den Herrn Kurfürsten bereits im Jahre 1606 nach Frankfurt und Heidelberg begleitet. — Im rothen Hause auf der Zeile, wo wir eingekehrt, sprach man vor und während der Krönung von Nichts, als von der böhmischen Wahrsagerin, welche des Kaisers Mathias Wahl und Krönung, so wie dessen Tod binnen sieben Jahren und einen überaus großen, dreißig Jahre andauernden Krieg in Deutschland vorhergesagt hatte.

„Die Kurfürsten und sämmtliche hohe Herren sollten dieses Weib, welches aus der Karte oder aus dem Antlitze eines Jeden die Zukunft ergründete, entweder im Geheimen empfangen oder selbst aufgesucht haben. Ja man behauptete sogar, daß die in die Wahlcapitulation des Kaisers aufgenommene Zusage, „daß er kein fremdes Kriegsvolk im

Reiche dulden wolle", Folge der Prophezeihungen der alten Hexe gewesen.

„Neugierig gemacht durch diese Erzählungen entschloß ich mich hinter dem Rücken meines Oberhofmeisters die Sybille aufzusuchen. Ich theilte Briesen meinen Plan mit und wir begaben uns am Tage nach der Krönung, am 25. Juni 1612, Abends um eilf Uhr, sehr einfach gekleidet und in alte unscheinbare Reitermäntel gehüllt, in die Wohnung der Wahrsagerin, die sich am sogenannten Luginsland in einem alterthümlichen, verfallenen Hause befand. Nachdem wir eine halbvermoderte, hölzerne Wendeltreppe emporgestiegen, gelangten wir in ein Vorzimmer, wo auf einem niedern Schemel ein kleiner Mohr im feuerrothen Anzuge kauerte, welcher bei unserm Anblick scheu in die Höhe fuhr. In demselben Augenblicke öffnete sich die mit einem Vorhange bedeckte Thür im Hintergrunde und heraus trat das vom Kaiser Rudolph legitimirte Mantelkind des Grafen Peter von Mansfeld, des Statthalters in Luxenburg: der saubere Graf Ernst, der wegen seiner tollen Streiche in den Niederlanden und Ungarn, aber auch wegen seiner Tapferkeit, hochberühmt ist. Er stürmte an uns vorüber, wie ein Besessener und sah uns gar nicht an, was mir aber sehr lieb war, denn er hatte sich mir Tags vorher vorstellen lassen.

„Als wir in das dunkle, räucherige, mit tausend albernen Dingen: Todtenschädel, Phiolen, wächsernen Teufeln und fußdicken Büchern ausgezierte Zimmer der Sybille träten, schritt uns ein hohes Weib in phantastischer Kleidung entgegen. Sie schaute mit dunkeln, glühenden Augen unter orangegelbem Turban hervor. Ihre Stimme krächzte uns an, als sie mich gewahrte. Sie ergriff ein Packet Karten, blickte hinein und dann in meine Hand und sprach im singenden Tone:

Söhnlein eines großen Herrn,
Bist dem Throne nicht mehr fern.
Gleich dem Kaiser, sieben Jahr:
Winter's, liegt er auf der Bahr.*)

„Da sei aber Gott vor, daß mein Herr Vater, der Kurfürst schon so bald sterbe. Er ist, gleich wie der Kaiser, ein rüstiger Herr, und beide werden wohl weit länger leben, als die Wahrsagerin es vorhergesagt!

„Doch vernehmt nun weiter: Als sie Hellmuth von Briesen, meinen Begleiter, angesehen, sagte sie, ihm in die blauen Augen blickend und ihre Karten abziehend und hinlegend: „Es ist schade um euch, ihr seid ein so hübscher junger Herr, aber, ihr werdet schwerlich um Vieles älter, denn da steht der Ecuyer und zuckt das Fleuret auf eure Brust. Hütet euch! hütet euch!

---

*) Kurfürst Johann Sigismund starb im December 1619, also in einem Jahre mit dem im März verstorbenen Kaiser Mathias, nur daß es seitdem gewintert hatte. A. d. V.

„Nachdem aber erhoben wir uns und ich gab der Kartenschlägerin für ihre Mühe ein paar Dukaten, welche sie ohne Dank hinnahm. Wir waren beide sehr ernst. Unterwegs aber sagte mir von Briesen mit gepreßter Stimm: „Wenn es wahr würde, was die Hexe prophezeiht hat, und ich in der Fremde erschlagen werden sollte, so möchte mein gnädigster Herr mich doch nicht fern der Heimath begraben, sondern gen Hause nach Brandenburg schaffen zu lassen." Ich zwang mich, zu dieser Bitte zu lächeln und versicherte ihn der Erfüllung seines Wunsches.

„Andern Tages reiste ich mit weniger Begleitung nach Heidelberg ab, um mich mit meiner vielgeliebten Gemahlin feierlichst zu verloben. Ich mußte Hellmuth von Briesen mit einem Theil der Pferde und des Gesindes in Frankfurt belassen, ermahnte ihn aber, da er noch ein heißblütiger Geselle war, „fein säuberlich mit Jedermann zu verfahren."

„Als ich nach acht Tagen zurückkehrte, kamen mir die Lakaien und der Page Gans zu Putlitz mit bleichem Antlitz und verweinten Augen entgegen, und ich erfuhr, daß Herr von Briesen sich Tags zuvor mit einem italienischen Edelmann im Zweikampfe geschlagen habe, mittelst eines Fleurets in die Brust gestochen worden und schwer verletzt dem Tode nahe sei. Ich eilte die Treppen hinauf und fand den guten Hellmuth blaß und entstellt in den letzten Zügen. Als er mich gewahrte, richtete er sich mühsam empor, ergriff meine Hand, drückte sie an seine brennenden Lippen und sprach: die Karten hatten Recht! dann sank er rückwärts und war nicht mehr.

„Ich ließ seinen Körper meinem Versprechen gemäß in die Heimat gen Brandenburg bringen. Er liegt in märkischer Erde begraben!"

Diesen Hellmuth von Briesen vermögen wir nicht sogleich nachzuweisen, was übrigens keine Zweifel an der Wirklichkeit seiner Existenz ausdrücken soll. Wir haben zwei Familien von Briesen in Preußen; die eine (im Wappen eine absteigende gebogene Spitze, schwarz, silber, roth) erscheint hauptsächlich in Schlesien angesessen, hatte aber auch Grundbesitz in Brandenburg; die andere Familie, die im Wappen drei rothe Querbalken in Silber führt, gehört vorzugsweise nach Pommern, aber auch diese hatte schon im 15. Jahrhundert Grundbesitz im Brandenburgischen. Einer von beiden muß Hellmuth von Briesen angehört haben.

Der Sohn eines großen Dichters.

1) Correspondance littéraire inédite de Louis Racine avec Réné Chevaye. — de 1753 á 1747 von Mr. Dugast-Matifeux. — Paris 1859. Poitier.

2) Vie de Louis Racine, suivie d'une notice sur les autres enfans de Jean Racine par l'un de ses àrrière petits fils, l'abbé Adrien de Laroque chanoin etitulaire d'Autun. — Paris, 1852. Didot.

3) Quelques lettres inédites de Louis Racine à sa femme, précédées d'une notice biographique sur L. Racine, par l'un de ses arrière petits-fils, l' abbé Adrien de Laroque, chanoine titulaire d' Autun. Paris 1853. Bonaventure et Ducessois.

Vor Kurzem sind zu Nantes in einer Privatbibliothek einige Briefe von Louis Racine dem Sohne des großen Dichters, an René Chevaye, auch einen Dichter, gefunden worden, und ein Nanteser Buchhändler, der zufällig von dem Dasein dieser Briefe erfuhr, hat um Erlaubniß zur Herausgabe derselben gebeten. Der Nachkomme René Chevaye's, in dessen Besitz sie sich befanden, gab bereitwillig diese Erlaubniß. Diese Briefsammlung liegt vor uns. „Viele dieser Briefe," heißt es in einer kurzen Einleitung, „waren dermaßen mit Schimmel bedeckt, daß man sie erst sorgfältig abschreiben mußte, ehe man sie dem Druck übergeben konnte." Uebrigens schließt diese Einleitung mit einer Bemerkung, welche nicht ermangeln wird, allen Demokraten unendlich zu gefallen.

„Man hat diesen Briefen", heißt es, „zwar mehrere Gedichte hinzugefügt, welche in der letzten Auflage der Werke Louis Racine's (Paris, Le Normand. 1808. 6-vol. in 8.) nicht aufgenommen worden sind. Diese Gedichte führen die Ueberschrift: „Episteln der Stadt Paris an den König", und betreffen Ludwig XV., also einen traurigen Gegenstand für die Dichtkunst. Freilich war derjenige, den man einst le Bien-aimé nannte, damals noch nicht in den Orgien des Parc-au-cerf und der Liebe einer Dubarry untergegangen. Man sieht, der Herausgeber hat sich auch diese gar nicht passende Gelegenheit nicht entgehen lassen wollen, um einen Ausfall auf das alte Königthum zu machen, der seinem Buch einige Popularität geben könnte.

DieBriefe sind erläutert und mit Noten versehn von dem Schriftsteller Dugast Matifeux, welcher wie Réné Chevaye, Racine's Correspondent, in Nantes geboren, und gewiß an der miserabeln Einleitung unschuldig ist. Dieselbe wird dem Verleger wohl nothwendig erschienen sein, damit ein Dichter, der die Religion und die Gnade besungen hat, Eingang finde bei den aufgeklärten Lesern unserer Zeit.

Wenn der ehrliche Louis Racine wieder aufstehen könnte, würde er wahrscheinlich von diesem Mittel, seine Briefe unter die Leute zu bringen, wenig erbaut sein. Louis Racine, der Sohn des großen Dichters, war ein bescheidener Mann von einfachen Gewohnheiten, lebte zurückgezogen

7*

von der Welt, haßte und fürchtete das Treiben der Menge und opferte seiner Familie und den Wissenschaften die wenigen freien Stunden, die ihm die gewissenhafte Verwaltung seiner Aemter übrig ließ. Zugleich war er ein frommer, glaubenseifriger Mann und stets eingedenk, wie wenig er gegenüber seinem berühmten Vater sei. Wie oft citirte er nicht, sich und Andern, den bekannten Vers aus Phädra: Et moi, fils inconnu d'un si glorieux père. Er ließ diesen Vers auch unter sein Bild setzen.

Louis Racine war seinem Könige dankbar ergeben, der ihm und seinen Kindern die Pension von 2000 Franken fortzahlte, die schon Louis XIV. um den Dichter der Phädra und Athalja zu ehren, der Familie Racine ausgesetzt hatte. Hätte Louis Racine durch eine Beleidigung des Königs eine Berühmtheit erkaufen können, er hätte ihr gewiß entsagt. Einer seiner Urenkel, der Abbé Adrien de la Roque, Domherr zu Autun, dem wir eine vortreffliche, an interessanten kleinen Zügen reiche Biographie Louis Racine's verdanken, beginnt dieselbe mit einer sehr treffenden Charakteristik desselben: „Ein Leben“, sagt er, „welches allein den Pflichten und den zarten Sorgen für die Familie gewidmet und zwischen ernster Arbeit und stiller Ausübung christlicher Werke getheilt ist, hat gewöhnlich nicht das Glück, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, oder großes Interresse zu erregen. Dennoch erweckt das bescheidene Dasein dieses Mannes welcher stets trachtete, sich von der Welt zurückzuziehen, in uns große Erinnerungen, und tiefe Sympathien.“

Louis Racine, der fast Zeit seines Lebens entfernt vom Hofe lebte, hatte sich nur zweimal über etwas zu beklagen; er that es indessen niemals. Zuerst vor seinem Zurückziehen in die Provinz. Seit langer Zeit gehörte er zur Akademie der Inscriptionen und schönen Wissenschaften, in welche er durch die freundschaftliche Verwendung des Kanzlers d'Aguessean gewählt worden war, und einige Freunde seines Vaters dachten endlich daran, ihm einen Sitz in der französischen Akademie zu verschaffen. Aber der Cardinal Fleury meinte, daß ein einträgliches Finanzamt Racine's Vermögensumständen, die nicht glänzend waren, angemessener sein würde, und erklärte sich gegen seine Erwählung. „Dieser vorsichtige Prälat,“ sagt der Abbé de la Roque, „der vor allen Dingen ein Freund des Friedens war, fürchtete den Argwohn der Geistlichkeit hervorzurufen und kaum gedämpfte Streitigkeiten zu erneuern, wenn er die Erwählung eines Mannes, den man dem Jansenismus ergeben glaubte, begünstige. Uebrigens wußte er seine Weigerung mit vielen Gründen aufrichtigen Wohlwollens zu belegen, welche in der That nur das wahre Interesse desjenigen im Auge hatten, dem er zu schaden schien.“ Die Beleidigung war, wie man sieht, nicht allzu groß! Die zweite Ungerechtigkeit war schmerzlicher, wurde aber später ebenfalls sehr gemildert. Die Akademie der Inscriptionen und schönen Wissenschaften zählte nämlich außer den Ehren- und fremden Mitgliedern auch Pensionäre, Associés, Eleven und

Veteranen. Der Herzog von Nivernois, welcher wünschte, daß sein Freund, der bekannte Adelshistoriker von St. Palaye, um eine Klasse avanciren möchte, hatte Racine, der damals zu Soissons lebte, aufgefordert, den Titel eines Veteranen zu verlangen, was dieser auch versprach. Als Racine aber nach Paris zurückkehrte und die Akademie also wieder besuchen konnte, hielt er sein Versprechen durch seine Rückkehr für vollständig annullirt. Der Herzog von Nivernois und Herr von Maurepas, sein Schwager, verstanden die Sache nicht so. Racine mußte wirklich den Titel Veteran annehmen, man gab ihm aber dafür eine Pension von tausend Franken und stellte um seinetwegen die Klasse der Veteranen-Pensionäre wieder her, deren Mitglied auch Boileau gewesen, die aber seit längerer Zeit schon eingegangen war. Seine Interessen litten nicht unter dieser Umwandlung und St. Palaye konnte in seine Stelle einrücken.

Seit seiner Abreise von Soissons hatten sich Racine's Vermögensumstände bedeutend verbessert. Nicht etwa, daß er sich durch Speculationen bereichert hätte, er war, wie er selber zu sagen pflegte, niemals ein Finanzmann gewesen. Aber er hatte sich im Jahre 1728 verheirathet, und die „Frau seiner Wahl“ hatte durch ihr Vermögen seine Zukunft gesichert. Der Abbé de la Roque hat im Jahre 1853 einige Briefe veröffentlicht, welche ein helles Licht auf Louis Racine als Menschen und als Dichter werfen. Diese Briefe, neun an der Zahl, sind von Paris datirt, fünf an Mlle. Marie de Presle de l'Ecluse, seine Braut, und vier an Mad. Racine, seine Gattin, gerichtet. Der erste beginnt mit den Worten: „Ich fürchte nicht mehr, zu dreist zu sein, wenn ich Ihnen schreibe, denn Ihre Schwester Madame de la Tour befiehlt es mir und spottet meiner Schüchternheit. Als ich ihr von Ihrem ernsten Aussehen während meines Aufenthalts zu Lyon erzählte, wunderte sie sich sehr und meinte, Sie wären gar nicht so ernst, es sei mir wohl nur so vorgekommen oder sie hätten Furcht vor mir gehabt. Das nehme ich als eine gute Vorbedeutung, denn oft habe ich weise Jansenisten sagen hören, daß die Furcht der Anfang der Liebe sei. Madame de la Tour bemerkte auch, daß ein junges Mädchen immer schüchtern werde, wenn es zum ersten Male den Mann sehe, der sein Herr werden solle; dieser Grund schien mir einleuchtend, besonders als es mir einfiel, daß ich wirklich wie ein recht strenger Herr aussah. Ich habe Ihrer Schwester auch erzählt, mit welcher Strenge Sie gefastet, was mich glauben lasse, daß Ihre Frömmigkeit zu rigorose sei. Sie beruhigte mich über diesen Punkt und meinte, Sie würden gewiß weniger streng in Ihrer Andacht sein, um besser zu mir zu passen.“

Ist das nicht ein ganz eigenthümlicher Ton für einen französischen Akademiker aus der Zeit Ludwigs XV.? Louis Racine mußte, schon um so schreiben zu können, mehr sein, als nur der Sohn eines großen

Dichters! Es ist ein Hauch von dem edelsten Jansenismus darin. Was würde eine Dame unserer Zeit zu solchem Liebesbrief sagen?

Madame Racine war eine höchst achtbare Frau. Jean Baptiste Rousseau schreibt über sie an Louis Racine: „Ihre Gemahlin hat auf meinen Geist denselben Eindruck gemacht, den Sie auf mein Herz gemacht haben.“ Uebrigens scheint sie doch keine Angst vor ihrem zukünftigen Herrn gehabt zu haben. Einen Monat später schreibt Louis Racine wieder an seine Braut und berührt noch einmal die Frage von dem Gehorsam, den die Frau ihrem Manne schuldig:

„Ich weiß nicht, ob Sie bald nach Paris gehen werden, aber ich weiß, daß manche Personen Sie dort sehr gerne sehen würden. Madame Gilbert des Voisins, die Sie dem Namen nach kennt, hat mir genau vorgeschrieben, wie ich mich zu verhalten hätte, und da ich nichts von der Wirthschaft verstände, so müßten Sie in allen Dingen die Herrin sein. Mehrere Andere haben mir dasselbe gesagt, und ich verlange es auch nicht besser. Aber Paulus sagt, daß die Frauen ihren Männern gehorchen sollen, darum muß ich doch eigentlich der Herr sein. — Diese Schwierigkeit setzt mich in Verlegenheit; wir werden indessen zusammen Mittel finden, sie zu lösen.“

Es ist das eine Naivetät, die einen ganz seltsamen Contrast zur galanten Sitte der Zeit bildet.

Acht Tage später citirt er noch einmal den Apostel Paulus. Er schreibt:

„Wir Finanzleute sind nach Paulus die vollkommensten Christen, weil wir keine bleibende Stätte auf Erden haben. Hätten Sie jemals geglaubt, daß Finanzleute die vollkommensten Christen wären? Freilich haben sie weder das Gelübde der Keuschheit noch der Armuth abgelegt, aber sie haben doch niemals einen festen Wohnort und sind „Fremde“ überall. So vollkommene Männer wählen auch nur vollkommene Frauen, dafür bin ich ein Beispiel.“ Wenn auch das Raisonnement nicht richtig war, das Beispiel war doch gut gewählt.

Seit Racine verheirathet war, änderte sich nur die Form der Briefe, der Grundzug blieb derselbe. Den 21. Juli 1728, zwei Monate nach der Hochzeit, schreibt er an seine Frau: „Meine liebe Frau, ich bin sehr erbaut von den Ideen, welche Du in Deinem letzten Briefe ausgesprochen hast. Sie entsprechen der Vorstellung, die ich mir von jeher von Dir gemacht habe. Aber je höher ich Dich achte, desto größer ist auch mein Wunsch, Dich um mich zu haben. Darum werde ich keinen Grund einer weiteren Verzögerung mehr gelten lassen. Ich bin sehr gutmüthig von Natur, wenn aber meine Geduld erschöpft ist, bin ich schlimmer als irgend ein Anderer. Wenn Du bis zum 10. d. M. nicht bei mir bist, dann weißt Du was ich thue, und wenn ich mich nicht mehr als verheirathet betrachte, magst Du die Folgen verantworten. Du magst von dieser Drohung denken, was Du willst, aber ich schreibe Dir ganz ge-

wiß nur noch einmal und zwar übermorgen. Alles ist zu Deinem Empfange bereit, wenn Du aber nicht am 10. ankommst, werfe ich im Zimmer alles um und um und reise in die Provinz. Dann findest Du Niemand in der Wohnung. Nichts schrecklicher als der Zorn von Leuten, welche nur selten in denselben gerathen."

Am folgenden Morgen setzt er hinzu: „Du scheinst über meine Drohung erschrocken, ich schrecke selbst vor der Ausführung derselben zurück, und ich führe sie auch nur wider Willen am 11. d. M. aus, wenn Du am 10. nicht gekommen bist. Du hast keinen Grund darüber zu zürnen, denn ich habe es Dich in drei Briefen wissen lassen. Uebrigens bleibt Dir mein Herz, das gehört Dir für's Leben. Du hast gesagt, wenn man das nicht hat, was man liebt, so betrachtet man alles übrige mit Gleichgültigkeit, und machst auch, wie Du sagst, von dem Letzteren dreist Gebrauch. In Deinem letzten Briefe erzählst Du mir, daß Herr de la Boussière Dir nicht von der Seite gehe. Nach Deinen Grundsätzen müßtest Du ihn also mit Gleichgültigkeit betrachten, oder mich nicht lieben. Wenn er Dir aber gleichgültig wäre, würdest Du dann bis nach Mitternacht mit ihm zusammen sein? Du hast mir da einen schrecklichen Argwohn eingeflößt, und um ihn zu zerstreuen, mußt Du selber kommen. Einen Verdacht solcher Art kann man brieflich gar nicht beseitigen."

„Was meine Aufführung zu Moulins seit einem Monat betrifft, so erlaube ich Dir, alle möglichen Erkundigungen darüber einzuziehen; ich habe nichts zu fürchten. Ich will mich zwar nicht rühmen, aber ich bin ein Muster von Ehrbarkeit gewesen und werde es bis zum 11. d. M. auch bleiben. Sonnabend findest du bei mir ein Souper. Kommst du an dem Tage nicht, so kann ich dir weiter gar nichts versprechen. Ich bin sehr leidenschaftlich, man darf mich nicht erzürnen."

In den Briefen an Réné Chevaye zeigt sich Racine als derselbe Mann, wenn auch etwas weniger bestimmt. Als Auditeur des bretagnischen Rechnungshofes repräsentirt Réné Chevaye den ächten Typus jener Schriftsteller, die im 18. Jahrhundert in jeder französischen Provinzialhauptstadt den Ton angaben. Zu seiner Zeit machte Jeder seinen Vers, und jede Provinzialstadt von irgend einer Bedeutung hatte ihren schöngeistigen Cirkel. Schriftsteller von Profession gab es damals nur in Paris. Bertrand, ein Advokat in Nantes, und ein Controlleur Namens Desforges-Maillard, welcher seines Amtes halber in Croisic wohnte, bildeten mit Réné Chevaye ein literarisches Triumvirat, dessen Mitglieder fleißig mit einander correspondirten, weil sie ihrer Berufsthätigkeit halber nicht so oft zusammenkommen konnten, als sie wohl gewünscht hätten. Chevaye übersetzte Horaz in französische und Baptiste Rousseau in lateinische Verse. Darüber fühlte sich der Letztere so geschmeichelt, daß er an ihren gemeinschaftlichen Freund Titon du Tillet schrieb: „Wenn ich es nicht anders wüßte, würde ich die lateinische

Ekloge für ein Original und mein Original für eine ziemlich gute französische Uebersetzung halten."

Besonders excellirte Chevaye im Lapidarstyl. Als L. Racine eine Unterschrift für sein Portrait von ihm verlangte, sandte er ihm diese beiden Verse:

Hic est qui, solam pietatem carmine spirans,
Cato restituit demissam coelitus artem.

Unter ein Portrait seines Freundes Bertrand schrieb er folgende Verse:

Seu calamum causis, seu carmina condit,
Ingenium praestans languente in corpere fulget,

die er also übersetzte:

Soit qu'il aide un client des grâces de son style,
Soit qu'il fasse sa coeur au Dieu de l'Hélicon,
Il fait voir qu'en un corps languissant et debile —
Il enferme un esprit lumineux et fécond.

Louis Racine's Gedicht über die „Religion", dessen Vertheidigung Chevaye übernahm, bei welcher Gelegenheit er Racine einige Bemerkungen machte, scheint der Anlaß oder wenigstens der Anfang einer Correspondenz gewesen zu sein, welche erst rein literarisch war und später etwas intimer wurde.

Unter diesen Briefen ist einer aus Soissons vom 13. März 1746 sehr merkwürdig. Racine zeigt Chevaye an, daß er seine älteste vierzehnjährige Tochter an den Sohn des Generalfinanzpächters v. Neuville verheirathen werde, und daß es ihm gestattet worden sei, seine Finanzstelle seinem Schwiegersohn zu überlassen. Er sagt dann weiter: „Es war meine Absicht, meine dadurch wiedererlangte Freiheit ganz den Wissenschaften zu widmen, aber was ich kürzlich an der Académie française, welche aus allerlei Gründen mein rechtmäßiges Asyl sein sollte, erfahren habe, verleidet mir das Leben als Schriftsteller. Ich habe in der Finanzcarriere kein Glück gehabt, ich paßte nicht dafür und blieb daher ewig fremd in dieser Sphäre. Die schönen Wissenschaften waren mein eigentliches Feld, dennoch habe ich auch auf diesem so viel Widerwärtigkeiten und Hemmnisse erfahren müssen, daß ich meinen Sohn niemals auffordern werde, dasselbe zu cultiviren. Ich werde Ihnen nicht alle meine academischen Unannehmlichkeiten aufzählen, denn es würde Sie langweilen. Ich sollte eigentlich nur in stiller Zurückgezogenheit leben, um das Glück zu erreichen, daß nach Cicero nur quam latendo et tacendo zu finden ist."

Was hatte denn Racine eigentlich an der Académie française so Unangenehmes erfahren? Wir haben vergebens danach gesucht. La Harpe beschränkt sich darauf, zu constatiren, daß er zur Académie française niemals gehört, obwohl er es weit mehr verdient hätte, wie manche Andere, welche einen Sitz darin hatten. Der Abbé de la Roque sagt über diesen Punkt: „Im Jahre 1750 wurde ein Sitz in der Aca-

demie vacant, und Racine glaubte sich melden zu dürfen. Aber er sah bald ein, daß er diesmal nicht glücklicher sein werde, als das erste Mal, und zog sich daher noch vor dem Tage der Wahl zurück. Racine hatte sehr mächtige Gegner."

Im Jahre 1746 konnte Louis Racine aber doch noch nicht von diesem Fehlschlag im Jahre 1850 sprechen? Oder war diese letzte schon seine dritte Niederlage?

Ein andrer viel größerer Schmerz entriß ihn einige Jahre später ganz und gar seinen literarischen Arbeiten. Seine einzige Hoffnung, sein Sohn, der letzte Erbe des großen Namens der Racine, verunglückte am 1. November 1755 zu Cadix bei dem furchtbaren Erdbeben, welches auch Lissabon zerstörte. Von da an bis zu seinem Tode, der am 29. Januar 1763 erfolgte, starb Louis Racine langsam dahin, er suchte seinen Schmerz durch seine Lieblingsbeschäftigung, die Blumenzucht, zu mildern, und lebte nur der Religion, an welche er die schönen Verse gerichtet:

Sois de tous mes désirs la règle et l'interprète.
Et que ta seule gloire occupe ton poëte!

Vergebens versuchten es einige seiner Freunde, ihn zur Poesie zurückzuführen. Am 30. Juli 1756 schrieb er an Chevaye: „Sie mahnen mich, mein Herr, die Musen nicht zu verlassen. Ich bin in dem Alter, wo man ihnen Lebewohl sagen muß. Der Grund allein wäre schon ausreichend. Ich habe noch eine große Anzahl Psalmen in Verse gebracht, — es ist die Arbeit mehrerer Jahre — die ich dem Publikum zu übergeben gedenke. Es handelt sich nur noch darum, die letzte Hand zum Feilen daran zu legen; ich hatte aber noch nicht den Muth dazu und warte auf eine gute Stunde."

Der Schmerz des Vaters hatte den Dichter getödtet.

Mit ihm ist das Geschlecht des großen Johann Racine erloschen. Uebrigens waren die Racine nicht bloß in geistiger, sondern auch in bürgerlicher Beziehung von guter Herkunft. Als Jean Racine 1639 zu La Ferte-Milbon geboren wurde, war seine Familie in jener Gegend altangesessen und sehr geachtet. Das Familienwappen zeigt eine Ratte und einen Schwan, ist also ein redendes (rat, cygne = Racine). Außer den beiden größern Gedichten „La Religion" und „La Grace" hat man von Louis Racine, abgesehen von den vielen Episteln und geistlichen Liedern, auch „Reflexions sur la poësie", die mancherlei Gutes und noch jetzt Brauchbares enthalten. Ueberdem war er der Biograph seines großen Vaters.

Der Spanische Adel.

Der Adel Spanien's zerfällt in hohen und niedern. Der hohe Adel ist entweder Grandezza, d. h er ist dem königlichen Hause an Geburt gleich und leitet seine Herkunft von den alten Herrschergeschlechtern des Landes her, oder er ist Titulado del Reino, d. h. er stammt von Ricos hombres, welche vor Alters einen Adelstitel (Marques, Conde, Vizconde, Barone) von der Krone erhalten haben. Diese Titel erben nur auf den ältesten Sohn. Also sind alle betitelten Edelleute, welche nicht Grandes sind, Titulados del Reino. Unter den Titulados nehmen die von Castilien noch zuweilen einen Vorrang in Anspruch. Sehr zahlreich ist der niedere Adel der Hidalgos (hijo de algo, d. h. Sohn von Etwas), namentlich in Alt- und Neu-Castilien und in den baskischen Provinzen; in dem baskischen Fürstenthum Alava giebt es überhaupt nur Edelleute, Hidalgos, die freien Bauern dort rühmen sich alle reinen Bluts und directer Abstammung von den Gothen. Die Hidalgos werden in einigen Provinzen auch Infanzones genannt.

Die Grandezza zerfällt in drei Klassen; die Grandes erster Klasse erscheinen bedeckten Hauptes vor dem Throne, führen das Prädicat Excellenz und werden von dem Könige nicht Vos, sondern Tu, angeredet. Die Grandes zweiter Klasse bedecken sich erst nach dem Handkuß, während der König mit ihnen spricht halten sie den Hut in der Hand. Doch hat die Grandezza viel an Ansehen verloren, seit sie so häufig von der Krone nicht nur persönlich, sondern auch erblich vergeben worden ist. Einzelne Familien haben ganz besondere Vorrechte, so nimmt z. B. der Herzog von Medina-Celi bei jeder Krönung die spanische Krone in Anspruch, wird deshalb in Untersuchung gezogen, ihm der Proceß gemacht, verurtheilt und endlich gegen ein Lösegeld von 30,000 Realen freigelassen. Es liegt darin die symbolische Anerkennung von einem Herrschergeschlecht Spaniens. Eben so ist es mit dem Herzoge von Hijar, dem nicht nur bestimmte königliche Kleider zufallen, sondern dem auch alljährlich zu seinem Namenstage die königliche Krone von Spanien in's Haus gesendet, aber auch sogleich wieder fortgebracht wird. Man zählt 66 Herzogstitel, davon haben 33 die Grandezza der ersten, 5 die Grandezza der zweiten und 28 die der dritten Klasse. Aber alle Herzoge sind Grandes. Die ältesten Herzoge sind die von Benavente (1461), seit 1845 steht dieser Titel Conde-Duque de Benavente, dem Herzoge von Osuña zu; und die von Villa-Hermosa (1470). Marques giebt es 419, von denen nur 19 die Grandezza erster Klasse haben. Die ältesten Marques sind die Villena 1445 (dieser Marquestitel, den zuerst der berühmte Naturkundige, seine Zeitgenossen hielten ihn für einen Zauberer, erhielt, steht jetzt dem Herzoge von Frias zu), Falces 1455 und Astorja 1465. Von den 416 Grafen Spanien's haben 17 die Grandezza erster Klasse; die ältesten darunter sind die de la Ventosa seit 1425, de Castannede seit 1429 und die de Haro seit 1431. Unter den 48 Vizconden sind die von Muruzabal de Andion die Aeltesten, ihr Titel datirt aus dem Jahre 1407. Der Titel Baron ist in Spanien sehr spät bekannt geworden, es giebt nur 40 Familien, die ihn führen, und der älteste darunter, der von Viguezal,

wurde er erst 1631 verliehen. Kein Baron hat die Grandezza. Außer diesen sind in Spanien noch 10 fremde Herzogs-, Marquis- und Grafentitel anerkannt.

Die Angelegenheiten des hohen Adels liegen in den Händen einer permanenten Deputation „de la Grandezza de España“, die aus sechs Mitgliedern besteht. Die Königin führt den Vorsitz in dieser Behörde. Die eigentlichen Standessachen aber und des ganzen Adels Angelegenheiten bearbeitet eine zweite Behörde: „Cuerpo colegiado de Caballeros Hijosdalgo“ geheißen. Diese Adelskammer besteht aus 18 wirklichen und 8 Ehrenmitgliedern unter einem Präsidenten.

Uebrigens sind die großen vornehmen Familien Spanien's ganz gewaltig zusammengeschmolzen; man würde sich sehr täuschen, wenn man die jetzigen Träger uralter hochberühmter Namen und Titel für Sprossen der ersten Erwerber halten wollte. Es ist der spanischen Grandezza darin ähnlich wie dem hohen Adel Englands gegangen. Doch giebt es noch immer eine Anzahl von uralten vornehmen Geschlechtern.

Die alte Grandezza besteht ungefähr noch aus 50 Familien, deren einige, wie z. B. die Herzoge von Osuña und Medina-Celi, 6 bis 8 Herzogstitel und eben so viele Grafen- und Marquistitel besitzen. So z. B. ist der Herzog von Osuña aus dem Hause Giron gleichzeitig Herzog von Arcos, von Bejar, von Gandia, von Infantado, von Lerma, von Pastrana, von Placencia und von Benavente. Er ist aber zugleich auch Herr der ungeheuren Besitzungen, die zu den Titeln gehören, wovon allein das ihm im Jahre 1845 durch Erbschaft zugefallene Herzogthum Infantado sechs Millionen werth ist. Der jetzige Besitzer des Herzogtitels der Alba ist der Herzog von Berwick aus dem Hause Fitz James Stuart, Nachkomme König Jakob's II. von England und der Arabella Churchill, Marlborough's Schwester. Der Familienname des Herzogs von Medina-Celi, des reichsten aller spanischen Granden, heißt Fernandez de Cordova. Diese Cordovas stammen wirklich in gerade Linie vom großen Feldherrn ab, der nächst dem Cid noch heute der Spanier höchster Stolz ist.

Alle Granden sind geborne Großkreuze des Ordens Karls III. von der unbefleckten Empfängniß. Auch sind sie gleichzeitig Ritter entweder von Alcantara oder Calatrava, oder von Sant Yago de Compostella und Montesa.

Ein neuerer Schriftsteller über Spanien stellt den völligen Ruin der Grandezza in baldige Aussicht und führt dafür folgende Gründe an: Erstens, die bislang bestandenen Majorate sind aufgehoben; diese sind, mit nur geringer Ausnahme, dermaßen mit Schulden belastet, daß an eine allmähliche Tilgung derselben kaum zu denken ist, sie mithin beim Absterben irgend eines Granden den Gläubigern verfallen müssen. (Das scheint uns doch so ausgemacht noch nicht zu sein.) Zweitens: verbleiben vielleicht auch mehrere Besitzungen und Titel einer Familie, so fallen diese dem ältesten Sohne nicht allein zu, sondern sämmtliche Kinder erhalten davon ihren Antheil. Jeder Erbe eines Titels hat nun, bevor er sein Recht in Anspruch nehmen darf, der Regierung eine bedeutende Summe Geldes dafür zu zahlen und erhält dagegen eine vom Landesherrn ausgestellte Personalkarte (Real carta personal). Tritt nun in Zukunft der Fall ein, daß die Besitzungen eines einzelnen Titels wiederum mehreren Erben anheimfallen und keiner von ihnen das Geld für den Titel erlegen will noch kann, weil die Summe sehr bedeutend ist, so liegt der Titel

brach. Können aber im vorkommenden Falle die Erben der Theilung wegen sich nicht einigen und werden gezwungen, das Herzogthum, Marquisat oder die Grafschaft zu veräußern, so geht nach dem Gesetze auch der Titel mit in den Kauf. Der Käufer, er sei, wer er immer wolle, darf dann auch den Titel annehmen und führen, sobald er das Geld dafür erlegt hat. (Das ist nicht ganz richtig, aber allerdings könnte man die Bestimmungen in ähnlicher Weise deuten.) Führt Jemand unbefugter Weise, d. h. ohne die besagte Personalkarte eingelöst zu haben, irgend einen Titel, so muß er als Strafe den doppelten Betrag der Personalkarte erlegen, darf jedoch ohne specielle Erlaubniß des Regenten den fraglichen Titel nicht führen. Ein Herzogstitel kostet 500,000 Reales oder 125,000 Fr. Ein Marquis, der gleichzeitig Grande von Spanien ist, zahlt 300,000 Reales, ein Nicht-Grande 200,000 Reales; die Grafen mit Grandenwürde 250,000 und die ohne Grandezza 150,000 Reales; die Vizcondes 100,000 und die Barone 80,000 Reales. Nur Einer ist jedoch, wie schon bemerkt wurde, befugt, den Titel zu führen. Vor Aufhebung der Majorate war es noch gebräuchlich, daß irgend ein Grande oder Titulado seinem muthmaßlichen Erben irgend einen Titel abtrat; die nachgeborenen Geschwister des Erben führten nur den einfachen Familiennamen.

Als im Jahre 1847 der jetzige Herzog von Medina-Celi, Don Luis Tomas Fernandez de Cordoba, der nicht weniger als sechsunddreißig Mal Grande von Spanien erster Klasse ist, seine Besitzungen antrat, da mußte er

für 6 Herzogstitel (er ist Herzog von Alcala, Camiña, Cardona, Santisteban, Segorbe und Medina-Celi)	3,000,000 R.,
für 14 Marquistitel (er ist Marquis von Alameda, Aitona, Comares, Denia, Malagon, Montalban, Navas, Pallars, Priego, Tarifa, Villafranca und Villareal)	4,200,000 R.,
und für die 16 Grafentitel, die er führt, (er ist Graf von Alcoitin, Ampurias, Buendia, Castellar, Medellin, Molares, Osona, Prades, Risco, Santa Gadea, Valenza und Villalonso)	4,000,000 R.,
	11,200,000 R.,

dem Staate zahlen.

Dieser titel- und güterreiche Nachkömmling der Cordoba ist auch noch Vizconde von Bas, Cabrera und Villamur.

Einem Theile der Grandezza wird, wie's scheint mit Recht, der Vorwurf gemacht, daß er sich gar zu sehr als Hofadel gerire und sich bei Hofe durch grandiosen Aufwand ruinire. Die Titulados scheinen besser zu stehen, auch rühmt man ihnen nach, daß sie sich meist auf ihren Gütern halten und diese empor zu bringen suchen.

Ganz eigenthümlich ist die Stellung des nicht betitelten Adels, der Hidalgos, er übertrifft an Stolz den hohen Adel ganz entschieden, aber er hat auch noch eine Zukunft, ja, die Hidalgos sind eigentlich das spanische Volk. Ein deutscher Officier, der sich längere Zeit in Spanien aufhielt, sagt von den Hidalgos:

„Dieser Theil des spanischen Adels, zu welchem fast alle kleineren Gutsbesitzer, die größere Mehrzahl der Beamten und noch viele andere gehören, die kaum so viel besitzen, um ihr Haupt hinzulegen, ist voller Ehrgeiz und Ruhmsucht. Er ist der Brennpunkt des spanischen Stolzes. In welchem Lebens-

verhältnisse ein Hidalgo sich auch immer befinden mag, ob Armuth und Elend ihn drückt, ob Reichthum und Glanz seine Tage erfreuen, oder ob er hinterm Pfluge, in der Werkstatt und sonst wo im Schweiße seines Angesichtes sein Brod verdienen muß, der Hidalgo bleibt sich immer gleich. Durch sein Auftreten verräth er den Stand seiner Geburt. Es ist daher gar nicht schwer, im Umgange, vorzüglich, wenn man nach längerem Aufenthalte mit den Sitten des Landes näher bekannt geworden ist, den Hidalgo herauszufinden. Der reine, unverdorbene, patriarchalische Sinn, welcher aus allem Thun und Handeln eines Hidalgo hervorleuchtet, macht ihn uns nicht nur lieb, sondern flößt uns auch, vorzüglich uns Deutschen, Achtung für diesen Stand ein. Fast ein Drittel des spanischen Volkes, die Basken alle, gehören diesem Stande an, und nirgendwo überwachen die Väter und Mütter sorgsamer die Herzensneigungen ihrer Kinder, um ihren Namen vor jeder Mißheirath zu schützen, als diese spanischen Hidalgos. Die Basken überbieten hierin noch alle Uebrigen. Wenn irgend Einer oder Eine in dieser Provinz nicht in dem Geburtsorte heirathet, oder will eine Familie sich anderswo niederlassen, so sind beide Theile genöthigt, Ahnenprobe (Pruebra de Nobleja) abzulegen, wenn sie ihre bürgerlichen Rechte nicht aufgeben wollen. Es giebt hin und wieder in den baskischen Dörfern Familien, die nicht Hidalgos sind. Zum Unterschiede von diesen werden solche Leute Plebeyos (Plebejer) genannt, und sind von allen Rechten, Ansprüchen und Gemeindeberathungen ausgeschlossen. Ein gleiches Schicksal steht jedem bevor, der die erwähnte Ahnenprobe nicht ablegen kann. Kein spanischer Hidalgo darf das Scharfrichteramt bekleiden, kein Metzger, Ausrufer oder auch Wirth sein, wenn er nicht aus der Kaste, zu welcher er gehört, ausgestoßen sein will. Bei den Basken sind aber selbst die Sprossen solcher Leute bis ins vierte Geschlecht zu jedem Amte unfähig. Ueberhaupt zeichnen sich die baskischen Hidalgos durch mehr Stolz, Freimuth, Unabhängigkeits- und Eigenliebe vor ihren übrigen spanischen Standesgenossen aus. Sie sind auch hartnäckiger, schroffer und reizbarer als diese. Sie betrachten sich nicht als völlig der spanischen Monarchie einverleibt. Sie wollen directe Sprößlinge der Cantabrier und Gothen und rein von jeder Vermischung mit maurischem oder jüdischem Blute sein, und noch zur Zeit Philipps V. schrieb ein baskischer Hidalgo, wenn er seinen Ehe-Contract unterzeichnete: Don N. N., nobel come el Rey (Don N. N., edel wie der König)".

Man sieht, es ist Charakter in diesem Stande, und ein Stand, der sich Charakter in dieser Weise bewahrt hat, der hat auch immer und überall eine Zukunft. Viel weniger, als man glaubt, haben die falschen constitutionellen, d. h. die französisch-revolutionären Principien und Ansichten Wurzel gefaßt im spanischen Volke. Der spanische Staat, wie er jetzt besteht, ist verschieden vom spanischen Volke, und wenn die constitutionellen Experimente einst zu Ende sein werden und die oberflächliche liberale Weisheit in Madrid sich einst endlich ausgegeben hat, dann wird es sich zeigen, daß in der spanischen Nation noch ein ganz tüchtiger und edler Kern steckt, aus dem sich wieder ein gewaltiger Baum ziehen läßt. Dieser Kern aber ist ein wesentlich germanischer, der bis jetzt wenigstens seine Unverwüstlichkeit gegen alle romanischen Angriffe behauptet hat. Das spanische Volk hat viel mehr Aehnlichkeit mit dem deutschen, oder besser mit dem norddeutschen, als man auf den ersten Blick glauben mag; es hält noch fest an historischen Ordnungen und es

hält diese historischen Ordnungen fest seit länger als einem Menschenalter im Kampf mit dem modernen Staat. Das ist ein Kampf, der gerade unser Interesse erregen muß.

G. H.

Wochen- und Monatsschriften.

Morgenblatt; deutsches Museum; Europa; Ausland; Grenzboten; illustrirte deutsche Monatshefte.

Die Zeit ist lange vorüber, da man in Deutschland kurz und gut „Journale" sagte, wenn man belletristische, literarische, kritische und ästhetische Blätter bezeichnen wollte, die allerdings damals so Bedürfniß des Publikums geworden waren, daß sie wirklich früher als die politischen Blätter sich in täglich erscheinende Zeitungen umwandeln mußten. Es klingt jetzt fast wie eine Fabel, aber wir wissen uns noch recht wohl der Zeit zu erinnern, da nur die in Dresden erscheinende Abendzeitung des wackern Hofrath Winkler (Theodor Hell) gemeint war, wenn kurzweg von der „Zeitung" gesprochen wurde. Welchen imponirenden Eindruck machte auf unsere Gemüther die von Hofrath Böttiger entworfene Vignette, eine antike Leucht-Schaale, der ein kleiner nackender Knabe Nahrung gab! Die Allgewalt der belletristischen Literatur ist seitdem sehr merklich beschnitten worden; das Geschlecht dieser Tage, dem die politische Presse nur seit ihrem ungeheuren Aufschwung bekannt ist, weiß kaum noch etwas von der Bedeutung, welche die Abend- und Mitternachtszeitungen, die Morgen- und Mittagsblätter für seine Väter und Mütter hatten. Das Feuilleton der großen politischen Blätter hat mächtige Eroberungen selbst in den eigenen Kernlanden der Belletristik gemacht, und wenn wir auch nicht verkennen wollen, daß ein großer Fortschritt in den neuen und neusten Veränderungen des Journalismus liegt, so ist es doch gewiß verzeihlich, wenn ältere Leute mit einer gewissen Wehmuth zurückblicken auf jene Tage. Es stand den Damen von damals wohl an, mitzusprechen über den Eindruck, den ein neues Lied, ein neues Gedicht auf sie gemacht, sie waren die besten Richterinnen oft über die Waldeinsamkeit einer Tieck'schen Novelle, oder niedriger steigend über die wenn auch sehr oberflächlichen, so doch immerhin glatten und gewandt geschriebenen Schöpfungen eines Van der Velde und Anderer. Die Gesellschaft oder wenigstens die Geselligkeit hat gewiß nichts gewonnen durch die politische Phrase in schönem Munde.

Die belletristischen Blätter selbst haben bei all diesen Veränderungen am meisten gewonnen; Belletristik, Aesthetik, Literatur sitzen nicht mehr vereinzelt richtend und beräuchert auf hohem Thron, sie sind in's Leben getreten, sie haben jetzt Beziehungen, die sie einst nicht hatten, sie sind entschieden ernster und tüchtiger geworden, haben sich aus täglich erscheinenden Blättern und Journalen wieder in Wochen- und Monatsschriften zusammengezogen, so auch äußerlich andeutend, daß die unnatürliche Verbreiterung und Verflachung übergegangen in eine straffere Zusammenfassung und Vertiefung.

Es ist ein gutes Zeichen, daß die deutschen Wochen- und Monatsschriften dieser Art nicht ganz verschwunden und untergegangen sind; es geht daraus hervor, daß das belletristisch-ästhetische Bedürfniß noch immer vorhanden in unserm Volk, daß der politisch-sociale Massenkampf die ästhetischen Turnierschranken respectirt hat. Noch immer blühen einzelne der bezeichneten Blätter, und wenn sie auch weder das Ansehen vergangener Tage, noch die ästhetische Ausschließlichkeit bewahrt haben, so sind sie doch durchaus nicht ohne Bedeutung für die deutsche Gesellschaft.

Welche Umwandelung aber die belletristisch-ästhetische Presse erfahren und zugleich welche Bedeutung sie für die Gegenwart hat, das wird unsern Lesern am besten klar werden, wenn wir ihnen von Zeit zu Zeit ein Referat über den Inhalt der neuesten Nummern dieser Blätter geben.

Da ist zuerst das Cotta'sche Morgenblatt, 53. Jahrgang, ein alter Freund, ein alter Segler, er hat noch immer Wilhelm Hauff als Piloten an Bord und Wolfgang Menzel als literarischen Supercargo. Die neueste Nummer bringt eine Culturstudie von W. Riehl über Sebastian Münster (geb. 1489 zu Ingelheim am Rhein, zuerst Franziskaner, seit 1524 Professor der hebräischen Sprache, der Mathematik und Geographie zu Heidelberg, seit 1529 Professor in Basel, wo er 1552 an der Pest starb), den berühmten Verfasser der Kosmographie „die Beschreibung der ganzen Welt", der ersten allgemeinen Erdkunde in deutscher Sprache, eines Buches, das mehreren Generationen unserer Väter die Quelle allgemeinen Wissens war, das bei ihnen mit Recht in höchster Achtung stand und auf die deutsche Bildung von großem Einfluß war. Die geistvolle Art unseres Riehl, die Beziehungen eines solchen Buches zu dem Volke zu entwickeln und darzulegen, ist aus dessen neuestem Werke hinlänglich bekannt und wir brauchen kein Wort weiter darüber zu verlieren. Wohl aber möchten wir hier den kleinen sinnigen Zug anführen, mit dem Riehl seinen Aufsatz schließt. „Vor längeren Jahren", erzählt Riehl, „kam ich einmal nach Ingelheim und beschaute die merkwürdige gothische Kirche. Ein alter Küster führte mich herum und erzählte mir unter anderm, daß in Ingelheim Carl der Große und auch Sebastian Münster geboren sei, genau mit denselben Worten, wie sie in der Kosmographie stehen. Der Alte besaß das Buch und war darin zu Hause wie in der Bibel, und schier jedes Kind weiß seit Urgroßvaters Zeit, daß nächst Carl dem Großen Sebastian Münster, welcher die ganze Welt beschrieben, der berühmteste Mann von Ingelheim gewesen ist. Münster lebt in seinem Geburtsort nach dreihundert Jahren wirklich noch im Volksmund, und er hat es verdient durch seine treue Anhänglichkeit an Ingelheim, wo Carl der Große und auch er geboren ist".

Dann folgen einige Briefe Varnhagen's an eine Freundin, die ein besonderes Interesse haben, weil sie während der Bewegungen des Jahres 1848 geschrieben sind. Es ist manche feine Bemerkung in diesen Briefen, was wir gern anerkennen, wenn uns auch die kühle Art, in der sich Varnhagen über die erschütternden Vorgänge ausspricht, nicht besonders anmuthet. Aufgefallen ist uns das Interesse, das Varnhagen für die „armen Polen" und die „armen Tschechen" zeigt, nicht an sich selbst, sondern wegen der Spitze, die er demselben gegen ein Deutschthum giebt, welches damals in vollster Blüthe stand. Gewiß hat Varnhagen recht, wenn er sagt: „Gar viele Deutsche sind leider in ihrer Deutschheit schon verwerflich und ungerecht, sie überheben sich gegen

die Slaven und sprechen ihnen das Recht der Freiheit und Selbstständigkeit in dünkelvoller Verblendung ab. Und wie steht es denn mit den Deutschen? sind wir unserer Dinge schon so gewiß? Werden wir zu den Kläglichkeiten einer langen Vergangenheit nicht noch neue der Gegenwart häufen? Ich halte dies Verkennen der Rechte anderer Nationen für eine große Verderbniß in der unsern, angenommen aus Nachahmungssucht Fremder!« So weit stimmen wir mit Varnhagen überein, wenn er aber hinzufügt: »In Prag war es außerdem nicht die Sache der Deutschen, die über die Tschechen siegte, es war die der Militärgewalt, welche das Bürgerthum niederschlug«, so hat er nur halb recht, wie wir nach genauen Forschungen an Ort und Stelle uns überzeugt haben.

Ein dritter Aufsatz, betitelt: Aus meiner Pilgertasche, schildert jene Zeit der ästhetisch-belletristischen Alleinherrschaft der Abendzeitung in Dresden, auf die wir in den einleitenden Worten zu diesem Referat hingedeutet haben. Der Philosoph Arthur Schopenhauer, der sich zu diesen Kreisen gegnerisch verhielt, wird etwas gar zu rosenroth und Carl Heun (Heinrich Clauren), der auch nicht zu denselben gehörte, etwas zu sehr in's Schwarze gemalt. Wir gehören nicht zu den Verehrern Clauren's, aber man hat sich mit der sittlichen Entrüstung über seine Schriften doch auch ein wenig zu viel zu Gute gethan. Laßt die Todten ruh'n! Uebrigens war es uns unbekannt, daß Carl Heun zur preußischen Diplomatie gehört und in Dresden als Diplomat fungirt hat. Unseres Wissens war Heun nach den Feldzügen in's Post-Departement übergegangen, wenigstens starb er als Geh. Postrath a. D. in Berlin.

Das deutsche Museum des Herrn Robert Prutz bringt eine sehr saubere und fleißige Schlußbetrachtung: die deutsche Kunst in der Münchener Ausstellung, aus der Feder Melchior Meyr's, die zwar etwas spät kommt, aber Vielen doch sehr willkommen sein wird. In einer Berliner Correspondenz desselben Journals finden wir folgendes Bekenntniß, das wir um seiner Offenherzigkeit willen achten: ».... Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich wieder recht deutlich, wie viel leichter es ist und wie viel geringerer Mittel es bedarf, gegen ein reactionäres Ministerium in der Opposition zu stehen, als ein freisinniges und volksthümliches Cabinet, wie unser gegenwärtiges ohne Zweifel ist, mit Verstand und Einsicht zu unterstützen. Selbst Herr von Vincke, der überhaupt während der ganzen abgelaufenen Session sich, aber nicht zum Vortheil seines parlementarischen Rufs, begnügt hat, den angenehmen Witzbold in der Kammer zu spielen, vermochte nichts als längstgehörte Gemeinplätze zu wiederholen, und auch die Rede des Abgeordneten Simson, die bei unsern Spießbürgern allerdings großen Anklang gefunden, war, wie die ganze Simson'sche Beredtsamkeit, bei Lichte besehen nur eine Sammlung wohltönender und sorgsam gefeilter Phrasen.« (Es handelt sich um die Rede, die bei der Creditbewilligung gehalten.) Solche Aufrichtigkeit ist sehr ehrenwerth bei dem prononcirten Liberalismus des deutschen Museums. Wir haben sonst bei viel milderem Tadel, den conservative Blätter über die liberalen Koryphäen aussprachen, die liberale Presse in wilden Zorn gerathen sehen.

In der Europa, Chronik der gebildeten Welt, finden wir unter dem Titel: Ein Blick auf Sardinien, eine recht fleißige Zusammenstellung von mancherlei Wissenswerthem über dieses Land und die neuesten einschlagenden Werke, als: Reuchlin: Geschichte Italiens von Gründung der regierenden Dynastieen

bis zur Gegenwart, Leipzig 1859, und Ruth: Geschichte der italienischen Völker unter der Napoleonischen Herrschaft, Leipzig 1859. Mit Recht wird hervorgehoben, daß keine der italienischen Fürstenfamilien eigentlich heimisch in Italien ist, auch die der Könige von Sardinien nicht, welche aus dem hochburgundischen Geschlecht der Grafen von Maurienne abstammen und der Sage nach gar von Wittekind dem Sachsenherzog kommen. Also ist Victor Emanuel auch ein Abkömmling der verhaßten Deutschen! es sollte uns sehr wundern, wenn das nicht in der nächsten Zeit in Italien betont würde. Allerdings aber ist die sardinische Dynastie die älteste der in Italien herrschenden Familien.

In einem zweiten Aufsatz: die Vervollkommnung der Mordwerkzeuge für den Krieg, der mit vieler Sachkenntniß geschrieben ist, tritt recht stark hervor, was wir seit Beginn des Krieges in Italien auffallend oft und scharf betont gefunden haben in der deutschen Presse — der Abscheu vor dem Blutvergießen, der tiefe Unwille über die Menschenopferung und die Massenabschlachtung des Lebens im Kriege, die Indignation über den Krieg. Wir müssen gestehen, daß uns diese Erscheinung frappirt hat, wir können uns nicht erinnern, daß sie bei frühern Kriegen so klar bei uns hervorgetreten, bei dem letzten, dem sogenannten orientalischen Kriege war es gewiß nicht der Fall. Wir wollen sicher nicht einen Advocaten für die Menschenschlächterei abgeben, auch uns entsetzt die Furchtbarkeit der Massentödtung, und dennoch finden wir in dieser Blutscheu ein bedenkliches Symptom; gewiß ist der Krieg eine furchtbare Geißel der Völker, aber schließlich ist der Krieg doch nicht das Traurigste, was einem Volke begegnen kann, ein faules Versumpfen ist noch viel entsetzlicher, und Feuer und Eisen tödten nicht nur, sondern sie heilen auch. Es ist hier nicht die Stelle, eingehend über die Nothwendigkeit des Krieges zu sprechen, jedenfalls aber ist es falsch, die Kriegswaffe, die „Wehre des Mannes“, kurzweg als „Mordwerkzeug“ zu bezeichnen, und zwar gerade in einem Moment, wo die durch den Ehrgeiz eines Einzelnen schwer bedrohte europäische Gesellschaft ihre Söhne zum Kampfe rüstet. Die edle Waffe kann zum Mordwerkzeug gemißbraucht und erniedrigt werden, so wie der Krieg im Großen zum Völkermord gemißbraucht werden kann, darum soll man uns aber die Wehre des Mannes nicht Mordwerkzeug schelten, denn er bedarf ihrer, weil es auch heilige Kriege, Kriege für Altar und Thron, für Haus und Hof, für Weib und Kind giebt.

Aus dem reichen Inhalt des Cotta'schen Ausland's heben wir einen sehr hübschen Aufsatz aus der Geschichte der Luftballonfahrten hervor, der ja jetzt wohl noch ein specielles Interesse hat, da die Franzosen wieder einmal damit umgehen sollen, die Luftballons für militairische Zwecke zu benutzen. Wenigstens haben sie den Luftschiffer Godard nach Italien in's Hauptquartier kommen lassen, er soll für sie aus der Vogelperspective spioniren. Fast jedes Mal beim Beginn eines Krieges haben die Franzosen solche Versuche gemacht und sind jedes Mal damit gescheitert. Im Revolutionskriege hatte die französische Armee ein Mal eine ordentliche Luftballoncompagnie; wer weiß, ob sie dieses Mal nicht glücklicher sind, da ja Fortuna ihre treue Bundesgenossin gewesen ist in diesem Feldzuge. Ein anderer Aufsatz bringt Aufschlüsse über den Tod des kühnen Reisenden Adolph Schlagintweit in Turkistan.

Die Grenzboten, die als das Organ einer bestimmten liberalen Fraction gelten, scheinen uns seit geraumer Zeit schon sehr dürftig; auch das neueste

Heft bringt außer politischen Erörterungen über die Tagesfrage, die vom Parteistandpunkte aus ihre Berechtigung und auch ihren Werth haben mögen, gar nichts von Belang. In der bekannten Correspondenz „von der Preußischen Grenze“ wird übrigens, wie gewöhnlich, die politische Meinung über die neuesten Ereignisse zusammengedrängt und in bekannter, aber nicht pikanter Weise abgehandelt.

Eine jüngere Zeitschrift sind: Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte. Dieselben bringen „Titze von Crixen“, eine größere Erzählung von Otto Roquette, die recht gut geschrieben ist, über die wir uns indessen noch unser Urtheil versparen müssen, da dieselbe noch nicht beendet ist. Die Mittheilungen über die Fürstin Orsini (princesse des Ursins) aus deren von Geffroy kürzlich herausgegebenem Briefwechsel werden für den Laien gewiß interessant genug sein, obwohl sie eigentlich keinen neuen Zug von Bedeutung für das Bild der merkwürdigen Frau beibringen. Die Prinzessin, aus dem berühmten französischen Hause der Latrimouille stammend, war erst mit einem Talleyrand, dann in zweiter Ehe mit einem Orsini, dem Herzoge von Bracciano, verwählt; im vorgerückten Alter schon wurde sie die eigentliche Regentin von Spanien unter dem ersten Bourbon, der auf den Thron der spanischen Habsburger stieg; und sie war wahrlich noch lange nicht die schlechteste Regentin, die Spanien gehabt hat. In hohem Alter, eine siebzigjährige Greisin, konnte sie noch daran denken, sich einem König zu vermählen, Königin von Spanien zu werden. Sie war indessen klug genug, diesen doch etwas abenteuerlichen Gedanken, bei dessen Ausführung sie übrigens einen Widerstand von Seiten des Königs Philipp V. am wenigsten fürchtete, wieder aufzugeben. In hohem Greisenalter, als sie durch eine junge Königin aus Spanien entfernt und auf harte Weise über die Grenze gebracht worden, soll sie noch damit umgegangen sein, die Maintenon von der Seite Ludwig XIV. zu verdrängen. Und jener flößte diese Frau doch noch so viel Besorgnisse ein, daß sie Frankreich räumen und nach Italien ziehen mußte. Welch' ein Weib!

Dieses kurze Referat über einige unserer bedeutenderen Wochen- und Monatsschriften, das wir heute nicht auf mehrere ausdehnen wollen, wird genügen, um die Richtigkeit der von uns oben aufgestellten Behauptung zu erweisen, daß dieser Theil der deutschen Presse wesentlich gewonnen hat, seit ihm die Alleinherrschaft in der Gesellschaft durch die politische Tagespresse genommen.

Ein Zuavenbrief.

Den nachfolgenden Brief, angeblich von einem französischen Stabsofficier geschrieben, der in einem Zuavenregiment dient, entnehmen wir der Mil. Ztg., nicht nur weil der Adressat ein preußischer Officier ist, sondern hauptsächlich weil er höchst charakteristisch Alles ausspricht, was die französische Armee jetzt beseelt und — furchtbar macht. Keine Idee von Freiheit, Ruhm, Vaterland, ja kaum von Anhänglichkeit an den Kriegsherrn, nichts weiter als die nackte Raufluft, die Gier nach Genuß und Avancement, und als letzter Rest aller bessern Gefühle — die Soldatenehre. Doch hören wir den Lieutenant-Colonel selbst:

„Nicht mehr aus dem heißen Algier, sondern aus dem schönen Frankreich sende ich Dir, mein alter Freund, diesen Brief. Unser Kaiser hat endlich Ernst gemacht und mein Regiment herüberkommen lassen, damit wir vorerst in Italien gegen die Oestreicher und später am Rhein gegen Euch Deutsche fechten sollen. Krieg und immer Krieg heißt es jetzt bei uns, der Reiche muß verderben, der Soldat aber erben, und in den nächsten fünf Jahren wird hoffentlich noch an keinen Frieden zu denken sein. Bis dahin aber bin ich General-Lieutenant und Großofficier der Ehrenlegion — oder eine Kugel hat mir im Gefecht den ehrlichen Soldatentod gegeben. Sind das aber nicht prächtige Aussichten für mich, den Sohn des Lagers, der wahrscheinlich hinter einer Hecke von einer Vivandière (Marketenderin) geboren ward, niemals Vater und Mutter und sonstige Verwandte kannte und von früher Jugend an, als „enfant de troupe“ bei einer Voltigeurs-Compagnie des ehemaligen 17ten Regiments der leichten Infanterie, aufgefüttert ward. Es lebe unser Kaiser Louis Napoleon, der die guten alten Zeiten Napoleon des Großen wieder herbeiführen wird, wo jeder Soldat durch seinen Muth (notabene wenn er unverschämtes Glück dabei hatte) bis zum König heraufavanciren konnte.

Den Jubel meiner Zuaven, als wir endlich nach langem Hoffen und Harren den sicheren Befehl zur Einschiffung erhielten, kannst Du Dir denken, denn Du kennst ja hinlänglich genug diese tolle Bande, der es niemals wild genug zugehen kann. Ganz ausgelassen waren diesmal die Kerle, und es wäre vergebene Mühe gewesen, wenn man nur den Versuch hätte machen wollen, sie in Zucht zu halten. Ich ergriff daher das beste Mittel, ließ die Reihen antreten, räusperte mich gehörig und sprach dann: „Zuaven, zwei volle Tage gebe ich euch jetzt frei, um euren leicht begreiflichen Jubel gehörig auszutoben, und Jeder kann dazu 5 Francs von seiner Löhnung vorausbezahlt erhalten. Wer von euch aber übermorgen früh um 5 Uhr nicht mit vollem Feldgepäck hier steht und bei dem dann das Mindeste fehlt, von dem nehme ich an, daß er kein Feldsoldat sei. Ihr wißt, daß ich Wort halte, also richtet euch darnach — und nun rasch auseinander und seid lustig.“ Die Kerle brachten mir nun noch ein so lautes Lebehoch, daß selbst die Kameele unserer Bagage aus ihrem Schlaf aufschreckten und verwundert die langen Hälse reckten, und stürmten dann, wie eben so viel losgelassene Teufel, auseinander. Zwei Tage wurde nun im Lager gesungen, getrunken, gespielt und geliebt, Maskeraden und komische Aufzüge veranstaltet, duellirt, kurz, aller nur mögliche Unsinn, den eben nur ein Zuave treiben kann, veranstaltet, ohne daß wir Officiere uns im Mindesten darum bekümmerten. Am Morgen des dritten Tages ließ ich Appell halten — und richtig alle Zuaven, mit Ausnahme eines Korporals und eines Gemeinen, standen mit vollem Feldgepäck auf dem Rücken marschbereit im Gliede.

Die beiden Fehlenden, die ihren Rausch noch nicht ausgeschlafen hatten, commandirte ich zum Depot, und ließ mich auch trotz aller Bitten hierin nicht wankend machen. Wer Zuaven commandiren will, der muß in allen seinen Entschlüssen eine unerschütterliche Festigkeit besitzen, denn sonst würde er diesen schlauen Teufelskerlen gegenüber nur zu bald verlorenes Spiel haben. Unbändiger Jubel herrschte auch, als wir in der Stadt Algier das Schiff bestiegen, welches uns hinüberfahren wollte, und wie wurden wir von Allen, die vorläufig noch zurückbleiben mußten, beneidet. Eine Menge Korporale und

Sergeanten wollten um den Preis, daß sie nur mit in das Feld ziehen dürften, gern auf ihre Tressen verzichten und als Gemeine eintreten.

Da ich grundsätzlich niemals eine andere Zeitung wie den „Moniteur de l'Armée" lese, und mich um alle Politik den Teufel scheere, so wußte ich immer noch nicht recht genau, ob wir in Italien gegen die Oestreicher, oder am Rhein gegen Euch Preußen kämpfen sollten. Mir wäre eins so recht wie das andere gewesen, denn was kümmert es uns Zuaven, gegen welchen Feind und für welchen Zweck wir Krieg führen sollen. Wenn nur der Krieg selbst recht lustig ist und unseren Waffen Ruhm und Ehre, uns Einzelnen aber gutes Avancement verschafft, das Uebrige muß uns gleich sein. Ein Officier darf sich nicht mit der Politik befassen, sondern muß thun, was ihm befohlen, und damit basta.

Daß wir zuerst nun gegen die Oestreicher fechten sollten, und daß Ihr Preußen und übrigen Deutschen dann erst in zweiter Reihe an den Tanz kommt, war mir ganz recht. Der italienische Wein soll viel süßer und milder durch die Kehlen gleiten wie Euer deutscher Rheinwein, und die italienischen Mädchen viel glühender lieben, wie die kalten spröden deutschen. — Was ich übrigens bisher von der öſtreichischen Armee hörte, war nur Gutes. Es sollen tapfere Soldaten in den Regimentern dort dienen, mit denen sich gehörig herumzuraufen schon eine Lust sein muß. Muthige Feinde gehörig zu schlagen, bringt doch Ehre, und meine Zuaven werden um desto besser anbeißen, je mehr der Gegner uns selbst die Zähne weiset. Was schadet es, wenn auch mein halbes Bataillon zu Grunde geht, sobald wir nur unsern Zweck erreichen? Wilde verwegene Bursche, die zwar zu Hause alle möglichen dummen Streiche machen, denen dafür aber im Gefecht das Herz auf dem rechten Fleck sitzt, hat unser weites Frankreich in übergroßer Zahl, und wir Zuaven-Officiere wollen sie schon zähmen und zu disciplinirten Soldaten ausbilden. Wir haben eine gute Zucht, und bei uns heißt es: »bieg' dich Bursche und werde für den Felddienst brauchbar — oder gehe zu Grunde.« Wenn heute noch 20 neue Zuaven-Bataillone errichtet werden sollten, an Rekruten dafür würde es nicht fehlen.

Uebrigens hoffe ich, daß die Herren Oestreicher uns bald als tüchtige Feinde ehren werden. Im Gefecht da wollen wir gegeneinander raufen, daß es nur eine Art hat, sonst aber wollen wir uns gegenseitig anständig behandeln, wie es zwei Gegnern, die begründeten Anspruch auf Achtung haben, zukommt. Und wenn wir später erst gegen Euch Preußen fechten, sacristie, mein alter Freund, das soll ein wahres Vergnügen werden. Wer von uns in die Gefangenschaft des anderen fallen sollte (denn des Krieges Glück ist wandelbar), der behandelt ihn gut und denkt an die vergnügten Abende, die wir zusammen an den Wachfeuern in der Kabylie verplauderten. Von den älteren Unterofficieren der Zuaven kennen Dich manche noch persönlich, und als ich ihnen bei der Einschiffung mittheilte, daß wir nun gegen die Deutschen fechten sollten, rief einer: »Aha, dann feuern wir ja auch gegen den langen Officier, der damals bei Hemeker mit uns focht. — Nun was schadt's, er hat uns früher oft gesagt, die Preußen und wir Zuaven würden doch bald als Feinde gegenüberstehen, und was so die übrigen Deutschen sind — der Teufel mag ihre Namen alle behalten, die würden dann den Preußen beistehen. Nur immerzu, je mehr Feinde es sind, desto besser für uns, denn desto länger dauert dann der Krieg.« Sieh, mein alter Freund, so denken nicht allein nur Zuaven,

sondern ein großer Theil aller Soldaten — wenigstens solche, die in Algier stehen, theilen diese Ansicht.

Unsere Ueberfahrt von Algier nach Marseille war vorzüglich und ging bei gutem scharfen Wind in zwei Tagen vor sich. Die Leute litten nur wenig von der Seekrankheit und tanzten sogar und trieben so viel lustiges Possenspiel, daß selbst die Seeofficiere, so unbequeme Gäste wir ihnen auch sonst sein mochten, darüber lachen mußten. Der Zufall fügte es, daß dieselbe Fregatte, die uns 1854 von Varna nach der Krim brachte, uns jetzt auch wieder über das mittelländische Meer führte. Wir sahen dies als ein günstiges Omen an, und unsere gute Laune, mit der wir in diesen Krieg zogen, wurde dadurch noch mehr erhöht. Von den Officieren, die damals auf der Fregatte dienten, war jetzt nur noch ein einziger dort; einige waren während des Krim-Feldzuges geblieben, andere fochten jetzt in Asien (ich glaube, Cochinchina heißt das Land) mit den Engländern (?) zusammen, für die Ehre der französischen Waffen. So ist es recht, überall müssen französische Soldaten fechten, in Algier, in China, in der Krim, nun in Italien und dann in Deutschland. Hurrah! es lebe der Kaiser Napoleon, dem wir diese schöne kriegerische Thätigkeit verdanken, es ist doch seit seiner Regierung ein ganz anderes Leben in das Heer gekommen, wie unter dem langweiligen Louis Philipp, wo wir die Nase nicht aus Algier herausstrecken durften und immer dazu verbannt waren, in den Bergen dort hinter diesen braunen Schuften von Kabylen herzuklettern. Es war doch das Beste, was wir französische Soldaten nur thun konnten, daß wir uns wieder einen Napoleon zum Kaiser erwählten, denn seit jener Zeit ist der Soldatenstand in Frankreich wieder so recht zu Ehren gekommen, und der Civilist muß Ordre pariren, wie es sich gehört.

Marseille war mir früher immer eine unangenehme Stadt, denn der reiche Kaufmann und Schiffsrheder genoß dort ein ungleich größeres Ansehen wie der Officier, der nur von seiner Gage leben mußte. Sacristie, wie habe ich mich früher öfters über diese reichen Glückspilze geärgert und sie zu allen zehntausend Teufeln verwünscht! Jetzt aber war es anders: wer einen Säbel hatte, trat als Herr auf, und die Stadt war kein Handelsplatz, sondern glich mehr einem Lager. Aus dem ganzen großen Frankreich kommen unaufhörlich Truppen der verschiedensten Waffengattungen, und besonders die langen Züge von Militair-Fuhrwerken scheinen gar nicht aufzuhören. Alle Augenblicke giebt es ein freudiges Begrüßen von Bekannten, die man vielleicht seit Jahren nicht mehr gesehen hat, und das Willkommentrinken will gar kein Ende nehmen. Die Weinwirthe, Restaurateurs und Cafetiers von Marseille, dann die Händler mit allen möglichen Militairausrüstungen müssen verteufelt viel Geld einnehmen, so übervoll ist es bei ihnen. Und dann die hübschen Grisetten — wenn man, wie wir, von vieljährigem Felddienst in Algerien zurückkommt, weiß man eine hübsche muntere Französin, die so recht zu plaudern versteht, doppelt zu schätzen. Nun in Italien soll es damit noch besser bestellt sein, und mit Ungeduld erwarten wir stündlich den Befehl zum Abmarsch dahin.

Nun Adieu, alter Freund, wenn es geht, schreibe ich Dir aus dem Lager wieder."

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

Mitte Juli 1859.

Waffenstillstand und Frieden; ein fauler Fleck in unserer Wehrverfassung; Corso; Hitze und Staub.

Keine Frage, daß der plötzliche Abschluß des Waffenstillstandes am Mincio hier alle Personen ohne Ausnahme auf's Höchste überrascht hat, wir nehmen selbst den östreichischen Feldmarschall Fürsten Windischgrätz nicht aus, der sich in einer Specialmission hier befand. Ein Doppelposten der Garde-Grenadiers vor dem Hotel Royal gab die Anwesenheit dieses berühmten Kriegers noch am 14. Juli kund. Anders war es mit dem Frieden, den erwartete Jeder, selbst die, welche ihn nicht wünschten. Dieser Frieden und das damit verbundene Auftreten Oestreichs am Bundestage haben dem Kaiserstaat den letzten Rest von Sympathie entzogen, den er hier noch besaß. Oestreich hat eine schwere Revanche durch diesen Frieden für die preußische Vorsichtigkeitspolitik genommen, das ist für Preußen natürlich kein Heil, für Oestreich aber sicherlich auch nicht! Die „Neue Preußische Zeitung“ hat diesen Gang der Dinge, bald offen, bald verhüllter, seit Wochen vorausgesagt, man glaubt aber in Berlin so wenig wie einst in Troja der Stimme der Kassandra. Man kann sich kaum wundern, daß das Volk sich des Friedens freut, es ist ganz natürlich, daß der weitere Blick in Kreisen fehlt, die mit der zunächst liegenden Noth drangvoll oft beschäftigt sind. Es ist den Einzelnen zu gönnen, daß sie sich der nahen Rückkehr des Ernährers freuen, der unter die Fahnen gerufen war und Weib und Kind der öffentlichen Mildthätigkeit anvertrauen mußte. Das ist ein fauler Punkt in unserem Wehrsystem, der dringend der Aenderung bedarf. Familien, die sich redlich nährten, werden sofort auf öffentliches Mitleid verwiesen, wenn der Vater die höchste Pflicht für's Vaterland erfüllt. Das ist kränkend und schmerzlich in hohem Grade. Peinlich aber berührt es den Patrioten, daß die Erfolge, die der Civilisationskaiser in Italien errungen, der großen Menge so gewaltig imponiren. Welcher Umschlag in der Gesinnung seit dem Beginn dieses Jahres, wo Louis Napoleon, was wir nicht gebilligt haben, öffentlich und überall verspottet wurde, und diesen letzten Tagen, wo man fast überall mit höchster Achtung von dem gefährlichsten Feinde Preußens spricht, ja wo schon Stimmen laut werden, die sich nicht scheuen, Dankbarkeit für den großen Herrscher zu predigen, welcher der Welt den Frieden geschenkt hat! Welche Menschen! Geschenktem Gaul sieht man nicht in's Maul, heißt ein altes gutes Sprichwort, aber diesen Frieden braucht man gar nicht erst näher zu besehen, um zu erkennen, ein wie werthloses, ja, wie verderbliches Geschenk der Bonaparte der Welt damit gemacht hat! Einen sogenannten Corso haben wir neulich auch gehabt, natürlich mit der obligaten Bettelei für die Landwehrfamilien — es ist doch wirklich empörend, daß man auf keine andere Weise Hülfe schafft —, Feldmarschall Wrangel wurde dabei mit Blumen geworfen, er ist eine populäre Figur in Berlin, an eine politische Demonstration war dabei sicherlich nicht zu denken, denn mitten im Zuge befand sich auch die Equipage des französischen Gesandten, Marquis de Moustier, der also auch sein Scherflein gegeben für die Angehörigen der Landwehrmänner, die gegen seinen Kaiser in's Feld zogen. Solche Ungeheuerlichkeiten kommen aber bei dem öffentlichen Bettel zu Tage. Man hofft und harrt jetzt sehnsüchtig auf die

Ordre, welche die mobilen Armeecorps demobilisirt, möchte sie nicht zu lange auf sich warten lassen, noch ist die Ernte nicht überall vorüber, die Leute finden noch zu thun. Hitze und Staub quälen uns gewaltig!

Aus Paris.

Im Juli.

Der Frieden populär; Louis Napoleons Glück; Berliner Revue; zwei Prinzessinnen; Mr. Vauclair.

Der Frieden ist hier außerordentlich populär, das hätte ich vor wenigen Tagen noch, als ich den Jubel über den Sieg bei Solferino sah, gar nicht geglaubt; Louis Napoleon hat ein ungeheures Glück, er hat sich bei dem Einen erst durch die Siege und bei allen Anderen nun durch den Frieden populär gemacht. Glauben Sie mir, er ist jetzt wirklich populär in französischem Sinne und so fest der Thron eines Emporkömmlings, oder noch richtiger so fest ein Thron in einem ganz revolutionären Lande wie Frankreich überhaupt stehen kann, so fest steht jetzt der französische Kaiserthron. Er hat Alles gethan, was er versprochen, er hat Italien befreit, auf seine Weise natürlich; waren die Demokraten dumm genug, eine andere von ihm zu erwarten, so ist das ihre Sache. Freilich hat er die Oestreicher nicht ins adriatische Meer geworfen, wer aber hätte auch denken können, daß sie nach drei großen Niederlagen Frieden machen würden? Louis Napoleon hat ja erreicht, was er wollte, ohne sich diese Mühe nehmen zu dürfen, Andere freilich hätten sich lieber ins Meer werfen lassen, ehe sie diesen Frieden angenommen, aber es fürchtet sich mancher vor der Seekrankheit. Daß man uns Preußen sehr höhnisch anblickt ob unserer Mobilmachung, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen — eine fatale Geschichte ist das; ich aber pflege mir solchem Hohn gegenüber auf gut berlinisch ein „Maul voll Dreistigkeit" zu nehmen und den guten Leuten zu erklären, daß ihr Kaiser nur so schnell Frieden gemacht habe, weil wir mobilisirt hätten. Ich weiß sehr gut, daß das nicht ganz richtig ist, aber zum guten Theil kommt die napoleonische Friedensliebe doch auf die preußischen Rüstungen, und die Franzosen wagen auch nicht, das gänzlich in Abrede zu stellen. Die Berliner Revue erfreut sich hier einer besondern Berücksichtigung seitens der Behörden, man kann nämlich niemals ein Heft bekommen, bald ist es mit Beschlag belegt, bald weggenommen, bald einfach nicht ausgegeben, bald unterdrückt und wie diese anmuthigen Ausdrücke weiter lauten, die alle ein und dieselbe nicht sehr anmuthige Sache bezeichnen Vor einigen Tagen fuhren die beiden Prinzessinnen aus dem Palais-Royal, das heißt die Prinzeß Mathilde, Tochter des alten Prinzen Jerome, die früher mit dem russischen Krösus, dem Fürsten Demidoff vermählt war, und die Prinzeß Clotilde, Tochter des sardinischen Königs, mit ganzer Cortage an mir vorüber; die blendende Pracht der Equipagen, die köstlichen Pferde, die Stallmeister und Vorreiter machten Effect. Ich höre, daß die Herrschaften sich dem Publikum stets in solchem Glanz zeigen, das scheint mir ganz klug auf die Schaulust der Pariser berechnet zu sein. Die Prinzeß Mathilde ist nicht jung mehr, aber sie ist gewiß einst sehr schön gewesen, ihr Vater ist nicht schön, aber ihre Mutter, eine Württembergische Prinzeß, war es. Die Prinzeß Clotilde schien mir eine anmuthige junge Dame, sie war ganz in leichten und lichten Sommerstoff gekleidet, ohne Schmuck, so erschien sie sehr schlank und etwas mager. Sehr populär sind die Damen nicht, wenigstens gab sich in der gaffenden Menge, in der ich stand,

als sie vorüber fuhren, kein Zeichen der Theilnahme kund. Von berliner Bekannten habe ich nur wenige gesehen, ich ärgere mich über ihre Wuth die Franzosen zu spielen, so nennt sich August Vogler, ein richtiges berliner Kind, aus der Scharrnstraße, auf seiner Visitenkarte: »Monsieur Auguste Vauclair«. Ich war thöricht genug, mich darüber zu ärgern und ihm ernsthafte Vorwürfe zu machen. Er antwortete mir aber lakonisch und berlinisch zugleich: »Na nu?« Er ist aber nicht der Einzige, sondern repräsentirt eine ganze Klasse von Deutschen. Es ist da eben nichts zu machen.

Aus Leipzig.

Im Juli.

Musik; Theater; Literatur in der großen Handelsstadt; Eiskästen und dünne Fäden; Brachvogel's Benoni und preußische Politik.

Unsere Stadt ist kein politischer Centralpunkt, es wird hier nur ein bescheidener Theil Weltgeschichte gemacht, Leipzig ist trotz der Buchhändlermesse und des Literatenvereins nicht einmal mehr der Hauptplatz des deutschen Buchhandels und der deutschen Literatur. Die Zeiten und die Verhältnisse haben mächtige Aenderungen herbeigeführt. Dennoch hat Leipzig noch seine literarischen Traditionen, und ein Correspondent der »Berliner Revue« kann von Leipzig kaum von etwas Anderem berichten, als von Büchern, denn selbst im Bereich der Musik und des Theaters ist nichts von Belang zu melden. Fern liegen die Zeiten, da Felix Mendelssohn von hier aus das Reich der Töne beherrschte, fern die Tage, da Heinrich Laube und seine Freunde das Leipziger Theater, das damals Dr. Schmidt und unter ihm Heinrich Marr als Ober-Regisseur leiteten, zu einer rühmlich strebenden Kunstanstalt machten und Darsteller wie Joseph Wagner, später in Berlin und Wien, bildeten. Leipzig macht noch Musik genug, es geht auch noch gern ins Theater, ganz so wie es auch noch Buchhandel treibt und sich noch mit Literatur beschäftigt. Ueberall noch ganz achtbare Bestrebungen, auch wohl hier und dort Erfolge, aber alle diese Dinge sind nicht mehr hervorstechende Züge in Leipzigs Leben, sie finden sich nicht merklich stärker prononcirt hier, wie in jeder andern großen Handelsstadt. Leipzig ist eine große Binnenhandelsstadt, nichts weiter, und kümmert sich um die hier erscheinenden Bücher herzlich wenig im Ganzen und Großen. Die herrschende Hitze, doppelt empfindlich, da Conditor Felsche vom Café français in der Grimmaischen Gasse dieses Jahr die Eiskästen, die hier in jedem guten Hause sind, nur einen Tag um den andern mit frischem Eis versorgt, obwohl dieses Jahr der Abonnementspreis doppelt so hoch ist, als im vorigen, schneidet den letzten dünnen Faden des literarischen Interesses ab. Sie müssen also mit ein paar dürftigen Notizen für dieses Mal vorlieb nehmen; von Brachvogel, an dem man wohl in Berlin mehr Interesse hat, wird ein neuer Roman erscheinen und zwar in nicht weniger als fünf Bänden; Brachvogel hat sich also durch das Schicksal seines Friedemann Bach nicht abschrecken lassen. Es ist merkwürdig, daß dieser Schriftsteller, der einige theatralische Erfolge gehabt hat, durchaus nun im Roman etwas leisten will, auf einem Gebiete, wo er völlig fremd ist. Ich fürchte, der Benoni wird noch schlimmer Fiasco machen, wie der Friedemann Bach. Von Bülau's geschätztem Werk: Geheimnißvolle Geschichten und räthselhafte Menschen, wird ein neuer Band erwartet, ebenso der zweite Band von Droysen's Geschichte der preußischen Politik. Möge der Geschichtschreiber der früheren preußischen Politik glücklicher sein, als die Faiseurs der neuesten preußischen Politik — doch dieser Brief ist für ein Berliner Blatt, und ich schließe.



Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Zweite Abtheilung:

Homines novi

Siebzehntes Kapitel.

Reisende.

Wenige Tage nach dem Einmarsch der Franzosen in Königsberg bewegte sich ein leichter Wagen, der mit drei elenden Postpferden bespannt war, langsam und mühselig daher auf der ausgefahrenen Landstraße, die von Danzig nach Königsberg führt. Zwei Tage schon dauerte das Regenwetter, in der Athmosphäre herrschte jene ungesunde Naßkühle, welche die Mutter der Fieber ist, die verwahrloste und kothige Landstraße paßte genau zu der Temperatur und Beide bildeten ein Ganzes mit der trostlosen Scenerie zu beiden Seiten des Weges. Es war der Pfad des Krieges, über diese Gefilde war er hingeschritten mit dem blutigen Fuß und dem eisernen Tritt, die Dörfer hatte er entvölkert, die Wohnungen sterblicher Menschen wurden zu wüsten Brandstätten, die Felder sind abfouragirt, die Cadaver von Rossen und Rindvieh im Straßengraben verkünden die Seuche, die hohläugigen Bettler am Wege, die vor wenigen Wochen noch wohlhabende Landleute waren, die Herrschaft des Fiebers und des Hungers.

Es mag tief erschütternd sein, durch solche Gegenden zu reisen, bei jeder Rast immer wieder dieselben Jammergeschichten von Leuten zu hören, die im eigentlichsten Sinne nichts gerettet aus dem Schiffbruch als das nackte Leben, die nun mit Lumpen bekleidet, hungernd und elend durch die dachlosen Trümmer schleichen, die einst ihre Wohnung waren; tiefe Trauer liegt auch auf den Gesichtern der beiden Frauen, die im Grund des leichten Gefährtes auf einem Sitzbündel von hartem Erbsenstroh Platz genommen haben. Zum Schutz gegen den leise aber unaufhörlich niederrieselnden Regen dient ihnen ein großer Regenschirm, ein tragbares Wetterdach mit schadhafter Wachsleinwand bespannt, dessen

Stock die beiden Frauen abwechselnd halten müssen. Die zur Rechten sitzende ist eine noch junge Dame von schlankem aber doch vollem Wuchse, ihr feines, etwas bleiches, aber mildernstes Antlitz ist belebt, und die schönen braunen Augen blicken mit einem halb kindlichen Ausdruck von Sehnsucht und Ungeduld unter dem Strohhut hervor, dessen breite Vorkrempe weit abstehend ein zierliches Köpfchen zeigt, das von einem weißen mit blauem Band durchzogenen Häubchen bedeckt ist.

Diese anmuthige Dame, welche trotz des träufelnden Regens mit einer ungeduldigen Bewegung den Mantel zurückgeworfen hat und eifrig in der Richtung nach Königsberg ausschaut, ist Frau Elisabeth von Leist, die Gemahlin des tapferen Officiers, den wir im Verlauf unserer Erzählung oft begleitet und letztlich unter dem Dach des Rienäckerschen Hauses als Reconvalescenten verlassen haben.

Frau Elisabeth von Leist war nicht so bald durch den Brief des Herrn Rienäcker an den alten Obristlieutenant, den Oheim ihres Gemahls, von des Letztern Verwundung und gefährlicher, fast hoffnungsloser Lage unterrichtet, als sie auch sofort ihren festen Enschluß kund gab, trotz des Krieges nach Königsberg zu reisen. Der wackere Oheim schüttelte den Kopf gewaltig, aber er hatte sich von jeher mehr darauf eingerichtet, die Feinde seines Königs mit dem Schwert, als hübsche Frauen mit Gründen zu bekämpfen, auch wußte er in der That nicht, was er sagen sollte, als Frau von Leist erklärte: es sei ihre Pflicht, nach Königsberg zu gehen, der Platz der Frau sei an dem Bette des verwundeten Mannes, sonst nirgends; mit solchen Sätzen, namentlich wenn sie mit Stellen aus der heiligen Schrift belegt wurden, was Frau Elisabeth, in Folge ihrer herrenhutischen Erziehung, zu thun nie unterließ, war der tapfere Obristlieutenant gewöhnlich schon aus dem Felde geschlagen, bevor er noch zum Angriff gekommen. Zwar war anfänglich auch der Hausarzt nicht sehr entzückt von dem Project der jungen Mutter, die ihres Knaben kaum sechs Wochen vorher genesen, doch war er einsichtig genug, seine Zusttmmung zu geben, er sah, daß Angst und Sorge um den Gemahl der zarten, ohnehin schon durch die Vorgänge der letzten Monde etwas erschütterten Constitution der edlen Dame noch schädlicher sein würden, als die Reise. Freilich hatte Frau von Leist zuerst auch die Absicht, ihren Knaben mitzunehmen, damit stieß sie aber bei dem alten Obristlieutenant auf einen unbesieglichen Widerstand, da trat der zärtliche Oheim ganz zurück hinter dem Edelmann, der seines Stammes Fortsetzung zu sichern die Pflicht fühlt. Beinahe grob erklärte der Erb-, Lehn- und Gerichtsherr: „daran solle die Frau Tochter nur gar nicht denken, auch habe sie über dieses Kind gar nicht allein und eigenmächtig zu disponiren, der Knabe sei ein Leist und der Stammhalter der Spankower Linie des Hauses Leist, der Lieutenant, sein lieber Junge, sei vielleicht schon todt, wenn die Frau Tochter nach Königsberg komme und dann stünde es verdammt schwach mit den Spankow'schen Leisten; die

ganze Familie stünde dann so zu sagen auf seinem Stelzfuß und das wäre doch eine hundsföttische Geschichte" der Alte wurde außerordentlich beredt und endlich mußte sich Frau von Leist entschließen, ihren Knaben zu Haus zu lassen.

Als der alte Herr das durchgesetzt hatte, sah er die Gemahlin seines Lieblings verhältnißmäßig mit Gleichgültigkeit scheiden; er hatte sie recht herzlich lieb, aber sie hatte ihm zu deutlich bewiesen, daß ihre Stelle in Königsberg bei dem todtkranken Gemahl sei, und eigentlich so in tiefster Seele war dem alten Herrn der Sohn, sein Stammhalter, doch noch lieber, ihm mehr an's Herz gewachsen, als die Mutter. Uebrigens that er, was er konnte, der jungen Frau die Reise zu erleichtern, er trennte sich sogar von Sternkieker, seinem Getreuen, obwohl der alte graue Dragoner anfänglich die Augen auf eine ganz verzweifelte Art aufriß, als er vernahm, daß er die gnädige Frau auf einer Reise begleiten sollte. Zuerst versuchte er auch verschiedene Einreden und berief sich auf seine Unentbehrlichkeit für den Obristlieutenant, als der ihm aber kurz und gut die Marschordre gab und ihn überdem auch noch auslachte, da schwieg er etwas gekränkt still und war auch bald genug mit dem Reiseplan so ausgesöhnt, daß er selbst zur Eile trieb.

Das war auch erklärlich genug, denn so sehr der Dragoner seinen Obristlieutenant liebte, so fürchtete er ihn doch noch mehr; den jungen Herrn, den Lieutenant aber, den liebte er eben so sehr und fürchtete ihn gar nicht, weil ihm der niemals auch nur ein hartes Wort gesagt hatte, und für die gnädige Frau gar hatte er eine Zärtlichkeit ohne Gleichen. Mit solcher Zärtlichkeit hing übrigens Alles, was zum Hause Spankow gehörte, an der sanften Elisabeth, deren stille, freundliche Weise, die Niemandem entgegentrat, aller Herzen gewonnen hatte. Alle alten Weiber in Spankow bemutterten die junge Ehefrau, so zu sagen; die alten Bursche im Dorfe, namentlich die, welche mit dem Obristlieutenant zu Felde gewesen, blickten auf sie, wie auf ein Wesen, dem sie immer schützend und helfend zur Seite stehen müßten, und die Alten hielten die Jungen eifrig an, Alles so zu machen, daß die gnädige Frau nur keinen Kummer, keine Noth und keinen Verdruß habe. Frau von Leist führte kein Regiment im Hause, weder ein strenges, noch ein mildes, sondern gar keins; sie verstand wenig von der Wirthschaft und fühlte das, sie merkte auch bald, daß sie sich vergebens anstrenge, die Pflichten der Landedelfrau, die an die Spitze einer großen wirthschaftlichen Thätigkeit gestellt ist, zu erfüllen. Das war ihr oft ein tiefer Schmerz: ebenso vermochte sie nicht die Weichheit und Unselbstständigkeit, die in ihrem Wesen lag, was wohl einen heroischen Aufschwung, aber nicht einen tapfern Widerstand gegen die Mühen des täglichen Lebens zuließ, zu ändern und zu verkehren. Glücklicher Weise war zur Noth immer noch der alte Herr da, und sein Gesinde war groß geworden auf seinem Hofe, Frau von Leist aber war klug genug, die älteren Beamten

des ländlichen Hofstaates gewähren zu lassen, sie nicht zu stören in der gewohnten Thätigkeit, und hatte sich so in ihnen eine Hülfe geschaffen, welche den Mangel eigener energischer Thätigkeit in den meisten Fällen wenigstens gut genug ersetzte.

Ihr Hauptminister so zu sagen war Heinrich Sternkieker, der ehemalige Dragoner und Officierbursche, sans reproche, bis auf eine geheime Neigung zu mehr oder minder schädlichen Schnäpsen, welcher Neigung er sich indessen doch nur selten und niemals zum Schaden seiner hohen Stellung auf dem Hofe zu Spankow hingab.

Sternkieker betrachtete die Begleitung der gnädigen Frau alsbald im Lichte eines neuen Feldzuges, und als Frau von Leist ihren kleinen Knaben und den alten Oheim, der im letzten Moment sich vergeblich bemüht hatte, seine Thränen zu verbergen, zum letzten Male geküßt hatte und in den Wagen gestiegen war, da saß er in steifer Würde und in seinen alten Dragonermantel gehüllt neben dem Kutscher und nickte gnädig Einigen aus der versammelten Menge zu, denn das ganze Dorf war zusammen gelaufen, um die liebe gnädige Frau abreisen zu sehen.

Die Weiber und Kinder weinten Alle.

„Sternkieker!“ rief der Oberstlieutenant, der seiner Frau Nichte in den Wagen geholfen, indem er sich in ganzer Länge kerzengerade aufrichtete, zürnend über die Thränen, die ihm über die Wange liefen.

„Herr Obristlieutenant!“ antwortete der alte Getreue, dem auch weich ums Herz wurde, obwohl er noch kurz zuvor eine Regung der Schadenfreude gespürt bei dem Gedanken an all' die „wilden Wetter“, die sein Herr morgen früh losbrennen würde, wenn der lahme Johann, der seine Stelle als Kammerdiener vertreten sollte, allerlei Dinge falsch machen werde, wie das, seiner Meinung nach, gar nicht anders sein konnte.

„Sternkieker!“ rief der Obristlieutenant noch ein Mal.

„Herr Obristlieutenant!“ entgegnete der Dragoner mit etwas weinerlicher Stimme.

„Daß er mir Alles wieder ordentlich heim bringt, hört er?“ befahl der alte Mann barsch.

„Zu Befehl, Herr Obristlieutenant!“ replicirte Sternkieker dienstmäßig.

Der Kutscher schwang die Peitsche, die Pferde zogen an, der Wagen rollte den Hof hinunter zwischen die Scheunen hinein, ein letzter Abschiedsruf klang hinter den Reisenden her und die Hühner flatterten schreiend bei Seite.

Fest und steif saß Sternkieker, er wagte nicht sich umzusehen, denn er hörte die gnädige Frau hinter sich weinen und schluchzen.

Ohne Störung und Aufenhalt erreichte Frau von Leist am andern Tage Sernow, das Gut der Frau Kammerherrin von Redow, ihrer Freundin, welche dort den letzten Sommer zubrachte; denn das Gut

war durch die Bemühungen des Herrn von Pletz auf Bessin verkauft worden. Frau von Leist hatte die Absicht gehabt, ihre Freundin zu bitten, sie nach Königsberg zu begleiten; die Freundin, deren Energie ihr schon öfter schützend und schirmend zur Seite gestanden im Leben, sollte auch jetzt die Stütze ihrer liebenswürdigen aber hilflosen Schwäche werden, deren sie sich wohl bewußt war, von der sie aber kaum jemals ein stärkeres Gefühl gehabt, als seit sie von ihrem Kinde und dem Ohm getrennt allein durchs Land fuhr, um den geliebten Gemahl zu suchen, der vielleicht, ja wahrscheinlich schon todt war. Angstvoll dachte die arme Frau daran, daß ihre Freundin vielleicht nicht anwesend auf dem Gute, daß sie vielleicht behindert sei, sie zu begleiten, kurz, Frau von Leist war in einem Fieber, als sie zu Sernow ankam, und beruhigte sich erst wieder, als Frau von Redow gleich nach den ersten Worten in ihrer bekannten raschen und energischen Weise sich bereit erklärte, die schwächere Freundin nach Königsberg zu begleiten. Frau von Redow wußte übrigens schon, daß der Rittmeister von Leist schwer verwundet in Königsberg läge, sie hatte es am Tage zuvor von einem benachbarten Edelmann erfahren, der in Königsberg eine verheirathete Tochter hatte; von der war ihm ein Brief zugekommen, in welchem auch des verwundeten Rittmeister im Rienäckerschen Hause, mit dem jene Dame befreundet war, gedacht wurde. Mit innigem Dank, mit fast seliger Freude, die erst stumm waren, dann aber in Thränen, später in Worten sich aussprachen, bemerkte Frau von Leist, daß diese Nachricht über ihren Gemahl fast eine Woche jünger war, als die ihrige, und daß dieselbe durchaus nicht so hoffnungslos laute.

Von diesem Moment an hielt sich Frau von Leist überzeugt, daß sie ihren Gemahl noch am Leben finden werde, ja, daß er ihr und ihrem Kinde erhalten bleiben müsse. Die Liebe ist stets zuversichtlich in ihren Hoffnungen!

Diese neue beruhigendere Nachricht über den Gemahl sendete Frau von Leist mit ihrem Wagen nach Spankow zurück, sie selbst aber fuhr mit der Kammerherrin von Redow und dem getreuen Sternkieker am andern Morgen nach der nächsten Poststation auf der Straße von Berlin nach Königsberg und setzte von dort ihre Reise mit Extrapost fort.

Die Reise war beschwerlich, namentlich von Danzig aus, wo die Spuren des Krieges begannen, der diese Gefilde mit Brand und Verwüstung durchzogen so kurze Zeit zuvor erst. Strapatzen und Beschwerden waren genug zu ertragen, auch an Fährlichkeiten und Anfechtungen verschiedener Art fehlte es nicht, Frau von Leist aber achtete dergleichen nur gering, denn so lange die schlanke, bleiche Frau mit dem kühnen Herzen und dem unverzagten Muth neben ihr saß, kannte sie keine Furcht, auch sahen die beiden Frauen bald, wie nützlich ihnen der alte graue Sternkieker, der mit den groben Postillonen sehr verständlich zu reden wußte und eine ungeheuer praktische Art des Benehmens gegen

die oft noch gröberen Postmeister und Posthalter an den Tag legte; die Postbeamten waren damals noch, man konnte fast sagen reglementmäßig, grob gegen die Reisenden.

Jetzt hat sich das umgekehrt, jetzt sind die Preußischen Postbeamten nicht allein vorschriftsmäßig, sondern auch gewohnheitsmäßig höflich, die Reisenden dagegen nehmen gern einen groben oder herablassenden Ton gegen die Beamten dieser Staatsanstalt an. Es ist als ob die Söhne Revanche nehmen wollten für die ihren Vätern auf der Post oft widerfahrene Unbill.

Jemehr sich die Reisenden der Preußischen Hauptstadt näherten, desto zahlreicher und entsetzlicher wurden die Spuren des Krieges, ernster und immer ernster wurde die Kammerherrin von Redow; auch an Frau von Leist ging all dieser Jammer, dieses Elend nicht spurlos vorüber, aber fast ausschließlich mit ihrem Gedanken an der Wiege ihres Söhnleins daheim, oder an dem Krankenbette des geliebten Mannes in Königsberg, hatte sie nicht Muße genug, das Nächstliegende in seiner ganzen Furchtbarkeit auf sich wirken zu lassen, besonders seit sich mit ihrer Annäherung an Königsberg auch die Unruhe und Ungeduld in ihrer Seele steigerten und alle bangen Sorgen und Zweifel, die darin schlummerten, wieder aufweckten.

„Königsberg!" sagte Sternkieker plötzlich, indem er sich nach den Damen halb umwandte und mit der Spitze seiner kleinen Reiterpfeife über die rechte Schulter des Postillons, der sein Sattelpferd ritt, in die Ferne deutete.

„Wo? Wo?" fragte Frau von Leist sich hastig erhebend.

Die liebende Frau hatte im Augenblick vergessen, daß der schwankende Boden eines Wagens unter ihr, sie fiel zurück und lag in dem Schooße ihrer Freundin, die sie mit ihrem Arm umschlang, sie zärtlich an sich drückte, und ihr so die in der Ferne auftauchenden Thürme Königsbergs zeigte.

Beide Frauen dankten wohl Gott in diesem Augenblicke, der sie gnädig bis hierher geführt hatte. Grade in diesem Momente aber wandte sich der Postillon auf seinem Pferde um und sagte zu Sternkieker mit sehr ängstlichem Tone: „Da hat der Teufel französische Cavallerie!"

„Cavallerie!" wiederholte Sternkieker und schaute scharf aus in der Richtung, welche ihm die Peitsche des Postillons andeutete.

Quer über das Feld kamen Reiter der Straße zugetrabt.

„Sie haben uns gesehen, sie wollen uns den Weg abschneiden!" murrte Sternkieker.

„Wir kommen nicht mehr vorbei!" entgegnete der Postillon mit einem trostlosen Blick auf den entsetzlichen Weg und seine abgetriebenen Pferde; man sah's dem guten Burschen an, daß er sonst wohl gern den Versuch gemacht haben würde, vorüber zu jagen und die feindlichen Reiter hinter sich her zu hetzen. In der Stadt oder in der nächsten

Nähe der Stadt hatte er nichts zu fürchten, auf offenem Felde aber konnte er um seine Pferde kommen.

Die Damen hatten die Bemerkungen Sternkiekers und des Postillons vernommen, sie sahen auch die Reiter, es waren deren sieben, in einer schiefen Linie hintereinander rasch der Straße zutraben, und Frau von Redow hatte Mühe genug, die sofort verzagende Freundin zu beruhigen, die, wie gewöhnlich die Art der Frauen ist, wenn sie von Angst ergriffen werden, das aller nutzloseste und verderblichste thun wollte, nämlich aussteigen und sich verstecken. Verstecken, wo kein Versteck war, das die französischen Reiter nicht im Augenblick entdeckt hätten.

„Sie sind von den verfluchten Chasseurs," meldete der Postillon wenig tröstlich, „haben in der vorigen Woche eine schöne Wirthschaft mit den Weibern bei uns gemacht!"

Der Kerl sagte aus Discretion nicht mehr, aber er warf einen bezeichnenden Blick auf die Damen und sah dann den alten Sternkieker an. Dieser hatte ihn verstanden und nickte ihm zu.

Die Chasseurs kamen immer näher.

„Gnädige Frau," fragte der ehemalige Dragoner, plötzlich sich umwendend und ein riesiges Reiterpistol ans dem Mantel ziehend, „befehlen sie fertig zur Attaque oder sollen wir parlamentiren, da sie die Uebermacht haben, so können wir es unbeschadet unserer Ehre thun!"

Der alte Kerl war köstlich in diesem Moment, selbst Frau von Redow mußte über ihn lächeln, trotz der ängstlichen Situation; es war nämlich nicht die Spur von Renommage in der unverwüstlichen Dragonerseele, er war in That und Wahrheit wirklich bereit, sich für seine gnädige Frau mit den sieben französischen Chasseurs herum zu schlagen; freilich war's ihm vielleicht lieber zu parlamentiren, weil das seiner Ansicht nach ohne Schaden der Ehre solcher Uebermacht gegenüber geschehen konnte, indessen er hätte sich doch noch ziemlich eben so gern herum geschlagen.

„Wir müssen parlamentiren, Sternkieker!" bemerkte Frau von Redow.

Die Pistole verschwand, Sternkieker aber sagte: „Gute Bedingungen werden sie uns schon machen!"

Davon war er fest überzeugt, worauf sich aber diese seine feste Ueberzeugung stützte, das wäre schwer zu sagen; vielleicht hatte der graue Kriegsknecht die eitle Meinung, daß sich die französischen Reiter vor ihm fürchteten. War das der Fall, so sollte er sofort eine empfindliche Lection erhalten.

Die Chasseurs sprengten auf den Wagen ein, Einer stellte sich queer vor das Gespann, so daß dieses stehen mußte, und schrie zugleich: „alte! alte! bougre de Postillon!"

„Chapeau bas, ihr, und respect pour le grand Napoleon!" schrie ein Anderer und warf mit seinem Säbel dem alten Sternkieker

den Hut vom Kopf, der ganz versteinert bald auf die Franzosen, bald auf den zu seinen Füßen liegenden Hut blickte, während ein paar andere Reiter sofort in enthusiastische Ausrufe über die Schönheit der beiden Damen ausbrachen, noch Andere aber mit flachen Säbelhieben den Postillon einluden, vom Pferde zu steigen.

Wir wissen, daß Frau von Leist in den Schooß der Kammerherrin von Redow gesunken war, als sie sich erhoben hatte, um die Thürme von Königsberg zu sehen; sie hatte diese Stellung, die ihrer Furchtsamkeit am meisten zusagte, nicht verlassen, im Gegentheil hielt sie die Freundin mit beiden Armen fest umschlungen und blickte angstvoll auf die fremdländischen Reiter, in deren Augen die Angst vielleicht noch ihre Schönheit erhöhete.

Die laute und aufrichtige, wenn auch nicht ganz zarte Bewunderung, mit welcher die französischen Soldaten die verschiedenen Reize der beiden Damen priesen, verwirrte selbst die Kammerherrin von Redow, als aber Einer der Reiter mit kühner Hand die zarte Wange der Frau von Leist liebkosend berührte, da erhob sich die hohe bleiche Frau in ihrer ganzen Größe, streckte die Hand schützend aus über die angstvolle Gefährtin und fragte mit höchstem Pathos: „Sind Sie ein Franzose, mein Herr?"

Die eigenthümliche Erscheinung der Wittwe in ihrer schwarzen Kleidung, ihr bedeutendes Gesicht, ihre pathetische Anrede, verblüfften den Chasseur, er zog sein Roß zurück und antwortete verwirrt: „Wie Sie sehen, Madame!"

„Ich sehe es an Ihrer Uniform, mein Herr," fuhr die Kammerherrin mit erhobener Stimme fort, „ja, aber nicht an ihrem Betragen, die Franzosen rühmen sich, artig und edelmüthig gegen Damen zu sein, sie aber, mein Herr, sie ängstigen diese arme Dame, welche hundert Meilen weit hierher kommt, um ihren Mann zu pflegen, der schwer blessirt ist."

Alle Franzosen hatten der Dame aufmerksam zugehört; ihr lebhaftes Mienenspiel verrieth, daß die Wittwe Eindruck gemacht hatte, jetzt blickten sie auf denjenigen Reiter, dem die Anrede speciell gegolten, dieser aber warf seinen Säbel klirrend in die Scheide und rief: „Bravo, Madame, Sie haben Recht und wir hatten Unrecht, fahr zu, Postillon, guten Abend, Madame!"

Der Chasseur salutirte militärisch und seine Kameraden thaten desgleichen, als der Wagen abfuhr, denn der Postillon ließ sich nicht weiter nöthigen, sondern hieb tüchtig auf seine Pferde.

„Bon soir, Madame, bon soir!" schallte es noch lange hinter dem davonjagenden Wagen her.

Frau von Redow blickte doch mit einem gewissen Stolz auf die Freundin, die nun völlig beruhigt ihr dankend die Hand drückte und die Aufmerksamkeit wieder ganz auf die Thurmspitzen von Königsberg richtete, welche in immer bestimmteren Umrissen aus dem Gewölk hervor-

traten. Beide Damen aber mußten unwillkürlich lachen, als ihre Blicke zufällig auf den alten Sternkieker fielen, denn der saß noch immer steif und gerade, als sei er fest gefroren in dem Augenblick, da ihm der Franzose den Hut vom Kopf schlug, auf seinem Erbsenstrohbündel und blickte unverwandt auf seinen Hut, der vor ihm auf seinem Fuß lag.

„Sternkieker!" rief Frau von Leist.

„Zu Befehl, Herr Obristlieutenant!" erwiederte der alte Bursche zusammenfahrend.

„Setzt doch euren Hut wieder auf!" fuhr die Kammerherrin fort.

Der alte Kriegsknecht that es, und erst, als er den Hut wieder auf hatte, schien ihm die rechte Besinnung und das Bewußtsein dessen, was vorgegangen war, wieder zurück zu kehren.

„Haben gar keine Manieren nicht, die Französischen, die!" Das sprach der Groll über den herunter geschlagenen Hut; gleich nachher aber fügte er triumphirend bei: „Sehr gute Bedingungen erhalten, freien Abzug mit Sack und Pack, mit allem Geschütz —" er hub seine große Pistole hervor, „mit allen Kriegsehren; ich habe es gesehen, wie die Kerle salutirten, Grünschnäbel, erkannten den alten Dragoner in mir. Aber das muß man auch sagen, die gnädige Frau verstehen sich auf's Parlamentiren, alle Hagel, das ging ja wie geschmiert —"

Die alte Kriegsgurgel schwatzte nach seiner Art allerlei krauses Zeug durch einander, bald lauter, bald leiser sprechend; die Damen aber belustigten sich höchlich an der soldatischen Eitelkeit des ehemaligen Dragoners, der das Salutiren der Chasseurs ohne Weiteres seiner straffen militairischen Haltung zuschrieb.

Unterdessen kam man der Stadt immer näher trotz des Weges, der beinahe unfahrbar war; das Herz der Frau von Leist klopfte immer lauter und ängstlicher, und auch die Neigung der Frau von Redow zu dem Jugendfreunde, die vielleicht niemals ganz ohne eine zärtliche Beimischung gewesen, erwachte in voller Stärke, so daß beide Frauen sich in nicht geringer Aufregung befanden, als sie endlich das Thor von Königsberg passirten.

Nach dem regnerischen Tage hatte sich der Abend etwas aufgehellt, auf den Straßen wimmelte es von französischen Uniformen und Königsberger Mädchen, die sich eben so wenig wie ihre Schwestern an der Spree schämten und scheuten, öffentlich am Arme der Feinde des Vaterlandes einher zu stolziren. Auffallend mußte es dem schärfern Beobachter erscheinen, daß es meist ganz blutjunge Geschöpfe waren, wahre Kinder noch, mit denen sich die französischen Söldner führten. Nur im Nothfalle ließen sich die Franzosen mit den schon erwachsenen Mädchen ein, sie fanden dieselben schon zu tudesque, zu ernsthaft und zu befangen in Vorurtheilen, nur die halben Kinder schienen ihnen noch bildungsfähig und ließen sich in ihrer Unbefangenheit hinreißen zu jenem tollen Gelächter und jener frivol-übermüthigen Ausgelassenheit, in welcher es kein

Frauenzimmer auf der Welt dem Parisischen gleichthut, wenigstens in Europa; denn in China soll das Frauenzimmer in diesem Punkt noch so unendlich viel mehr leisten, als in Paris, daß man das Quartier Breda nach Peking in die Schule schicken könnte.

Der Postillon war in Königsberg bekannt, er fuhr den nächsten Weg nach dem Rienäcker'schen Hause, aber es dauerte lange, ehe er's erreichte, denn die armen Rosse, sie verdienten kaum noch diesen Ehrennamen, vermochten es fast nicht mehr, den leichten Wagen über das Pflaster zu schleppen. Dabei hatten die vorüberwandelnden französischen Militairs mit ihren Backfischen und deren nur allzu nachgiebigen Müttern Zeit und Muße genug, die beiden edlen Damen im Wagen zu mustern und sich unverschämte Bemerkungen über deren Reize zuzurufen, auch den wackern Sternkieker durch Neckereien in Erstaunen zu setzen, die gewiß dessen vollsten Zorn erregt haben würden, wenn er französisch genug verstanden hätte.

Dieser letzte Theil ihrer Fahrt war eine harte Geduldsprobe für die beiden Damen, denn sie schützte keine Unkenntniß der französischen Sprache vor dem Hohn, dem Spott und der Schmutzigkeit der Fremden. Unglücklicher Weise bemühete sich der Postillon auch noch, den Leuten durch sein verstimmtes Horn zu imponiren, indem er an jeder Straßenecke sehr energische Versuche machte, die vorgeschriebenen und nach dem Generalpostmeister sogenannten schulenburgischen Signale zu blasen, und sich von dieser Thätigkeit durch kein Mißlingen abschrecken ließ.

Ein dichter Schwarm von Müßiggängern, der sich mit jedem Schritt vergrößerte, folgte und umgab den mühselig dahin rumpelnden Wagen, jeder Hornstoß erregte ein lang anhaltendes Gelächter, Bravorufen und Beifallklatschen — es war das so ein Vorfall, wie ihn müßiges Soldatenvolk sich zu seiner Unterhaltung nicht besser wünschen kann.

Endlich erreichte der Wagen den Platz, an welchem das Rienäckersche Haus gelegen war, und hier zerstreute sich die Menge etwas, weil in demselben Augenblick eine Musikbande vorüber marschirte und einen großen Theil des Publikums nach sich zog. Indessen war es noch immer eine beträchtliche Versammlung, in Mitten welcher der Wagen endlich vor dem Rienäckerschen Hause hielt, vor der Schwelle, auf welcher ein französischer Posten schilderte.

Da die Hausmagd unter der Thür stand und sich mit der Schildwache in zwei Sprachen, sie sprach nämlich deutsch und die Schildwache französisch, gewiß sehr anmuthig unterhielt, so wurde Madame Rienäcker auch rasch genug davon in Kenntniß gesetzt, daß eine Extrapost mit zwei Damen angekommen. Da die kleine runde Hausfrau keine Ahnung von diesem Besuche hatte, so kann man sich denken, mit welcher Neugierde sie den Hausflur zu erreichen bemüht war.

„Lebt mein Mann noch?" fragte Frau von Leist, fast odemlos vor innerer Aufregung, indem sie die Hand der Madame Rienäcker ergriff.

„Es ist Frau von Leist!“ erklärte Frau von Redow der stutzenden Hausfrau.

„Frau von Leist!“ rief die kleine gute Frau im Tone der höchsten Freude ganz laut: „allbarmherziger Gott und Vater, wie wird sich unser Rittmeister freuen!“

„Er lebt! er lebt!“ sagte Frau von Leist leise und faltete ihre Hände.

„Gewiß, er lebt, beruhigen sie sich, kommen sie hier herein, ich sage ihnen, er lebt, und seit er erfahren, daß er einen Sohn hat, ist er ganz gesund geworden beinahe, kommen sie!“ also gutmüthig schwatzend, tröstend und zuredend zog Madame Rienäcker ihre beiden Gäste in das Wohnzimmer, ließ dort Frau von Leist niedersitzen, band ihr Hut und Mantel ab und trippelte hin und her in gutmüthigster Beweglichkeit. Sie ruhte auch nicht, bis beide Damen einen Schluck Wein getrunken hatten zu ihrer Stärkung. Aber vorsorglich und Alles klar bedenkend, wie ihre hausmütterliche Art war, rief sie mit heller Stimme nach ihrem Factotum, dem alten Markthelfer Schletter, der mußte sofort eilen und den Doctor, den Hausarzt holen.

„Unserm Rittmeister könnte doch eine so große Freude schädlich sein!“ sagte sie erklärend zu der Dame, „er muß darauf vorbereitet werden, darum lasse ich den Doctor holen.“

Die beiden Frauen waren noch immer stumm, sie waren eigentlich erstaunt, daß sie das so heiß ersehnte Ziel ihrer Reise so leicht erreicht hatten.

Unterdessen hatte Madame Rienäcker Licht angezündet, denn es war fast dunkel schon in dem großen und tiefen Parterrezimmer, dann ertheilte sie ihre Befehle an die Hausmagd, ein Zimmer zurecht zu machen für den Besuch, war aber mit kaum erklärlicher Geschwindigkeit gleich wieder bei den Damen, denen sie hastig und abgebrochen, aber doch in vollkommener Verständlichkeit für das liebende Herz der Frau, die Krankheitsgeschichte des Rittmeisters mittheilte. Namentlich kam sie immer wieder darauf, daß die Nachricht von der Geburt seines Sohnes so segensreich auf den wunden Mann gewirkt und ihn beinahe allein gesund gemacht. Oh! die kleine runde Person verstand sich trefflich auf das Herz der Frau, denn als Gattin und Mutter zugleich stolz blickte Frau von Leist, und Madame Rienäcker sagte drei, vier Mal hinter einander: „ei, ei! was unser Rittmeister für eine hübsche Frau hat! und der kleine Junker befindet sich doch wohl?“ fragte sie dann gleich hinter her.

Frau von Redow, die sich bald faßte und die gewohnte ruhige Art wieder fand, stellte sich der Hausfrau selbst vor und hatte auch die Ehre, derselben Herrn Sternkieker zu präsentiren, der es gar nicht begreifen konnte, daß man ihn nicht zu seinem Rittmeister lassen wollte. Er wurde sogar verdrießlich und sehr derb gegen die Hausfrau, erklärend: Das seien Thorheiten, er diene nun denen von Leist an die sechszig Jahr und es habe noch Keinem nicht geschadet, wenn er ein altes Spankow'sches Gesicht gesehen, im Gegentheil!

„Der brave Mann hat Recht!“ sagte der Doctor, der im Eintreten die Erklärung des alten Kriegsknechtes mit angehört, „gehen sie mit Gott, lieber Alter, gehen sie hinauf zu dem Herrn Rittmeister und sagen sie ihm, daß sie ihm Grüße brächten von Weib und Kind und von all' den Seinigen in der Heimath.“

„Das ist noch ein Wort!“ jauchzte Sternkieker und drückte dem Arzte so kräftig die Hand, daß dem die Gelenke knackten und er sie eilig mit einem leichten Schrei zurückzog. Lachend gab er dem Markthelfer seine Befehle und ließ dann durch denselben den alten Dragoner hinaufführen.

Der Arzt wandte sich zu den Damen, Sternkieker aber stampfte hinter dem Markthelfer her tapfer die Treppe hinauf. Vor der Thür aber mußte er doch einen Augenblick warten, so unlieb ihm dies war, aber die Thür blieb auf und er hörte Alles.

„Herr Rittmeister,“ meldete der Markthelfer drinnen, „da draußen ist ein alter Soldat, er hat ein steifes Bein, er will zu ihnen und sagt, er hätte Bestellung zu machen von der gnädigen Frau und dem Herrn Obristlieutnant von Leist in Spankow.“

„Wie!“ rief der Rittmeister mit kräftiger Stimme, „alter Soldat, steifes Bein, von Spankow, das ist Sternkieker, kein andrer als Sternkieker, laßt ihn gleich herein, er kommt von Spankow — Sternkieker, Sternkieker!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ antwortete der alte Bursche in's Zimmer stampfend.

„Sternkieker, mein alter Kerl!“ der Rittmeister war tief bewegt, als er die Hand des treuen Dieners hielt.

„Donnerwetter, der Herr Lieutenant sind schlimm zugerichtet!“ bemerkte der ehemalige Dragoner ungescheut, seinen jungen Herrn mit scharfen Blicken musternd.

„Und wie geht es in Spankow, alter Knabe?“ fragte der Rittmeister, „meine Frau, mein Junge, der Oheim?“

„Wohl und munter Alles, der Obristlieutenant, die gnädige Frau, der kleine Junker,“ antwortete Sternkieker; „aber ich kann mich nicht verstellen, hab's Zeug nicht zum Komödianten, die gnädige Frau ist ja unten, aber die Leute wollen sie nicht herauf lassen, hab's ihnen gesagt, die Leiste wären nicht von Kuchenmehl, wollen mir aber nicht glauben!“

„Wie? wie? meine Frau unten?“ fragte der Rittmeister und seine Stimme schwankte.

„Wildes Wetter, sie werden bleich, Herr Lieutenant!“ schrie Sternkieker.

Der Offizier aber breitete die Arme aus und schloß sein Weib, das hinter dem alten Burschen eingetreten, an sein Herz.

„Die Leiste sind nicht von Kuchenteig!“ murrte der alte Dragoner und stampfte zur Thür hinaus, denn, daß er hier überflüssig war, das begriff er ohne Weiteres.

Die Befestigung von Berlin.

Habent sua fata libelli — und uns will es bedünken, als ob es nicht nur ein blindes fatum, sondern, als ob es eine wunderbare Fügung sei, daß ein Preußischer Patriot (denn für einen solchen erklären wir den Major Bluhme, obwohl er einer Fraction der demokratischen Partei angehört), der weit hinten in Asien sitzt, sich plötzlich gedrungen fühlt, eine Denkschrift zu veröffentlichen wie die vorliegende: Das preußische Landesvertheidigungssystem und die Befestigung von Berlin. Eine politisch-militärische Denkschrift vom Verfasser der „Politik der Zukunft vom preußischen Standpunkte“, Berlin 1859, Springer. Die Schrift bespricht zuerst die militärischen Consequenzen, die sich aus der Territorial-Beschaffenheit Preußens ergeben, stellt die preußischen Befestigungssysteme gegen Osten und Westen und die Lage der Nachbarstaaten in Bezug darauf dar, so endlich zu dem Schluß gelangend, daß die Befestigung von Berlin, wenn solche ausgeführt sei, der Kernpunkt und die Stärke des preußischen Landesbefestigungs-Systems sein werde. Die Vortheile, die durch die Befestigung Berlins erlangt würden, sind mit einer Klarheit dargelegt, die selbst den Laien mit Verwunderung darüber erfüllt, daß nicht schon längst Hand an ein so hochwichtiges Unternehmen gelegt ist, zumal da auf der andern Seite die Nachtheile der Nichtbefestigung außerordentlich dräuend erscheinen. Manches in der vorliegenden Denkschrift ist wohl nur für den militärischen Leser ganz verständlich, das Meiste aber und namentlich die Grundanschauungen sind Jedermann zugänglich, und wir lassen hier zur Probe das folgen, was der Verfasser über die allgemeine Bedeutung der Ortslage von Berlin sagt.

„Die preußische Hauptstadt hat das Schicksal gehabt, als geographischer Punkt von bedeutungsvoller Lage in der öffentlichen Meinung erst spät zu ihrem Recht zu gelangen. Man hat Berlin viel zu überwiegend bisher als ein nur künstlich geschaffenes Centrum, als eine so zu sagen rein politische Mitte angesehen, ohne es zugleich als eine naturgegebene zu würdigen. In der That aber nimmt seine Position eine Bedeutung nicht nur für Preußen und für Nord-Europa, sondern für den gesammten Erdtheil in Anspruch. Was hier zunächst die preußische Centralität Berlins angeht, so beruht sie auf dem Umstande, daß der Raum zwischen der mittleren Elbe einerseits, und der mittleren und unteren Oder bis zum Haff andererseits wirklich die Mitte der Monarchie ist, und daß in diesem Raume die Hauptstadt des Staats ziemlich genau da liegt, wo der Geometer sie placiren würde, wenn er sie in's Centrum zu legen hätte. Für die Stellung Berlins in der großen nordgermani=

schen Ebene kommt es aber in Betracht, daß es in die Mitte des zwischen der Ostsee und der Nordsee sich theilenden Wasser- (Fluß-) Systems postirt ist, indem es der Oder zwar um etwas räumlich näher gerückt, aber mit der Elbe durch Spree und Havel in unmittelbare fluviale Beziehung gesetzt ist. Diese Stellung hat die Ausführung eines Canal-Systems ermöglicht, wodurch Berlin nicht nur zum Mittelpunkt der inneren Schifffahrt für die Marken, sondern für die ganze Osthälfte der Monarchie geworden ist. Sein Handelsstand kann einerseits Kahnfrachten bis Naumburg an der Saale, und andererseits bis Memel am kurischen Haff entsenden.

„Die äußerste Südwestgrenze des preußischen Staats und die äußerste Nordostgrenze sind von seiner Hauptstadt in gerader Linie gleich weit entfernt, denn die Distanz von Memel bis Berlin ist fast dieselbe, wie die von Saarlouis eben dahin. Königsberg, die größte Stadt im preußischen Osten, ist nur um wenige Meilen der Residenz ferner gerückt, wie Köln, die größte Stadt im preußischen Westen. Danzig, die größte Festung auf der preußischen Weichsel, fällt von Berlin etwa ebenso weit ab wie Coblenz, der größte Platz am preußischen Rhein. Es liegt die Hauptstadt der Monarchie der Hohenzollern central zwischen Hamburg und Breslau, den beiden umfangreichsten, bedeutendsten und bevölkertsten norddeutschen Städten nach ihr, auf der kürzesten Verbindungslinie zwischen ihnen, und von der einen fast gleich weit entfernt, wie von der andern. Dieselbe Mitte aber behauptet sie annähernd in dem Dreieck, welches von den Städten Stettin, Magdeburg und Dresden, den zunächst größten in diesem Raume, abgesteckt wird. Wir kennen kein anderes Beispiel einer so bestimmt ausgesprochenen Centralität inmitten der großen Bevölkerungs-Sammelpunkte auf dem ganzen Continent. Schlägt man ostwärts Weichsel-Polen, und im Westen die Niederlande und Belgien zu der großen germanischen Ebene hinzu, so überrascht die annähernd gleiche Entfernung, in welcher Berlin durchaus genau auf der Warschau und Amsterdam verbindenden Geraden gelegen ist. Es liegt aber auch zugleich in der Mittelgegend der unendlich wichtigeren Linie, welche Moskau und Paris verbindet, d. h. recht eigentlich in der Schwer-Axe des Welttheils. Der Meridian von Berlin endlich theilt Europa in zwei einander an Macht, an Einwohnern und an sonstiger Bedeutung ziemlich genau das Gleichgewicht haltende Hälften, und in nächster Nähe von ihm, und eben darum annähernd auf die Verbindungen durch Berlin zum europäischen Süden oder zum Norden hin angewiesen, liegen rechts oder links Stockholm, Christiania, Kopenhagen, — Dresden, Prag, München, Triest, Venedig, Florenz, Rom, Neapel.

„Mit derselben Cirkelspannung von der großen Residenzstadt der preußischen Könige aus streift man Stockholm, Christiania, London, Paris, Lyon, Turin, was etwa so viel heißen kann, als daß Berlin zu den Centren Schwedens, Norwegens und Frankreichs, und zu den Ca-

pitalen Großbritanniens und Sardiniens sich wie ein ihre räumlichen Beziehungen zu der Mitte Europa's einigendes Centrum verhält. Endlich liegen St. Petersburg und Neapel, sodann Constantinopel und Madrid ganz nahe der Peripherie von Berlin aus geschlagener gemeinsamer Kreise.

„In der That, wir kennen keinen andern Punkt im ganzen Welttheil, der in demselben Maße eine Mitte darstellte in dessen Raume überhaupt, gleichsam ein allgemeines Centrum zwischen den Einzelcentren von dessen Theilen! Nicht alle so eben erörterten Umstände allerdings stehen mit der uns hier im Speciellen nahe liegenden wichtigen Frage über die Bedeutung Berlins als eine große preußische Centralfestung in Verbindung. Aber die überwiegende Anzahl derselben ist nicht außer Rapport zu der wichtigen, vermittelnden andern Frage: welches einst die Zukunft und die Weltbedeutung dieser Hauptstadt sein wird, und auf welches Wachsthum letztlich man in Betreff ihrer zu rechnen hat? Denn ein Punkt, durch welchen die meisten Schwerlinien des Erdtheils, die directesten Verbindungen zwischen dem Süden und Norden, Osten und Westen desselben laufen, und der eine vereinigende Mitte ist für die sonst gesondertsten räumlichen Beziehungen, der gekreuzt wird von den kürzesten Verbindungslinien der wichtigsten Emporien und Metropolen, hat in einer Zeit, wo der materielle Verkehr mehr und mehr die Tendenz zur Geltung bringt, die directesten Linien zu den Hauptverbindungen zu machen, weil sie die am schnellsten zum Ziele führenden sind, eine nicht zu berechnende Bedeutung, und die mit jedem Jahre sich steigern muß. Mehr und mehr muß Berlin, ganz abgesehen von seiner Eigenschaft als Landescapitale Preußens, die in vielen Beziehungen noch weiter greifende Stellung eines communicativen Centrums des europäischen Continents gewinnen. Und das ohne Zuthun der Regierung und ohne daß dem Gange der Dinge in irgend einer Weise Gewalt angethan würde, durch den Drang, der in der Culturentwickelung unseres Welttheils liegt allein, und vermöge seiner wunderbaren und unvergleichlichen Position.

„Eine so situirte Hauptstadt zu besitzen ist aber, wenn auch im Allgemeinen von einem außerordentlichen Werth, von ganz besonderem doch vornehmlich für einen Staat, dem, wie dem preußischen, die große und schwierige, wenn auch edle und ruhmreiche Aufgabe geworden ist: die Uebermucht der Extreme zu balanciren, in der Mitte hütend zu stehen als der von der Vorsehung bestimmte Beschützer einer Welt von kleinen Staaten, mit doppelt gewendeter Front gegen Rußland und Frankreich! Denn auf dieser Centralität seiner Mitte, des Sammelpunktes seiner Kräfte und aller seiner Ressourcen, beruht eben die stete und gleichgewogene Bereitschaft nach Osten hin wie nach Westen.

„Aber nimmermehr darf diese bedeutungsvolle Mitte eine unbeschirmte bleiben, wie sie leider bis heute es noch ist! Die Rolle, welche

uns das Geschick zugewiesen hat, und die mit dem Anwachsen der Staatsgewalten im europäischen Osten und Westen eine immer schwierigere wird, möchte anderen Falles bald nicht mehr durchführbar erscheinen."

Darauf folgen nun Vorschläge über die Art der Beschirmung Berlin's und zwar durch Radial-Befestigungen, die bis in die Details ausgearbeitet erscheinen. Eine besondere Berücksichtigung scheint uns noch der Abschnitt zu verdienen: das befestigte Berlin als Depot-Hauptpunkt. Dann aber die Abschnitte: von der politischen Bedeutung der Befestigung von Berlin im Besondern und: die Befestigung Berlin's vom finanziellen Standpunkt. Aus dem letztern Abschnitt heben wir folgende Berechnung hervor, die so klar ist, daß sie keiner weitern Erklärung bedarf.

„Die Armirung der Festungen eingerechnet mag sich die Gesammtmasse der Kosten einer Total-Mobilmachung der preußischen Waffenmacht auf, wie gesagt, achtzehn Millionen Thaler (siehe oben) belaufen. Das macht pro Armee-Corps zwei Millionen. Sind Berlin und Breslau gesichert, so wird unter allen Umständen bis zum Kriegsausbruch eine Mobilisirung und Concentrirung von drei Armee-Corps im Gegensatz zu deren neun, die im anderen Falle in Bereitschaft gesetzt werden müßten, genügen. Wir würden demnach sechs auf dem Friedensfuß belassen können, was bei einem letztlichen friedlichen Ausgleich der Differenz eine Ersparniß von nicht weniger als zwölf Millionen Thaler bedingen würde, eine Summe, mit welcher allermindestens die Ausgaben für eine sehr ausgedehnte Befestigung der preußischen Hauptstadt zu decken sind. Wiederholte sich aber der ernste Conflict zu mehreren Malen, und es kann dies sehr leicht geschehen, so wäre der Gesammtbetrag der Ersparniß als ein reiner Gewinn anzusehen. Wenn uns die Befestigung von Berlin aber in den Stand setzt, selbst Oestreich gegenüber uns bis zum Kriegsausbruch auf eine Theil-Mobilisirung von einigen Armee-Corps zu beschränken, so unterliegt es um so weniger einer Frage, daß wir in ähnlichem Falle dasselbe gegenüber von Frankreich oder Rußland wagen dürfen. Es ist dabei sehr in Erwägung zu ziehen, daß in unseren Tagen die meisten politischen Differenzen friedlich ausgeglichen werden, welche brennende Kriegslust dann und wann, hier und dort, auch aufflackern mag.

„Der Einwand, den man vom finanziellen Standpunkte aus etwa gegen die Befestigung Berlins geltend machen möchte, scheint uns damit im Voraus wiederlegt zu sein. Eine Ausgabe von zwölf Millionen Thalern, auch wenn sie mit einem Male gemacht, also durch eine Anleihe aufgebracht werden müßte, kann nicht in Betracht kommen neben den ganz unberechnenbaren Vortheilen, die für die Sicherheit, das Ansehen und die Prosperität des Staates daraus erwachsen würden. Wir haben nicht erläutert, wie wir zu der Schätzung der Kosten des Kapital-Platzes gelangt sind. Sie macht auf keine zutreffende Genauigkeit und Zuverlässigkeit Anspruch. Am ehesten mag es geschehen, daß

die Ausführung um ein paar Millionen unter dem gemachten Ansatz verbleiben wird; denn man darf nicht vergessen, daß die vorausgesetzten Anlagen nur genau nach dem Bedürfniß bemessen sind, und daß man sie im Entferntesten nicht im Kostenpunkt den theuren Werken der neuen ostwärtigen Festungen gleich zu stellen hat. Anderer Seits indeß haben sie eine sehr bedeutende Ausdehnung; sie nehmen ungeachtet der einfachen Manier, die unserem Vorschlage gemäß der Umfassung zu Grunde zu legen wäre, immerhin einen bedeutenden Flächenraum ein und würden Terrain-Ankäufe erheischen, deren Preis nur auf Grund einer näheren Untersuchung und Erkundung an Ort und Stelle überschläglich ausgemittelt werden könnte. Am mindesten sind wir dazu fähig, da wir nicht in Europa, sondern in einer entlegenen Gebirgsgegend Asiens schreiben. Es giebt außer diesem einige noch andere unsichere Factoren im Calcül: die Höhe des Tagelohns und der Preis der Baumaterialien. Außerdem würden die Kosten der Artillerie-Ausrüstung noch im Besonderen zu berechnen sein."

Das Resultat des Ganzen ist, daß das Landesvertheidigungs-System von Preußen, so viel und so ausgezeichnetes auch dafür gethan ist und gethan werden wird, in Folge der territorialen Lage des Staates immer ungenügend und lückenhaft bleiben muß, so lange es nicht durch die Befestigung Berlins seinen natürlichen Abschluß und seine wahre Stärke erreicht. Es erscheint uns, wie gesagt, als eine Fügung, daß in diesem Augenblick gerade auf diesen wichtigen Punkt hingewiesen, und zwar mit solcher Sachkenntniß und Entschiedenheit hingewiesen wird. Die Schrift ist eine exhortatio in extremis, und hoffentlich wird dieselbe am rechten Orte nicht überhört werden.

Sind wir mit dem Verfasser der vorliegenden Denkschrift über Zweck und Ziel derselben vollkommen einig, so sind wir natürlich über manchen hier untergeordneten Punkt anderer Ansicht; wie schätzbar klar und freimüthig derselbe aber auch in seinem Urtheil ist, das mag folgende Stelle über den Staatsminister Reichsfreiherrn von und zum Stein beweisen, auf den der Verfasser gelegentlich des Wiener Congresses und der schlechten Vertretung Preußens auf demselben zu sprechen kommt. Es heißt da: „Am mindesten hätte vielleicht der, wenn auch von Charakter schätzbare und nach vielen Seiten hin hochverdiente, aber nichtsdestoweniger vielfach geistig beschränkte, vorurtheilsvolle und dünkelverblendete, eigensinnig-verbissene Aristokrat Stein, in dem so wenig Zeug für einen Staatsführer steckte, und der uns heute in dem Hohlspiegel der liberalen Partei-Anschauung als ein politischer Athlet erscheint, wogegen er in Wahrheit doch nur eine gebrechliche Figur war, das riesige Werk auf sich nehmen können. Wir wissen sehr wohl, wie sehr wir durch dergleichen Aeußerungen bei den deutschen Liberalen alter und neuer Schule Anstoß erregen werden, und wir nehmen die uns daraus etwa erwachsende tadelnde Kritik im voraus als Etwas hin, was wir nicht

ändern können, und dem wir nicht ausweichen wollen. Die Schätzung eines öffentlichen Charakters nach seinem wahren Werthe, und einer Capacität nach ihrer thatsächlichen Leistungsfähigkeit ist im Allgemeinen schwer, weil der Beurtheilende sich nur selten auf einem unbefangenen Standpunkt befinden wird. Am meisten aber verliert die Entscheidung sich im Nebel, wenn der betreffende Mann zu einer Fahne für seine Partei gemacht worden ist. Wir haben eine sehr hohe Achtung vor den Männern, aus denen sich die sogenannte Partei Gotha zusammengesetzt: vor diesem geistigen Adel unserer Nation; aber charakteristisch und bezeichnend für ihre Richtung, ihre Ausgangs- und Zielpunkte, und für ihr ganzes Programm, an dem wir viel auszusetzen finden würden, wenn wir es hier zu analysiren hätten, haben wir es stets erachtet, daß sie den Freiherrn von und zum Stein in die Reihe ihrer Patriarchen erheben konnten. Was dieser großdenkende Patriot in seiner Art für Preußen und Deutschland geleistet, sein Wirken namentlich in den Jahren 1812 und 13, mag darum nicht minder unvergessen bleiben."

Man kann sich doch in der That nur freuen, daß von gegnerischer Seite endlich ein Mal freimüthig zugestanden wird, was wir so oft betont haben, daß es eitel Unkenntniß und Thorheit ist, den alten tapfern frommen Edelmann zu einem Vater des modernen Liberalismus machen zu wollen. Ihre Anerkennung dürfen und können die Liberalen dem patriotischen Wirken jenes großen Aristokraten nicht versagen, aber sie sollen ihn nicht zu einem liberalen Koryphäen machen und als solchen beräuchern wollen. Lasset von diesem Manne, ihr habt, als Liberale, kein Theil an ihm, aber freuet euch dessen, was er für euch, als Preußen und Deutsche, geleistet hat!

Ueber das Ausschreiben von Preis-Stücken.

Die Munifizenz des Königs Maximilian II. von Baiern hat im Jahre 1857 und neuerdings wieder für 1860 Preisausschreiben erlassen für das beste Bühnenstück. Die Absicht des Fürsten dabei ist so schön und gut, daß man ihm ihrethalb sehr dankbar sein muß, ob sie aber nicht den Zweck verfehlt, ja verfehlen muß, das ist die Frage, die wir prüfen wollen.

Die Zeiten sind vorüber, wo ein Olivenzweig, ein Fichtenkranz den Dichter und Sänger für Talent und Fleiß belohnte. Wollte man heut zu Tage eine derartige Auszeichnung wieder als das Höchste hinstellen, was der schaffende und siegende Geist erreichen könne, man würde so wenig Anklang damit finden, wie mit der Regeneration andrer Gebräuche

des Alterthums. Seit der Lorbeer von Köchinnen zu Suppen benutzt wird und jedem Bühnengaukler, der seinen Ruf aufzublähen versteht, Kränze aus den ehemals heiligen Blättern mit Atlasschleifen und draufgedruckten Oden so zahlreich zugeworfen werden, wie der Knecht Ruprecht gegen Weihnachten Nüsse in Kinderstuben streut, — seit der Lorbeer wohlfeil und die Welt real geworden ist, muß das Talent durch klingende Münze für seine Arbeit entschädigt werden; denn der Dichter ist auch Mensch und der Mensch will leben, Lebensmittel aber sind theuer. Das klingt sehr prosaisch, doch — es ist einmal so. Das Talent **kann** jetzt nicht mehr der Ehre allein wegen sich aufopfern. Die bairische Majestät hat dies wohl durchschaut und deshalb das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden gesucht, indem sie der öffentlichen Anerkennung des besten Bühnen-Dichtwerks die glänzende Remuneration von ein paar hundert Ducaten hinzufügte. Nun setzt Alles, was je Verse gemacht — nota bene fünffüßige Jamben — auf einmal rührig die Feder an: Becker's Weltgeschichte wird ein Bienenkorb, um den es summt und schwirrt und wimmelt, weil Honigstoff darin enthalten ist, der sich weiter verarbeiten läßt. — Während dessen tritt ein Comité erleuchteter Preisrichter zusammen: Männer von den gediegensten Kenntnissen und feinstem ästhetischen Gefühl, meist Professoren. Die Herren wissen den Aristoteles und Lessing fast wörtlich auswendig, sie haben zum Theil lange, gründliche Abhandlungen über den regelrechten Bau eines Drama's in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht, also sie verstehen die Sache ex profundo, nur Eins ist schade: sie sind reine Theoretiker!

Schlimm, daß Theorie und Praxis so selten Hand in Hand gehen. Die **Kunstgelehrten** kennen die Bühne nur vom Parquetstuhl aus; die **Theater-Directoren** dagegen, die nicht vor, sondern hinter dem Gemälde der Coulissen stehn, sehen nur die farbenlose Rückwand des Bildes, sie wissen, daß Alles auf Täuschung beruht, daß die Effecte von mechanischen Hülfsmitteln abhängen, sie fassen deshalb das Ganze roh und platt auf, betrachten die darzustellende Dichtung wie ein Garderobestück, das sich nach jeder Façon zuschneiden lassen muß, wie der Schauspieler es braucht — von ästhetischer Anschauung haben sie meist keine Ahnung, von poetischer Empfindung keinen Begriff, und so halten diese Praktiker den schroffsten Gegensatz zu den bildungs- und geistreichen Richtern vor dem Vorhang. Zwischen Beide eingeklemmt wird nun der Bühnendichter. Er steht gleichsam **unter** dem Vorhang, der ihm auf den Kopf zu fallen droht wie ein Pendant zum Damoklesschwert.

Doch wir greifen vor. So weit sind wir noch nicht. Noch befinden sich die Stücke halb im Tintenfaß der Autoren. Jetzt aber kommt der Einsendungstermin und die Manuscripte besteigen die Eisenbahn und Post, begleitet von versiegelten Motto's der Verfasser und ihren heißesten Segenswünschen, auch wohl gar von schüchternen Abschiedsküssen der hoffend-fürchtenden Väter. Hundertundfünfzig Trauerspiele und neun-

undneunzig Lustspiele fluthen gegen die Preisrichter an, die gleich allen guten Dingen drei an der Zahl sind und nun wie Minos, Rhadamanthys und Aiakos über all die armen Seelen, die sich ihnen zu Füßen werfen, urtheilen sollen, so daß es zweifelhaft wird, wer gepeinigter ist: Die Richter oder die Gerichteten?

Alles, was wir thun, hängt in der Art, wie wir's thun. von Stimmungen ab. Ein poetisches Werk soll freilich die Macht üben, uns in Stimmung zu versetzen. Aber wie dann, wenn die Preisrichter, die ihre Arbeit nicht auf die lange Bank schieben dürfen, von der Lectüre eines Manuscripts schwer ermüdet, gelangweilt, verstimmt, das zweite unmittelbar darauf vornehmen, vielleicht gar mehrere hintereinander mit gleichem Mißbehagen durchwaten und zuletzt unglücklicherweise auf ein Stück treffen, das nicht gleich in der ersten Scene alle Nerven spannt, aber im weitern Verlauf höchst interessant wird — kann man es ihnen übel nehmen, wenn sie dies Stück gar nicht der Mühe genauer Durchsicht werth halten? Der gewissenhafteste Mensch kann dennoch nichts wider sich selbst, sobald sein Geist ermattet, stumpf geworden.

Allerdings läßt sich entgegnen: es sind ja drei Richter da, es wird doch nicht Jeder dasselbe Stück in ungünstigem Augenblick erfassen. Quod non. Unmöglich können Alle alle Stücke lesen, die Herren müssen sich in die Mühe theilen, und nur, was Einem als bedeutend aufstößt, wird gemeinsamer Berathung gewürdigt. Dazu tritt gleich noch ein andres Moment. Obschon die Namen der Verfasser bis nach geschehener Prüfung der Manuscripte eingesiegelt bleiben sollen, wird doch wie der Volksmund sagt — überall mit Wasser gekocht." Schriftsteller von bereits erprobtem Ruf werden, wenn sie sich an der Preiswerbung betheiligen, Mittel und Wege finden, unter der Hand das Comité auf ihre Einsendungen aufmerksam zu machen; und man kann es wiederum keinem Preisrichter verargen, wenn er von einem bewährten Manne mehr erwartet, folglich auch sein Werk vorsichtiger prüft, als von einem Schreiber, der eben erst flügge wird. Denn was für Zeug drängt sich häufig auch zur Concurrenz!

Nehmen wir aber auch den besten Fall an: daß die Beurtheiler wirklich die gelungensten Stücke herausfinden — welche sind das? Doch natürlich diejenigen, welche bei'm Lesen den wohlthuendsten Eindruck hervorgebracht haben. Aber sind dieselben nun auch die bühnenwirksamsten? Der Erfolg der Darstellung soll und muß ja mitbestimmend sein bei der Entscheidung über das Stück, dem die Krone, dem der Preis gebührt. Allein das Geheimniß hat noch Niemand gelüft, worin der Unterschied zwischen der Wirkung eines Drama's beim Lesen und der scenischen Wirkung liegt. Gewiegte Aesthetiker, routinirte Theatervorstände, ja selbst schaffende Genie's haben sich bei ihren Vorausberechnungen des Bühnenerfolges schon gröblich geirrt. Werke, auf die man Luftschlösser baute, sind oft elend durchgefallen; andre die man mit Mißtrauen ein-

studirte, errangen glänzenden Beifall. Der Grund mag darin liegen, daß, wie wir bereits oben angedeutet, bei der Aufführung viel mechanische Mittel in Betracht kommen, welche tausend seidene Fäden um das Werk des Dichters knüpfen, von denen nur ein einziger zu reißen braucht und — das Stück ist verloren.

Das zur Darstellung empfohlene, preiswürdige Manuscript geht aus dem Pult der theoretischen Richter in die Hände des Schauspiel-Regisseurs über. Der sieht das Ding sofort mit ganz andern Augen an, als seine doctrionären Vorgänger. Da wird diese und jene sehr schön zu lesende Rede für zu lang befunden, die eine und andre Scene gar für überflüssig. Der Rothstift fängt an zu wüthen. Wenn die Rollen ausgeschrieben werden, hat das Stück bisweilen schon eine Gestalt angenommen, die der ursprünglichen so ähnlich sieht, wie ein Gesicht, welches von den Pocken erstanden, seinem früheren Spiegelbilde. Ein Regisseur ist der Operateur im Klinicum der Kunst. Je mehr er schneidet, desto gesünder, denkt er, müsse das operirte Geschöpf werden.

Jetzt also geht der „umgeformte Mißgeformte" in Scene; jetzt übt das Publikum Kritik, eine Volksversammlung an Stelle der bisher bevollmächtigten Tribunen. So oft wir von Ausschreibungen kleinerer und größerer Preise gelesen, noch nie haben wir hinterdrein erfahren, daß die zur Aufführung ausgewählten Stücke wahren Enthusiasmus unter den Zuschauern erregt; in der Regel trugen sie nur einen kühlen Achtungs-Erfolg (succès d'estime), mitunter sogar blos einen Mitleids-Erfolg davon.

Das muß aber wohl noch an etwas Anderm liegen, als an dem Prüfungs-Comité und dem Regisseur? Versteht sich. Die meiste Schuld trägt der Autor des Werks selbst. Wir sprechen gradezu jedem Schriftsteller die Möglichkeit ab, ein Kunstwerk zu dichten, sobald er Nebenzwecke bei'm Schreiben verfolgt, und nicht die Poesie allein im Auge hat. Die Erlangung eines Geldpreises, den ein kunstsinniger Monarch ausgesetzt, bleibt aber nicht einmal Nebenzweck, sondern wird leider sofort Hauptzweck Dessen, der, von dem Gewinn gelockt und angeregt, an's Dichten geht. Wie soll da etwas Großes, Erhabenes zu Stande kommen? Poesie läßt sich so wenig kaufen, wie Liebe.

Zu Schiller's Zeit war das Preis-Ausschreiben nicht Mode. Wäre indeß gewesen, wir zweifeln sehr, daß er sich — trotz seiner Noth — herbeigelassen hätte, darum zu ringen; jedenfalls aber wäre ein Concurrenzstück von ihm nicht sein genialstes Werk geworden.

Es sei fern von uns, einem hochgesinnten Mäcen der Literatur für seine Großmuth Vorwürfe machen zu wollen, jedoch wir unterstehen uns, auszusprechen, daß ein Ausschreiben von Preisstücken den herrlichen Zweck, den der Mäcen mit seiner Gnade verbindet, nun und nimmer erfüllt. Die Kunst wird dadurch nicht gefördert — sie fördert sich selbstständig — höchstens wird der Vielschreiberei und literarischen

Speculation, die ein höllischer Wucher mit dem anvertrauten Geistespfunde ist, auf diesem Wege Vorschub gethan. Will ein mächtiger und reicher Herr poetische Leistungen begünstigen, so belohne er sie, wenn sie ihren Schöpfer bereits vor der Welt geehrt, noch ausnahmsweise, oder er suche Talente, die erst in der Entwickelung sind und eine Zukunft versprechen, auszuforschen und ihr Bestreben zu erleichtern, aber — ohne Concurrenz! Und liegt ihm irgend ein künstlerischer Gedanke im Sinn, den er poetisch ausgeführt wünschte, so übertrage er die Bearbeitung des Stoffes einem Dramatiker, dessen Schreibweise er schätzt. Jeder Schriftsteller, dem eine solche Aufgabe zufällt, wird sie als Ehrensache betrachten und seine beste Kraft daran setzen; die Arbeit wird ihn wahrhaft erheben und begeistern. Dichtete doch Tasso auf den Wunsch eines Fürsten sein unsterbliches „Jerusalem", componirten doch Haydn wie Mozart ihre prächtigsten Tonwerke im Auftrage von hochgestellten Personen und Höfen! Und wie ernst sie es damit nahmen, wie innig sie an ihren Gönnern hingen, dafür sei statt vieler überlieferten Geschichten hier als Beweis nur die rührende Scene angeführt, die sich zwischen Fürst Esterhazy und Haydn zutrug. Der Tonkünstler stand der Hauskapelle des Fürsten vor, und als Letzterer seine Musiker entlassen wollte, componirte der Meister seine Symphonie „Haydn's Abschied", in welcher ein Instrument nach dem andern verstummte und jeder Spieler, sobald er geendigt, sein Licht löschte, die Noten zusammenrollte und mit seinem Instrument still wegging. Der Fürst änderte auf der Stelle seinen Entschluß, die Kapelle blieb.

Wir könnten eigentlich jetzt dasselbe thun, wie die Haydn'schen Musiker, wenn wir nicht noch — um Mißverständnissen zu wehren — über das Wort „Concurrenz" eine kleine Paraphrase geben müßten.

Bevor die Gewerbefreiheit vom Staat genehmigt war, hofften die Leute, die sich „freidenkend" nannten, in der schrankenlosen Concurrenz ein Canaan des bürgerlichen Lebens, voll blühender Entfaltung aller industriellen Kräfte mit halben Gratis-Beigaben des producirten und fabricirten Materials zur Erhaltung des Daseins. Die Freude war grenzenlos, als der Staat den scheinbar allgemeinen Wunsch erfüllte, allein der Jubel dauerte nicht lange, der hinkende Bote kam nach. Die Arbeit des Gewerbtreibenden ward für den Augenblick billiger, aber sie ward unvermeidlich auch schlechter. Das „Warum" und „Was weiter" brauchen wir nicht zu erörtern; denn wer nicht allen Verkehr mit der Welt stumpfsinnig meidet, dem dringen Commentare zu Obigem in's Ohr, selbst wenn er gar kein Interesse dafür hätte.

In den Tagen der Zünfte hießen die Künste allein „frei", weil sie keinem Zwang, keiner Beschränkung unterworfen waren; und die Dichtkunst, die Freieste der Freien, besaß selbst in der Epoche der Meistersängerschulen, wo man sie zünftig zu machen versuchte, immer noch vollste „Gewerbefreiheit", weil Jeder, der von Natur Neigung und An-

lage besaß, gern in die Schule oder Zunft aufgenommen wurde. Nur das Talent wetteiferte mit dem Talent. Eine andere Concurrenz darf es in der Kunst überhaupt nicht geben. Man kann einen Preis auf eine Erfindung, auf die Vervollkommnung einer Maschine ausschreiben — immerhin! Doch wird man vielleicht auch hierbei die Erfahrung eines ungenügenden Resultats machen, während der Vortheil viel größer und sicherer ist, wenn man der Zeit die Erfindung überläßt und letztere, nachdem sie sich bewährt hat, von Staatswegen patentirt. In der schönwissenschaftlichen Literatur lockt das Ausschreiben von Preisaufgaben mehr die Charlatane, als die gottbegnadigten Poeten, denn der wahre Dichter läßt sich nur durch die Muse bewegen, er tanzt nicht mit der Muse um ein goldenes Kalb.

Wenn Göthe sagt: „jedes Gedicht muß ein Gelegenheitsgedicht sein," so meint er damit, daß die Gelegenheit von innen heraus geboten werden, daß der tiefe Drang des Herzens den Dichter auffordern soll, zu singen — er meint dagegen nicht die Gelegenheit, welche durch eine Preisausschreibung herbeigezogen wird und wobei der Poet sich erst künstlich inspiciren muß, wie ihrer Zeit die Pythia in Delphi durch den Duft ihres rauchenden Dreifußes. Frage sich Jeder von Denen, die in München und sonst wo concurrirt, auf's Gewissen, ob die Ehre, das beste Drama geschrieben zu haben, oder der Wunsch, so und so viel Ducaten zu verdienen, ihn zur Mitbewerbung getrieben — er wird (100 gegen 1) erröthend das Zweite bekennen müssen. Darum eben rächt sich aber auch die Muse unmittelbar: das Werk wird viel weniger eine Dichtung, als eine „Schreiberei", und Schreiberei ist die Erbfeindin der Kunst.

Aus diesen Gründen sind wir gegen Preisstücke. Im Ganzen und Großen werden alle Unparteiischen uns Recht geben, wenn sie auch vielleicht über einzelne Punkte anders denken. Uns scheint, jede Concurrenz, die nicht rein geistiger Natur bleibt, behält stets ihre Schattenseiten und wirkt mehr schädlich, als nützlich, mag die Meinung des Preisstellers gleich das Beste beabsichtigt haben. Wie Dichter mit einander concurriren sollen, das drückt der treffliche Eichendorff in wenig Versen schlagend aus. Wir schließen mit dem Citat derselben:

„Singen kann ich nicht wie Du,
„Und wie ich nicht Der und Jener;
„Kannst Du's besser, sing' frisch zu,
„And're singen wieder schöner —
„Droben an dem Himmelsthor
„Wird's Ein wunderbarer Chor!"

D. G.

Floddenfield.

Ein Tag aus der schottischen Geschichte

von

Theodor Fontane.

Der Tag von Floddenfield ist in der schottischen Geschichte das düstere Gegenstück zu dem Glanztage von Bannockburn. Bannockburn ist auch bei uns ein gekannter und oft genannter Name geworden, von Floddenfield spricht Niemand. Und doch sind die Momente, die dieser Unglücksschlacht theils vorausgingen, theils sie begleiteten, der Art, daß sie an Interesse hinter dem Ruhmestage der schottischen Geschichte nicht zurückbleiben. Ich will versuchen, diese Momente hier in möglichster Kürze zusammen zu stellen, vielleicht, daß sie den einen oder andern meiner Leser zu einer mehr künstlerischen Gestaltung anregen. W. Scott hat allerdings bereits in seinem schönen Gedichte „Marmion" diese Vorgänge wo nicht zum alleinigen Gegenstand, so doch zum Kern einer trefflichen epischen Dichtung gemacht. Die Vorgänge eignen sich aber meines Erachtens mehr zu dramatischer als epischer Behandlung.

Es wird nöthig sein, bei der Schilderung, die ich vorhabe, bis zur Thronbesteigung Jakobs IV. zurückzugehen, jenes ritterlichen und trotz aller Fehler viel beklagten und viel gefeierten Königs, dessen Leben und Tod den Mittelpunkt dieses Kapitels bilden.

Der Tag von Sauchieburn (18. Juni 1488) hatte Jakob III., dem sogenannten Fiedler, Thron und Leben gekostet; sein eigner Sohn, damals erst 15 Jahr alt, hatte auf Seiten des aufrührerischen Adels gegen den Vater gefochten und war ihm als Jakob IV. gefolgt. Diese Schlacht und die Scenen, die sie begleiteten, sind nicht ohne rührende Züge. So wird erzählt, daß der König ganz gegen seine Gewohnheit tapfer gekämpft habe; erst als er des Banners seines Sohnes in den Reihen der Aufständischen ansichtig geworden sei, habe er allen weitern Widerstand aufgegeben und sei geflohen. Auf der Flucht, so wird weiter berichtet, scheute sein Pferd vor einer alten Frau, die mit einem Wassereimer auf dem Kopf an ihm vorüber ging. Der König wurde abgeworfen und erschlagen, Niemand weiß von wem. Jakob IV. begab sich vom Schlachtfelde aus nach Linlithgow und bald darauf nach Stirling. Als er in die Kapelle trat, fand er daselbst die Mönche zu einem Trauergottesdienst versammelt und hörte die Litaneien, worin sie den Tod des Königs beklagten. Jakob IV. war tief ergriffen und unterzog sich peinlicher Buße, wozu, wie man erzählt, noch folgender Vorfall beigetragen haben soll: Wenige Tage nach der Schlacht erschien Sir Andrew Wood vor seinem jungen König, der, was nöthig ist hierbei zu bemerken, in so völliger Entfremdung von seinem Vater groß gezogen war, daß er kein deutliches Bild desselben in seiner Seele trug. Jacob IV., der noch immer an die Möglichkeit dachte, daß sein Vater nicht erschlagen sei, trat jetzt rasch an Sir Andrew Wood heran und begrüßte ihn, durch eine gewisse Aehnlichkeit der Züge getäuscht, halb freudig halb beschämt mit den Worten: „Du bist mein Vater!", worauf der Alte unter Thränen erwiederte: „Nicht euer Vater, Herr, aber eures Vaters treuster

Diener!“ Diese Vorgänge übten einen tiefen Einfluß auf das Gemüth des Königs, und bald nach seiner Thronbesteigung legte er, zum Zeichen seiner Buße, einen breiten Eisengürtel an, dessen Gewicht er von Jahr zu Jahr vermehrte. Aber das Bewußtsein seiner Schuld begleitete ihn durch's Leben und zeigte sich in plötzlichen Trübsinns-Anfällen, die ihn oft mitten in der Freude oder bei lustigen Gelagen heimzusuchen pflegten.

Des jungen Königs Herrschaft war unrechtmäßig erworben, aber unleugbare Herrschergaben, Kraft, Muth, Zuversicht, ließen bald vergessen, wie und wodurch sie gewonnen war. Die Macht der Krone und mit ihr das Ansehn des Gesetzes wuchs rasch im Lande auf Kosten eines übermächtigen Adels, besonders seit der Vermählung des Königs mit Margarethe von England, die, in allen Kämpfen wenigstens, in denen es sich um Befestigung des königlichen Ansehns handelte, ihrem jungen Gemahl den Beistand und die Mitwirkung des englischen Hofes als werthvollsten Brautschatz zugeführt hatte. Dennoch blieb es auch dieser Heirath versagt, ein dauerndes gutes Einvernehmen zwischen den beiden Höfen zu Stande zu bringen. Die auf Feindschaft gestellten Traditionen beider Länder, das schlaue Intriguenspiel Frankreichs, vor allem aber die Ruhmsucht und Eitelkeit des jungen Königs selbst, führten verhältnißmäßig rasch zu jener Katastrophe, die mit der völligen Niederlage des Landes und dem Tode des Königs endete. Diese Niederlage ist der Tag von Flodden.

Es wird nöthig sein, mit wenig Strichen die damalige Situation zu zeichnen. Es war die Zeit der »heiligen Ligue«. Spanien, Deutschland, England rüsteten sich in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XII. zur Bekämpfung Frankreichs, das zu allem übrigen auch unter dem Bannfluch des Papstes stand. Ludwigs Anstrengungen waren natürlich dahin gerichtet, auch seinerseits Bundesgenossen ins Feld zu stellen und namentlich England durch ein schnell anzuschürendes Zerwürfniß mit Schottland von dem continentalen Kriegsschauplatz fern zu halten. Seine Bemühungen fanden bei König Jacob raschen Eingang, der theils nach landesüblicher Vorstellung in Frankreich seinen natürlichen Bundesgenossen sah, theils lüstern war nach Ruhm und Krieges-Lorbeer. König Jacob war zum Kampf entschlossen und sehnte ihn herbei, aber hätte er auch die klarste Vorstellung von der Mißlichkeit und Gefahr dieses Kampfes gehabt, die Art und Weise, in der von Frankreich aus die Aufforderung zu Kampf und Beistand an ihn erging, würde über all seine Bedenken rasch den Sieg davon getragen haben. Ludwig XII. kannte genau den Punkt, der bei seinem königlichen Vetter berührt werden mußte, und von dem Augenblick an, wo Anna von Bretagne, die schöne Gemahlin Ludwigs, einen Brief an König Jacob geschrieben und unter Uebersendung eines Türkis-Ringes ihn beschworen hatte, ihr Ritter zu sein, war Schottland fester und zuverlässiger an das Interesse Frankreichs gekettet, als wenn die Wohlfahrt des Landes ein solches Bündniß vorgeschrieben hätte. Noch einmal, König Jacob war zum Kampf entschlossen, er träumte von einem neuen Tage von Bannockburn, und schien vergessen zu wollen, daß es sich damals, zu König Roberts Tagen, um die Vertheidigung und die Freiheit des Vaterlandes, nicht aber um einen Eroberungszug, einen Krieg nach außen, gehandelt hatte Was aber der König übersah, oder wenigstens nicht sehen wollte, wurde um so klarer von seinen Räthen und den hervorragendsten Personen seiner Umgebung gesehen. Der alte Graf Angus, mit dem Zunamen »Bell the Cat«, beschwor den König;

seinen Frieden mit England zu machen; Niemand aber war eindringlicher und beredter als die Königin selbst, die, als Schwester Heinrich's VIII., mit ihrem Herzen zwischen den streitenden Parteien stand. In wie weit Queen Margret um jene Geistererscheinungen gewußt hat, die dem Zuge des Königs unmittelbar vorausgingen und das ganze Land in Staunen und Schrecken versetzten, ist nie aufgeklärt worden. Welcher Art diese Erscheinungen waren, werde ich jetzt zu erzählen haben.

Der König hatte bereits seine Barone nach Borough-moor, einem weiten Blachfeld bei Edinburgh, berufen und begab sich, während das Heer sich sammelte, auf kurze Zeit nach Linlithgow, um im dortigen Palast die letzten Tage vor dem Zuge gegen England zuzubringen. Die Bitten der Königin wiederholten sich hier, aber erfolglos, wie früher. Am Tage vor seinem Aufbruch trat der König, von den Lords seines Hofhalts begleitet, in die nahe am Palast gelegene Kirche, um in einer der Seitenkapellen sein Gebet zu sprechen und den Beistand Gottes für seinen Kriegszug anzurufen. Es war um die Zeit des Abendgottesdienstes, und der Vespergesang im Schiff der Kirche schwieg eben, als eine wunderlich gekleidete Gestalt in dieselbe Kapelle trat, in der der König betete und sich durch den Kreis der Lords und Hofbeamten hindurch drängte.

Der Eintretende war unnatürlich groß, wohl sieben Fuß, dabei baarhaupt und ganz in weiße Gewänder gekleidet. Langes röthliches Haar fiel ihm schlicht auf Nacken und Schulter herab, in der Rechten hielt er einen schweren Eichenstab, an den Füßen aber trug er dicksohlige Schuhe, wie Jemand, der viel über Berge steigt. So haben ihn Sir David Lindsay und Sir John Inglis beschrieben, die neben dem König standen und zwischen die der seltsame Gast sich ohne Gruß oder Frage hineindrängte. Der König sah starr zu ihm auf, als der Pilger (denn das schien er seinem Aufzuge nach sein zu wollen) jetzt zu sprechen begann: „Mich sendet meine Mutter; steh' ab, König, von dem, was Du vorhast; nichts Gutes wartet Deiner, noch Derer, die Dich begleiten. Meide die Weiber und hüte dich vor ihrem Rath; wo nicht, bist Du der Schande verfallen!“ Er sprach diese Worte laut und eindringlich; als Sir David Lindsay sich ermannte und nach der Gestalt greifen wollte, die fast Arm an Arm mit ihm gestanden hatte, war sie wie ein Schemen verschwunden.

Es verlautet nichts darüber, wie der Eindruck war, den diese Erscheinung auf den König machte, und ob er mehr in ihr sah, als die Erfindung einer von Eifersucht geplagten Königin. Gleichviel, die Dinge waren zu weit gediehen um über Nacht geändert werden zu können, und am nächsten Morgen schon begab sich Jakob nach Borough-moor, um daselbst über die inzwischen eingetroffenen Barone Musterung abzuhalten und seinen Zug gegen England anzutreten. Aber die Geisterwelt, einmal erschlossen, schien nicht ohne einen zweiten Versuch den Platz räumen und ihr Spiel verloren geben zu wollen.

Die Musterung über das Heer, wohl 50,000 Mann stark, war abgenommen, und der Marsch gegen Süden auf den nächsten Morgen festgesetzt. Die Truppen lagerten draußen auf dem Blachfeld, aber viele von den Lords und Clanführern waren in die Stadt gekommen, um die letzten Stunden vor dem Aufbruch beim Weine zu verplaudern. Mitternacht war bereits vorüber und noch immer stand man plaudernd an den Ecken oder zog singend durch die Straßen. Endlich schwieg der Lärm, auch die letzten Nachzügler schienen die Stadt verlassen zu haben und nur einzelne Bürger von Edinburgh, die sich

bei ihren Freunden verspätet hatten, stiegen noch von Canongate kommend die dunkle High Street hinauf. Es waren ihrer drei, unter ihnen Sir Richard Lawson. Als sie in die Nähe der St. Giles Kirche gekommen waren und auf dem Platze standen wo sich das Wahrzeichen der Stadt, das alte City-Kreuz auf seinem hohen, achteckigen Postamente erhob, hörten sie von der Brüstung her folgende Worte in die Nacht hineinrufen:

Vernimm, König Jakob: zieh aus, zieh ein!
In vierzig Tagen bist Du mein.
Ob Schwert Dich trifft, ob Rosses Huf,
Du mußt gehorchen meinem Ruf.
Du bist gestrauchelt, ich hab Dich gewiß,
Das Licht muß enden in Finsterniß.

Die Bürger waren stehen geblieben; einige andere hatten sich zu ihnen gesellt, die von der entgegengesetzten Seite des Platzes gekommen waren und dieselben Worte in aller Deutlichkeit gehört hatten. Man sprach laut hin und her, was zu thun und was zu lassen sei, konnte sich aber nicht einigen. Nichtsdestoweniger lief die Nachricht von dieser abermaligen Erscheinung wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und als der König am andern Morgen den Pallast von Holyrood verließ, um in's Lager zu reiten und sich an die Spitze des seiner harrenden Heeres zu stellen, lag eine Wolke auf seiner Stirn, die nur allzu deutlich sagte, daß ihm der gespenstische Vorgang dieser Nacht kein Geheimniß geblieben war.

Angesichts des glänzenden Heeres indeß, glänzender als irgend ein anderes, das jemals Schottlands Grenze überschritt, mochte mit gutem Grund der Trübsinn weichen, der auf Augenblicke sein leicht bewegliches Gemüth beschlichen hatte, und lachend wie die Augustsonne, die auf die hundert Rüstungen seiner Heerführer fiel, begrüßte er jetzt die Seinen und gab den Befehl zum Aufbruch. Man hielt sich zunächst in westlicher Richtung. Als der lange, blinkende Zug über die Hügel zog, die in mäßiger Entfernung das schöne fruchtbare Thal von Linlithgow umschließen, stand Königin Margarethe auf dem höchsten Thurm des Pallastes und sah dem blinkenden Zuge nach, von dem sie in ihrem Herzen wußte, daß er zum Tode und nicht zum Siege zog.

In kurzen Tagemärschen bewegte sich das Heer der Grenze zu und überschritt den Tweed. In den ersten Tagen des September nahm es seine Aufstellung auf den nach zwei Seiten hin steil abfallenden Hügeln von Flodden, an deren Südrand sich der Till-Fluß in ziemlicher Breite vorbeizog und die schon gut gewählte Stellung noch fester und schwerer zugänglich machte. Der König, der erfahren hatte, daß das englische Heer in raschen Märschen unter Führung des Grafen von Surrey heranziehe, glaubte bei der Sicherheit der gewählten Stellung das Spiel völlig in Händen zu haben und gab sich sorglos den Zerstreuungen des Augenblicks hin. Ganze Nächte verbrachte er außerhalb des Lagers, und man erzählt sich, daß Lady Heron, eine schöne, den Engländern ergebene Frau, ihn durch allerhand Verführungskünste auf ihrem Schlosse festgehalten und seine chevalereske Ueberspanntheit, allerhand Liebes- und Ritterdienste von ihm heischend, zu seinem Verderben benutzt habe. Von anderer Seite wird dies Verhältniß geleugnet; gleichviel, als er am Vormittag des 8ten ins Lager zurückkehrte, mußte er gewahr werden, daß Graf Surrey inzwischen das unausführbar gedachte ausgeführt und seine Stellung im Rücken

des schottischen Heeres eingenommen hatte. Flußaufwärts hatte man eine Furth entdeckt und unterm Schutz der Nacht überschritten.

Unter den älteren Heerführern gab sich Angesichts dieses Flankenmarsches der Engländer eine gewisse Unruhe kund; die Ruhe aber, mit der der eben im Lager eintreffende König die Nachricht von der stattgehabten Ueberflügelung aufnahm, zeigt deutlich, daß er die vortheilhafte Stellung auf den Hügeln entweder aus bloßem Zufall oder in der Absicht gewählt hatte, um gegen Ueberfall und Ueberraschung, die seiner Natur zuwider waren, möglichst gesichert zu sein. Jetzt, wo er das englische Heer offen und kampfbereit vor sich sah, gab er aus freien Stücken und mit voller Freudigkeit den Befehl, die Hügel hinabzusteigen und sich auf der Ebene von Flodden den Engländern gegenüber aufzustellen, um so mehr, als sein eigenes Heer der Zahl nach das stärkere war.

Zu anderer Zeit und unter einem anderen Fürsten würde die Mehrheit der schottischen Barone einer solchen Aufforderung, deren Widersinnigkeit in's Auge sprang, schwerlich nachgekommen sein; die Liebe und das Ansehn aber, das der König um seiner ritterlichen Tapferkeit willen bei Hoch und Niedrig genuß, war so groß, daß man mit einer Art von Enthusiasmus gehorchte. Der Sporn nationaler Eitelkeit kam hinzu, und Kampflust und Zuversicht schufen zuletzt einen Taumel, dem nur wenige nüchtern genug waren zu widerstehen. Einzelne Historiker haben die Beweggründe, die den König dazu trieben, eine sichere Position mit einer mindestens weniger sicheren zu vertauschen, in nichts weniger als einer überspannten Vorstellung von Ritterlichkeit finden wollen und sind der Ansicht gewesen, daß der geschickte Flankenmarsch der Engländer, der ihn in der That von aller Communication mit Schottland abzuschneiden drohte, jeden anderen Ausweg unmöglich gemacht habe. Dem ganzen Charakter des Königs aber entspricht durchaus die Versicherung Pitscottie's, der in seinem Geschichtswerke eigens hervorhebt, daß der König sich am Tage vor der Schlacht verschworen habe, nicht Wind nicht Wetter vor seinem Gegner voraus haben zu wollen, auch nicht auf die Gefahr hin, in diesem Kampfe unterzugehen.

Am Abend des 8. September standen sich beide Heere in Schlachtordnung gegenüber, auf den Hügeln von Flodden brannten noch einzelne Hütten, die man im Momente des Abmarsches in Brand gesteckt hatte. So kam die Nacht. Der König hatte sein Lager auf platter Erde genommen; im Halbkreis um ihn her lagerten die Grafen Home und Huntley, Lord Lennox, Lord Crawford, die Grafen Bothwell und Montrose und einige andere noch. Plaids von allen Farben deckten den Boden oder hüllten den einen oder anderen der Schläfer ein. Der König hielt sich wach und sah nach den Lagerfeuern der Engländer hinüber. Es mochte Mitternacht sein, als der alte Bell the Cat, das Haupt der Douglas, der so oft seine Warnerstimme erhoben hatte, in diesen Kreis halb wacher, halb schlafender Edelleute trat und vor dem Könige sich niederlassend ihn noch einmal beschwor, das Schicksal seines Landes nicht an den Ausgang des nächsten Tages zu knüpfen. Schottland habe nur dies eine Heer, es werde stark und unüberwindlich sein, wenn es die Vertheidigung des eignen Landes gälte; aber dieser Angriffskrieg, der den Stolz und die Entrüstung eines stärkern Gegners wach gerufen habe, müsse und werde zum Verderben führen; selbst ein Sieg würde nur der erste Schritt zu einer um so größern Niederlage sein. „Laßt uns zurück," so schloß er, „die Englischen sind ermüdet vom Marsch,

sie werden unsern Abzug nicht stören, und ehe die Sonne herauf ist, haben wir den Tweed im Rücken und wieder schottisch Land unter den Füßen. Da laß uns ihrer warten.“ Der König erwiederte spöttisch: „Geh heim, Douglas, wenn du dich fürchtest!“ und wandte sich ab, zum Zeichen, daß er dieser Ermahnungen überdrüssig sei. Bell the Cat erhob sich und rief dem König zu: „Du bist undankbar, James, wie ihr's alle gewesen seid; ich mag keinem König dienen, der nur Furcht hört, wo Liebe spricht.“

Während dieses Gesprächs waren die Lords aufgesprungen und hatten sich um den König gestellt. Eine peinliche Stille trat ein, als Angus vor ihnen vorbei in's Freie schritt und ohne Gruß oder Abschied den Platz verließ. Auch der König schien betroffen. Aber die Verstimmung sollte nicht lange währen, denn kaum, daß Bell the Cat den Kreis verlassen und seine Richtung nach dem rechten Flügel hin, wo die Douglas standen, eingeschlagen hatte, so trat eine andere Gestalt in den Kreis ein, deren lachende Jugend und männlich schöne Erscheinung rasch den Eindruck verwischte, den die Worte Bell the Cats hervor gerufen hatten. Es war der Graf von Caithneß. Vor länger als Jahresfrist vom König, wegen Friedensbruchs, in die Acht erklärt, war der Geächtete gezwungen worden, in den unzugänglichen Bergen seiner Grafschaft Zuflucht zu suchen. Dort, an der nördlichsten Spitze Schottlands, wo er von der felsigen Küste aus die benachbarten Orkney-Inseln überblicken konnte, hatte er unter seinen Clansleuten gelebt, in den Hütten jener Mackenzie's, die damals wie heut bekannt waren durch ihre Armuth und ihre Tapferkeit. Nur dann und wann hatte er sich in Städte und belebtere Gegenden gewagt bis Thurso und selbst bis Inverneß. Auf einem Markttage in Inverneß war es, wo er zuerst von dem Zuge hörte, den König Jakob gegen England vorhabe, und sei es, daß sein altes Vasallengefühl wieder lebendig in ihm wurde, oder daß er in seinem Herzen sehr wohl wußte, wie der Zorn des Königs am ehesten und besten zu besänftigen sei, gleichviel, sein Plan war rasch gemacht, und 300 Mackenzie's um sich sammelnd, zog er gegen Süden, um sich dem Heere des Königs anzuschließen. Als er auf dem Boroughmoor vor Edinburgh erschien, war der König schon ausgezogen, aber unbeirrt in seinem Vorhaben, folgte der Graf dem Heereszuge, erreichte Floddenfield in der Stunde der Entscheidung und trat jetzt an den König heran, in demselben Augenblick fast, wo Ball the Cat den König verlassen hatte. Er ließ sich auf ein Knie nieder und bat um Gnade. Der König, der zu keiner Zeit einem so ritterlichen Appell an seine Gnade widerstanden haben würde, gerieth unter dem Einfluß des Moments, wo jeder kleinste Vorfall, der die Worte Bell the Cat's vergessen machen konnte, ihm doppelt willkommen sein mußte, in ein fast überschwengliches Gefühl des Dankes und der Freude. Er hob den Knieenden auf, küßte ihn und belehnte ihn auf's Neue nicht nur mit Allem, was die Grafen von Caithneß jemals besessen, sondern fügte noch Schenkungen und allerhand Gerechtsame dem alten Besitzstand hinzu. Auf der Stelle sollte der Freibrief ausgestellt werden. Da kein anderes Pergament im Lager war, so wurde eine Trommel geholt und auf das Fell derselben die Schenkungs-Urkunde niedergeschrieben. Die Familie der Grafen von Caithneß besitzt diese Rolle bis diesen Tag, umwickelt mit allerhand Strängen und Schnüren, die man von derselben Trommel genommen hat.

Am Morgen des 9. September begann die Schlacht. Jegliche Art ge-

schickten Manövrirens, jede Benutzung von Terrain-Vortheilen schien man für diesen Tag als unwürdige Fechterstückchen außer Spiel gelassen zu haben; es war als ob beide Nationen übereingekommen seien, wie bei einem bloßen Faustkampfe feststellen zu wollen, wer den besten Schlag zu thun verstände. Die Schotten eröffneten den Kampf, und zwar auf ihrem linken Flügel. Hier standen die Borderer (Grenzer), die Männer von Annandale und Liddesdale. In beständigen Grenzkämpfen geschult und gestählt, galt von ihrem Muthe dasselbe was von ihren Speeren galt: beide waren um zwei Ellen länger als irgend sonst wo im Lande. In wildem Anlauf sich auf den rechten Flügel der Engländer stürzend, durchbrachen sie ihn fast so rasch und glänzend wie ein Reiterhaufen ein Viereck durchbricht. Weil über das Ziel hinausschießend und die Flucht der Engländer verfolgend, kehrten sie endlich um, um nach der Räubersitte ihres Landes das Lager zu brandschatzen und die Todten zu plündern.

Während so am linken Flügel kostbare Minuten versäumt wurden, fielen am rechten die Würfel der Entscheidung. Auch hier hatten die Schotten, fast ausschließlich Hochländer vom Clan der Campbels und Gordons, angegriffen, aber mit schlechtem Erfolg. Ihnen gegenüber hielt englische Reiterei unter Befehl von Sir Edward Stanley und Fußvolk, dessen vorderste Reihe aus Bogenschützen von Lancanshire bestand. Dies war eine ausgezeichnete Truppe in Schottland eben so gefürchtet wie in England berühmt, wo man doch seit den Tagen Robin Hood's gewöhnt war die höchsten Anforderungen an diese Kunst zu stellen. Ein Hagel von Pfeilen zerstreute im Nu fast die ohnehin wild und ungeordnet angreifenden Hochländer, und die nachrückende englische Reiterei säuberte alsbald das Feld Als Sir Edward sein Werk gethan und keinen Feind mehr vor sich sah, sammelte er die Seinen und in schräger Linie über die schottische Schlachtreihe hinaus vordringend, faßte er jetzt das Centrum des Feindes im Rücken.

Hier im Centrum kämpfte man seit 5 Stunden Mann gegen Mann, nichts war gewonnen und nichts war verloren, kein Commandowort wurde gegeben oder gehört, man schlug sich und stand in Blut. So stand der Kampf, als die vordersten Reihen Sir Edward Stanley's im Rücken des Feindes erschienen. Ohne ein Commandowort abzuwarten, wechselten die zu hinterst stehenden Glieder der Schotten ruhig die Front und fochten weiter. Gedrängt von zwei Seiten schien sich nichtsdestoweniger der Sieg auf die Seite der Schotten neigen zu wollen, Sir Edward Stanley zog sich in seine frühere Stellung zurück, und Graf Surrey, matt, oder das Blutvergießens müde, ging auf eine kurze Strecke rückwärts, um zu mustern was ihm geblieben sei. In diesem Moment scheinbaren Sieges, als der nach zwei Seiten hin abrückende Feind zum ersten Male Gelegenheit gab, von der Kampfesarbeit auszuruhn und statt auf die Feinde vor sich, auf die Freunde neben sich zu blicken, in diesem Moment scheinbaren Sieges erkannten die Schotten, daß sie geschlagen seien. Was sie während des Kampfes nicht gesehen hatten, das sehen sie jetzt. Die vielen Tausende die auf dem siegreich vertheidigten Streifen Land gestanden hatten, waren zu eben so vielen Hunderten zusammen geschmolzen. Alle Führer waren erschlagen, Crawford todt, Montrose todt; man suchte nach dem König, aber man suchte vergebens. Als die Sonne des nächsten Tages auf die Wahlstatt fiel, fanden die Engländer das Feld von dem Feinde verlassen, den sie gestern vergeblich bekämpft hatten. Keine Verfolgung fand statt;

Graf Surrey wußte jetzt, die führerlosen Trümmern mußten ohnehin auseinander fallen.

Wo der König fiel, wer ihn fand und wo man ihn fand, darüber ist niemals Zuverlässiges bekannt geworden. So kam es, daß sich auf lange Zeit hinaus beim Volk der Glaube lebendig hielt, König Jakob sei nicht gefallen, er lebe noch und habe auf Jahr und Tag hin das Kreuz genommen, um die große Schuld seines Lebens, die Auflehnung gegen seinen Vater, am heiligen Grabe abzubüßen.

Dieser Glaube fand Nahrung in dem Umstand, daß sich unter den Trophäen, die Graf Surrey nach London heimführte, jener Eisengürtel nicht vorfand, den der König, wie jeder Schotte wußte, seit 25 Jahren getragen und nie abgelegt hatte. Aber freilich andere Schätze führten die Sieger heim, die kaum minder deutlich sprachen und das entgegengesetzte Zeugniß ablegten. Des Königs Schwert und Dolchmesser waren gefunden worden, und vor allem jener verhängnißvolle Türkisenring, den ihm die Königin Anna von Frankreich als das Zeichen ihrer Huld und ihres Zutrauens gesandt hatte. Schwert und Dolch befinden sich bis diesen Augenblick im College of Heralds, d. h. in der Wappenkammer zu London.

Der Tag von Floddenfield war der eigentliche Sterbetag Schottlands; in den 90 Jahren, die noch zwischen diesem Tag und der Vereinigung beider Königreiche liegen, war das Land wenig mehr als eine eroberte Provinz, der man übereingekommen war, den Schein und den Glauben an ihre Selbstständigkeit zu lassen. Seine Macht und sein Ansehen waren gebrochen, und von der Trauer, die das ganz Land erfüllte, giebt am besten das Lied Kunde, das den Titel: „the flowers of the Forest" führt und nicht ohne Grund das Sterbelied Schottlands genannt worden ist. Es lautet wie folgt:

Ich hörte sie singen, wenn Morgens sie gingen
Die Heerde zu melken, die draußen steht;
Nun hör' ich ihr Wehe, wo immer ich gehe —
Die Blumen des Waldes sind abgemäht.

Vorüber das Necken an Wegen und Hecken,
Still eine neben der andern geht,
Sie können nicht scherzen mit Trauer im Herzen,
Und was sie sprechen ist leises Gebet.

Kein Erntereigen; es schweigen die Geigen,
Kein Tänzer, der fröhlich im Tanze sich dreht.
Auf Märkten und Messen die Lust ist vergessen —
Die Blumen des Waldes sind abgemäht.

Kommt Dämmerstunde, nicht mehr in die Runde
Das Haschen und Pfänderspielen geht,
In stiller Kammer verbirgt sich ihr Jammer —
Die Blumen des Waldes sind abgemäht.

Dahin unsre Kränze! wir zogen zur Grenze,
Wo Englands Banner im Winde geweht,
Unsre Blumen vom Walde, sie ruhn auf der Halde,
Die Blüthe des Landes ist abgemäht.

Ich hörte sie singen, wenn Morgens sie gingen,
Die Heerde zu melken, die draußen steht;
Nun klingt ihre Klage von Tage zu Tage:
Die Blumen des Waldes sind abgemäht.

Th. F.

Berliner Literaturbriefe.

XIV.

Klüpfel: Gustav Schwab, sein Leben und Wirken; Die beiden Pröhle, Vater und Sohn; Vier schriftstellernde Frauen: Sophie Verena, Amara George, Frederike Bremer und Luise Mühlbach.

Gustav Schwab (geb. 1792 zu Stuttgart, gestorben daselbst 1850) war der Sohn des bekannten gelehrten Gegners der Kantischen Philosophie J. Christoph Schwab, der, früher Professor an der hohen Karlsschule, 1821 als Mitglied des Oberstudienrathes zu Stuttgart starb. Das Leben Schwab's war das einfache eines Stuttgarter Gymnasial-Professors u. s. w., und dennoch war dieser Mann das eigentliche Haupt der sogenannten schwäbischen Dichterschule. In seinem gastlichen Hause sammelten sich die Uhland, die Kerner, alle Koryphäen des singenden und klingenden Schwabens und Alle, die ihnen verwandt und zugethan, denn ohne eine kleine schwäbische Vettermichelei ging es auch in der schwäbischen Dichterschule nicht ab. Es wird überall mit Wasser gekocht. Gustav Schwab erzog die jungen Talente der Schule im Morgenblatt, dessen poetischen Theil er von 1827 bis 1837 redigirte; er führte sie durch den deutschen Musenalmanach, den er mit Chamisso herausgab, in die Welt ein; er kritisirte sie in den Blättern für literarische Unterhaltung oder den Heidelberger Jahrbüchern, kurz er war in That und Wahrheit Haupt und Kern der schwäbischen Schule. Das Leben eines solchen Mannes muß trotz seines äußerlich ganz einfachen Verlaufes von großem und allgemeinem Interesse sein, weil es eben der Mittelpunkt des geistigen und poetischen Strebens vieler der besten Geister des deutschen Volkes war. Deshalb hat das vorliegende Werk: Gustav Schwab, sein Leben und Wirken, geschildert von Heinrich Klüpfel (Leipzig 1858), einen wirklichen Werth und ein hohes Interesse nicht nur für die Geschichte der schwäbischen Schule insbesondere, sondern auch für das größere Publicum, das in ihm mit Vergnügen all die Männer wieder finden wird, die es als seine Lieblingsdichter lebt oder verehrt. Wir wollen rühmend anerkennen, daß der Verfasser nicht in einen Fehler verfallen, den wir gefürchtet, den der Ueberschätzung Schwab's, die seinem Werke einen großen Theil des Werthes genommen haben würde, obwohl dieselbe bei ihm, als einem durch Bande der Verwandtschaft mit Schwab verknüpften Manne, erklärlich und auch verzeihlich genug gewesen wäre. Schwab's literarische Bedeutung geht in der That nicht über die schwäbische Schule hinaus, seine Gedichte halten keinen Vergleich mit denen Uhland's Kerner's oder selbst denen der schwächeren Glieder jener Dichtergruppe aus; selbstständig überhaupt

hat Schwab nur geringe Bedeutung, aber er ist der Kritiker, der Bildner, der Sammler jener Dichter, die alle fest durch Bande der Freundschaft an seine liebenswürdige Persönlichkeit geknüpft sind. Und so hat Klüpfel auch ganz richtig in vorliegendem Werk das Leben Schwab's aufgefaßt, in welchem außer dem einfachen Verlauf der Lebensgeschichte selbst eine Auswahl von Briefen bedeutender und berühmter Männer mitgetheilt wird. Es ist sehr erfreulich, daß auch bei der Auswahl dieser Briefe den Herausgeber der feine Takt nicht verlassen hat, den er bei der Lebensgeschichte selbst bethätigt, daß er nicht durch Mittheilung massenhafter fremder Briefe wieder verdorben, was er selbst durch gerechte Würdigung gut gemacht. Wir haben mehr als eine Biographie in unserer deutschen Literatur, die an diesem Uebel krankt, doch — exempla sunt odiosa!

In zwei nach moderner Art sehr zierlich mit gepreßtem Deckel und Goldschnitt ausgestatteten Miniaturbändchen liegen die Gedichte von Pröhle, Vater und Sohn, vor uns. Es ist bei uns nicht selten, daß die poetische Begabung von Vater auf Sohn und oft noch weiter forterbt, und auf die Familie Pröhle scheint sich dieselbe von Gottfried August Bürger vererbt zu haben, der, wenn wir nicht irren, zu ihren Ahnherren mütterlicherseits gehört, wenigstens hat sich Heinrich Pröhle, oder richtiger Pröhle Sohn, um die Feststellung des Namens von Bürger's Geburtsort entschiedene Verdienste erworben. Ist nun auch die poetische Begabung der Pröhle's keine ersten Ranges, die sich der Bürger'schen an die Seite stellen ließe, so ist sie doch immerhin eine recht hübsche und namentlich in Bezug auf deutsche Empfindung eine höchst achtungswerthe. Die Gedichte des Vaters (Schwert und Altar, Gedichte von Heinrich Andreas Pröhle, Pastor in Hornhausen, Leipzig 1859, Gräbner) theilen sich in zwei Abtheilungen: Erinnerungen an 1813 und 1815 und in Geistliche Lieder. Der ehrsame Pastor hat als begeisterter Jüngling einst mitgefochten in den großen Schlachten des Befreiungskrieges, an der Begeisterung jener großen Zeit hat sich seine Flamme entzündet und ein Funke jenes Feuers glüht noch heute in seiner Seele. Die frischen muthigen Gesänge aus jenen unvergeßlichen Tagen vertragen sich sehr gut mit den geistlichen Liedern der spätern Zeit, und beide widmet er, ganz naiv seinen geistlichen Beruf auch als Dichter betonend, „den theuren und hochwürdigen Herren Directoren und Mitgliedern des Königlichen Consistoriums der Provinz Sachsen“. Das ist bedeutender und hübscher, als es im ersten Augenblick scheinen mag; es zeigt eben den ganzen Mann, der in seinem Beruf aufgehend nirgend einen Schritt aus demselben heraustritt. In einem Anhang theilt uns der Dichter Grabschriften mit, welche manchen kernigen neuen Gedanken und manche sehr glückliche Wendung zeigen. Uebrigens haben wir von Pröhle Vater ein recht hübsches und werthvolles Buch über die kirchlichen Sitten und Gebräuche in der Provinz Sachsen, aus welchem die Berliner Revue schon vor dessen Erscheinen vor zwei Jahren interessante Proben mittheilen konnte.

Die poetischen Schöpfungen des Sohnes (Gedichte von Heinrich Pröhle, Leipzig 1859, G. Gräbner) stehen denen des Vaters nicht nach, sie zeigen aber einen ganz verschiedenen Bildungsgang trotz der unverkennbaren geistigen Verwandtschaft; die kriegerische und religiöse Begeisterung des Freiwilligen von 1813 und des ernsten Geistlichen, die in den Dichtungen des Vaters ganz naiv auftrat, kleidet sich bei dem Sohne schon in das Gewand reflectirender Kunstpoesie, wenn auch die Hauptsache, die deutsche Gesinnung im lyrischen Erguß,

wie in der erzählenden Form, meist zu einem ziemlich entsprechenden Ausdruck kommt. Die erzählenden Gedichte haben entschiedene Vorzüge, wenn wir auch in der Form manches auszusetzen haben und namentlich fast allen einen schärfern Ausdruck gewünscht hätten. Die lyrischen Gedichte enthalten manchen schönen, zart empfundenen Gedanken, es klingt mancher Naturlaut warm und voll aus der Dichterbrust. Dahin rechnen wir z. B. das Posthorn:

Kein beſſrer Klang ist auf der Welt,
Als wie des Posthorns Klingen,
Wenn es am Morgen über Feld
Und Wald kann lustig dringen.
Was ist Concert und Opera?
Es macht die beste Musica
Der Bursch im gelben Kragen!

Ganz besonders innig empfunden und auch zum glücklichsten Ausdruck gelangt ist das folgende Abschiedslied, das wir hier ganz mittheilen, weil es uns wenigstens eine Seite der Eigenthümlichkeit des Dichters voll und ganz zu geben scheint:

O Ruhrthal schön, o Ruhrstrom lieb,
Ich scheide jetzt von dir!
Von Styrum's Apfelblüthe gieb
Den Zweig zum Abschied mir.

O Ruhr, die aus Westphalens Forst
Den Jagdhund erst getränkt!
O Ruhr, auf die vom Uferhorst
Sich Rheinlands Habicht senkt!

Das wilde Pferd aus Duisburgs Busch,
Dem schlanken Hirsch verwandt,
Noch unlängst kam's mit raschem Husch
Nach deiner Fluth gerannt.

O wie bei Saaren glänzt dein Aug'!
Der rothen Weiden Glanz
Und Kettwig's feuchten Brombeerstrauch,
Du schlingst sie dir zum Kranz.

O Ruhrthal schön, o Ruhrstrom lieb,
Ich scheide jetzt von dir.
Von Styrum's Apfelblüthe gieb
Den Zweig zum Abschied mir.

Das Seitenstück dazu ist folgendes:

O sagt, was gleicht dem deutschen Land?
Die Reb' an seiner Berge Rand,
Die Waizenähre auf dem Feld
Prangt wie der schönste Siegesheld.

In unsrer Tannenwälder Schooß
Hebt sich der Hirsch vom feuchten Moos;
Als wie ein schöner Morgenstern
So glänzt im Dickicht sein Gehörn.

Der Eber wühlt am Eichenstamm,
Auf unsern Auen graſ't das Lamm;
Die Vögel singen selbst im Moor
Und pfeifen hell aus Schilf und Rohr.

Und hinter Moor und Feld und Au',
Da wohnt die holde deutsche Frau —
Ihr Antlitz gleicht dem Frühlingstag —,
Die alle Zeit Gott segnen mag!

Es ist die der Natur verwandte Seite der dichterischen Begabung Pröhle's, die wir hier hervorheben wollten. Uebrigens ist der Dichter, der sich auch als feinfühlender Kritiker in den Blättern für literarische Unterhaltung und andern Journalen gezeigt hat, seiner äußern Lebensstellung nach gegenwärtig Lehrer an einem unserer Gymnasien.

Vor einigen Jahren haben wir in diesen Blättern (B. R., Band V., pag. 88 und 89 vom Jahr 1856) eine Novelle: Else von Sophie Verena (Berlin 1856, Al. Duncker) besprochen und selbige als das Erstlingswerk einer jungen schöpferischen Kraft nicht nur mit Wohlwollen, sondern auch mit Anerkennung begrüßt. Seitdem ist die Verfasserin bedeutend fortgeschritten, wie der vor uns liegende Roman: Ein Sohn des Südens, Roman von Sophie Verena (Leipzig 1859, H. Costenoble) beweist. Die Verfasserin, beiläufig bemerkt soll Sophie Verena das Pseudonym eines Fräuleins von Malzen (vielleicht aus dem alten Freiherrngeschlecht der Malzen de Tilborch?) sein, die Verfasserin hat sich kräftig losgerungen von der hypersentimentalen Richtung, an welcher ihre Else krankte, wenn auch Helene, die Heldin des vorliegenden Romans, immer noch Sentimentalität mehr als nöthig zeigt. Es ist nur noch der Charakter, der zu sentimental aufgefaßt ist, es sind nicht mehr die sentimentalen Floskeln, mit denen in der Else ein so gewaltiger Mißbrauch getrieben wurde. Die Schreibart hat ebenfalls an Sicherheit gewonnen, die Trivialitäten, die uns in der Else, namentlich in den Gesprächen, so sehr störten, sind abgelegt, kurz »der Sohn des Südens« ist ein im Ganzen wohlgemachter Roman mit spannenden, geschickt erfundenen und sorgfältig motivirten Situationen; die Charaktere der drei Hauptpersonen (Helene, Richard, Matteo) sind interessant angelegt und gut durchgeführt, Helene zwar sehr sentimental im Wesen, aber glücklich balancirt durch kräftige Entschlüsse und muthiges Ausharren, Richard durch eine gewisse weiche Art, die sich doch etwas zu leicht abschrecken läßt, bewahrt vor gar zu glänzender Idealisirung, Matteo mit einer Sicherheit durchgeführt, die wir um so mehr bewundert haben, je leichter hier die Verfasserin scheitern konnte. Von den Nebenfiguren sind besonders diejenigen glücklich herausgekommen, die mit der Vorgeschichte in Verbindung stehen: Franzeska und ihr Vater in erster Linie, in zweiter der alte Fischer Paulsen, Annie's Liebhaber. Weniger glücklich sind diejenigen, die keinen Bezug zur Vorgeschichte haben; Helenens Großmutter und Richard's Vater sind gar zu farblos gerathen, und es wäre leicht gewesen, ihnen durch einige Pinselstriche Leben zu verleihen, wie das sehr gut gelungen bei Helenens junger Freundin. Auch aus Anselmo, dem alten Diener Franceska's, hätte sich mit geringer Mühe eine sehr hübsche Figur, etwa in der Art von Sir Walter Scott's Caleb Balderstone, dem alten Knecht des Ravenswood in der Braut von Lammermoor, machen lassen. Was wir überhaupt noch an diesem wohlgelungenen Romane vermissen, ist eine gleichmäßigere Vertheilung der Farben, des Lichtes und der Schatten, und auch in dieser Beziehung steht Sir Walter Scott noch immer als ein selten erreichtes Muster da. Wir hoffen, nach diesem Romane, der Verfasserin noch öfter auf unsern kritischen Wegen zu

begegnen, und bis dahin wünschen wir ihr aufrichtig Glück zu den bisher errungenen Lorbeeren.

Bei aller Galanterie können wir ein Gleiches nicht einer zweiten pseudonymen Dame wünschen, welche unter dem Namen Amara George schreibt. Ihr neuestes Werk: „Vor Tagesanbruch“ (Frankfurt 1859, Meidinger) enthält, wie die früheren Schriften, mancherlei, was von einer gar nicht unbedeutenden Begabung zeugt, verräth aber auch wiederum einen solchen Mangel an Selbstkritik, daß sich der Leser unmuthig abwenden muß. Den Novellen, meist schon sehr gewagt im Vorwurf, fehlt es an der gehörigen Durchdringung des Gedankens; sie sind im Abschluß fast alle verfehlt. Die Lieder sind besser, aber freilich auch oft sehr unfertig, doch liegt die Kraft des Talentes ganz entschieden auch auf der lyrischen Seite. Für die Erzählung fehlt es besonders an der nöthigen Ruhe, und an dieser wird es der Verfasserin, verstehen wir sonst etwas von der Sache, wahrscheinlich immer fehlen.

Viel bedeutender ist der Frederike Bremer, die mit Fug und Recht trotz ihrer scandinavischen Geburt zu den deutschen Schriftstellerinnen gezählt wird, neuestes Buch: „Vater und Tochter.“ Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben. (Leipzig 1859, Brockhaus), zwei Theile. Aus der Vorrede erfahren wir, daß die Verfasserin, auf einer Reise nach dem Orient begriffen, dieses Buch in Rom geschrieben hat. Sie hat die Absicht, das sittliche Band zu feiern, das Vater und Tochter verbindet; die Tochter soll ihre eigenen Wünsche verstummen lassen, auf das Glück, selbst Mutter einer Familie zu werden, verzichten, um am Vater die Kindespflicht im weitesten Umfange erfüllen zu können. Gewiß ist der Gedanke groß und schön, und die Dichterin hat in ihrer bekannten und lange schon beliebten Weise uns das Bild eines solchen Verhältnisses von Vater und Tochter zu geben versucht; leider hat sie uns dieses Verhältniß nicht, wie es der Dichtung Pflicht ist, in seiner sittlichen idealen Schönheit gezeigt, sondern in einer traurigen realistischen Verkrüppelung. Ein Weib, das seine höchste Bestimmung, Mutter zu werden, freiwillig aufgiebt, um dem Vater gegenüber als Tochter ihre ernste Pflicht zu erfüllen, muß in dieser Pflicht eine Befriedigung finden, die es hinaushebt über den Schmerz der verfehlten oder versagten höchsten Bestimmung. So mußte uns Frederike Bremer die Tochter zeigen, sie gab uns dafür ein bei der edelsten Pflichterfüllung unglückliches Weib. Leider mag das im Leben oft eine Wahrheit sein, aber eben darum hat die Poesie erst recht die Pflicht, die andere Seite hervorzuheben.

Weil wir denn grade bei den schriftstellernden Frauen sind, wollen wir, mehr der Vollständigkeit wegen, als sonst aus einem andern Grunde, noch das neueste Werk von Luise Mühlbach nennen: Die letzten Lebenstage Katharina's II., historische Novelle. Wer die bekannte Manier der vielgelesenen Schriftstellerin kennt, weiß ganz genau, daß er trotz des Titels weder etwas Historisches noch eine Novelle bekommt, sondern irgend eine sehr wohlfeile Liebesgeschichte, wohl oder übel verknüpft mit flüchtigen und ganz ohne Kritik gemachten Auszügen aus Memoiren oder ähnlichen Werken, die allenfalls ein Vehse, aber sonst keiner mehr, als Quellen betrachtet. So ist denn das Bild einer Katharina entstanden, das unter andern Verhältnissen einer komischen Wirkung sicher sein könnte. Ebenso ähnlich sind auch die andern Figuren. Und über fast alle diese von der Mühlbach völlig mißgeschaffenen Männer giebt es so viele Quellenwerke, die jetzt so leicht zugänglich sind,

daß es beinahe unmöglich ist, sie nicht zu benutzen, aber sie sind wirklich nicht benutzt. Das ist's, was uns an dieser sogenannten historischen Novelle einzig und allein merkwürdig vorgekommen ist.

Das sind vier schriftstellernde Frauen, — welcher Abstand aber zwischen Sophie Verena und Luise Mühlbach! und dennoch war ursprünglich das Talent der Einen nicht unter dem Talente der Andern. Es ist schlimm, sehr schlimm, wenn ein Mann schreibt, um Geld zu verdienen; thut es aber die Frau, so ist's unerträglich, denn sie wird bald nur noch und ausschließlich noch schreiben, um Geld zu verdienen, so aber ist's mit Luise Mühlbach gegangen!

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

Im Juli.

(Unerquicklich und heiß; Baron Koller und Marquis Moustier; die Familie Moustier; Landwehr; Wrangel; Mittel gegen die Hitze und ihre Unzulänglichkeit.)

Unerquicklich im höchsten Grade ist die politische Situation, und die grausame Hitze, die über den steinernen Kästen der Preußischen Hauptstadt brütet, trägt nicht wenig dazu bei, den Unmuth zu steigern, mit welchem die Menschheit hier an einander vorüber geht. Der leidige Frieden von Villafranca sitzt den Leuten schwer, wie ein Alp auf der Seele, selbst Denen, die ihn laut beloben und den »Befreier Italiens« um seiner Mäßigung willen bewundern. In Oestreich hat man entschieden das Gefühl, einen Fehler gemacht zu haben, darum der Eifer, mit dem man Preußen vor allen Dingen verantwortlich machen will für denselben; da man nun hier auch kein ganz heiles Gewissen hat, so bedient man sich denn gegenseitig mit Beschuldigungen aller Art, was einen jämmerlichen Eindruck macht. Nach und nach verschwinden auch die Diplomaten und ihr Anhang, die durch den Krieg bis jetzt hier zusammengehalten wurden; Baron von Budberg hat sich in das Saal- und Soolbad Kösen begeben, der sardinische Gesandte trinkt in Schlesien »warm« nach, der Marquis de Moustier und Baron von Koller, die Vertreter Frankreichs und Oestreichs, führen im Park zu Schulzendorf, einem übrigens sehr bescheidenen Theater, den Frieden zu Villafranca auf, oder vielmehr einen bessern, als zu Villafranca, denn die beiden Herren schätzen sich gegenseitig und haben ihre durch den Krieg so grausam unterbrochenen freundschaftlichen Beziehungen sofort mit regem Eifer wieder aufgenommen. Baron August Koller ist unvermählt, Marquis Lionel von Moustier aber hat eine Dame aus dem großen Hause Merode zur Gemahlin, die Gräfin Fanny Merode, durch welche er mit dem neapolitanischen Fürsten dal Pozzo della Cisterna, dem souveränen Fürsten Carl Honorius von Monaco und dem Prinzen Anton Franz von Arenberg verschwägert ist. Rechnet man dazu die ganze Verwandtschaft der Merode, deren gleichnamiges Stammhaus bekanntlich bei Düren in der Rheinprovinz liegt, so kann man kaum einen Diplomaten finden, der so weitreichende ver-

wandtschaftliche Beziehungen, wie der Marquis de Moustier hat. Die Familie Moustier gehört nach Franche-Comté, ihr Wappen zeigt im rothen Feld einen silbernen Sparren, der von drei goldenen Adlern begleitet ist; sie ist von einer gleichnamigen bretagnischen Familie wohl zu unterscheiden, die drei silberne Sparren im blauen Feld im Wappen führt. Uebrigens ist der Name der Marquis de Moustier in Berlin kein fremder, der Großvater des Gesandten befand sich als Emigrant längere Zeit hier, und interessant ist es, daß der langjährige Gesandte Napoleons an unserm Königl. Hofe, Lefort (derselbe, der sich auch 1806 hier befand), mütterlicherseits der Großvater des Marquis de Moustier ist.

In der Armee sollen wesentliche Veränderungen beabsichtigt werden, die sich auf die Landwehr beziehen, doch hört man noch nichts Näheres, obgleich man allgemein gespannt ist, denn daß Veränderungen nothwendig sind, das hat die Mobilmachung ganz klar gemacht. Feldmarschall Wrangel soll es trotz seines hohen Alters sehr bitter empfinden, daß der Frieden von Villafranca ihn um sein Kommando gebracht, der wackere Degen war nämlich schon zum Ober-Befehlshaber des preußischen Heeres am Rhein ernannt worden. Wie der heiße Sommer des Jahres 1857 zu Vereinen führte, welche sich die größeste Mühe geben, für billiges Geld den Staub in den Straßen Berlin's durch Besprengung mit Wasser zu löschen, so hat die Hitze dieses Jahres ein Unternehmen in's Leben gerufen, das sich's angelegen sein läßt, den Durst der Berliner durch Mineralwasser (Selterser u. s. w.) zu löschen, auch für billiges Geld. Man sieht an verschiedenen Plätzen kleine elegante hölzerne Häuser, in welchen Jedem, der Belieben trägt, der Durst gelöscht wird. Die Sache ist ganz gut und findet jetzt, wo sie neu ist, auch vielen Beifall, und doch möchten wir der Speculation keine glänzenden Resultate versprechen, denn Berlin ist reich an gutem Brunnenwasser und der Berliner giebt doch noch lieber gar kein Geld aus als wenig. Als Mittel gegen die Hitze haben wir nun seit wenigen Jahren öffentliche Springbrunnen, (klein aber niedlich, sagt der Berliner) Straßenbesprengung und öffentliche Trinkanstalten, und dennoch nimmt die Hitze nicht ab, sondern zu; der Grund davon ist die zunehmende Größe der Stadt, der Mangel an Bäumen in ihr und die Ausrodung des Waldes in der Umgegend. Die Ausrodung des Waldes, die klugen Menschen nennen's »in Cultur nehmen«, ist der Fluch so vieler Gegenden, mit dem Walde hören auch die alten ehrlichen Regen, die zwar langsam aber ganz sicher durch und durch kamen, ganz auf, und wir haben nur noch entweder fabelhafte Dürre oder wolkenbruchartige Güsse, die lange nicht so tief eindringen und überdem meist noch von Zerstörungen aller Art begleitet sind.

Aus Thüringen.

Im Juli.

Die politische Stimmung; die Bäder; der Proceß der Kirchenpatrone.

Unser Himmel hier ist nicht gerade rosenfaben; obwohl die Landleute im Ganzen zu Opfern, auch zu größeren, immer bereit sind, und die jungen Leute willig von dannen gezogen sind, ist doch ein Enthusiasmus oder auch nur echter Patriotismus sehr selten; man thut eben, was man muß. Anfangs war

noch größere Aengstlichkeit bei den Leuten, besonders bei den älteren. Die Schlußfolge war sehr einfach: der Franzose ist wieder los, folglich muß er auch herkommen. So fest sitzt die Meinung, daß aller politische Staub hier ausgeklopft werden muß; und nun erwachten all die alten Erinnerungen an die Plünderung von 1806 und die schweren Jahre hinterher. Nach und nach wurde man wieder sicherer und wollte nur etwas sehen, wofür die vielen Ausgaben gemacht und so viele Familien brodlos werden. In den Städten war man zum Theil sehr entschieden gegen jeden Krieg und gönnte den armen Oestreichern jede Schmach und Niederlage; aus verschiedenen Gründen erklärlich, bei dem rein demokratischen Bürgerstande wie bei den liberalen Beamten. Sympathien wie in Sachsen und Baiern fand Oestreich hier nirgends. Das ist der deutsche Jammer! Freilich waren da auch keine Sympathien für Frankreich, die sind erst entstanden, seit der Frieden geschlossen ist. Man kann die Kurzsichtigkeit dieser sich stets so weise in politicis dünkenden Menschen beklagen, aber man muß es nicht verschweigen, es ist eine Thatsache, daß in unsern Städten Louis Napoleon sich eine Reputation geschaffen hat durch diesen Frieden. Es versteht sich, daß es auch hier rühmliche Ausnahmen giebt. Die thüringischen Bäder sind heuer nicht so besucht wie in den letzten Jahren; wohl wird darüber geklagt, aber das ist doch nur der Anfang, denn die thüringischen Bäder haben, nur wenige ausgenommen, keine Zukunft, es sind reine Speculationen auf die Reisewuth und den Bade-Luxus der letzten Jahre. Jeder Ort wollte plötzlich eine Badestadt werden, viele haben's erreicht, aber wahrlich nicht zu ihrem wahren Vortheil. Es hat sich viel Schmutz aus den Großstädten in unsern kleinen freundlichen Orten abgesetzt, aber die Großstädte sind nicht reiner dadurch geworden. Die Ernte wird gut, wenn man auch über die Dürre klagen hört. Um innere Politik kümmert sich zur Zeit Niemand, in den höheren Kreisen wird der Proceß der acht Kirchenpatrone lebhaft besprochen, es versteht sich, daß die Sympathien für die Kirchenpatrone sind, nur hatte das ganze Ansehen der Sache von vornherein dadurch einen Stoß bekommen, daß von den acht drei ihre Unterschrift zurückzogen. Das wird jetzt um so mehr beklagt, als es zu dem häßlichen Nachspiel, dem Gezänk in den Zeitungen über den vom Ober-Staatsanwalt Schwarck gebrauchten Ausdruck geführt hat. Man meint hier, die drei Kirchenpatrone, welche ihre Unterschrift zurückzogen, hätten dieselbe unter allen Umständen aufrecht erhalten müssen.

Vermischtes.

[Ein Mittel gegen das Rabenzeug.] Unter dem allgemeinen Namen Raben begreift man auf dem Lande gemeiniglich eine Menge verschiedener Arten dieser Gattung, welche sich durch Form und Gefieder von einander unterscheiden, und entweder bleibend an einem Orte sind, oder nur vorübergehend sich blicken lassen. Fast alle diese Vögel richten in den frisch gesäeten Feldern beträchtlichen Schaden an; sie lassen sich zu Hunderten darauf nieder, fliegen bei der ersten Störung davon, kommen aber sofort wieder, wenn die vermeintliche oder wirkliche Gefahr vorüber ist. Wenn die Fläche

groß ist, trotzen sie dem Wächter, selbst wenn derselbe mit Schießgewehr bewaffnet ist, indem sie sich dann immer auf dem entferntesten Punkte des Feldes aufhalten. Der arme Teufel kann also das Feld durchlaufen so oft er will, er wird den geflügelten Räubern niemals viel anhaben können. Er kann sie weder zum Schuß bringen, noch sonst verjagen, denn wenn er an einem Punkte des Feldes sich befindet, sind die Raben gewiß immer am andern.

Obgleich nun der Rabe den ausgesäeten Erbsen, Bohnen, Mais, Wicken, ja selbst dem Getreide empfindlichen Schaden zufügt, verdient er doch weder die allgemeine Verwerfung, noch daß man Krieg auf Leben und Tod mit ihm führe, wie es viele Landwirthe thun. Die Dienste, welche der Rabe den Feldern leistet, wiegen den angerichteten Schaden reichlich auf. Abgesehen davon, daß er den im Wachsthum begriffenen Pflanzen niemals etwas thut, ist er auch der größte Vertilger von Insecten, Larven, Würmern, und die Zahl der Feldmäuse, welche er ausgräbt und verschlingt, ist sehr beträchtlich. Ohne die Raben wären viel Feldmarken der Vernichtung Preis gegeben.

Es müßte also ein Mittel gefunden werden, welches die frisch besäeten Felder gegen die Gefräßigkeit der Raben schützt, ohne doch die ganze Gattung auszurotten, da eine Ausrottung des Rabenzeugs ein größeres Uebel herbeiführen würde, als das, welches man zu heben wünsche. Wie sollte man alsdann die Anzahl schädlicher Insecten und Thierchen vernichten, die uns ihrer großen Verschiedenheit und Kleinheit wegen entschlüpfen? Ein solches Mittel scheint nun ein französischer Landwirth im Departement der Yonne gefunden zu haben. Nachdem er es mehrere Jahre hindurch mit Erfolg angewendet, hat er sich endlich entschlossen, es zu publiciren.

Es besteht aber einfach in Folgendem: Man muß in den bedrohten Feldern (die, welche an einem Waldesrand gelegen sind, sind bekanntlich stets am meisten bedroht), Pfähle von der Höhe eines Mètres oder eines Mètre und zwanzig Centimètres aufpflanzen, und von einem Pfahl zum andern Schnüre ziehen, die man am besten aus zwei oder drei Fäden grober weißer Baumwolle zusammensetzt. Die Pfähle müssen 8—15 Mètres von einander entfernt sein; es ist auch nicht einmal nöthig, daß sie alle mit einander verbunden sind. Man muß nur Sorge tragen, daß die leeren Zwischenräume nicht zu groß werden, und die weißen Schnüre so befestigen, daß ein loses Endchen an jedem Pfahl bleibt, welches beim geringsten Luftzug im Winde flattert.

Wenn diese Operation am Abend vorgenommen worden ist, nachdem die Raben das Feld verlassen, so sieht man sie am andern Morgen unruhig das geschützte Feld umkreisen, oder es stundenlang betrachten, ohne daß sie es wagen, durch die leeren Räume hindurchzuschlüpfen. Endlich, aus Furcht in eine Falle zu gerathen, machen sie sich davon, wenn der Hunger zu groß wird, und suchen anderswo ihre Nahrung. Dieses Verfahren ist weder umständlich noch kostspielig. Einige Holzstäbe und ein Paar Knäuel Baumwolle, welches zusammen noch nicht 5 Franken kostet, genügen, um eine Hectare besäeten Landes vollkommen gegen die Raben zu schützen, wenn das von Herrn Boulard-Moreau bezeichnete und versuchte Mittel wirklich so probat ist, wie er in einer pariser Zeitung versichert.

Preußische Briefe.

I.

. . . Die Ruhe des Landlebens giebt einen geeigneteren Standpunkt für eine umfassende und gerechte Beurtheilung der viel durcheinander geflochtenen Verhältnisse des politischen und gesellschaftlichen Lebens einer Nation und Europa's überhaupt. Der Aufenthalt in der Stadt macht zerstreut, hindert den Geist an dem festen und stetigen Beziehen der tausend Einzelheiten, die da werden und die da vergehen, auf einen bestimmten inneren Punkt, macht parteiisch und parteilich, nämlich einseitig und dabei wechselvoll in der Vorliebe für diese oder jene Einseitigkeit, überreizt und überhitzt die Denk- und Willenskraft, enthebt vor Allem nur zu oft den Staatsmann der geordneten Unterlage seines eigenen kleinen Lebens, dem ältesten heiligen Gesetze des wirklich ersprießlichen Mannesdaseins, einer gesunden Familienexistenz, und macht ihn damit unempfindlicher gegen diejenigen Eindrücke, welche auch das Denken und Wollen der großen Geister erst zu einem fruchtbaren und segensreichen gemacht haben. Denn auch der Staatsmann und der erstaunlichste public character ist zuerst Mensch, und wie man, mit der Wahrheit spielend, gesagt hat, daß die Kinderstuben-Beschäftigungen Heinrich des Vierten auf seinen seligen Traum von der friedlichen christlichen Völkerrepublik von bestimmendstem Einfluß waren, so ist es sicherlich richtig, daß erst dort, wo dem Manne in Familie, Hausandacht und in der folgerechten Anordnung seiner nächstliegenden kleinen Beziehungen eine würdige und erquickliche Stellung und Beschäftigung geworden ist, das höhere Amt des Mannes, sei es ein politisches, sei es ein rein wirthschaftliches, sei es endlich das kirchliche, eine sichere Grundlage und seine allein richtigen Vorbedingungen erhielt.

Unsere alten deutschen Könige herrschten darum nicht ohne Grund so gern von ihren stillen Felsenschlössern herab, aus dem Schooße ihrer Familien, und das fränkische Stillleben unserer ersten Hohenzollern hatte seine tiefe und segensreiche Bedeutung für die langsam auflebenden Marken; Königswusterhausen gewinnt einen wahrhaft historischen Namen bei der Erinnerung, was es, indem es Friedrich Wilhelm, dem großen Organisateur, Ruhe gewährte, für Preußen ward, und ich verwahre

unter den mir am theuersten Papieren Ordres und Gesetze, die den Namen unseres allergnädigsten Herrn de dato Sanssouci tragen.

Was von den Fürsten, gilt von ihren ersten Dienern; ein Minister ohne bequem gelegenen und schnell erreichbaren Landsitz hatte für mein Gefühl stets etwas — Peinigendes, ich kann es nicht anders ausdrücken; er erschien mir immer wie ein Mann, dem etwas fehlt und der es selbst fühlt, daß ihm etwas fehlt, als ein Mann ohne Schatten und Hintergrund.

Und es ist ja nicht bloß die Ruhe und Einsamkeit, welche dem auf dem Lande Lebenden den Blick abklärt; es ist auch nicht bloß die gleichmäßige Stimmung, die der Aufenthalt in der frohen Natur allen seinen Kräften giebt, und endlich nicht bloß die richtige Beeinflussung des Mannes durch seine Betheiligung an der Familie und an der Gemeinde, die dem Staatsmanne erst wieder die rechte Weisheit und die rechte Einfachheit und Schlichtheit des Wesens giebt, — das Alles ist es ja nicht blos, was den zeitweiligen Rückzug aufs Land und eine zeitweilige ländliche Geistesdiät dem Staatsmanne empfiehlt, sondern noch ein Anderes, das erst aus diesem Allen folgt.

Das Landleben weckt und schärft in zwiefacher Weise den wirklich staatsmännischen Sinn: einmal durch seine Natur, dann durch den Charakter seiner gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse.

Die Natur: Ewige Gesetze Gottes treten in ihr klarer, als der Städter es ahnt, dem Landmann entgegen; da ist die unabänderliche Folge der Saat und der Ernte, der Blüthe und Frucht, da ist im tausendfältigen Wechsel die Einheit und die Hand, welche diese Einheit trägt, zu schauen; da schwindet die ehrfürchtige Angst vor der Willkür, welche den Willen so manches hochbegabten Staatsmannes lähmt und selbst Könige schon hat vor dem Gebrüll des Pöbels für immer über die Gränzen ihres Reichs fliehen lassen. Guizot und Louis Philipp wußten nichts von der Schule des Landlebens, und mit Bedauern las ich noch neulich in den Memoiren des armen Minister-Professors, den Sie jüngst nicht mit Unrecht einnn protestantischen Radowitz nannten, daß seine Erholung es war, im heißen Salon nach Schluß des Conseils eine halbe Nacht, sei es mit Perier, sei es mit einem späteren Collegen, Whist zu spielen. Und dann am Morgen wieder das brausende, willkürlich bewegte Paris mit seinem Regen oder seinem Staub, ohne rechten Himmel, ohne rechten Baumschatten, ohne rauschende Felder und ohne duftende Wiesen und ohne die regelmäßige Arbeit der Natur und des Ackerers!.. Und so alle Tage!!.. Das Leben der Natur, wo man wirklich in dasselbe hineinschauen kann, erweckt den Sinn für einfache Großartigkeit, für eine Betrachtnng der Erscheinungen und Ereignisse aus dem Vollen und Großen, für die Umfassung und Bewältigung des Details, es schärft den dem Staatsmann so nothwendigen Blick auf die drei geistigen Grunddimensionen jeder noch so ver-

wickelten Bewegung oder Begebenheit; es giebt ihm Vertrauen zu seinem Sinn und Blick. —

Die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse des flachen Landes: Die Gemeinde mit ihren beiden Mittelpunkten, der Kirche und dem Edelhof, mit der reichen Fülle ihrer geborenen Gewalten im kleinsten Raum, mit der Macht ihres Herkommens und ihrer Sitte, mit ihrer strengen „öffentlichen Meinung", wie ich immerhin den oft nur durch Blicke und Abwendung verkündeten Wahrspruch der Bauern gegen Diesen oder gegen Jenen nennen will, — sie zeigt einen einfachsten Grundriß des Staates, aber keinen todten, wie ihn das Lehrbuch bietet und das System oft willkürlich gestaltet hat, sondern sie zeigt ihn als eine lebendige Offenbarung der menschlichen Anlagen und der göttlichen Hülfe und Förderung, unseren Anlagen und unseren Schwachheiten gegenüber.

Der Absolutismus wird freilich in der ländlichen Gemeinde ebensowenig den Grundriß des ihm convenirenden Staates finden, als der in ewiger Neugestaltnng allein befriedigte Demokratismus, und wenn auch jener Philosoph wenig Umstände machte, da er sagte, der Constitutionalismus — welch ein abscheuliches Wort! — stamme aus den Urwäldern Germaniens, also aus einer eben so einfachen Verfassung, als sie heut noch an den steigenden Ufern der Weser und kaum anders an der Persante und an der Aller und Auger besteht, so ist doch zuzugestehen, daß das Urbild eines altschweizerischen Gemeinwesens hier ebensogut gefunden wird, wie das Spiegelbild einer wirklich freien und aller Willkür verschlossenen Monarchie. Ja man mag in ihr nicht ohne Erfolg nach andeutenden Zügen suchen, welche die englische Verfassung reich und weit ausgeführt hat. Zuerst die Festigkeit, Heiligkeit und Herrschaft der Familie, der der Einzelne sich nöthigenfalls opfern muß. Der zweite und dritte Sohn des Edelmanns geht in die Armee, der zweite und dritte des bäuerlichen Besitzers dient, muß es sein, auch auswärts, als Knecht. So erhält sich der Heerd und seine heilige Flamme. Neben der Familie das Recht in der und auf die Gemeinde, in dem sich die politische Freiheit auf ihrer niedersten, zugleich aber bedeutsamsten Stufe, zeigt. Diese Freiheit, dies Recht ist ein viel umworbenes, herb zurückgehaltenes Ding; die sie haben, theilen sie nicht gern; im bescheidensten Kleide — muß der Bewerber hier dennoch einen wirklichen Knappendienst um sie thun; aber nur das, was so erworben ist, hält sich und bewahrt sich. In der Entfaltung der mittelalterlichen deutschen Städteverfassung wiederholt sich dasselbe; mühevoll und langsam drängte der Einzelne oder der einzelne Stand sich in den Ring der Rechtsgenossen, aber darum blieb dieser Ring auch stets so straff, während er in den französischen Städten, wo die Könige Rechte octroyirten und „Privilegien der Freiheit" gaben, schnell zum dünnen, elastischen und sich aufräufelnden Faden wurde. Die ländliche Gemeinde giebt dabei dem, dem sie Theilnahme an ihren Rechten gewährt, kein Ueberrecht: er findet eine

alte umschriebene Verfassung vor, natürlichste Autoritäten, gegründet auf die Vorzüge ihres Besitzes, ihrer Arbeit und eines festen Herkommens, er findet neben diesen sittlichen Bedingungen natürliche, die mit jenen sittlichen auf das Engste verwachsen sind, in den Verhältnissen des Landes selbst: Wald, Wiese, Fluß, Ackergrund bedingten den Ursprung, den Wuchs, sie bedingen auch diese einfache und doch weise Verfassung der Gemeinde. Man ist jetzt eifrig bemüht, diese ihre historischen Grundlinien zu verwischen: mit Angst förmlich müht man sich, auszulöschen und auszuebnen, damit ein kommendes Geschlecht vielleicht selbst nicht mehr an der Lage der Gehöfte und der Grundmauern erkennen möge, wie bei uns im Osten vom Edelhof aus die Kirche und von beiden aus das Dorf geschaffen ward, müht man sich in einzelnen Fabrik-Distrikten des Westens, die Bauernherrlichkeit, welche die freien, manchmal ritterlichen Gutshöfe um die dann außerhalb eines Dorfverbandes liegende Kirche gegründet hatte, unsichtbar zu machen.

So weit sich Staatsmänner daran betheiligen, können sie auf dem Lande, umgeben von einer freien und zuchtvollen Gemeinde, nicht groß geworden sein, müssen sie den ersten Eindruck vom Grundriß des Staates in einer verwirrten Stadt, wo nur den Menschen noch die Nummern fehlen, die die Häuser schon tragen, aus einem Buche empfangen haben. Auf sie können nimmer die elementaren Verhältnisse, aus denen doch alle Staaten der Welt emporgewachsen sind, und aus denen dieselben doch also auch heut zu verstehen sind, eingewirkt haben, sie kennen vom Staate nichts, als seine Rinde und seine Zweige.

Solch einem Manne, ursprünglich an Handel und Fabrik betheiligt, begegnete ich einst und war erfreut, als er mir die Frage vorlegte, warum doch die Fabriken, welche auf dem flachen Lande angelegt wurden, besser gediehen und mehr Zutrauen des Gewerbtreibenden erweckten, als die städtischen?

Ich konnte die in dieser Frage liegende Behauptung in dem Umfang, in dem sie gestellt war, nicht anerkennen und erwiderte, nur von einer Art der Fabriken könnte ich dies anerkennen, und bald ergab es sich auch, daß jener nachdenkliche Mann eigentlich nur an eine ganz bestimmte ihn nahe interessirende Fabrikanlage gedacht hatte, die unter merkwürdig günstigen Verhältnissen, zunächst nur in kleinem und beschränkten Umfange, im Anhang zu einer Landgemeinde angelegt war, welche in recht guter Verfassung bestand, aber bisher ihre kärgliche Einkunft von Acker und Wiese durch die Früchte einer ihr inzwischen verloren gegangenen Betriebsamkeit ergänzt hatte. Sie hätte verkommen müssen, aber das Hauptglied und der stillschweigende Herr der Gemeinde hatte indessen sich zu dieser Fabrikanlage entschlossen, bei der sich nun die Gemeinde betheiligte, in die neue Arbeit mit ihren alten Ordnungen und ohne vom Akkerbau zu lassen, eintretend. Jetzt konnte ich den Städter auf den Punkt hinweisen, in dem das segensreiche Geheimniß steckt. Er zeigte sich später als ein entschiedener Gegner der stadt- und landvermischenden rheinischen Gemeindeordnung.

Die Canning'sche Tory-Schule.

Georg Canning und seine Zeit. Von Augustus Granville Stapleton. London: J. W. Parker und Sohn.

Wenn man die Parlamentsstraße herabgegangen und über den weiten Platz geschritten ist, zu dessen Linken die Parlamentsbrücke über die belebte Themse führt, dann sieht man sich zu beiden Seiten von den colossalsten und ehrwürdigsten Gebäuden Londons, ja Englands umgeben. Auch die Pracht der Tuilerien und des Louvre verschwindet gegen ihnen; aus jedem Steine redet hier Größe und Kühnheit und die Geschichte eines Volkes fast ohne Gleichen. Hier rechts Westminsterhall und die Thürme, Giebel und Thorhallen des Parlamentsgebäudes, links im Hintergrunde Westminster-Abbey mit ihrer uns gerade entgegengerückten unglaublich schönen und edlen Heinrichs-Kapelle, dunkelgrau und verwittert; es ist die Kirche, in der die drei Throne des Königreichs stehen, auch der schottische Holzstuhl, unter dem der geheimnißvolle dicke Feldstein liegt, auf dem Der, welcher den Schotten gebieten will, gekrönt sein muß. Die ganze Geschichte Englands drängt sich um diese Stätte zusammen: dort die Halle, wo William der Eroberer Recht sprach, hier die Kirche, wo die Helden, Denker und Dichter von ganz England in Stein verkörpert ragen, dort endlich das Parlament, das von Aufgang bis zum Niedergang der Sonne herrscht und für Europäer, Asiaten, Amerikaner, Australier Gesetze giebt.

Und in die Mitte dieser seltsam feierlichen Bühne stellte das englische Volk die erzene Statue eines seiner Lieblinge, eines der für die Welt und die neue Entwickelung derselben verhängnißvollsten Staatsmänner, Georg Cannings.

Er war es, der durch einen tiefen Schnitt das letzte Band, das England an die heilige Allianz fesselte, zerschnitt, und wer die englische Staatsweisheit von heut verstehen will, der wird diesem Canning in's Auge gesehen haben müssen, dem stolzen Tory, dem Sohne der Schauspielerin, dem Gründer einer gräflichen Dynastie, welche in seinem Sohne bereits über ganz Indien geherrscht hat.

Für Canning's Biographie findet sich nach und nach immer mehr Material vor. In den Papieren des Herzogs von Buckingham war ein Reichthum von Details über ihn vorhanden, und ein gewandter Schriftsteller kann sich nun wohl daran machen, das Leben dieses glänzenden Redners zusammenzustellen und herauszugeben. Robert Bell's Buch über Canning ist lesbar und enthält viel Belehrendes, zugleich aber auch manche Ungerechtigkeit gegen Lord Castlereagh's Charakter und Fähigkeiten, der amerikanische Diplomat Rush hat interessante Einzeln-

heiten von Canning veröffentlicht, ebenso Wilberforce und Walter Scott. Ueber seine Kindheit und Jugendjahre fehlten bisher die Details.

Newton's „Erinnerungen an Canning" handeln hauptsächlich von seinem Aufenthalt in Oxford, und der darin enthaltene Brief, in welchem Canning seine Verehrung des Ehrgeizes ausspricht, ist schlagend, weil er der unmittelbare Erguß seines jugendlichen Herzens ist. Chateaubriand's Memoiren enthalten auch viel Schätzenswerthes über Canning. Das sorgfältig ausgeführte Portrait, welches Mackintosh von ihm entworfen, ist zu sehr geschmeichelt. Lord Brougham's Skizze von Canning ist zwar keine vollständige Schätzung seiner als Staatsmann, aber werthvoll als kritisches Zeugniß seiner Rednergewalt. Die Biographie, welche Therry's Ausgabe seiner Reden vorangeht, ist sehr genau, und nun kommt schließlich Stapleton mit seinem Beitrag zur Canning-Literatur.

So interessant das Buch ist, müssen wir doch aufrichtig gestehen, daß wir uns von Mr. Stapleton's Band mehr versprochen haben. Wir hofften dadurch noch eine nähere Einsicht in den Charakter des Mannes zu gewinnen. Ein interessanterer biographischer Gegenstand als Georg Canning läßt sich kaum denken. Wir sind darum froh, diesen Band vor uns zu haben, und sein Verfasser entwaffnet jede Kritik durch folgende Worte: „Ich beabsichtigte nicht in diesem Buche, eine ausführliche Biographie Georg Canning's zu liefern. Es ist nur zur Ergänzung und Erläuterung Anderer geschrieben, und mag als Beitrag und Aushülfe für fernere Biographen willkommen sein."

Nachdem Stapleton das Memoir, welches Therry's Herausgabe seiner Reden vorangeht, nach seinem richtigen Werthe geschätzt, geht er sogleich zur öffentlichen Carrière Canning's über, nachdem derselbe Oxford verlassen, indem er dabei bemerkt: „Es sei überflüssig, in Bezug auf seine Jugendjahre noch etwas zu sagen, da sein Schul- und Universitätsleben zu gut bekannt sei." Von dieser letzten Ansicht weichen wir entschieden ab. Es ist wohl wahr, daß in verschiedenen Werken Vieles über den frühesten Abschnitt in Canning's Leben veröffentlicht ist, dennoch ist dem lesenden Publikum noch nichts darüber in einer zugänglichen Form geboten worden, und einige Facta in Canning's persönlichem Leben sind noch Gegenstand der grellsten Widersprüche geblieben, wie jeder Besucher eines guten Londoner Clubs wissen kann. Die Erzählungen seiner Geburt und Abstammung sind sehr abweichend, und der seltsame Umstand, daß der Vater im Elend sterben durfte, während der Sohn sorgfältig erzogen und nach Eton geschickt wurde, ist ebenfalls nicht aufgeklärt. In den Jahren 1809 und 1810 war der Parteigeist im Parlamente sehr bedeutend, und die Debatten stets durch Persönlichkeiten vergiftet. Ein Whig oder Oppositionsmann in jenen Tagen, er lebt heute noch, äußerte sich damals sehr streng über einige scandalöse Hofgeschichten, und spielte bitter auf das Privatleben des Herzogs von York an, welches die allbekannte Mrs. Clarke ausführlich erzählt hat. Auf diesen noblen Op-

positionsmann hielt Canning eine sarcastische Rede, und schlug denselben mit dem Factum, daß des edlen Lords eigene Familie nur dadurch zu Ansehen und Macht gekommen, weil eins seiner weiblichen Mitglieder die Geliebte Georg's II. gewesen sei. Diese beleidigende Persönlichkeit von Canning's Seite rief eine allgemeine, gerechte Indignation hervor, und manche harte Dinge wurden öffentlich ausgesprochen über sein eigenes Emporkommen. „Der ehrenwerthe Gentleman,“ sagte ein Whigführer im Unterhause, „sollte doch ein wenig nachsichtiger sein, da er sich selbst einer so glorreichen Abstammung erfreut.“ In der nächsten Nummer von „Cobbet's Register“ (Cobbet stand damals im Glanzpunkte seiner Thätigkeit) befand sich ein heftiger Angriff auf Canning, in Form eines Artikels, der scheinbar den Whig-Oppositionsmann tadelte, Canning's hohe Geburt verhöhnt zu haben. „In der That,“ fährt Cobbet fort, „habe ich immer gehört, daß Mr. Canning auf das edle Blut seiner Vorfahren stolz sein darf. Ich weiß, daß des ehrenwerthen Gentleman Familie eine der ausgezeichnetsten ist u. s. w.“ Cobbet spielt damit auf die vielfach erzählte Geschichte an, daß Canning der Sohn des fünften Hrzogs von Devonshire, des Gemahls der bezaubernden Herzogin Georgiana, sei. Wir konnten die ursprünglichen Verbreiter dieser Fabel nicht entdecken, und vermögen auch keinen Grund aufzufinden, weshalb wir sie glauben sollten. Wir sehen im Gegentheil nicht ein, warum wir bezweifeln sollten, daß Georg Canning der Sohn des unglücklichen irischen Gelehrten gewesen sei, der eine arme irländische Schönheit heirathete. Auch konnten wir niemals den Grad der Verwandtschaft zwischen Sheridan und Canning nachweisen. Daß Sheridan schon ein frühes Interesse an dem Letzteren nahm, noch vor dessen Eintritt in das Unterhaus, steht fest, aber das Motiv ihrer Verbindung ist nicht klar. Der Rückblick auf Canning's Carriere ist gewiß schlagend. Sein Freund Hookhom Frere schrieb von ihnen:

Bon to an ancient name of little worth,
And disinherited before his birth;
A landless orphan; rank, and wealth and pride
Were freely ranged around him, nor denied
His clear precedence, and the warrant given
Of nobler rank stamped by the hand of heaven.

Als Mensch und als Redner darf Canning ein ungeheures Maaß nachweltlicher Bewunderung für sich in Anspruch nehmen. Seit Bolingbroke war er vielleicht derjenige öffentliche Charakter, der am verschiedenartigsten begabt war. Er war ein schöner Mann, schlank und anmuthig von Gestalt, von stolzer, männlicher Haltung. In seinen Augen strahlte das Feuer des Genies, und etwas so schönes und herrliches hat man in der neuesten Zeit im Unterhause nie wieder gesehen, als „der leidenschaftliche und überirdische Ausdruck seines Gesichts“, wenn er eine seiner Reden hielt. Seine Sprache war anmuthig, fließend und harmonisch; seine Miene, seinen Feinden gegenüber herausfordernd, aber nicht rauh;

er konnte wohl den Tomahak mit furchtbarer Gewalt handhaben, aber er fand kein Vergnügen an boshafter und berechneter Grausamkeit. Auch ließ er sich niemals, wie einige seiner Gegner, zum Uebermaß der Leidenschaft hinreißen.

Roman und Wirklichkeit waren in der englischen Politik selten so eng verbunden, wie in Cannings Leben. Vor siebenzig Jahren war Canning ein armer Student der Rechte (templar), der sich in London einen Beschützer und eine Partei suchte. Er hatte entfernte Verwandte im Norden von Irland, welche sich nicht um ihn kümmerten, aber er hatte einen gütigen Verwandten in London, welcher gut für ihn sorgte. Jetzt, im Jahre 1859, ist der Sohn des politischen Abenteurers Graf, Peer und General-Gouverneur von Indien. Der Name eines andern Canning, Viscount Stratford de Redcliffe, ist unauflöslich mit der orientalischen Frage in Europa verknüpft. Die Cannings von Garwagh in Ulster wurden 1818 in den Adelstand erhoben, und die anglo-normannische Familie der de Burghs von Cannaught verdanken ihr Marquisat der Vereinigung ihres alten Geschlechts mit der schönen Tochter des Redners und Staatsmannes, dessen Vater im Elend umkam und dessen Mutter als Wittwe einen untergeordneten Schauspieler heirathete. So wurde der Name Canning dreifach geadelt und zur Pairswürde erhoben, aber Georg Canning starb ohne Titel.

Er hatte sich einen Namen errungen, zu dessen Glanz eine Krone nichts mehr beitragen konnte, dem Verbrechen seine Privilegien nicht nehmen konnten — den Namen des triumphirenden Genies, und starb, „vergoldet von dem Schimmer der schönsten Hoffnungen einer ganzen Welt."

Lord Byron beschrieb Canning also:

Who never even in that dull house could tame,
To unleavened prose thine own poetic flame.
Even I can praise thee; — Tories do no more —
Nay, not so much; they hate thee, man, because
Thy spirit less upholds them than it awes.

Der letzte Vers kommt einem politischen Auge zweideutig vor. Uebrigens hielt Canning nicht die Tory-Partei aufrecht, oder schüchterte den Herzog von Wellington, Lord Eldon oder Sir Robert Peel ein. Welche hochmüthige Miene oder drohende Stellung er auch immer annahm, den Einfluß eines Chatham konnte er niemals dirigiren. Der Unterschied zwischen einem Manne von dem Canning-Typus und den großen Herren der Parlamentsgeschichte liegt in der Gediegenheit des Charakters. In Ausarbeitungen, in der Beredtsamkeit, im Talente für Literatur konnte Niemand dem brillanten und hochbegabten Georg Canning gleichkommen. Auch hatte er vielen Muth, aber er war nicht zum Leiter der Menschen gemacht; seine literarischen und oratorischen Fähigkeiten waren seinem Regierungstalent weit überlegen.

So wie Byrons Platz unter den Poeten noch nicht festgestellt ist

und die feinsten Kritiker in ihrem Urtheil über den Autor von Childe Harold und Don Juan unschlüssig sind, ebenso schwankt man in den politischen Kreisen, welchen Rang Canning als Staatsmann einzunehmen hat. Die alten Tories schenkten ihm niemals ihr Vertrauen, und wir wundern uns auch nicht darüber. Sie hielten Canning für eine „andere Art von Liberalen“, der ihre Partei unterminiren wolle. Sie hielten ihn für einen ruhmsüchtigen, eitlen Phrasenmacher, nicht für einen wahren Tory und für einen Mann, der sie führen könne. Auf der andern Seite waren die neuen Tories nur eine Clique, die noch nicht festen Fuß im Lande gefaßt hatte. Endlich war Canning zu seiner Selbstvertheidigung genöthigt, zu den Whigs überzugehen. Und doch trauten die Whigs ihm nicht. Der Earl Grey griff ihn in einer meisterhaften und maßvollen Philippika an (viele halten diese für das beste, was der Earl Grey jemals gethan). Die Thatsache, daß Canning ein begeisterter Anhänger von Yatton und Old Sarum *) war, war an und für sich schon genügend, die Liberalen von England in ihrem Vertrauen zu dem glänzenden Redner, dessen Carriere wir jetzt betrachten wollen, zu erschüttern.

Die Veröffentlichung dieses Bandes, die Ansichten, die sein wohlunterrichteter Autor ausgesprochen, der Werth der zum ersten Mal gedruckten Original-Dokumente und allgemeine Gründe bewegen uns, eine Idee auszuführen, die wir schon lange im Sinne gehabt, nämlich die verschiedenen Schulen des Torysmus seit dem Schluß des amerikanischen Krieges zu classificiren. Wir werden in dieser Revue der Canning'schen Schule unsere ganz besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Zur größern Vereinfachung schicken wir voraus, daß sich von dem Schluß des amerikanischen Krieges bis auf den heutigen Tag fünf Tory-Schulen nachweisen lassen, die also unterschieden werden müssen: 1) Das Pitt-System; 2) das System Liverpool-Castlereagh; 3) die Canning'sche Schule; 4) das Wellington-Peel-System; 5) die Derby-Disraeli-Schule. Die erste und zweite liegt uns hier zu weit ab; es genügt hier also, in kurzem zu wiederholen, daß das Pitt-System hauptsächlich von dem Genie, dem besondern Charakter und der seltenen Geschicklichkeit eines Mannes, Pitt's selber, abhing. Thiers hat Recht, indem er Pitt in dem furchtbaren Kampfe gegen die Einflüsse der französischen Revolution so bedeutend hervortreten läßt. Die Pitt-Schule ging aber durch zwei Phasen, welche man nothwendig unterscheiden muß.

Von 1784 bis 1792 lebte Pitt von der Antipathie des Hofes gegen Fox und North, und dem Widerwillen, den die Majorität des Unterhauses gegen die Coalitionschefs hegte, und endlich von dem Erfolge seiner weisen Handelspolitik. Von 1792 bis 1802 handelte Pitt aus Antagonismus gegen die Französische Revolution mit der werdenden Macht des Kaiserreiches, welchen er so geschickt zu leiten verstand. Aber

*) Zwei rotten boroughs (verrottete Wahlflecken) der Tories.

nach 1802 erlitt das Pitt'sche System einen entschiedenen Bruch, und was sein dritter Plan bedeutete, den Gefahren des Kaiserreichs vorzubeugen, ist niemals recht klar geworden.

Nach dem Frieden von Amiens bezeichnen die letzten Jahre von Pitt's großer Carriere eine mehr oder minder schwankende Politik. Sein Ton ist weniger entschieden, er ist besorgter, sich zu compromittiren. Parteieinfluß beunruhigte ihn, der Hof war seiner müde, die unglückliche Eitelkeit und jämmerliche Kleinlichkeit der menschlichen Natur umringten ihn, und hätten ihn gestürzt, wäre nicht der Tod dazwischen getreten. „Schade, daß Pitt nicht Waterloo erlebt hat!“ Diese Bemerkung ist oft gemacht worden; aber die Größe des Lebens — das feierliche Leichentuch, welches das menschliche Geschick umhüllt — das alles tritt deutlicher vor die grübelnde Seele, wenn sie sich Pitt denkt, wie er seinen Wohnort zu Bath verließ, und nachdem er die Neuigkeiten von Austerlitz gehört, die Wilmson-Straße entlang nach Hause schwankte, und seiner Nichte, Lady Esther Stanhope befahl, „die Karte von Europa aufzurollen.“

Während des Intervalles zwischen dem Tode Mr. Pitt's und der Erhebung des Lord Liverpool zum Premierminister war die Zeit zu kurz, als daß sich eine Toryschule hätte entwickeln können. Mr. Perceval hatte einen klaren Verstand, aber keinen schaffenden Genius; er war einer derjenigen politischen Charaktere, welche sich durch die Vertrautheit mit der genauen Kenntniß der Gesetze eher einzwängen als erweitern lassen; seine moralischen Eigenschaften waren ausgezeichnet, aber er hatte keine persönliche Anziehungskraft, und seine parlamentarische Thätigkeit war nicht expansiv. Er war ein aufrichtig Frommer, aber sein Protestantismus war von puritanischer Strenge. Für die Diplomatie in der Politik war er nicht gemacht, und daher konnte er nicht der Gründer einer Schule werden. Seine Ueberzeugungen waren tief und ernst, und sein Ruf ist neuerdings durch die Veröffentlichung mehrerer Familiendocumente sehr gehoben worden.

II. und III. Das Liverpool-Castlereagh-System des Torythismus und die Canningsche Schule können zusammengenommen als eins betrachtet werden, denn es ist nicht möglich, Cannings Einfluß richtig zu schätzen, ohne die Laufbahn Lord Liverpool's mit inbegriffen zu haben.

Um den Unterschied zwischen den beiden Systemen zu verstehen, müssen wir die Fragen jener Zeit classificiren. Diese waren der Krieg gegen Napoleon, Widerstand gegen die Parlamentsreform, Hofscandale, katholische Ansprüche, die Cours-Frage und auswärtige Angelegenheiten. Mit Hülfe von Mr. Stapleton's werthvollen Originalbriefen werden wir sogleich sehn, wie oft die persönliche Vermittelung Cannings der Thätigkeit der Torypartei hinderlich war.

Am 13. December 1792 schrieb Canning einen langen Brief über die französische Revolution an Lord Boringdon (den ver-

storbenen Herzog von Morley). Er ist datirt von „Paper Buildings“ und sein Verfasser hatte im Anfang dieses Jahres Oxford verlassen. Der Brief ist sehr merkwürdig und seine schlagendste Stelle folgendes Bruchstück: Canning legt von seiner Ueberzeugung folgende Rechenschaft ab. Er hatte, so schrieb er, — „die vollkommene Ueberzeugung, daß das Recht einer Nation, für sich selbst zu wählen, ein Recht sei, welches sie allein von Gott und der Natur beanspruche, und für dessen Ausübung sie auch nur Gott und der Natur allein verantwortlich sei. Ich will nicht leugnen, daß ich zur Hinzufügung dieses Motivs noch von einem andern von untergeordneter Wirkung getrieben worden bin; ich meine eine Art spekulativer Vorliebe für die Idee einer repräsentativen Republik, und den Wunsch, durch die Erfahrung eines Nachbars zu lernen, ohne die Kosten oder Gefahren des Experimentes zu Hause zu haben, in wie fern eine solche Regierungsform die Freiheit und Glückseligkeit eines Volkes vermehren oder vermindern würde.“

Der Einfluß früher Vorurtheile ist ein verwickeltes Kapitel in der menschlichen Natur. Wohin der Zweig sich neigt, neigt sich auch der Baum. In diesem Bruchstück sind Enthüllungen enthalten, welche mehr der Denk- und Sprechweise eines jungen Liberalen, als der eines jungen Tory entsprechen. Er sagt später ausführlich, wie die Aufführung der Franzosen seine Seele empöre, daß seine Ansichten sich einem Wechsel unterzögen, und nach einem langen, ermüdenden Umwege gelangt er zu dem Schluß, daß, wenn er im Parlamente säße, seine Stimme und seine Meinung mit Mr. Pitt gehen würden.

Als Commentar zu diesem langen Briefe bemerkt Mr. Stapleton, „daß er klar einige jener großen politischen Principien darlege, welchen er später fest anhing.“ Unfreundliche Commentatoren von Canning's Carrière (wir können nicht zu diesen gezählt werden) würden sich an den entschuldigenden, ja selbst schwankenden Ton des Dokumentes klammern. Wir tragen dem Abschnitt in seinem Leben, in welchem es geschrieben, volle Rechnung, dennoch ist kaum zu leugnen, daß etwas von jener zögernden Zweifelhaftigkeit darin ist, welche einen an die W. E. Gladstone'schen politischen Processe in einem Puppenstaate erinnern. Von Anfang bis zu Ende war zu viel Attitüdenmacherei in Canning. Während einer Krisis schien er stets in die Frage verloren, welches seine eigene Beziehung zu dem Zeitproblem sein werde, und diese Tendenz seiner empfänglichen und kunstverständigen Natur ist in den meisten Briefen dieses Bandes zu finden. Von diesem Gesichtspunkte aus fehlen uns noch positive Facta zur früheren Periode von Canning's Lebensgeschichte.

Eine der unerklärlichsten Umstände in Canning's öffentlicher Carrière war der, daß zwischen seiner inneren und seiner auswärtigen Politik der entschiedenste Gegensatz herrschte. Er war für „bürgerliche und religiöse Freiheit“ auswärts, aber zu Hause war er ein Parteigänger für aus-

gestorbene Burgflecken. Er widersetzte sich, Dissenters zur Gleichheit mit Kirchenmännern zuzulassen, er war gegen gemäßigte Reformen, und ein Satyriker der Volksfreunde.

Es kann nicht übersehen werden, daß etwas ungesundes und trügerisches in dem Canningschem Systeme ist. Die doppelsinnige Phrase eines „liberalen Tory" wurde unter seiner Herrschaft geläufig im Publicum. Er schätzte nicht genügend die positive Autorität, vermöge deren die natürlichen Einflüsse der Englischen massiven Gesellschaft die praktische Thätigkeit des Parlamentes leiteten. Weil Pitt und Fox todt waren und Sheridan's Geist im Abnehmen begriffen war, war Canning der glänzendste Redner im Unterhause, und er schien deshalb zu glauben, daß er die unbestrittene Herrschaft über die Tory-Verbindung habe. Seine Selbstschätzung verleitete ihn zu dem ernsthaften Irrthum, daß er Pitt's Rolle spielen könne, ganz und gar vergessend, daß Pitt Chathams Sohn gewesen, der ursprünglich vom Hofe ernannt worden war. Canning hatte zu wenig Respect vor der Meinung des Hofes in der englischen Politik, und für einen Staatsmann zeigte er diesen Mangel an Respect zu offen. In einer kritischen Periode waren seine Angriffe auf Mr. Addington zu hart und persönlich beleidigend für einen Tory-Politiker gegen einen bei Hofe sehr angesehenen Minister. Auch wurden die leitenden Einflüsse der Tory-Partei kaum genügend beachtet von Canning. Von seiner Zunge glitten im verschwenderischen Uebermaß blumige und leuchtende Sentenzen, und poetische Bilder schmückten und belebten den Gang seiner bezaubernden Redeweise; gewöhnliche Gedanken wurden in die gewählteste Form gebracht, abgenutzte Maximen der Staatsklugheit neu aufgefrischt und die Eintönigkeit prosaischer Erzählungen durch classische Citationen verbannt. Aber er führte seine Partei nicht gut und verlor das Spiel zum großen Theil durch seinen Streit mit Lord Castlereagh, dessen Talente und ruhige Energie niemals von ihm anerkannt wurden. Mit der Niederlage Napoleons, seiner Verbannung in Elba und darauf folgenden Vernichtung zu Waterloo, stand Canning nicht in officieller Verbindung. Stapleton führt an: (Seite 188.)

„Es war in diesem Abschnitt seines Lebens, als er nur Zeuge jener Triumphe war, daß er in der Ueberschwenglichkeit seines Herzens noch viele Jahre nachher bemerkte, „daß zwei Jahre der Thätigkeit zu jener Zeit zehn Jahre des Lebens werth gewesen sein würden."

So war es. Canning fühlte, daß er sich compromittirt hatte, nicht allein vor seiner Partei, sondern vor dem ganzen Lande, indem er einen Kampf mit Lord Castlereagh führte, in welchem er offenbar geschlagen worden war. Er verlor eine glänzende Gelegenheit und war zum Zusehen verurtheilt, während Castlereagh eine Zeit lang wirklich der Lenker von Europa war.

Von Anfang bis zu Ende war Mangel an Haltung in Canning. Er besaß Genie, Muth, Patriotismus, Liebe für das allgemeine Wohl,

viele noble Züge, glänzende Gaben und manche schöne Eigenschaften. Aber er war zu reizbar, zu heftig und leidenschaftlich, zu sehr Irländer in seiner hochfahrenden, absprechenden Weise. Er geißelte Addington, er verspottete Castlereagh, er verhöhnte Peel und verachtete Lambton (Lord Durham), er mißbrauchte Burdett und Hobhouse, machte sich über Brougham lustig und machte „den verehrten Ogden" bedeutend herunter. Politischen Verbündeten wie persönlichen Feinden gegenüber benahm er sich mit dem äußersten Selbstvertrauen. Mit allen seinen glänzenden Eigenschaften hätte er fast seine Partei unterwühlt, obgleich er viel that, um die Sache der Tories zu halten, für welche er mit vielem Geist und Muth in manchem kühnen Strauße focht.

Keine Art Logik, keine noch so geschmeidige Rhetorik kann irgendwie die innere und auswärtige Politik Cannings in Uebereinstimmung bringen. Die eine Classe der Tories würde von ihm sagen: „Wir hören an seinem Ton über die Parlamentsreform, daß er wie verbissen auf die Anti-Erneuerungs-Manie ist, aber er sollte daran denken, daß Pitt ein Reformator war, ehe die französische Revolution ihn unterbrach; aber wir schätzen Cannings auswärtige Politik als frei, geistvoll und nationell." Auf der andern Seite würde die zweite Classe der Tories von ihm behaupten: „Canning verdient großes Lob für die kühne Art und Weise, in welcher er die Radikalen bekämpft, und für die Züchtigungen, die er so oft den Whigs zertheilt. Sein Witz und Geist ist bewunderungswürdig; aber in der auswärtigen Politik folgt er den Phantomen seiner rhetorischen Phantasie, ohne dabei zu merken, daß er den Samen der Revolution in ganz Europa aussäet. Wir verehren Canning zu Hause und verdammen ihn außerhalb." Auf dem Continente bedeutete Canningismus volksthümliche Einflüsse, freie Presse, Redner, und eine glänzende Carrière für diese. Canningismus zu Hause bedeutet ein geschlossenes Repräsentationssystem, worin einige geniale Redner herrschten und in der parlamentarischen Verfassung als Sterne leuchteten.

(Schluß in nächster Nummer.)

Ueber christliches Familienleben.

Die Religion als die wahrhaft universelle, stetig und nachhaltig wirkende, weil den Menschen im Innersten ergreifende Macht, besitzt allein jene einfachsten und doch centralsten Mittel, deren die moderne Gesellschaft zur Bekämpfung der ihr drohenden Gefahr, zur Heilung der in ihr eingetretenen Zerrüttung bedarf. Die Beweise für die Fruchtbarkeit dieses Princips hat unlängst Heinrich W. J. Thirsch in der

Schrift „über christliches Familienleben“ (dritte Auflage, Frankfurt a. M.) geliefert — ein kleines Buch freilich, aber reich und bedeutungsvoll seinem Inhalte nach. Darum rechtfertigt sich auch eine nachträgliche Empfehlung, denn an sittlichem Adel und erhabener Einfachheit bietet die Literatur der Gegenwart wenig, was sich dieser Leistung gleichstellen ließe. Drei bald aufeinander folgende Auflagen bekunden thatsächlich die erfahrene Gunst des Publikums.

Professor Thiersch, Sohn des berühmten Philologen und Philhellenen, beleuchtet mit der tiefsten Lauterkeit und dem Ernst hingebender Liebe eines erleuchteten Christen in gedrängten Umrissen die ethischen Grundbeziehungen des Familienlebens, die Ehe, die Erziehung, die kindliche Pflicht, das Gesinde, die Geselligkeit. Der Verfasser hat unter Entäußerung der Gelehrsamkeit, deren Ruhm er bekanntlich wie wenige Theologen unserer Zeit genießt, verstanden, die populäre Macht und universelle Lebenskraft des Evangeliums recht zn gebrauchen und dem Gemüthe die Beruhigung zu geben, daß eben das Evangelium, welches als ein Licht in alle Finsternisse scheint und Lebenswärme überall hinträgt, auch berufen ist alle uns oft ängstigenden individuellen Bekümmernisse zu erleichtern und Zeitprobleme zu lösen. Darum ist nun auch dieses Büchlein ein Schatzkästlein gerade jener Weisheit, welche Anfang und Ende in Gott hat — möchte es ferner auch ein Weckruf bleiben in unsern schlimmen Tagen. „Denn die Zeit, in der wir leben“, — sagt unserer Verfasser leider nur zu wahr S. 134 — „verlangt mehr als jede frühere von dem Christen die Entschlossenheit und die Kraft, seinen Ruf bei den Menschen aufzuopfern, um von Gott das Zeugniß der Treue davonzutragen.“

Thiersch hat den wesentlichsten Pfeiler der sittlichen und socialen Ordnung, die Familie, welcher, Gott sei Dank! in Deutschland noch fester steht als in anderen Ländern, von allen Seiten tüchtig fundamentirt. Ueber die allgemeine Bedeutung der Familie enthält die Einleitung Folgendes: „Von allen solchen Stiftungen (Grundgesetzen des moralischen Kosmos“) ist die Familie die älteste und umfassendste. Ihre Grundgesetze — die Treue, die Liebe, die Aufopferung, der Gehorsam — sind die mächtigen und unverwüstlichen Grundlagen alles menschlichen Wohls. Gedeihen und Segen ist an sie geknüpft, im Festhalten an ihnen giebt es allein eine sittliche Entwicklung und einen Fortschritt zur Vollkommenheit. Der Mensch kann an den wohlthätigen Banden, die ihn hier umfangen, rütteln, aber er kann sie nicht zerreißen; versucht er es, so wird er zu seinem Unheile ihre Festigkeit inne. Er kann diese Verhältnisse entstellen und verdunkeln, ja es ist im Fortschritt des menschlichen Verderbens alles geschehen, um sie zu zerrütten, und doch steht allenthalben und zu allen Zeiten die ursprüngliche Stiftung und Anordnung noch in Kraft. In dreifacher Weise macht sie sich geltend: einmal als ein wunderbar fortdauernder Halt des Guten auch in den schlimmsten

Zeiten; dann in Gestalt des Fluchs für jeden, der an ihrer Zerstörung sich versucht, endlich aber, indem sie nach langer Verkennung und Verdunkelung wieder hervortritt, im Bewußtsein der Menschen aufs neue den Sieg gewinnt, ihre volle Verwirklichung erreicht, und sogar in einer verklärten höheren Gestalt als anfangs zur Erscheinung kommt. Wer kann verkennen, daß dies im Grunde die Geschichte aller Heiligthümer ist, welche dem Menschengeschlecht in alter Zeit anvertraut wurden?" Die wesentlichen Grundsätze und eigenthümlichsten Aeußerungen, des Verfassers wollen wir versuchen nachstehend zu gruppiren.

Die Ehe war schon vom Anfang des Menschengeschlechts kraft ihrer Stiftung nicht ein blos natürliches, sondern ein sittliches Verhältniß. Die Monogamie, und zwar die allein durch den Tod auflösbare, ist ein im wahren Wesen des Menschen begründetes Urgesetz Luther's nie genug zu preisendes Verdienst war es, daß er Unzähligen zum Frieden des Gewissens im Ehestande wiederverholfen und die Familie als Pflanzstätte aller christlichen Tugenden zu erhöhter Anerkennung gebracht hat. Die Unauflöslichkeit des Ehebundes ist ein sittliches Grundgesetz; sie folgt mit Nothwendigkeit aus der richtig erkannten ursprünglichen Würde des Menschen. Die Verbindung der Menschen ist eine heilige Handlung, sie geschieht zwar durch Menschen, aber in ihr thut Gott eine That. Das von den Reformatoren gemachte Zugeständniß der Ehescheidung und Wiederverheirathung kann aus den Worten Christi nicht gerechtfertigt werden. Selbst dann nicht, wenn man dieses Zugeständniß wirklich auf den einen schwersten Fall der groben Untreue beschränkt hätte. Wievielweniger jetzt, wo es auf verwandte Fälle ausgedehnt ist. In die innere Empörung und den bitteren Schmerz, den diese Dinge wecken, mischt sich das Erstaunen über eine Blindheit, die zu den größten Räthseln der moralischen Welt gehört. Denn kein Wahn ist so thöricht und keiner so verhängnißvoll, als dieser Wahn: man könne die Sittlichkeit preisgeben und die Religion halten, das Eheband lockern und das Unterthanenband desto schärfer anzuziehen, die Verwüstung des Gewissens und des Seelenfriedens befördern und daneben für Frieden, Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit im Staatsverband sorgen, man könne die von Gott gelegten Grundlagen alles socialen Wohls: Unschuld, Keuschheit, eheliche Treue und stilles Familienglück der Zerstörung überlassen, wenn man nur für die selbst ersonnenen Stützen des Staatsgebäudes gehörig besorgt sei: den eisernen Zwang und die listige Späherei. Christliche Obrigkeiten mögen wohl zusehen, was sie thun, wenn sie Bestimmungen treffen, wodurch Christen in Versuchung gebracht und verleitet werden, Ehen zu schließen, welche dem Gebote Christi widersprechen. Nur die in der Kirche gesegnete Ehe ist mit der Gnade ausgestattet, welche zu ihrer christlichen Führung gehört. Die bloße Civilehe mag da, wo keine christliche Kirche ist, noch jetzt, wenn sie treu gehalten wird, auf der achtungswürdigen Stufe vorchristlicher Moralität

stehen. Der Christ aber darf nur mit Erfassung ihres höchsten Zweckes und mit Aneignung ihrer höchsten Sanction zur Ehe schreiten. Gegenseitige Achtung und richtiges Verständniß der einem Jeden von Gott angewiesenen Stellung sind die Grundbedingungen des ehelichen Glückes. Keine menschliche Sprache kann die Menge und Größe der Leiden des weiblichen Geschlechts in der Ehe und außer der Ehe aussprechen. Die deutsche Hausfrau, die arbeitsamste und treueste, ist auch die gedrückteste von allen. Nicht gerade durch besondere Tyrannei, Eifersucht und Leidenschaft, aber durch das Uebermaaß von Arbeit und Sorge, das ihr überlassen wird und das sie auf sich haben will, auch wenn es ihr der Mann nicht von selbst überließe. Die Geschichte von den Weibern zu Weinsberg ist eine ächt deutsche Geschichte. Statt den heimathlichen Heerd bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, lassen sich die Männer von ihren Frauen tragen und verdanken ihnen Leben und Freiheit. Dem Manne ist die verliehene Herrschaft nicht zur Herabsetzung, sondern zur Erhebung des Weibes gegeben. Häusliches Glück ist das höchste irdische Glück; seine Abnahme in der Gegenwart, im Vergleich mit der frömmeren Vorzeit, ist ein Wehmuth erregender Anblick, aber ein gerechtes Gericht über die zunehmende Abwendung vom Glauben und den Sitten der Väter. Dem Manne ist die Frau als ein Heiligthum anvertraut, und ihm liegt es ob, Alles dafür zu thun, daß sie nicht allein in der Heiligkeit bewahrt, daß sie auch darin befestigt und vollendet werde.

In dem Capitel über Erziehung stellt der Verfasser (S. 81) als die Grundbedingung, ohne die Niemand eine Frucht seiner Mühe an den Kindern erwarten darf, die Regel hin: Laß Dich selbst von Gott erziehen, wenn Du Andere erziehen willst. Nicht von den Kindern zu den Eltern, sondern von den Eltern zu den Kindern kommt der Segen. Hat sich der Bund zwischen Mann und Frau ähnlich dem Bunde zwischen Christus und der Kirche gestaltet, dann wird die Erziehung gelingen. Christliche Eltern sollen überzeugt sein, daß die Familie die rechte Werkstätte des Geistes Christi ist und daß keine Schule, kein Institut, kein Seminar und kein Kloster dafür Ersatz bieten kann (S. 91). Die ganze Bürde der Erziehung liegt auf den Eltern, und den Eltern müssen wir sie lassen. Die Aufgabe ist für Vater und Mutter gemeinsam und doch auch wieder, nach der eigenthümlichen Stellung Beider, getheilt. Wie das leibliche Wohl, so ist das geistige Wohl des Kindes zu allererst der Aufsicht und Pflege der Mutter anbefohlen. Wie das Kind von ihr die erste leibliche Nahrung empfängt, so soll es von ihr auch die erste Nahrung für das höhere Leben empfangen. Wie es von ihr sprechen lernt, soll es von ihr auch beten lernen. Die christliche Erziehung ist Bewahrung. Aber ein wesentlicher Theil der bewahrenden Thätigkeit ist die Züchtigung. Ein gewisses Maaß von Ungebundenheit in ihren Spielen und in allen harmlosen Beschäftigungen bedarf die Ju-

gend; ein Gebiet der Freiheit gehört ihr; aber an dessen Grenze muß sie unverletzliches Gesetz erblicken. Unbesonnenheiten aller Art müssen in Schranken gehalten, aber doch gelinde beurtheilt werden. „Vor einem grauen Haupte sollst Du aufstehen und die Alten ehren!“ — dies Princip der Autorität und der Ehrfurcht — das bewahrende Salz in der Auflösung aller menschlichen Verhältnisse — muß zum Grundton unserer Erziehung werden. Und als Grundsatz alles ächten Unterrichts Weniges, aber das Wenige recht! Die Stumpfheit unserer Studirenden auf der Universität kömmt von der Ueberladung des Magens auf dem Gymnasium.

Die Pflicht des kindlichen Gehorsams nimmt ab und verschwindet, nicht mit dem Eintritt eines bestimmten Altersjahres, sondern in dem Maße, wie die Kinder in ihrer irdischen Existenz selbstständig werden und zur Begründung eines von der elterlichen Unterstützung unabhängigen Hausstandes gelangen. Aber was nie verschwindet, was nie abnimmt, ist die Pflicht der Erfurcht. Sie tritt nur noch mehr hervor und steigert sich beim Nahen des Greisenalters, während der Gehorsam zurücktritt. Es entstehen neue Verhältnisse und ein neuer Kreis von Pflichten thut sich auf. —

Die vorstehenden Bruchstücke sind dem vortrefflichen Buche in der Hoffnung entnommen, daß recht viele Leser der „Revue“ den Zusammenhang und die weitere Ausführung der einzelnen Sätze selbst nachlesen möchten, zumal das von Innen wie Außen grundsaubere Büchlein eine so bedeutende Anzahl ethischer tief in die Zeitgeschichte eingreifender Grundfragen behandelt. C. N.

Schriftsteller und Verleger.

Von

Thaddäus Lau.

Ich stehe im Begriff, diese Erörterung mit einem Satze zu eröffnen, welcher zunächst Vielen als ein Paradoxon erscheinen dürfte.

Die Entwickelung der humanen und socialen Kultur beengt den Einzelnen in den Aeußerungen seiner individuellen Freiheit. Das Verhältniß ist ein so nothwendiges und weises, als es natürlich und gewiß ist. Welches Lebensgebiet man auch betreten mag, allüberall zieht das Gesetz mit ehernem Griffel seine Demarcationslinien. Das sollst du und das darfst du; das meide und das unterlasse! Wir sind civilisirt und policirt nach allen Seiten und Richtungen hin. Ohne Heimathsschein, ohne Aufenthaltskarte und Paß bist du ein Nichts, das man beliebig hin und her schleudert, auch wohl zur Abwechselung einsperrt. Alle deine Rechte und Verpflichtungen sind auf's Genaueste vorgeschrieben und abgewogen. „Legitimire dich! — wo hast du Gewerbeschein

und Concession?“ ruft die Polizei; „unterwirf dich unsern Anordnungen und Verfügungen!“ die Verwaltung. „Beobachte und erfülle, was dir obliegt, oder dich ereilt die Strafe, vorgesehen in tausend Paragraphen!“ warnt und mahnt die Stimme des Gesetzes.

Wie? Und in dieser civilisirten und policirten Gesellschaft, trotz dieser Sündfluth von polizeilichen, juristischen und administrativen Bestimmungen, die für Alles sorgen und wachen, die jede Thätigkeit und jedes Verhältniß nach Regeln regeln und von Bedingungen bedingen und nach Bestimmungen bestimmen, in dieser so höchst civilisirten Gesellschaft sollte es ein Verhältniß geben, und sogar ein sehr wichtiges Verhältniß von Umfang und Bedeutung, an welchem Gensd'arm und Constabler, der Executor und Wachtmeister, der Staatsanwalt und der Regierungsrath, sogar der Pfarrer und Generalsuperintendent vorüberschritten, ohne auch nur einen Blick für dasselbe zu haben!

Nicht wahr, eine solche Behauptung wäre paradox?

Nein, sie ist es nicht. Gewiß ist sie es nicht.

Die Behauptung beruht auf einer Thatsache, auf einem so vollendeten fait accompli, wie es nur je in diplomatischen Kreisen figurirt hat. Die Aufschrift des Artikels verräth, von welchem Verhältniß die Rede sein wird.

Gewiß haben sich sowohl die Erzeugnisse der Presse, als die gens de lettres selbst fast allwärts einer so genauen Beaufsichtigung und Ueberwachung einer so sorgfältigen Controle Seitens der Staatsgesetze und der Staatsbehörden zu erfreuen, daß nach dieser Seite über einen Mangel an Aufmerksamkeit schwerlich Klagen verlautbaren dürften. Aber von der Presse überhaupt soll hier nicht gehandelt werden; wir wollen allein von dem Verhältniß zwischen Schriftstellern und Verlegern sprechen.

Dasselbe ist ein durchaus ungeregeltes, ein absolut willkürliches. Uns mangelt so entschieden der Enthusiasmus für das Mandarinenthum einer centralisirten Präfectenwirthschaft, daß wir durchaus nicht in Bewegung gerathen, wenn wir einen Punkt in der Gesellschaft entdecken, der noch seiner naturwüchsigen Freiheit genießt. In dem speciellen Falle indeß fühlen wir uns außer Stande, die naturwüchsige Freiheit zu bewundern. Unsere Schilderung wird mannigfache Mißverhältnisse und Uebelstände bloß zu legen haben, die sich eben aus der naturwüchsigen Freiheit erklären.

Es giebt einen gewissen nervenschwachen Idealismus. Nervenleidenden kann man krankhafte Stimmungen und Urtheile, welche in ihrer Entstehung und Begründung auf den Krankheitsstoff zurückzuführen sind, nicht verargen. Wozu sollte man auch? In der Regel erregt es den leidenschaftlichen Unwillen solcher Patienten, wenn man an die Betrachtung realer Verhältnisse ohne Kaleidoskop herantritt, wenn man bei dem Geschäft nicht bald zum Vergrößerungs-, bald zum Verkleinerungsglase greift. Auf die Gefahr, von dieser nervös-idealistischen Societät in die Kategorie der prosastumpfen Egoisten einrangirt zu werden, werden wir bei unserer Erörterung nicht von Dem ausgehen, was sein könnte und sein sollte, sondern lediglich und allein von Dem, was wirklich ist und besteht.

Um eine Anschauung von dem Verhältniß zu gewinnen, wie sich dasselbe heute zwischen Schriftstellern und Verlegern entwickelt hat, wird es nicht undienlich sein, wenn man sich der umfassenden und durchgreifenden Umwälzung erinnert, welche sich während der letzten Jahrzehnte durch die Ausbildung und

die ausgedehnte Verbreitung der periodischen Tagespresse in der literarischen Welt vollzogen hat. Was für die Communication und für die Verkehrsverhältnisse die erhöhte Stufe der Eisenbahn-Technik und Eisenbahn-Architectur bedeutet, das bedeutet für unser literarisches Leben der Aufschwung der Publicistik und Journalistik. Mit jedem Jahre vergrößern die Zeitungen ihr Format und erweitern ihr Feuilleton; jedes Jahr wird die Mutter neuer Journalunternehmungen mit oder ohne Illustrationen. Viele Geburten sind Fehlgeburten oder tragen den Keim eines baldigen Todes in sich — n'importe rien! Der Vermehrungsproceß nimmt ungestört seinen Fortgang. Jeder der größeren Verleger, jeder der namhafteren Autoren strebt danach, mit einem eigenen Blatte vertreten zu sein; kaum eine Stadt, die nicht mindestens ihr Wochen- oder Sonntagsblättchen hätte.

Wir vermeiden jede Digression, so nahe eine solche liegen mag, wir verbreiten uns nicht über die Ursachen dieser Erscheinung, wir beschränken uns allein auf den Punkt, der für unsere specielle Frage accentuirt sein will. Das durch die Tagesliteratur gesteigerte Bedürfniß, die auf diese Weise erhöhte Frage nach schriftstellerischer Arbeit gewährt zahlreichen Federn Beschäftigung. Die Beschäftigung selbst hat manches Verlockende. Für die Production, welche begehrt wird, bedarf es keiner langen und anstrengenden Studien; die Manuscripte bleiben nicht lange Manuscripte, sondern werden rasch gedruckt; der Schriftsteller kann als Journalist, auch wenn er nur eine ganz mäßig begabte Kraft, viel leichter zu einem gewissen Ruf und Ansehen gelangen, als wenn er in längeren Zwischenpausen größere Werke veröffentlicht; haben ferner die Publicisten in Deutschland nicht, wie früher in Frankreich und jetzt in Belgien, ihren Weg von dem Redactionsbureau zu der Ministerbank gefunden, so doch auch bei uns zu einträglichen Aemtern in der Staatsverwaltung. Es kann mithin nicht befremden, wenn die Contingente, welche das moderne Schriftstellerthum der politischen und belletristischen Tagesliteratur stellt, im fortwährenden Anwachsen begriffen sind.

Die gewählte militairische Metapher sei einen Augenblick festgehalten. Wenn das Gros der Literatur und Schriftsteller, welche für Zeitungen und Zeitschriften arbeiten, die Mannschaft der Regimenter bildet, so sind die Redacteure die Regiments-Commandeurs und die Verleger die Oberfeldherrn. Der Vergleich hinkt natürlich wie jeder Vergleich, aber dennoch ist er nicht völlig unbrauchbar. Die Parallele kann das Ihre zur Veranschaulichung des Verhältnisses beitragen, dessen Analyse uns obliegt.

Der oberste Kriegsherr rüstet eine Armee. Er bedarf ihrer zu einem bestimmten Zwecke. Das Heer leistet das Seinige. Der Feldzug ist beendigt. Wessen ist der Ruhm und die Ehre, der Vortheil und der Gewinn? Etwa der namenlosen Invaliden, die man mit dem Gnadenthaler oder mit dem Civilversorgungsschein ad Calendas Graecas in die Heimath entläßt?

Ein Verleger beginnt oder erweitert ein Zeitungs- oder Journalunternehmen. Die Werbetrommel erklingt und die Conscription ist im vollen Gange. Handgeld und Löhnung werden bedungen, will sagen, man verständigt sich über das Bogenhonorar und über die Quartalsabrechnung. Die Mannschaft ist beisammen und der Chef, der Redacteur, übernimmt das Regiment. In der Militairhierarchie sind allerdings die Zeiten vorüber, wo ein Oberstenpatent als Pathengeschenk in manche Wiege gelegt wurde; in der Re-

gel sind heute das Dienstalter und zum Theil die Rücksicht auf Geburt und Familienverhältnisse die entscheidenden Kriterien. In der Literatur stehen wir weiter zurück; die Redactionspatente vertheilen nur zu oft Laune und Zufall. Auch die Rücksicht auf Geburt und Familienverhältnisse pflegt bei der Ernennung des literarischen Regiments-Commandeurs nicht außer Acht gelassen zu werden; wer in dem auf der Pflicht der Gegenseitigkeit beruhenden Assecuranzgeschäft der Kameradie und der Reclame bereits eine Hauptagentur befriedigend verwaltet hat, empfiehlt sich besonders. Die Operationen können beginnen.

Man sieht, wie bequem und leicht der Vergleich durchzuführen.

Daß der Oberst selbst der wirklich tüchtigste Officier im Regimente, wird Niemand behaupten, ja wir glauben selbst bei der Voraussetzung keinen Widerspruch befürchten zu müssen, daß fast immer in dem Officiercorps, das dem Regiments-Commandeur untersteht, der Eine oder der Andere die zum Befehl geeignetere Persönlichkeit wäre. Ganz dasselbe gilt von den Redacteuren und den Mitarbeitern. Der Verleger hat sich den Redacteur ausgesucht; damit ist die Sache erledigt.

Beschränkt ist der Verleger in der Wahl durchaus nicht. Die abnormen Zustände, die hier unter dem Ministerium Manteuffel-Westphalen die maßgebenden eine Zeitlang in Preußen waren, sind nicht in Anschlag zu bringen, eben weil sie abnorm und ephemer gewesen. Und selbst in jener Epoche fand keine Beschränkung des Verlegers in Bezug auf die Befähigung des zu wählenden Candidaten statt. Wenn eine Forderung berechtigt, ist es die Forderung des Nachweises der dazu erforderlichen Fähigkeiten bei jeder Redactionsübernahme. Gewiß liegt darin, daß der Erstbeste, soferne hier nur nicht wegen Verbrechen die Ausübung der bürgerlichen und politischen Ehrenrechte gerichtlich aberkannt ist, sich an den Redactionstisch setzen kann, ein großer Uebelstand. Sonst fordert der Staat für jeden kleinsten Posten bis herab auf eine Corporalsstelle ein Examen und den Nachweis einer gewissen sittlichen Charakterintegrität; muß doch selbst ein Kaminkehrer durch zwei Prüfungen gehen, bevor er sein Gewerbe ausüben darf. Die Stellung eines Redacteurs, scheint uns, ist sicher eine einflußreichere, als die eines Kaminkehrers oder eines Corporals. Man hat oft darüber gespottet, daß in Rußland ausgediente Militairs im Civildienst zu Aemtern angestellt worden seien, denen die Berufenen in keiner Weise gewachsen; es cursirt so manche aimable Anekdote, welche sich auf die Thatsache bezieht. Ein im Kaukasus pensionirter General wird zum Curator der Universität Dorpat ernannt. Er läßt sich, an seinem neuen Bestimmungsorte angekommen, das gesammte akademische Personal vorstellen. Ein greiser Pedell, mit vielen Medaillen und Schnallen decorirt, fällt der Excellenz auf. Der General fragt den Mann, wie lange er Soldat gewesen. „Fünfundzwanzig Jahre," lautet die Antwort, „und ebenso lange habe ich als Pedell gedient." — „Wie?" ruft der General, „funfzig Dienstjahre und noch nicht einmal Professor?" — Wir lächeln über eine solche Naivetät, und doch sind unter den Auspicien des Berliner Central-Preßbureaus ähnliche Dinge geschehen. Uns sind zwei Fälle bekannt, wo der Vorsteher dieses Instituts zu Redacteuren großer und einflußreicher Provinzialzeitungen ehemalige Lieutenants delegirte, welche sich auf ihr Militär-Commando ganz gut verstanden haben mochten, die aber nicht im Entferntesten die Eigenschaften mitbrachten, welche für den publicistischen Beruf erforderlich sind.

Setzen wir den Fall, der berufene Redacteur besitze wirklich die für seine Stellung erforderlichen Eigenschaften, er verfüge sowohl über die allgemein wissenschaftliche Bildung und die speciell publicistische Befähigung, als sei er auch seinem Charakter nach ein echter gentleman of the press: gerade in je höherem Grade er die Eigenschaften besitzt, desto ungenügender wird ihm in den meisten Fällen die Stellung sein, und zwar wegen des Verhältnisses zu dem Verleger. Der Redacteur ist durchaus abhängig von dem Verleger, von dessen materiellen und persönlichen Interessen, von dessen Launen, Aengstlichkeit, Einfalt. Grelle Genres zu zeichnen, liegt außer unserer Absicht; auch steht wohl nicht zu besorgen, daß wir hier ohne eine breitspurige Ausführung unverstanden bleiben. Die tüchtigste Redactionskraft scheitert nicht selten an dieser Klippe.

Um wie Vieles stände es besser mit und in unserer Tagespresse, wenn man die Redacteurs selbstständig und unabhängig von den Verlegern machen wollte oder könnte, und wenn zweitens eine Novelle zu der Preßgesetzgebung beliebt werden möchte, welche die Uebernahme einer Zeitungs-Redaction, einer Journalleitung u. s. w. von bestimmten Bedingungen abhängig macht, die den wissenschaftlichen Bildungszustand und den sittlichen Charakter des zu Concessionirenden mehr und directer in's Auge fassen!

Gehen wir abermals von einer eventuellen Voraussetzung aus. Umstände haben zusammengewirkt, um dem Blatte des Verlegers eine bedeutende Verbreitung zu schaffen. Für den Gedanken, den wir aussprechen wollen, ist es irrelevant, von welcher Art jene Umstände gewesen sein mögen; die Zeitung oder das Journal kann durch das Verdienst Derer, die das Organ schreiben, in die Höhe gebracht sein, oder auch das Resultat erklärt sich aus localen und andern zufälligen Ursachen. Genug, das Unternehmen wirft dem Besitzer eine von Jahr zu Jahr steigende Rente ab, und es wird ein lucratives Geschäft gemacht. Wiederum könnten wir, wenn wir in den Schrein unserer literarischen Erinnerungen greifen, die ergötzlichsten Portraits solcher Verleger beibringen, welche auf ihren Villen oder in den verschwiegenen cabinets particuliers der Traiteurs, am grünen Tisch der Bäder und mit Narreteidung jeder Art die Früchte der Arbeit Anderer mit jener arroganten Indolenz genießen, welche die Species der Finanzparvenus kennzeichnet: wir leisten abermals Verzicht. Festhalten wolle der Leser nur das Eine. Es wiederholt sich auf dem Gebiete der geistigen Production die nämliche Erscheinung, die wir heute so oft auf den commerciellen und industriellen Gebieten zu beklagen Gelegenheit haben: die Drohnen schwelgen von dem Fleiße der Bienen. Das Capital beutet und saugt auch die geistige Arbeit wie ein Vampyr aus. Der capitalbesitzende Verleger errichtet mit der Zeitung oder dem Journal eine Fabrik; der Fabrikaufseher und die Fabrikarbeiter, will sagen der Redacteur und die Mitarbeiter, sind thätig unter fortgesetzter Anstrengung; man zahlt ihnen den karg bedungenen Lohn, und damit sind sie abgefunden.*)

Was der periodischen Presse und der Journalistik einen besondern Einfluß auf unsere gesammten literarischen Verhältnisse verschafft, ist der Umstand, daß sich in ihren Händen die Kritik befindet. Befürchte man keine breite Detailserörterung über die Zustände der heutigen Kritik und der heutigen Kritiker;

*) Ausnahmen erkennen wir gern an, aber sie sind selten!

die Gebrechen und Mängel dieser partie honteuse sind wohl offenkundige und allgemein bekannte. Die Kritik fragt den Schriftsteller nach seiner Persönlichkeit und Parteistellung aus; die privaten und öffentlichen Lebensbeziehungen des Autors werden sorgsam untersucht und geprüft; je nach dem Ausfall dieser Prüfung, nicht nach der Prüfung des wissenschaftlichen oder künstlerischen Werthes der vorliegenden Leistung, wird die Aufenthaltskarte bewilligt oder das Niederlassungsrecht im Literaturstaate verweigert. Bei der Polemik, bei den Angriffen und Ausfällen, die meistens die Folge solcher Recensionen, wird das Fernsein jeder Courtoisie und Noblesse auf das Auffälligste bemerkbar.

Damit hängt denn nahe und innig ein anderer wunder Punkt zusammen, der nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Nicht bloß die gesammte äußere Lebens- und Parteistellung des recensirten Autors fällt bei dem recensirenden in die Wage, auch die besondere und private Stellung Jenes zu dem betreffenden Journal und zu seinen leitenden Geistern. Es hat sonder Frage Zeiten bei uns gegeben, wo das Coterieunwesen geilere Ranken trieb, als gegenwärtig, allein vertilgt und verschwunden ist das Unwesen durchaus nicht. Vielleicht ist die Behauptung keine allzugewagte: wenn das Uebel intensiv schwächer geworden, wuchert es dafür extensiv um so stärker. Wie im politischen und socialen Leben macht auch in dem literarischen das demokratische Nivellement seine Fortschritte. Früher wurde von dem Gros der gens des lettres um die Gunst und Protection einiger wenigen Stimmführer gebuhlt, unter deren Krummstab, unter deren Einfluß und Tutel gut wohnen war. Das Heute reagirt gegen jedes Autokratorthum; nicht sowohl die Protection eines großen Protectors wird von den journalistischen Rekruten gesucht; bei möglichst vielen Blättern möglichst viele Connaissancen werden erstrebt, um durch eine wiederholte und zahlreiche Reclame zu einer gewissen Geltung zu gelangen. Eben die Menge der bestehenden und sich fortwährend vermehrenden Journale, an sich bereits ein bedauernswerther Uebelstand, da er sowohl die Kräfte der literarischen Production und das Interesse des Publikums verseichtigt und versplittert, leistet jenem Bestreben einen erwünschten Vorschub. Hier und dort werden die Verbindungen geknüpft, denn, worauf der volle Ton zu legen ist, nur solche Verbindungen sichern dem Schriftsteller die Besprechung seiner Leistungen. Fehlt die Verbindung, so wird die Leistung ignorirt und der Schriftsteller todtgeschwiegen, oder man macht ihm, wenn es hoch kommt, die Concession, daß man für ihn Nichts hat als den kalten Stahl des Scalpirmessers und das triumphirende Hohngeschrei des Wilden, der dem erlegten Gegner die Trophäe entrissen.

Was diese Glossen über das Getriebe der Kritiker und Recensenten mit unserer Untersuchung über das Verhältniß zwischen Schriftsteller und Verleger zu thun haben?

Das Folgende.

Gerne sei es zugestanden, es mag Buchhändler und Verleger geben, die des höheren und edleren Sinnes nicht baar und ledig, der allein befähigen sollte, mit der edelsten, mit der geistigen Production eines Volkes Handel zu treiben: allein für die weit überwiegende Mehrzahl der Verleger ist in erster und oberster Instanz der materielle Gesichtspunkt Norm und Richtschnur, und nach der geistigen und sittlichen Production wird, wenn überhaupt, nur flüchtig und zuletzt gefragt. Der Verleger verlegt, um Geld zu verdienen. Die Definition

der Poesie und Literatur als der höchsten Form menschlicher Kultur ist in seinen Augen eine abgestandene Redensart, deren idealistische Sentimentalität seine praktische Geschäftskenntniß gründlichst verlacht; der Verleger kennt das Publicum und weiß es sehr genau, daß dieses Publicum von heute, das den Honig seiner Bildung aus den Heller- und Pfennig-Magazinen, aus den Gartenlauben und Familien-Journalen gesogen, vor der Wissenschaft nicht den mindesten Respect empfindet, daß dasselbe in der Kunst, in der Poesie, in der Literatur nur eine Decorationstapete für die Gemächer Dessen sieht, der Geld genug und Lust besitzt, sich die Tapete zu kaufen. Demgemäß speculirt der Verleger. Das ihm angetragene Manuscript wird nicht nach seinem Werth, nicht nach der Summe des Fleißes und des Talents beurtheilt, das bei der Anfertigung des Buches eingesetzt wurde; behüte. Das wäre ein höchst unmercantiler Gefühlsbetrieb. In der Hamletfrage über Sein oder Nichtsein des Manuscripts erfolgt der Ausschlag nach der Erwägung, ob sich mit der „Waare" ein Geschäft machen lassen werde, ob das „Handels-Object" ein gewinnversprechendes. Die Beantwortung aber dieser Frage wiederum hängt von der Stellung des Autors in und zu der Tages-Journalistik ab. Was und wie er geschrieben, ist durchaus Nebensache; wenn er „Freund und Bundesgenosse" von ein Dutzend Journalen, wird das Buch gedruckt; erstrecken sich die Connaissancen des Schriftstellers noch weiter, wird das Manuscript nicht allein gedruckt, sondern auch honorirt.

Man sieht, wie der moderne Schriftsteller, will er anders auf Erfolg rechnen, mit Nothwendigkeit gezwungen ist, mindestens seine Debüts auf dem literarischen Turf damit zu eröffnen, daß er bei den Journalen die Schweine hütet.

Wir müssen eine so eben gemachte Behauptung durch einen Zusatz erläutern; es ist so leicht, mißverstanden zu werden. Daß der Inhalt eines angetragenen Manuscripts dem Verleger völlig Nebensache, die Behauptung will natürlich nicht wörtlich, will dahin verstanden werden, daß dem Verleger an dem Inhalte Alles gleichgültig, was außerhalb der materiellen Sphäre liegt. Der Inhalt findet Berücksichtigung, insofern derselbe für den Verleger pecuniäre Erfolge verspricht. Mit einem Roman z. B. kann man es immer wagen, und wenn seine Prosa noch so dürr, schal und widerwärtig; Romane kaufen die Leihbibliotheken. Berücksichtigung finden ferner alle Machen, welche in der Speculation auf die ephemeren Tagesinteressen, in dem Kalkül auf die Modethorheiten und die monentanen Capricen des Publicums zusammengeschweißt sind. So waren z. B. in den letzten Jahren die armseligsten Schwätzereien aus dem Bereiche der Naturwissenschaft des Absatzes und damit auch eines Honorar zahlenden Verlegers gewiß; was für die weibliche Kleidermode die Crinoline, das waren in der Literatur die „Wunder des Himmels" u. d. m. Anders dagegen verhält es sich mit Arbeiten von Autoren, denen keine vielzüngige Reclame der Journalkritik zur Seite steht und die es verschmähen, die Hetzjagd auf die Zeitsympathien und die Zeitantipathien mitzumachen. Was kümmern den Verleger der Fleiß und die Mühe und das Talent und der Scharfsinn, welche das Werk bekundet; nach einer solchen Production verlangt der Verleger nicht, er braucht und fordert eine Handelswaare, deren vortheilhafter Vertrieb ihm sicher ist.

Was Wunder, wenn Angesichts derartiger Verhältnisse auch die Aristo-

kratie der Intelligenz das heutige Schicksal der Aristokratie der Geburt theilt, wenn auch die Aristokratie der geistigen Production durch das immer mehr anschwellende literarische Proletariat gefährdet und bedroht wird.

Ein erquickliches Bild springt nicht von dem Stück Leinwand, das wir vor dem Leser aufgerollt. Auch auf Dank wird unsere Scizze kaum zu rechnen haben; wir sind es schon gewohnt und haben uns bei der Erfahrung verhärtet, daß auf alles Andere eher als auf Dank zu rechnen ist, wenn man die Dinge rückhaltslos bei ihrem rechten Namen nennt. Nicht das Wohlgefallen an düsteren und tristen Farben, ein ungleich besseres Motiv bestimmte uns zu der Schilderung. Man hat neuerdings die öffentliche Meinung die sechste Großmacht genannt. Die öffentliche Meinung wird in unsern Tagen vorzugsweise von zwei Factoren gebildet, von der Börse und von der Presse. Der Einfluß des einen der beiden Factoren, der Börse, ist ein fauler von Grund aus und ungesunder im hohen Grade; soll es auch der Einfluß des zweiten Factors werden und sein, sein und bleiben?

Der 8. Mai 1849 in Florenz.

Der 2. Band der schon von uns erwähnten „Bilder des italienischen Landes und Lebens“ von Otto Speyer (Berlin. Mittler und Sohn) bringt eine Anzahl Bilder aus Rom, Neapel und Sicilien, die das große Talent des Verfassers für treue und feine Zeichnung der Menschen, Kunst- und Naturgegenstände glänzend darthun. Den Schluß dieses Bandes bildet ein interessanter Aufsatz unter dem Titel „der 8. Mai 1849 in Florenz“ der eine Beschreibung der damaligen Flucht des Großherzogs und der dieselbe begleitenden revolutionären Bewegungen in der Arnostadt enthält.

Es war damals, wie heute, in Italien eine Zeit der Schwärmerei für staatliche Einheit, Emancipation und Volksbewaffnung, und der Verfasser bemerkt dazu, gestützt auf die aus einem sechsjährigen Aufenthalte geschöpfte Kenntniß des Volkscharakters: Die Volksbewaffnung Toscana's! Wer dieses Volk gesehen und kennen gelernt hatte in seiner Verweichlichung, in seinem Abschen vor aller Disciplin und allem Blutvergießen, in seiner moralischen Haltungslosigkeit, seiner Alles beherrschenden Vergnügungssucht, seiner politischen Nullität; wer erkannt hatte, daß dieser ganze sich ungelehrig stellende Patriotismus theils nur das rasch vorüberrauschende Aufwallen eines enthusiastischen Augenblickes war, theils nur in den Köpfen einer mikroskopischen Anzahl wahrer Patrioten und einer nicht größeren Menge Agitatoren von Handwerk, gefolgt von den schreienden Banden des gierigen und hungrigen Pöbels der Städte spukte: — den mußten wahrlich ernste Zweifel überkommen an den Absichten oder an dem gesunden Menschenverstande Derer, die als Panacee für das leidende Vaterland forderten, was ihrem Feinde einen leichten, unblutigen Triumph, ihnen selbst nur Spott und Schmach eintragen mußte.“ Es hört sich gleich darauf nicht übel an, und erinnert an die piemontesische Groß-

staatssucht, wenn es heißt: „Polizei gab es in Florenz schon lange nicht mehr. Glückliche Zeiten für die Bettler! Ungehindert und ungestraft konnten sie die Spaziergänger verfolgen, die Fremden umlagern, die Kaffeehäuser füllen und Euch unablässig Gaben, wenn nicht des Mitleids, doch des Ueberdrusses und der Resignation abnöthigen. Wir lebten in den goldenen Zeiten, wo ein Jeder thun und lassen konnte, was ihm beliebte. Die Regierung, stets mit der Lösung der höchsten staatlichen Probleme beschäftigt, und nicht allein toscanische, sondern auch italienische, vielleicht sogar ein wenig europäische Politik machend, konnte nicht Zeit gewinnen, um auf solche Kleinigkeiten, wie eine Polizeiordnung, Maßregeln zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, Sorge für die Armen und Nothleidenden sind, zu achten.“

Der Großherzog war vor zehn Jahren, wie gegenwärtig, abgereist. Die Drohung der Excommunication, die der Papst aus Gaëta gegen die Theilnehmer und Begünstiger der Constituante geschleudert, hatte einen tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht. Noch immer hatte er gehofft, die Kammern würden das unbeschränkte Mandat der zu wählenden Abgeordneten in ein beschränktes verwandeln, obwohl das erstere doch von seiner Regierung und in seinem Namen vorgeschlagen war. Da er sich aber getäuscht sah, so schrieb er einen eigenhändigen Brief an den Papst, um zu erfahren, ob er der gedachten geistlichen Stafe anheim fallen würde, wenn er das Wahlgesetz unterzeichnet. Die bejahende Antwort traf ein, und in der gerechten Besorgniß, die Freiheit des Veto möge ihm in der Hauptstadt genommen sein, zog er sich in die fernen Maremmen, die ungesundeste Gegend Toscana's zurück.

Sofort wurde ein Manifest der Radicalen, das auf den eintretenden Fall wohl vorbereitet schien, an den Straßenecken veröffentlicht. Es verordnete eine provisorische Regierung in den Personen von Giuseppe Montanelli, Domenico Guerrazzi und Giuseppe Manzoni, die sich sofort mit der römischen Regierung vereinigen sollte, dergestalt, daß die beiden Staaten in den Augen Italiens und der Welt nur einen einzigen ausmachten; die definitive künftige Staatsform aber der Constituente italiana vorbehalten blieb. Dieses Manifest war von Niccolini und Montazio unterzeichnet, nach des Verfassers Angabe, zwei Kerlen, von denen der erste auf Kosten der geheimen Fonds der toscanischen Regierung lebte und fungirte, der andere zu der niedrigsten Hefe von Tagesschriftstellern gehörte.

Es raubt dem Leser den letzten Rest von Glauben an die politische Wiederaufrichtung dieses Volkes und macht das verwegene Auftreten des napoleonischen Usurpators begreiflich, wenn man die nun folgende schmachvolle Nachgiebigkeit der florentinischen Kammern in des Verfassers Beschreibung liest. Dieselbe, aus zwei Drittheilen conservativer Abgeordneter bestehend, hatte noch wenige Wochen vorher in ihrer Adresse den Großherzog bis in den Himmel erhoben. „Sie, Königliche Hoheit, waren und sind die Wonne der Toscaner, die Dankbarkeit der Völker ist Ihnen gewiß. Wäre sie es nicht, die Geschichte würde Protest einlegen gegen eine solche Ungerechtigkeit, die Geschichte, die Ihre Tugend, Ihre großartigen Opfer für die italienische Sache erzählen und den glücklichen Zustand Toscana's unter Ihrer Regierung preisen wird.“

Jetzt nahmen die Erbärmlichen den Antrag eines alten Advocaten, die provisorische Regierung in den genannten drei Personen zu wählen und zu bestätigen, einstimmig an und schlichen bleich und kleinmüthig nach Hause.

Das bei dieser Scene als Hintergrund mitwirkende „Volk“, welches die neue Staatsregierung decretirte und schuf, war mittelst einer Summe von 40 Francesconi (60 Thalern), die der Finanzminister Adami dem Präsidenten des Volksclubs auszahlen mußte, zusammengebracht worden.

Sehr ergötzlich werden jetzt die Triumphreden der provisorischen Regierung, die Feigheit des Senats und die „Reservationen, Considerationen und Expectorationen“ des Herzogs von Casigliano beschrieben, der die Gelegenheit wahrnahm, sich als künftiger Minister möglich zu machen. Zugleich erfahren wir, daß der Florentiner nicht, gleich dem Pariser, über wichtigen politischen Dingen das Mittagessen vergißt, und daß um die Eßstunde alle Verehrer des einheitlichen Italiens der Schüssel nachliefen. Nachmittags befohlenes Glockengeläute von allen Thürmen, Aufzüge in den Straßen mit Volkshymnen, zwischen den jungen Sängern aber hie und da eine jener typischen Galgenphysiognomien, die bei jeder Revolution aus der Erde aufzusteigen scheinen. Der Straßenpöbel schlägt die großherzoglichen Wappen herunter, und die alten Leute von Florenz schütteln die Köpfe zu dem Uebermuth der Jugend. Einer, der noch die Stürme der großen Revolution miterlebt, sagte zu dem Verfasser: „Zum dritten Male sah ich diese Zeichen herunterreißen, und jedes Mal geschah es, um nie und nimmer wieder aufgerichtet zu werden!“ Abends besuchte D. Speyer eine durch Anschlagzettel an den Straßenecken verkündete Versammlung des Circolo del popolo im Theater Alfieri. „Für ein kleines Trinkgeld öffnete man mir eine Loge dicht an der großherzoglichen. Zu meinem Erstaunen fand ich die letztere schon ihrer Krone, ihres Sammetbehanges, aller Zeichen, die auf den fürstlichen Inhaber deuteten, beraubt. Das nackte rohe Holz machte einen häßlichen Contrast zu den weiß- und goldgemalten Logenreihen. Ich mußte unwillkürlich lächeln über diese Berserkerwuth gegen die geduldigen Sachen, sicher, daß jene von der schmiegsamen Theater-Direction wohl versteckten Embleme wieder zum Vorschein und zu Ehren kommen würden, ehe man nur daran gedacht haben dürfte, die Spuren ihres Daseins zu verwischen. Parterre und Logenreihen waren wohl gefüllt, theils von Mitgliedern des Clubs, theils von Neugierigen und Müßigen. Die Schelle des Präsidenten erklang: das Gemurmel verstummte, die Sitzung begann. Nicolini eröffnete sie mit einer kurzen Recapitulation der neuesten Geschichte vom Standpunkt des Vereines aus. Heute endlich, so schloß er, ist der Tag erschienen, wo das Volk sein rechtmäßiges, Jahrhunderte hindurch ihm entzogenes Eigenthum durch die freiwillige Flucht Leopold's von Oestreich wieder empfangen hat. Auf der Tagesordnung stand die Berathung über die demnächst zu ergreifenden Mittel für die Sicherstellung der neuen Republik und für die alsbaldige Verwirklichung der reppublica italiana una ed indivisibile. Alle Redner suchten einander in Schmähungen gegen den Großherzog, in dem Volke gestreutem Weihrauch, in Prophezeihungen einer neuen, herrlichen Aera, deren Morgenröthe schon sichtbar, und eines nahenden dritten Primats der italienischen Nation zu überbieten. Je grasser die Uebertreibung, je greller die Farben, je gröber und massiger die Pinselstriche dieser Phantasiegemälde, desto einstimmiger das Klatschen des elektrisirten mitspielenden Parterre's. Der arme Großherzog! — wie hätte er je denken mögen, daß seine „vielgeliebten Unterthanen (amatissimi sudditi) in solche wüthende Expectorationen gegen ihn ausbrechen würden. — Sofortige Ver-

einigung mit der neuen römischen Republik zu einem Staate, Aufruf an die toskanische Jugend, in Masse unter die Fahnen zu eilen; gezwungenes Anlehen; Steuer auf die Reichen; im Nothfall Nöthigung derselben zu freiwilligen Opfern auf dem Altar des Vaterlandes — das waren die vorgeschlagenen und sämmtlich angenommenen Mittel, die Zukunft für die junge Freiheit Hetruriens zu sichern. Aber die Köpfe waren zu einer geordneten Discussion allzu erhitzt. Das Publikum, seiner passiven Rolle müde, begann mit drein zu reden, Vorschläge zu machen und nachträglich um's Wort zu bitten. Vergebens läutete der Präsident, es ereignen sich Zwischenfälle der ergreifendsten italienischen Gefühlspolitik, ein junger exaltirter Priester bezeugt sein Entzücken darüber, daß die in Sünde und Verdammniß verloren geglaubte Menschheit in aller ihrer unsterblichen Herrlichkeit wieder vor ihm aufgestiegen sei, Thränen ersticken seine Stimme, ein schmutziges Subject erklettert die Loge, von den Schultern seiner Nachbarn aus und umarmt den begeisterten Jüngling gleichsam im Namen des Hauses; ein Jeder will seine Geschichte und seine Gedanken über die Erhebung mittheilen, vergebens läutet der Präsident, da kommt eine unerwartete Rettung. Ein Bote bringt eine Nachricht und der Präsident ruft mit theatralischem Pathos: »Volk von Florenz! Die von dir gewählte provisorische Regierung sendet dir die Botschaft, daß dein Eigenthum bereit steht, dich zu empfangen. Der Saal der Fünfhundert im alten Volkspalaste der Republik ist zu unseren Versammlungen hergerichtet. Laßt uns Alle vereint aufbrechen, um in feierlichem Zuge von unserem Eigenthume Besitz zu ergreifen!«

Unser Chronist entfernt sich, nachdem er den Troß noch in den alten berühmten Saal begleitet, und findet neben einem, von der provisorischen Regierung erlassenen Manifeste an der Ecke einen betagten Alten. Halb nachdenklich, hal unwillig schüttelte er das Haupt, dessen dünnes weißes Haar in dem scharfen Zuge des Nachtwindes flatterte. »Sie haben die Unordnung gesäet und wollen die Ordnung ernten«, sagte er vor sich hin, »ich sehe ein neues 1799; Wahnsinn und Armuth, das wird die Ernte sein, wie damals. Dem neuen 1799 wird sein 1814 rascher nachfolgen; denn der Zeitraum ist noch nicht um, wo ein neuer Weltbezwinger der Erde entsteigen kann!«

Das war die florentiner Einigkeitsposse von heute vor zehn Jahren.

Der Russische Adel. *)

Nach dem Wortlaut des Gesetzes vom 12. Januar 1682 sind alle Edelleute Rußlands, ohne Rücksicht auf ihre Titel, gleichberechtigt, es handelt sich deshalb nur um Titelunterschiede, wenn man, nach dem officiellen Wappenbuch in heraldischer Kammer des Senates, den russischen Adel in fünf Kategorieen theilt. Diese fünf Kategorieen sind:

*) Nach Harthausen; Etudes sur la Russie. Berlin, 1853. Und: Notice sur les Principales familles de la Russie par le Prince P. Dolgorouky. Berlin, 1858. Schneider.

1) die Fürsten des russischen Reichs,
2) die Grafen des russischen Reichs,
3) die Barone des russischen Reichs,
4) die nicht betitelten Edelleute, deren Adel aus der Zeit vor Peter I. stammt,
5) die nicht betitelten Edelleute, deren Adel erst von und nach jenem Kaiser datirt.

Unter den Fürsten des russischen Reiches sind die vornehmsten diejenigen, welche in direkter und legitimer Linie von Rurik, dem Varägerfürsten stammen, solcher Fürsten giebt es noch 41.

1. Odoiewsky. Sie stammen vom heiligen Michael Fürsten von Tschernigow im 12ten und vom heil. Wladimir († 1247) im 8ten Grade.
2. Koltsow-Massalsky, stammen ebenfalls vom heil. Michael.
3. Gortchakow, gleichen Stammes, der Name kommt von dem Beinamen eines Ahnherrn.
4. Eletzky, gleichen Stammes, der Name von der Stadt Eletz.
5. Zwénigorodsky, gleichen Stammes, der Name von der Stadt Zwenigorod.
6. Bariatinsky, gleichen Stammes, der Name von der Herrschaft Bariatina.
7. Obolensky, gleichen Stammes, der Name von der Stadt Obolenzk.
8. Dolgorouky, gleichen Stammes, der Name von dem Beinamen eines Ahnherrn, bedeutet Longimanus, Langhand. Marie Dolgorouky wurde 1624 Gemahlin des Czaaren Michael, des Gründers der Dynastie Romanow.
9. Stcherbatow, gleichen Stammes.
10. Biasemsky, stammen von den Nachkommen Ruriks, die zu Smolensk und dann zu Biazma regiert haben.
11. Stchétinine, stammen von der einst zu Jaroslaw regierenden Branche der Nachkommen Ruriks, der Name kommt von dem Beinamen eines Ahnherrn Stchétina (soie de cochon).
12. Zassékine, gleichen Stammes, Zasséka (un taillis) hieß der Ahnherr.
13. Sontsew-Zassékine, eine jüngere Linie der vorhergehenden, nach dem Stammherrn Sontso (die Sonne) genannt.
14. Shahowskoy, gleichen Stammes, aus diesem Geschlecht ist Fürst Alexander S., der bekannte russische Dichter.
15. Mortkine, gleichen Stammes.
16. Shéhonsky, gleichen Stammes, der Name von dem Fluß Shekchna, an welchem ihre Herrschaft lag.
17. Lvow, gleichen Stammes, der Name kommt von Lëw (Löwe), dem Beinamen des Ahnherrn.
18. Prozorowsky, gleichen Stammes; das Haus steht auf zwei Augen.
19. Doulow, gleichen Stammes.
20. Krapotkine, gleichen Stammes.
21. Kozlowsky, stammt von dem Geschlechte Ruriks, das zu Smolensk herrschte. Der geistreiche Fürst Peter K., welcher 1840 starb, ist allgemein bekannt.
22. Stchépine de Rostow, von dem Geschlechte Ruriks, das zu Rostow regierte.

23. Kassatkine de Rostow, eine andere Linie desselben Geschlechtes.
24. Lobanow de Rostow, desselben Stammes, der Name von einem Ahnherrn, der den Beinamen Loban (Hochstirn) führt.
25. Bélosselsky de Bélozersk, von dem Geschlechte Ruriks, das zu Belozersk regierte.
26. Badbolsky, gleichen Stammes.
27. Scheleschpansky, gleichen Stammes.
28. Oukhtowsky, gleichen Stammes.
29. Gagarine, vom Stamme Ruriks, der zu Sterodoub regierte.
30. Stilkow, gleichen Stammes.
31. Volkonsky. Fürst Georg von Torousse, Sohn des heil. Michael von Tchernigow, hatte einen Bastard Johann, dem er große Güter an der Volkona hinterließ. Dieses Nachkommen sind die heutigen Fürsten Volkonsky, deren Fürstentitel von den legitimen Nachkommen des heiligen Michael lange bestritten und erst Ende des 17. Jahrhunderts anerkannt wurde. Im Sammetbuche, dem alten russischen Adelsregister, stehn die V. darum nicht.
32. Répnine-Volkonsky, diese Fürsten sind direkte und legitime Nachkommen des heil. Michael. Die ächten Repnine sind 1801 erloschen, der Name kam an den Fürsten Nicolas Volkonsky, den Enkel des letzten Fürsten Repnine.

Hierher gehören noch 33—41: Die Fürsten Swiatopolk-Tschetwertinsky, Swiatopolk-Mirsky, Drouçky, Babitschew, Putiatine, Drouçky-Sokolinsky, Drouçky-Lübecki und Souzow.

Dann folgen in zweiter Linie die Fürsten, welche von Guédimine, dem Anherren der Großfürsten von Litthauen aus Jagellonischem Stamme (später so genannt) kommen, diese sind: Havansky, Galitzyne, Kourakine, Troubetzkoy.

Dann kommen in dritter Linie die ausländischen Fürstenfamilien, welche die fürstliche Würde des russischen Reichs erhalten haben, als: Boronecki, Czartorysky, Koniatowitsch, Sangousko, Bagration (sind die alten Souveraine von Georgien), Dadianow, (einst Souveraine von Mingrelien), Metschersky, (Tartaren-Chane), Ouroussow, Tcherkasky, Stitsianow, Yousoupow.

Endlich diejenigen Familien, die seit Peter den Großen in den russischen Fürstenstand erhoben worden sind, als: Menschikow (1707), Romodanowsky, Lapoukhine (1799), die Fürsten von Italien (Grafen Souvorow de Rymnik 1799), Argoutinsky-Dolgorouky (1800), Soltykow (1814), Barclay de Tolly (1815), Lieven (1826), die Fürsten von Warschau (Grafen Paskévitsch d'Erivan 1831), Kotchoubey (1831), Waſsiltschikow (1839), Czernyschew (1841), Woronzow (1845, sie waren aber schon seit 1760 deutsche Reichsgrafen), Tarkowsky (1849), Tschingis (1853), Orlow (1856, dieser berühmte Staatsmann stammt nur durch einen natürlichen Sohn von dem in Rußland einst so mächtigen und gefürchteten Geschlechte der Orlows her.)

Folgende Familien stammen in legitimer Folge von Söhnen Ruriks, haben aber den Fürstentitel abgelegt, seit sie ihrer Fürstenthümer beraubt, zu moskovitischen Bojaren gemacht wurden: Tatischew, (der Ober-Kammerherr Dmitri Tatischew verschmähte noch vor einigen Jahren die Annahme eines Adelstitels), stammen von dem Stamme Ruriks, der zu Smolensk herrschte,

Yerapkine, gleichen Stammes, Rjewski, gleichen Stammes, Tolbouzine, gleichen Stammes, und Liapounow, diese stammen von dem Stamme Ruriks, der zu Galitsch regierte.

Russische Grafen sind:

1706. Schérémétew (gleichen Stammes mit dem Hause Romanow-Yourieiw, das 1603 auf den russischen Thron kam.)

1709. Golovkine (Verwandte der Narischkyne, schon 1707 deutsche Reichsgrafen.)

1710. Zotow (Nikita Zotow war der Lehrer Kaiser Peter's I.)

1722. Apraxine (schon im 15. Jahrhundert bekannt. Martha Apraxine wurde die Gemahlin des Czaaren Feodor, des älteren Bruders Peters des Großen.)

1724. Tolstoy (15. Jahrhundert, sehr zahlreich.)

1726. de Vier (stammen von einer portugiesischen Judenfamilie.)

1728. Münnich (altes deutsches Adelsgeschlecht, aus dem Stamme der Münche von Ramspaur, wurden 1741 deutsche Reichsgrafen.)

1730. Ostermann (Sohn des Pastors Ostermann zu Bockum in Westphalen, geb. 1686.)

1732. Soltykow (siehe unter den Fürsten.)

1742. Jefimowsky
1742. Hendricow
(sollen die Nachkommen der beiden Schwestern der Kaiserin Catharina I. sein. Die Brüder waren die nun wieder erloschenen Grafen Scavronsky.)

1742. Czernyschew-Krouglicow (kommen seit 1628 vor.)

1746. Schouvalow (erschien zuerst Anfang des 17. Jahrhunderts.)

1760. Boutourline (altes Haus, steht im Sammetbuch, datirt aus dem 13. Jahrhundert)

1767. Panine (aus dem 17. Jahrhundert.)

1795. Potemkine (kommen schon vor Peter dem Großen vor.)

1795. Fersen (schwedischer Adel, Baron Fersen wurde Graf für den Sieg über Kocziusko 1794.)

1796. Bobrinsky (stammen von dem natürlichen Sohne Gregor Orlow's und der Kaiserin Catharina II.)

1797. Woronzow-Daschkow (deutsche Reichsgrafen seit 1760, Daschkow durch Transmission.)

1797. Kouchelew-Bezborodko (deutsche Reichsgrafen seit 1784, sind Klein-Russen.)

1797. Dmitriew-Mamonow (deutsche Reichsgrafen seit 1788, stehen im Sammetbuche.

1797. Zavadowsky (deutsche Reichsgrafen seit 1794, sind Klein-Russen.)

1797. Buxhöwden (preußische Grafen seit 1795, altwestphälisches, in Liefland ansässiges Geschlecht.)

1797. Kamensky (Adel von 1614.)

1797. Goudowitsch I. (Klein-Russen.)

1797. Moussine-Pouchkine (datirt aus dem 13. Jahrhundert, steht im Sammetbuch, verwandt mit dem schottischen Geschlecht der Bruce.

1797. Osten-Sacken (alter niederdeutscher, pommerscher Adel, der Feldmarschall Fürst v. d. Osten-Sacken starb 1837 unvermählt.)

1798. Sievers (guter deutscher Adel, Reichsgrafen seit 1760.)

1798. Strogonow I. (deutsche Reichsgrafen seit 1761, alte reiche Familie; die Strogonow waren Grand-seigneurs, ehe sie geadelt wurden, vielleicht die einzigen in Rußland. Harthausen nennt sie die russischen Fugger.)
1799. Pahlen (guter Adel, Curland, schwedische Freiherrn.)
1799. Kouchelew (16. Jahrhundert.)
1799. Rastoptchine (behaupten eine Abkunft von Dschingis-Chan, kommen aber urkundlich erst seit dem 16. Jahrhundert vor.)
1799. Orlow-Denissow (sind keine Orlow's, sondern Kosaken.)
1799. Kutaissow (stammen von einem circassischen Sclaven, welcher Liebling des Kaisers Paul war.)
1801. Wassiliew (Homo novus.)
1801. Tatistchew (siehe oben.)
1801. Pratassow (14. Jahrhundert.)
1809. Goudowitsch II. (siehe oben.)
1812. Platow (ein einfacher donischer Kosak, der sich bis zum Hetman aufschwang.
1813. Benningsen (alte vornehme niederdeutsche Familie.)
1817. Lambsdorff (gute curländische Familie, Erzieher des Kaisers Nicolaus.)
1819. Konovnitsyne (datirt aus dem 14. Jahrhundert, steht im Sammetbuche.)
1819. Gouriew (neue Familie, durch die Gunst der Schouvalow in die Höhe gekommen.)
1826. Pozzo di Borgo (corsische alte Familie, der Träger des Titels Graf Carl Andreas, mit einer Tochter des Herzogs von Crillon vermählt, ist der einzige russische Graf, der nicht russischer Unterthan ist.)
1826. Strogonow II.
1829. Toll (sind alte deutsche Reichsfreiherrn, seit langer Zeit in Curland angesessen.)
1829. Oppermann (ein sehr verdienstvoller deutscher Ingenieur.)
1829. Cancrine (Franz Cancrin, ein deutscher Jude aus Hessen, starb 1816, er war der Vater des Finanz-Ministers Grafen Georg Cancrin, der 1845 starb.)
1832. Golénistchew-Koutousow (datirt aus dem 14. Jahrhundert, steht im Sammetbuche.)
1832. Benckendorff (alter deutscher Adel aus der Mark Brandenburg.)
1833. Essen-Steenbock-Fermor (alter schwedischer Adel.)
1833. Levaschow (15. Jahrhundert; Litthauer.)
1834. Mordvinow (Adel von 1682.)
1836. Lambert (von altfranzösischem Grafengeschlecht.)
1839. Kissélew (datirt aus dem 16. Jahrhundert.)
1839. Kleinmichel (ein finnischer Bauer, wurde General-Lieutenant, sein Sohn ist der erste Graf dieses Namens.)
1842. Bloudow (16. Jahrhundert.)
1843. Korvine-Kossakowsky.
1846. Ouwarow.
1846. Baranow.
1847. Adlerberg.
1847. Nikitine.

1847. Rüdiger.
1849. Perowsky.

Es existiren noch 43 unbetitelte Familien, deren Namen in dem Sammetbuche. (Barkhatnaia Kniga, das schon oft erwähnte russische Adelsbuch, das von Iwan III. begründet und 1782 zum letzten Male revidirt wurde.)

Dann giebt es weiter eine Reihe von Familien, welche im 17. Jahrhundert zu den Bojaren gehörten, es aber nicht durchsetzen konnten, in das Sammetbuch eingeschrieben zu werden. Die Naryschkine sind die bekanntesten darunter.

Der Titel eines russischen Barons ist selten und doch nicht gesucht, es ist der Titel der Hofbauquiers. Die zehn Familien Rußlands, die diesen Titel führen, sind: Soloview (1717), Tscherkassow (1742), Frederichs (Hofbanquier 1773), Meßtmacher (1777), Meller (1789), Bello und Nall (Hofbanquiers 1800), Stieglitz (Hofbanquier 1826), Bode (1848), Fränkel (Hofbanquier 1851).

Correspondenzen.

† Aus Norddeutschland.

Mitte Juli.

— Schutzverein für entlassene Sträflinge. —

Im ersten Hefte der Berliner Revue von diesem Quartal steht ein Aufsatz „über Schutzvereine für entlassene Sträflinge", der sehr viel Gutes und Beachtenswerthes enthält. Doch scheint mir eine Frage zu wenig berücksichtigt, nämlich die: wer kann, wer darf Sträflinge bei sich aufnehmen? Man hört so oft darüber klagen, daß so wenig, namentlich auch Handwerker sich dazu verstehen; ich glaube aber, man thut mit solchen Vorwürfen in den meisten Fällen großes Unrecht. Jeder Arbeitgeber, der unter seine Arbeiter einen entlassenen Sträfling aufnehmen will, soll sich vorher gar sehr bedenken. In der Regel werden die Arbeiter die Mühe haben, mit dem Sträfling zu verkehren und auf ihn zu wirken, und der „Herr" — um kurz zu sagen — wird wenig mit ihm in Berührung kommen; glückt also die Aufnahme, so haben Jene allein das Verdienst davon, glückt sie aber nicht, wird wohl gar ein oder der andere Arbeiter von dem Sträfling verführt, wer trägt dann die Schuld und die Verantwortung? Gewiß einzig und allein der Herr. Und wenn die Arbeiter sich weigern, mit einem solchen Genossen zu arbeiten, so muß der Herr seine ausgesprochene Absicht unausgeführt lassen — und das taugt nicht in dem Verhältniß — oder er muß seine vielleicht sehr guten Arbeiter entlassen; das kann ihm großen Schaden bringen, größeren aber vielleicht die neuen Arbeiter, die nichts einzuwenden haben gegen den Sträfling-Gehülfen. Schwerlich wird aber Jemand im Ernste behaupten, daß solche Weigerung der Arbeiter schlechthin verwerflich sei, weil hervorgegangen aus unrichtigen und tadelnswerthen Ansichten. Wer einen Dünkel in sich trägt, ist insofern immer zu tadeln, aber wer auf seine und seines Standes Ehre etwas hält, ist nur zu loben; und so

soll der Herr sich freuen, wenn seine Arbeiter unter sich Zucht und Ordnung und gutes Einvernehmen unter sich erhalten und stolz darauf sind, soll sich freuen, wenn sie sich sträuben, ein etwa störendes Element aufzunehmen, und soll ihnen daher mit dem Ansinnen einer solchen Aufnahme gar nicht zu nahe treten. Ich meine: nur der, welcher sich allein mit dem Sträfling beschäftigen oder ihn an Jemanden in seinem Dienst abgeben kann, der wieder allein mit ihm zu schaffen hat, kann und darf einen solchen Unglücklichen bei sich aufnehmen, und so also auch nur der Meister, der nur einen Gesellen oder einen Lehrburschen hält. Jeder aber, der den Sträfling mit Mehreren in Berührung bringt, wird gewiß — so oder so — Schaden anrichten, um vielleicht etwas Gutes zu erreichen oder zu erreichen oder erreichen zu lassen. Wenn aber die Vereine — deren guten Zweck, guten Willen und große Opferwilligkeit ich vollkommen anerkenne — nur recht forschen nach solchen „Einzelnen“, so werden sie solche gewiß auch finden.

Vom Rheine.

— Das eventuelle künftige Kriegstheater am Rhein. —

Wir werden gut thun, uns mit den topographisch-strategischen Verhältnissen der Landstriche, welche möglicher Weise der Schauplatz eines nächsten, vielleicht nicht fernen Krieges sein werden, in Zeiten vertraut zu machen. Eine unlängst bei J. Perthes in Gotha erschienene Karte der westdeutschen Grenzlande*) ist von einem erläuternden Texte begleitet, welche jene Verhältnisse kurz und übersichtlich zusammengestellt.

Die Grenze des deutschen Bundesgebietes gegen Frankreich ist 65 Meilen lang, von denen auf Baden 29_9, auf Baiern 11_1, auf Preußen 18 und auf Luxemburg 7 Meilen entfallen. (Das Mißverhältniß, welches darin liegt, daß gerade die minderstarken Bundesstaaten die weitesten Grenzen zu bewachen haben; während auf den stärksten, Preußen, kaum mehr als ein Viertel fällt, kann nur dadurch ausgeglichen werden, daß man auf eine möglichst einheitliche Organisation der gesammten Bundeswehrkraft Bedacht nimmt und bei der Aufstellung des Bundesheeres nicht sowohl die einzelnen territorialen Abgrenzungen, als das Bedürfniß eines gleichmäßig starken und sicheren Schutzes der ganzen Westgrenze ins Auge faßt.)

Der Rhein ist bei Basel 250, bei Straßburg 470, bei Mannheim 385, bei Biebrich (incl. der Inseln) 1350, bei Coblenz 400 bei Cöln 540, bei Wesel 655, unterhalb Emmerich 900 Schritte breit. Unterhalb Basel liegen keine festen Brücken über den Strom, aber bei allen größeren Plätzen verbinden Schiffbrücken und am Niederrhein fliegende Fähren die Ufer, und die Ueberbrückung ist, namentlich am Mittelrhein, der vielen Inseln wegen nicht schwierig.

---

*) gleich allen Erscheinungen dieses Verlages sehr elegant ausgeführt, Hannover, Oldenburg, Holland, Belgien, den ganzen Norden Frankreichs bis zur Loire im Süden und der Eure im Norden, die Schweiz und alles deutsche Land östlich vom Rhein bis Magdeburg und Erfurt hin umfassend, mit acht Cartons der Bundesfestungen, von Paris und Lyon bereichert — und Alles zum Preise von nur 10 Sgr.

Wo die Grenze den Rhein und die Meridianrichtung verläßt, und längs der Lauter bis zum Fuß der Hardt die Rheinebene quer durchschneidet, liegen 4 Festungen einander gegenüber, französischer Seits Weißenburg und Lauterburg, auf bairischer Seite Landau und Germersheim.

Zwischen der Hardt und dem Westrich einerseits und den Ardennen andererseits, Waldgebirgen von 1000 bis 1500′ Mittelhöhe, in denen die wellige Hochflächenform mit tief eingeschnittenen Thälern vorherrscht, dringen die Saar und Mosel in engen Spalten ins rheinische Schiefergebirge ein, in einer Senkung zwischen der Hardt und dem Saarbrückener Kohlengebirge setzt sich der Nordflügel der französischen Ostbahn am Nordrand der ersteren und dem Reichswaldmoor fest.

Bei Arlon, wo die Grenze des Bundesgebiets sich nordwärts wendet, während die französische ihre nordwestliche Hauptrichtung bis zum Meere behält, tritt sie auf die Ardennen und zieht sich über die zu moorigen Hochflächen ausgedehnten Scheitel (Hochebenen, Hautes Fagnes) zum Nordfluß derselben bei Mastricht, der schnell von 500 auf 100′ herabsinkt und auf dem die Bahn von Cöln nach Lüttich bei Herbesthal die Grenze überschreitet.

Die französische Grenze zieht sich bis gegen Maubeuge an den Ardennen hin, deren höchster Punkt auf französischem Gebiet, les Hayes de Hargnies (1512′), gegen 500′ niedriger ist, als die höchstgelegenen Punkte des Hochveen, Baraque Michel und Botrauche.

In der Anlage der großen Verkehrswege zeigt sich zwischen der deutschen und französischen Seite des Kriegstheaters ein großer Unterschied. Von den Grenzen Frankreichs laufen fast alle Eisenbahnen strahlenartig nach dem einen Centrum zusammen. Nur die elsäßische Bahn hat eine zur Hauptrichtung senkrechte Lage, parallel dem Rhein und der badischen Bahn, und erst seit neuester Zeit stellt die Vollendung einiger Zwischenstrecken eine Verbindung der Nordostgrenze Frankreichs mit dem Mittelmeer, so wie eine Linie her, auf welcher, ohne den Centralpunkt zu berühren, vom Mittelrhein durch Frankreich die Nordsee erreicht wird. Das deutsche Eisenbahnnetz, mit seiner großen Menge großer und kleiner Knotenpunkte, weist mehrere nahezu parallele Linien auf. Auffallend erscheint die Ueberzahl der festen Plätze an der französischen Nord- und Ostgrenze gegenüber den deutschen gegen Westen gelegenen Festungen. In drei Reihen gruppirt, sind die ersteren der Mehrzahl nach mit der Hauptstadt durch Schienenwege direct verbunden, die auch in dieser Hinsicht den Centralpunkt bilden soll, dessen vielbesprochene Bedeutung als Festung durch die ungeheure Consumtion der 1½ Millionen Bewohner, die hinsichtlich der Zufuhr von ganz Frankreich abhängig sind, in Frage gestellt wird. Meist nach älterem Modell, dem Vauban'schen System, erbaut, zum Theil von geringem Umfang, zum Theil auch nur Forts, liegen sie am gedrängtesten an der belgischen Grenze, gegenüber einer Anzahl ähnlicher alter Festungen, und in dem zwischen Lauter und Rhein vorspringenden Winkel, hier gegenüber Landau, Germersheim und Rastatt mit Mainz im Hintergrunde. Die nach neuerer Manier erbauten und erweiterten Plätze, von denen Lyon und Besançon die beträchtlichsten, sind mehr der schweizer Grenze zugekehrt. Die deutschen Festungen gegen Westen liegen in zwei Reihen vertheilt und werden, mit Ausnahme von Saarlouis, Luxemburg, Jülich und der Citadelle Marienberg bei Würzburg, als Plätze ersten Ranges, zum größten Theil nach modernen Regeln erbaut

oder erweitert und zur Aufnahme ganzer Heere geeignet, bezeichnet. Von den 5 Bundesfestungen, zu denen auch Landau ganz definitiv gehört, wird bekanntlich Ulm, bei seiner Lage am Vereinigungspunkt der vom Mittelrhein nach dem Osten führenden Straßen und seinen großartigen, erst jüngst vollendeten Werken, als ein Muster der deutschen Befestigungskunst gerühmt.

Aus London.

— Aus der geheimen Geschäftswelt Londons. —

Ein schöner Morgen in der Mitte der Badesaison. Hotel zweiter Klasse in Margate, dem nächsten, populärsten oder vielmehr plebejesten See-Badeorte der Londoner Familien, die in Stand und Kasse den höchsten unter den niederen, oder den niedrigsten unter den höheren Ständen bilden: kleinere Großkaufleute, größere Kleinhändler oder Shopkeepers, auch wohlhabend gewordene Arbeiter- oder ärmer gewordene reiche Familien, Künstler und Schriftsteller dritter Klasse, Eltern mit zu viel heirathsfähigen Töchtern, anständige Junggesellen, denen es an Damengesellschaft fehlt, und so Summa Summarum eine Art Heirathsbureau am Strande des Meeres. In dem Hotel zweiter Klasse sitzen eine große Menge junger Damen, denen es bisher an der nöthigen Herrenbekanntschaft fehlte, so daß sie Alle noch hoffen und sich über die Schwestern moquiren, die bereits ihren Mann gefunden.

An diesem schönen Septembermorgen hatte Laura ihren Mann gefunden: Mr. Thomson Welche Aufregung, welches Kritisiren, welche Conjecturen unter den getäuschten, sitzengebliebenen Damen!

Kaum vor einer Woche waren Mr. Thomson und sein aristokratischer Freund Fortescue angekommen, und schon war Alles vorbei, denn Niemand hatte einen Augenblick geglaubt, daß der aristokratische Freund auch mit Heirathsgedanken umgehe. Die Art von Menschen, zu welcher Fortescue gehörte, war zu sehr bekannt, als daß sich eine Dame auf ihn hätte Hoffnung machen sollen. Diese Zugvögel, die bald hier, bald da herunterkommen, um hier ein Hippchen, dort ein Häppchen aufzupicken, und dann rasch, wie sie gekommen, fortfliegen, diese Kuckuks von einzelnen Herren ohne ein eigenes Nest, sind zu bekannt und kenntlich, als daß Mütter oder Töchter je auf einen solchen fahnden sollten. Aber Mr. Thomson, der geheimnißvolle, simple Mr. Thomson, ließ schon am ersten Tage keinen Zweifel mehr übrig, daß es ihm lediglich und ganz geschäftsmäßig um eine Frau zu thun sei. Er war schweigsam, formell und steif, dick und stark, ein Gefangener in seinen Feiertagskleidern, befangen und auf eine etwas ungeschickte Weise vornehm thuend, also ein Kaufmann aus der City. Auch hielt man ihn sofort für reich und deshalb für einen Gentleman, obgleich manches Gemeine an ihm, namentlich ein unheimliches, nervöses Zwinkern mit den Augen, sehr für das Gegentheil sprach. Wie konnte er unter diesen Umständen so schnell eine Braut finden? und noch dazu eine der schönsten und geistreichsten? Fortescue, der Aristokrat, war der Zauberer. Wenn bei Tische, am Strande, auf Spaziergängen ein Lord oder Bischof oder Millionair genannt ward, pflegte er zu bemerken: „Ich kenne ihn nicht, aber mein Freund Thomson hat seine Bekanntschaft gemacht, glaub' ich," ohne dabei den Freund Thomson, dicht neben ihm, zu fragen. Zuweilen

spielte er auch auf Freund Thomson's Privat-Residenz, dessen Besitzungen und Kunstschätze an, ohne sich auf bestimmte Angaben einzulassen. Bemerkte man auf Spaziergängen eine seltene Blume, warf der Aristokrat Fortescue wie bei Seite die Frage hin: „Thomson, Sie haben ja wohl ein Dutzend Varietäten davon in Ihrem Gewächshause?“, ohne daß Thomson deutlich antwortete.

So wurde Thomson, der dicke, gemeine, steife Thomson, berühmt gemacht und zu einer beneidenswerthen Partie erhoben. Die Damen und „zahlreichen Familienväter“ vollendeten, was noch fehlte, ganz nach dem üblichen System günstiger Vorurtheile. Seine Steifheit war Würde, seine Unbeholfenheit Bescheidenheit, seine Schweigsamkeit vornehme Zurückhaltung, sein Augenzwinkern versteckter Witz und Humor. Zwar blieben noch manche bedeutende Zweifel und Mysterien, aber das erhöhte den Reiz nur. Aus den halben Andeutungen und geheimnißvollen Anspielungen des Aristokraten Fortescue reimten sich scharfsinnige Tanten und Mütter folgende Schlüsse zusammen: Thomson hat ein Engros-Geschäft in der City, eine Villa, eine Residenz mit Garten, Treibhaus, Weinkeller u. s. w. in einer reichen, heitern Vorstadt, wie jeder City-Kaufmann, als solcher 800 bis 1000 Pfund jährliches Einkommen, wenn nicht mehr, und ist Willens, sich hier eine Lebensgefährtin zu wählen. — Niemand hatte je eine bestimmte Versicherung für diese ermittelten Thatsachen vernommen, aber die Bürgergesellschaft war darüber einig. Zweifel galt für Verleumdung. Die seltsamen Winke und Andeutungen des Aristokraten Fortescue waren zu festen Mauern der Ueberzeugung geworden.

Mr. Thomson hatte von nun an blos noch die Wahl. Die jungen Damen waren immer in seiner Nähe, und die älteren in schrecklicher Nähe der Dreißig (darunter und darüber) drängten sich nicht selten einander thatsächlich zurück, um Mr. Thomson's Rath und Entscheidung über wichtige Tagesfragen einzuholen. Der Kampf wüthete mehrere Tage zweifelhaft, bis er endlich plötzlich entschieden und entschlossen war. Laura Crompton, die beste Sängerin und schönste Sirene der Badegesellschaft, eine der fünf Töchter eines simplen Mr. Crompton, war eines Morgens plötzlich seine Braut. Niemand wußte, wie's gekommen war, Niemand erfuhr es, da Mr. Crompton mit Familie und Schwiegersohn schon am Tage nach der Verlobung abreiste. Auch der Aristokrat Fortescue war verschwunden.

Genaue Nachfragen der Zurückbleibenden ergaben, daß die Hochzeit schon nach vierzehn Tagen gefeiert werden sollte. Liebe aus Badeorten ist Treibhaus-Pflanze, nicht stark genug, lange Wind und Wetter im Freien zu ertragen. Und so kniete das Liebespaar an einem trüben Oktobermorgen vor dem Altare einer Kirche, um sich durch das unlösliche Band der Ehe an einander zu fesseln, „bis der Tod sie scheide.“ Diese Zwei, mühsam sich überredend, daß sie nun Eins seien, fuhren, beneidet von ledigen Dienstmädchen und alten Jungfern, umjubelt von Neugierigen und im Gefolge der Familie Crompton und ihrer Angehörigen, aus der Kirche zum Hochzeitsschmause, wo Mr. Thomson in feurigen Reden gepriesen und das von Gott vereinte Paar mit Glückwünschen überschüttet ward. Es folgte die übliche englische „Honigmondreise“, die aber der eifrige City-Kaufmann auf vierzehn Tage abkürzte, weil er nicht länger im Geschäft entbehrlich sei. Der noch übrige Honig mußte in der Villa des reichen Kaufmanns, draußen im Westen von London, Kensington, genossen werden. Die Villa war reizend mit ihren neuen Meubles

und Ornamenten und Ziergärtchen rings herum. Die junge Frau hielt sich für glücklich. Es fehlte ihr an nichts. Der Mann ging, wie jeder große Geschäftsmann Londons, um zehn Uhr in's Geschäft, kam gegen sechs Uhr wieder, aß und trank gut, wurde immer liebenswürdiger und mittheilender und spielte den generösen Wirth gegen alle ihre Verwandten. Aber wo bleiben die Seinigen? Der zärtliche Ehegatte wußte Fragen nach seinen Angehörigen und seinen Geschäfts-Angelegenheiten stets auf geschickte und liebenswürdige Weise auszuweichen. Dies spannte freilich ihre Neugierde um so höher. Außerdem fühlte sie mit der Zeit ein Recht, in diese Geheimnisse eingeweiht zu werden. Sie war öfter in Verlegenheit gekommen, wenn sie nach den persönlichen und Geschäfts-Verhältnissen ihres leiblichen Gatten gefragt worden.

Nach drei Monaten konnte sie diese Ungewißheit nicht mehr ertragen. Sie beschloß, selber Forschungen anzustellen, um zunächst wenigstens zu ermitteln, wo und welcher Art das Geschäft ihres Mannes sei. Als sie eines Morgens von ihm für den Tag heiter Abschied genommen, hüllte sie sich, sobald er die Thür geschlossen und gegangen, in einen dicken Shawl und Schleier und folgte ihm so, daß sie fern genug blieb und ihn doch stets in den Augen behielt. In Piccadilly und besonders am Strand wurde das Gedränge von Wagen und Menschen so arg, daß sie in Gefahr kam, seine Spur zu verlieren. Aber sie hielt ihn fest. Nur als er am Strand die merkwürdigsten Manövers begann, bald stehen blieb, bald vorwärts schoß, bald scheu um sich sah, durch Wagengedränge auf die andere Seite flüchtete, dann wieder herüber u. s. w., wurde es ihr peinlich angst um's Herz, theils vor Entdeckung ihres Planes, theils vor dem Geschäft ihres Mannes. Ein dunkeles, aber sicheres Gefühl sagte ihr, daß ihr Mann kein respektabeles Geschäft treiben könne.

Endlich schoß er rasch in eine der engen, zum Theil verrufenen Nebenstraßen, die vom Strand nach der Themse und in die „Adelphi-Bogen“ hinunterführen, und verschwand mit einem unheimlichen Sprunge durch die offene Thür eines kleinen schmutzigen Hauses, die sich plötzlich hinter ihm schloß, wie in einem Intriguen-Lustspiel auf dem Theater.

Laura, heiß und aufgeregt von physischer und moralischer Bewegung, von Neugier und Angst, daß sie in ihrer demüthigen Situation entdeckt werden könnte, fühlte in ihren zitternden Knieen und Pulsen eine Anwandelung von Ohnmacht. Sie hielt sich an einer Säule fest und stand da in dumpfer Betäubung, unschlüssig, beinahe unbewußt, bis nach einer Viertelstunde die Thür sich wieder öffnete und drei Figuren langsam und feierlich heraustraten. In dem Einen erkannte sie sofort, obwohl in Lumpen, den Aristokraten Fortescue wieder. Den Zweiten hatte sie nie gesehen. Diese Zwei führten und trugen in der Mitte einen elenden blinden und lahmen Bettler in Lumpen. Die Arme hingen ihm wie abgestorben herunter. Die Beine waren in dicke Lumpen gewickelt und schleppten sich jämmerlich unter dem Körper hin. Sein blasses Gesicht war entstellt, die blinden Augen zwinkerten jämmerlich in die Luft, um einen Strahl Lichtes zu erhaschen. Die blinden Augen zwinkerten — Laura schnappte nach Athem, ihr Hirn schien sich zu drehen. Sie wandte sich mit einem Schrei ab und schloß die Augen. Die zwinkernden Augen des blinden und lahmen Bettlers ließen keine Spur von Zweifel mehr zu. Diese Gewohnheit, Blindheit zu heucheln, war zu individuell und eigenthümlich. Mr. Thomson's Geschäft gehörte zu den in London sehr mannigfaltigen, durch täu-

schend erkünstelte, auffallende Schrecken und Mitleiden erregende Gebrechen Geld zu machen. Mr. Thomson war ein berühmter Kunst-Bettler.

(Gartenlaube.)

Vermischtes.

[Der Krieg und die Industrie.) Hierüber stellt der „Arbeitgeber" folgende Betrachtungen an:

„Der Krieg hat bereits in seinem ersten Beginn dem Nationalwohlstande und dem Erwerb der Völker so tiefe Wunden geschlagen, alle Geschäfte sind so ins Stocken gerathen, daß man ernstlich gemahnt wird, darüber zu Rath gehen: was ist zu thun, um der gänzlichen Zerrüttung der industriellen Arbeit vorzubeugen? Denn gerade in der Industrie offenbart sich der Eindruck am frühesten und deutlichsten, welchen die Ueberfallspolitik auf alle rechtlich gesinnten Menschen hervorbringen muß.

Die tiefe Erschütterung des öffentlichen Vertrauens ist es mehr als der Krieg an und für sich, welche die Geschäfte so bis ins innerste Mark zerrüttet. Denn da man beim Anblick einer das Völkerrecht verhöhnenden Politik sich des Schrecklichsten versehen zu müssen glaubt, so sucht ein Jeder mehr als sonst seine Habe sicher zu stellen, sich für alle Fälle mit größeren Baarmitteln als sonst zu versehen. Dadurch entsteht einerseits eine Lücke in den Circulationsmitteln selbst, und wenn diese auch durch die Verminderung des Geschäftsverkehrs ausgeglichen würde, so ziehen andererseits die Kapitalisten ihre Kapitalien in so starken Beträgen aus den Geschäften zurück, daß selbst in den gesunden Industrien Stockungen, Bankrotte und Einstellen der Arbeit eintreten müssen Was ist nun zu thun, um einer endlich daraus entspringenden, einem großen Theil der arbeitenden Bevölkerung drohenden Verdienstlosigkeit vorzubeugen?

Unsers Erachtens können Palliativmittel wenig helfen, wenn man nicht die tiefliegende Ursache des Uebels zu entfernen und das allgemeine Mißtrauen zu beseitigen, — das Vertrauen auf andere Weise wiederherzustellen oder zu ersetzen sucht.

Ehe wir eine Andeutung geben, auf welche Weise das Letztere geschehen könnte, müssen wir vorausschicken, daß wir eine Hülfe überhaupt nur bei einem Theil der Industrie für möglich halten. Gewisse Luxuswaaren werden nicht bloß während des anbrechenden Krieges, sondern wegen des in Folge desselben gelähmten Wohlstandes auf Jahre hinaus wenig Aussicht auf lohnenden Absatz haben. Artikel, deren der Krieg bedarf, erfordern dagegen größeren Aufwand an Arbeit als vorher — und es ist daher rathsam, daß Arbeit und Kapital, insoferne es überhaupt aus der Luxusindustrie gezogen werden kann, — solchen Arbeitsbranchen sich zuwende. Auch die Gegenstände des nothwendigen, täglichen Lebensbedarfs werden kaum in geringere Frage kommen. Dagegen muß eine große Anzahl solcher Waaren, die den wohlhabenden Mittelklassen zum Bedürfniß geworden sind — aber doch im Nothfall entbehrt werden können,

bei der allgemeinen Einschränkung, welche die Meisten sich auferlegen —, einen so bedeutenden Ausfall erfahren, sowohl an Absatz als an Betriebskapital, daß eine bedenkliche Schmälerung des Betriebs eintreten muß und viele Tausende von Familien brodlos werden müssen, wenn nicht bald eine entscheidende Wendung in der Politik kommt, oder wenn nicht wirthschaftliche Hülfsmittel dagegen ergriffen werden.

Als eines der letzteren möchten wir der öffentlichen Diskussion den Vorschlag zur Gründung von Vereinen von Industriellen und Kapitalisten zur Unterstützung der Industrie für größere Bezirke machen.

Es ist nämlich kein Zweifel, daß in einer großen Anzahl von Industrien die Stockung nur eine momentane ist, — daß nach einem bestimmten Zeitraum das Bedürfniß und die Nachfrage nach deren Erzeugnissen wieder um so lebhafter erwacht, je länger die Stockung gewesen ist, daß dann aber wegen der starken Nachfrage die Produktion innerhalb kurzer Zeit so gesteigert wird, daß Arbeitslohn und Preis des Rohmaterials erhöht wird, — daß also dann theurer produzirt werden wird — als jetzt. Es unterliegt ferner keinem Zweifel, daß eine Masse von Kapital, aus Besorgniß vor dem Krieg, zurückgezogen worden ist und müßig daliegt, welches zur Belebung jener Industrien vollkommen ausreichen würde, daß also, wenn dieser Fall einträte, sowohl die Arbeit Beschäftigung, als auch der Nationalwohlstand einen Zuwachs erhielte.

Alles kommt nun darauf an, den Kapitalisten die Sicherheit zu gewähren, daß sie ihr Geld nicht verlieren, daß es in der Industrie, wenn sie auch eine Zeit lang, weil auf Lager gearbeitet wird, keine Zinsen erhalten, gewinnbringend und eben so sicher angelegt ist, als wenn sie es im Kasten liegen haben.

Sollte diese Sicherheit nun nicht durch Vereine von Industriellen und Kapitalisten in größeren Städten oder in ganzen Provinzen geschaffen werden können, die nach Art der so oft schon besprochenen Handwerkergenossenschaften, die durch solidarische Haftbarkeit einer großen Anzahl über einen weiten Distrikt verbreiteter Mitglieder gegen alle Wechselfälle Sicherheit böten?

Wir wollen diesen Vorschlag nur als einen Gedanken hingeworfen haben, der einer näheren Prüfung bedarf, aber doch wohl verdient, in Diskussion gezogen zu werden.

[Chronik der Szekler.] Ein Seitenstück zum Streit über die Echtheit der Königinhofer Handschrift wird eben in Ungarn in Scene gesetzt. In der Sitzung der ungarischen Akademie vom 23sten d. Mts. las nämlich Herr Professor Theodor Pauler eine vom Herrn Georg Bartal eingesendete Abhandlung vor, welche die Autenticitat der sogenannten Csiker Chronik der Szekler bestreitet. Wir besitzen, wie bekannt, die Hauptquelle für die alte Geschichte der Ungarn in der Chronik des unbekannten Notars des Königs Bela (Anonymus). Außerdem existirt die erwähnte Szekler Chronik, welche man gewöhnlich für ein Machwerk der spätern Jahrhunderte hielt. Herr Karl Szabó, der sich besonders mit der Urgeschichte der Ungarn beschäftigte, trat vor einigen

Jahren für diese Chronik in die Schranken und suchte die Glaubwürdigkeit derselben zu beweisen. Herr Bartal erklärt nun in seiner Abhandlung die von Szabó angeführten Beweise für nicht stichhaltig und sucht zu beweisen, daß die Chronik bloß zur Verherrlichung der Familie Apor in Siebenbürgen erdichtet wurde und ein Machwerk des 17. Jahrhunderts sei. Herr Bartal tritt mit allen Waffen der Wissenschaft und Kritik ausgerüstet in die Schranken und kämpft trotz seines hohen Alters mit jugendlicher Kraft, so daß Herr Szabó keine leichte Arbeit haben wird, will er den Sieg davon tragen.

[Die Gallomanie der Elsässer.] Die Elsässer wollen gute, ja selbst die besten Franzosen sein. Obgleich sie aber Deutschland nur mit Verachtung ansehen, und mehr als zweihundert Jahre mit Frankreich vereinigt sind, so findet man doch gar viel Deutsches bei ihnen: deutsche Sprache, deutsches Wesen, deutsche Sitten. Viele von ihnen können noch gar nicht Französisch sprechen; ja es giebt selbst noch Gegenden im Elsaß, wo nicht der moderne Maire, sondern der altdeutsche „Schulze" das Dorfregiment führt. Die katholischen Pfarrer und Schulmeister machen die meiste Propaganda für das Franzosenthum im Elsaß, wo hingegen der protestantischen Geistlichkeit dieses Landes nachgerühmt werden muß, daß sie für deutsches Wesen und deutsche Literatur begeistert ist, und auf alle nur mögliche Weise alles was deutsch ist zu erhalten, zu heben und zu befördern sucht. Unsere Stiefbrüder jenseits des Rheins werden aber, trotz ihrer Gallomanie, von den Franzosen als Parias angesehen, in den Zeitungen verhöhnt und verspottet, durchweg mit Ehrentiteln, wie Hanses und têtes carrées, belegt, und als Menschen ausgepfiffen, die nie recht Französisch lernen und es nie recht aussprechen können. In der That aber findet man auch nur äußerst wenige Elsässer, die gut Französisch sprechen. Als „geborne Franzosen" glauben sie eine natürliche Anlage zu der französischen Sprache zu haben, und geben sich daher keine Mühe bei Erlernung derselben. Ich sage: „bei Erlernung", weil in den meisten Elsässer Familien die deutsche Sprache Mutter- und Umgangssprache ist. Später besucht man ein Institut, ein kleines Seminar, ein Collége, ein Schullehrer-Seminar, hört dem Unterricht in französischer Sprache zu, und kann Französisch. Warum nur noch wegen des Geschlechts der Hauptwörter, wegen der Aussprache, wegen der Construction, wegen besonderer Redensarten ängstlich sein? Ich habe in Deutschland vielfach Gelegenheit gehabt zu bemerken: wie Elsässer Schulmeister, die, überhaupt den deutschen Lehrern, was Pädagogik, Methodik und allgemeine Bildung anbelangt, weit nachstehend, auf Instituten als „professeurs" fungirten, sehr oft von ihren Schülern wegen Verstößen gegen die Regeln der franz. Grammatik corrigirt und ausgelacht wurden. Diejenigen, welche der Ansicht waren, die deutschen Heere würden bei einem Einbruch in Frankreich von den Elsässern mit offenen Armen empfangen und als Befreier begrüßt werden, waren sehr auf den Holzweg gerathen; eher ist anzunehmen, daß die Elsässer an unsern in ihr Land eingerückten Truppen Feindseligkeiten aller Art, ja selbst Grausamkeiten ausüben werden, wie im Jahr 1814, wo ja die Einwohner eines Dorfes so weit gingen, daß sie einen gefangenen württembergischen Dragoner kreuzigten. (Auch der edle v. Friesen wurde 1814 von Elsasser Bauern meuchlings erschossen.)

Druckfehler: In einem Theile der Auflage ist auf Seite 159, Zeile 5, das Wort „ihnen" durch „sie" zu berichtigen unterblieben.

Preußische Briefe.

II.

Den Cincinnatus riefen die Römer vom Pfluge zum höchsten Staatsamte; was Graf Albrecht Alvensleben als Finanzminister Geniales leistete, verdankte er den Eindrücken und Erfahrungen, welche er bei einer frühen Verwaltung der väterlichen Güter sammelte; er hatte in den Topf und in die Truhe des Landmanns geguckt, verstand sich auf den altmodischen Kerbstock und sogar auf die „zinsenlose“ Sparmethode, „es war eine recht bäuerische Politik, die er trieb“, aber sie hat vor der des früheren Aachener Tuchhändlers und jetzigen Berliner Bank-Crösus fast eben so viel voraus als vor der des jüdischen Jockeyritters Achille Fould in Paris, vor beiden das, das sie das Land und das Volk im Wohlstande erhält und dem Staat einen „Groschen in der Noth“ sichert. Die Engländer könnten unmöglich ihre jungen Lords so rasch in den Staatsdienst aufnehmen, kämen diese nicht vom Lande; die Classiker, rura paterna und eine gesunde detaillirte und die verschiedensten Gebiete berücksichtigende Kenntniß der Geschichte des eigenen Vaterlandes, aber auch diese von dem viel verlachten bäuerischen „Kirchthurmpatriotismus“ aus aufgefaßt, machen den jungen Engländer so schnell zum Staatsmann. Es ist unglaublich, mit welchen Jahren die Pitt, die Palmerston, die Stanley 2c. ihren Sitz im Parlament und an der Ministerbank eingenommen haben. Ein einundzwanzigjähriger Minister würde in allen guten Beamtenmonarchien, wo die Stadtpolitik üppigst wuchert, zum Himmel schreien; von allen Dächern würden sie rufen: „Wehe dem Lande, dessen Minister ein Kind ist“; und es ist eben ein modern städtischer Gesichtspunkt, der dazu bestimmt, nicht der der alten guten Zeit, die den Jungen zwang zu schweigen und vom Alter Wort und Lehre zu erwarten.

In ganz besonderm Gegensatz zu England ist Frankreich das Land, wo die Staatsmänner aus der Stadt hervorgehen, das heißt aus dem Comtoir, aus dem Barreau, wo sie vom Redactionssessel und vom Katheder herabsteigen, um sich auf den Ministerstuhl zu setzen. Die guten Leute bringen in den meisten Fällen eine außerordentlich gute theoretische Vorbereitung für ihren Beruf mit, geordnetere und umfassendere Kenntnisse

in der Statistik, in der Nationalöconomie, in der Finanzwissenschaft, als sie wohl bei den großen Staatsmännern Englands und bei den wenigen, welche unsre beschränkten und gedrückten Verhältnisse groß werden ließen, zu treffen sind und waren. Aber mit all ihrem mächtigen Apparat, und mit allen den feinen Hülfsmitteln, die gallische List und Gewandtheit ihnen an die Hand giebt, mit ihrer durchdringenden Gesinnungspolizei, mit ihren Preßverfälschungen, Saloneroberungen und Bestechungen aller Art — hat wohl einer von ihnen anders als mit Bankrutt geendet, total fertig mit sich und mit — seinem Glauben an die Möglichkeit irgend eines Regiments? Das ist der Unsegen der Stadtpolitik.

Freilich ich könnte mir eine Städterpolitik denken, welche in voller Unmittelbarkeit auf den Grundlinien eines Städtethums, wie das Mittelalter es entwickelte, beruht, eine Städterpolitik von außerordentlichen Erfolgen, aber die Zeit der Patricier ist vorüber, und was heut aus den Städten kommt, ist nur die Confusion des Liberalismus.

Man denke nur einen Augenblick an die Zusammensetzung und die innere Bewegung unserer Städte. Alles ist zufällig, Alles ist Polizei. Solche Stadt ist, wenn sie irgendwie Bedeutung hat, sei es als Hauptstadt, sei es als Handelsstadt, sei es als Arbeitsstadt, ein Taubenhaus, eine Passagierstube. Ein ewiges Verändern, ein unaufhörliches Ziehen. Es werden in ihr mehr Verbindungen abgebrochen als angeknüpft, mehr sittliche und ebenso mehr gesellschaftliche und politische Verhältnisse zerstört als angeknüpft. Man sage nicht, ich übertriebe. Auf eine Ehe, die in der Stadt geschlossen wird, kommen gewiß zwei Trennungen, seien es solche zwischen dem mündigen ungehorsamen Sohn und dem Vater, sei es zwischen Eheleuten, sei es durch directe oder indirecte Verstoßung; ja, was das Schlimmere, es fallen solche Trennungen in vielen Fällen gar nicht mehr auf, sondern man befaßt sie unter das Motto: „Das Geschäft bringt's mal so mit sich." Der Concurrenz zu Ehren werden in solcher Stadt die tollsten Schlachten geliefert, Keiner scheut oder ehrt den Andern, Keiner fühlt Mitleid mit dem Andern, Keiner traut dem Andern, Trumpf auf Trumpf wird von den kleinen Raubrittern des Geschäfts gegen einander ausgespielt, und der letzte ist die Anmeldung des Concurses. Dann folgt der Accord, das öffentliche Anerkenntniß, daß die Stadt und ihr Verkehr eine große unruhige See voller Klippen und Haifische sei, wo Jeder Unglück haben könnte, und darauf beginnt das Spiel von Neuem. Viel Zufall, etwas List, möglichst umfassende Ausbeutung fremder Arbeit — das sind die wesentlichen Bedingungen für den Spieler.

Das Gesetz des wirthschaftlichen wie des staatlichen Lebens scheint für solche Stadt gar nicht zu existiren, eben so wenig für die andere Sorte der Städte, wo auf den Gassen das Gras wächst, sonst aber alles grau und todt ist. Das sind die Philisterstädte, in denen die Schlafmützen, die guten Unterthanen, die Subalternen aller Ordnungen

geboren werden. In ihnen spukt nicht einmal der Zufall mehr, sie vegetiren, wie eine Pflanze hinter dem Zaun. Was aber die bewegten Städte, die handelnden, die regierenden, die arbeitenden anbetrifft, so ist auch auf ihrem Grunde kaum etwas anderes, als die Logik der Krankheiten und des Verfalls zu entdecken. Alle ihre reiche und glänzende Bewegung gehorcht der Willkür. Heut strömt ein fremdes Capital in die Stadt, morgen lockt ein unternehmender Kopf tausende neuer Arbeiter in ihre Mauern, ein ander Mal bringt, sei es jüdische, sei es heidnische Geistreichigkeit, einen plötzlichen Umschwung der Gesinnungen der tonangebenden Kreise hervor oder die Bevölkerung geräth in die Gänge eines Labyrinthes politischer Opposition oder, was eben so schlimm, in ein Loyalitätsfieber mit Schützenparaden und Zweckessen — so wogt das formlose, aus allen möglichen Stoffen locker zusammengeschlagene Wrack der Stadt unselbstständig und gedankenlos auf Fluthen des Zufalls daher.

Natürlich begünstigt das Gewicht der Stadt und die daraus entstehende Reibung der Geister die schnelle und scharfe Entwicklung der Gedanken, und es fehlt darum in der Stadt nicht an Denkern, die doch vor Allem ihr Treibhaus und ihren Mutterboden nicht ungepriesen lassen wollen und sich hinsetzen, um den Zusammenhang des zusammenhanglosen Städtewesens und die Vernünftigkeit des ganz planlosen Getreibes der Stadt zu beweisen. Von einem wirthschaftlichen und von einem staatlichen Sittengesetz haben sie keine Ahnung mehr: sie kennen das Individuum nur aus seinem kranken Leben, von der Seite seiner Vereinzelung her, sie ahnen gar nicht, welche furchtbare Zerstörung bereits mit den menschlichen Naturen, die so wipfellos und zweiglos und wurzellos als glatter Stamm dastehen, vorgegangen ist, daß sie ihrer schönsten Seite, ihrer eigentlichen Lebensaufgabe, verlustig gegangen sind, daß sie aus dem wunderbaren Organismus der Familie, Corporation, Gemeinde herausgerissen sind. Die Stadtweisen kennen nur das kranke, verstoßene, sich selbst überlassene Individuum, und sie haben nicht ganz Unrecht, wenn sie für die weitere Entwickelung desselben und für die weiteren Beziehungen solcher Individuen unter einander nur mechanische Gesetze verantwortlich machen, fast nur das Gesetz der Schwere und den horror vacui. Mag Jeder für sich selbst sorgen, sagen sie; es ist dem im gesellschaftlichen oder wirthschaftlichen Kampfe Besiegten ganz recht, daß er mit Füßen getreten wird; es giebt keine Regel für Verkehr und Handel. Dahin, wo eine Lücke und ein Bedürfniß ist, zieht sich der Absatz von selbst; nachher aber hört er auf zu fließen 2c. 2c. Das ist die kurze und bündige Theorie, aus welcher die Stadtpolitik hervor keimt. Und doch gehören unsere meisten Staatsmänner dieser unerquicklichen Schule an.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Zweite Abtheilung:

Homines novi

Achtzehntes Capitel.

Sie hat dem Kaiser gefallen!

Am zehnten Juli war's 1807, und zwar zu Königsberg in Preußen; auf der neuen Sorge, so hieß die Straße, welche der Sieger von Tilsit passiren mußte, um das Schloß zu erreichen, waren junge Birken rechts und links von der Straße ins Pflaster gepflanzt, aber welk hingen die zarten grünen Blätter nieder, als weigerten sie sich stumm, den Einzug des Eroberers zu verschönen. Am Schlosse selbst standen vier hohe Tannen und zwischen den dunkeln Preußischen Nadeln leuchteten verschiedene kunstreiche Rosetten, von roth und weißem Taffet künstlich geformt, ein eigenthümlicher Zierrath! Napoleon hatte auch schwerlich auf diese halbwelke, halb gemachte und ganz ungeschickte Huldigung geachtet, vielleicht glaubte er gar, die Tannen trügen in Preußen solche Blüthen, wenn er sie überhaupt bemerkt hatte, denn er sah müde und verdrießlich aus, als er gegen fünf Uhr Morgens ankam, und sich sofort in die für ihn in Bereitschaft gesetzten innern Gemächer des Schlosses zurückzog.

Erst gegen sechs Uhr Nachmittags erschien er wieder öffentlich, indem er durch die Stadt nach den verschiedenen Lagern ritt, welche die Franzosen vor den Thoren Königsbergs aufgeschlagen. Da die Stunde dieses Ausritts vorher nicht bekannt gewesen, so waren die Straßen verhältnißmäßig menschenleer und die Haltung der Begegnenden war durchaus den Umständen angemessen und würdig. Kein Zeichen einer entweder erlogenen oder verbrecherischen Freude wurde bemerkt, kein knechtischer Zuruf ertönte, der in andern deutschen Städten den hochmüthigen Sieger mit so tiefer Verachtung vor Deutschland erfüllte; ernst und still schaute die Bevölkerung Königsbergs auf den Gewaltigen, der Europa

unter sein Joch gebeugt hatte; aber in den Preußischen Herzen brannte es heiß und schmerzlich, denn der Mann mit dem kleinen Hut über dem gelben Gesicht, er kam von Tilsit, von Tilsit, wo er der theuren Königin Härte gezeigt, wo er dem geliebten Könige einen Frieden abgedrungen, einen Frieden, wie ihn Preußen noch niemals geschlossen, seit sein Name in der Weltgeschichte gestanden, einen Frieden nicht voll Last und Verlust, Schmerz und Trennung, Jammer und Noth allein, sondern auch voll Hohn und Spott, Schmach und Schande!

Es war ein furchtbarer Friede dieser Tilsiter, die leichtblütige Generation der Gegenwart hat ihn vergessen, aber durch die alten Preußischen Herzen läuft noch jetzt ein grimmiger Schauder bei der Erinnerung an Tilsit. Jena brannte heiß, Magdeburg heißer, aber es war doch nichts gegen Tilsit. Die Zähne bissen sich aufeinander und die Preußischen Fäuste ballten sich krampfhaft, wenn von Tilsit die Rede war, und tausend und aber tausend Lippen murrten: „Solch ein Frieden! er kann nicht lange dauern, es ist unmöglich!“ Aber es war doch möglich, der furchtbare Frieden dauerte sechs Jahre, sechs lange, lange Jahre lag dieser Friede wie ein Nachtmar auf Preußen, aber Preußen hielt ihn aus, wer hätte das gedacht!

Da ritt er hin, der Sieger von Tilsit — auf einem hochbeinigen, langschwänzigen braunen Engländer saß der kleine Mann, das Hütchen von bekannter Form tief in die Stirn gedrückt, die Augen funkelnd in dem bleichgelben Italiänergesicht. Er trug eine schlichte grüne Uniform, die seiner reitenden Garde-Chasseurs, mit weißen Unterkleidern. Ihm voraus trabte eine Schwadron schwere Garde-Cavallerie, riesige Gestalten mit vom Helmkamm abwehenden Roßschweifen, die Karabiner auf die Lenden gestemmt, ruhig, gleichgültig, ein Anblick, der einen militärischen Blick erfreuen mußte. Neben dem Kaiser ritt sein Großpallast-Marschall Duroc, dem er den Titel eines Duc de Frioul gegeben, hinter ihm kamen zu drei und drei die Unterfeldherren und Lieutenants des großen Eroberers, alle in Gold eingenäht und mit Gold beblecht von oben bis unten. In erster Reihe ritten Joachim Murat, des Kaisers Schwager, der abenteuerlich-kecke Reiterfeldherr, geputzt wie ein Theaterprinz, der für jetzt ein Stück vom rheinischen Hohenzollernerbe, das Herzogthum Berg, mit dem Titel eines Großherzogthums als napoleonisches Lehen besaß. Neben Murat ritt Marschall Soult, Duc de Dalmatie, mit dem Raubvogelangesicht, das durch seine Handlungen nicht Lügen gestraft wurde; neben Soult jener gefürchtete Savary, Duc de Rovigo, auf dessen Seele das Blut des ritterlichen Herzogs von Enghien lasten soll, auf dessen Antlitz aber nichts geschrieben stand, als verbindliche Feinheit und glatte Lebensart, wenn zuweilen auch ein unheimlicher Zug durchbrach für einen Augenblick. In zweiter Linie ritten die Generale Prinz von Hessen, Estenbenrat und Pelet, und so folgte Zug auf Zug in glänzendem Waffengeschmeid, und rasch durch die Straßen Königsbergs ringelte sich die schöne furchtbare Kriegsschlange.

Starr und regungslos saß der Kaiser auf seinem hohen Roß, der Umgebungen schien er nicht zu achten, und dennoch waren seine Blicke überall.

Eine leichte Handbewegung des Imperators, noch näher treibt der Großpallastmarschall sein Roß an das des Kaisers.

Napoleon spricht, ohne eine Miene zu verziehen.

Weit vorgebeugt auf die Mähne seines Rosses lauscht Duroc.

„Sehen sie die schöne Frau, rechts?“ fragt Napoleon.

„Die Einzige im hellen Kleid?“ gegenfragte der Pallastmarschall sich versichernd.

„Wohl!“ antwortete der Kaiser, „sie hat so schöne braune Augen.“

„Herrlicher Wuchs!“ fährt der Großpallastmarschall fort, die Dame ohne den geringsten Zwang musternd, die in demselben Augenblick inne wird, daß sie der Gegenstand der Aufmerksamkeit des Kaisers und seines Großmarschalls geworden, und lebhaft erröthend sich abwendet.

Es ist aber schon zu spät, alle die glänzenden Reiter stieren im Vorüberreiten frech der schönen Frau ins Angesicht, welche die Aufmerksamkeit und die Begehrlichkeit des Imperators erregt hat; denn die Worte, die Napoleon an den Großpallastmarschall richtete, waren keine simple Bemerkung, sie waren ein Wink, ein Befehl.

In Schaam erglühend hatte sich Frau Elisabeth von Leist abgewendet, sie vernahm manches seltsam andeutende französische Wort, das im Vorbeireiten wie verloren hinfiel; aber sie verstand es nicht, sie verstand kaum ein deutsches Wort; sie wußte nicht, wer es gesagt, aber sie hatte es deutlich vernommen, und es lautete: Gott schütze die arme Frau, wenn sie tugendhaft ist, sie hat das Unglück gehabt, dem Kaiser zu gefallen!

Das Gefühl eines nahen großen Unglücks kam über Frau von Leist, und doch wußte sie nicht ganz klar, was sie fürchten sollte; jenes Gefühl raubte ihr fast den Odem, und mit beflügelten Schritten eilte sie dem Rienäcker'schen Hause zu, in der Nähe des Gemahls Schutz zu suchen gegen eine Furcht, gegen eine Angst, die sich in ihrer Seele festkrallten und sie folterten, während ihre Lippen von Zeit zu Zeit halblaut und ganz mechanisch das Wort wiederholten, das sie vernommen hatte beim Vorüberreiten des Kaisers: Gott schütze die arme Frau, wenn sie tugendhaft ist, sie hat das Unglück gehabt, dem Kaiser zu gefallen!

Athemlos kam Frau Elisabeth in ihrer Wohnung an, da sie aber gezwungen war, sich zusammenzunehmen, um dem geliebten Manne, der nur langsam erst einen Theil der frühern Kraft wiederfand, nicht zu erschrecken oder aufzuregen, so erwähnte sie nur flüchtig, daß sie Napoleon habe vorüberreiten sehen, sagte von ihren Besorgnissen gar nichts und hatte dieselben eine halbe Stunde später völlig vergessen, da sie eine früher begonnene Lectüre fortsetzte. Sie saß auf einem Bänkchen, die

schöne Frau, das neben dem Stuhl ihres Gemahls stand, und las mit ihrer wohllautenden Stimme wohllautende Verse, die Abendsonne aber schickte ihre letzten Strahlen herein durch das Fenster und vergoldete das reiche Haar Elisabeths so köstlich, daß Hans Dinnies nicht umhin konnte, das leichte Häubchen von dem Haar seiner Gemahlin zu entfernen und mit seiner noch schwachen Hand in dem Abendsonnengold zu wühlen, indem er sanft die weiche duftige Fülle des Haars streichelte. In seliger Duldung der Liebe litt Frau von Leist diese Liebkosung und unterbrach ihr Vorlesen nur zuweilen für einen Moment, um die Finger des Geliebten leicht und lieblich zu küssen, wenn dieselben tiefer streifend Hals und Wange berührten.

Während also liebliche Eintracht und holde Neckerei beieinander im Zimmer des wunden Mannes und der schönen Frau wohnten, war's eine Treppe tiefer desto ängstlicher und unruhiger geworden; da stand nämlich die kleine, runde Madame Rienäcker vor der verwittweten Frau von Redow und verlangte halb ängstlich, halb trotzig Rath und Unterstützung.

„Lesen sie den Zettel noch ein Mal, liebe Madame," sagte Frau von Redow in ihrer bestimmten Weise, „vielleicht finden sie eine Andeutung, eine flüchtige, wer der Schreiber; es ist doch ganz undenkbar, daß derselbe hat glauben können, uns zu nützen, wenn er nicht überzeugt war, daß wir ihn, den Warner, in der Warnung erkennen würden? Das konnte und mußte sich Jeder sagen, daß auf eine anonyme Zuschrift hin nichts geschehen werde!"

„„Wenn sie, Madame,"" las die kleine Madame Rienäcker noch ein Mal langsam und deutlich das französische Billet, „„Frau von Leist vor einer großen ihr drohenden Gefahr bewahren wollen, so bringen sie dieselbe sofort, jedenfalls aber vor Einbruch der Dunkelheit aus der Stadt, oder doch wenigstens in einen Versteck außerhalb ihres Hauses." Ich begreife nicht, was das soll und wer das geschrieben haben kann!" sagte Madame Rienäcker kleinlaut, als sie das gelesen.

„Und ich begreife es noch weniger?" meinte Frau von Redow, „welche Gefahr kann meiner Freundin hier unter diesem Dache drohen?"

„Und dennoch hätte ich fast Lust, Frau von Leist wenigstens zu meiner Schwester zu bringen, schaden kann es ja nichts, und man kann doch nicht wissen. Warum ist aber Rienäcker auch gerade nicht zu Hause!"

Verdrießlich und beinahe weinerlich stampfte die kleine runde Frau mit dem Fuße.

Ernst mit einem fragenden Blick schaute Frau von Redow ihre freundliche Wirthin an, dann lächelte sie wehmüthig. Die stolze, strenge Frau, die so lange einsam und Andere bestimmend, dem eignen Willen folgend, durch's Leben gegangen war, vermochte es nicht, sich so leicht und gleich in die Gefühle einer Frau zu versetzen, die bei jeder Gelegenheit nach der Entscheidung des Mannes fragte, nach dem Willen eines

Andern forschte. Es wurde der festen, sichern Wittwe ganz wehmüthig zu Sinnen, als sie eine Frau in schon reiferem Alter so ungebärdig sah, weil sie selbst einen Entschluß fassen sollte ohne den Gemahl, und dennoch kam es ihr vor, als müsse es doch eine eigene Glückseligkeit sein, vertrauensvoll den Entschließungen eines Mannes folgen zu können, ohne Verantwortung und Sorge zu übernehmen.

„Es ist keine Schande vorsichtig zu sein," meinte Frau von Redow, „und wenn sie denken, liebe Madame Rienäcker, so will ich hinaufgehen und Frau von Leist rufen, obgleich ich noch immer nicht begreife!"

„Begreife ich denn etwas?" rief Madame Rienäcker, „wer soll der englisch sanften Frau etwas thun? Es ist Unsinn, und Rienäcker wird mich sehr auslachen, wird sagen, ich hätte mich in's Bockshorn jagen lassen, aber mag er, immerhin; bitte, meine Gnädige, sie wollten die Güte haben, Frau von Leist zu rufen!"

Frau von Redow wollte sich eben entfernen, als die Thür hastig geöffnet wurde und der General Pelet, offenbar in großer Aufregung, eintrat; er verbeugte sich zierlich, aber zugleich auch flüchtiger, als er sonst zu thun gewohnt war, vor der Wittwe, und redete dann des Hauses treffliche Wirthin mit eiligen Worten also an: „Sie haben mein Billet erhalten, nicht wahr, Madame, und diese sanfte Frau von Leist ist schon in Sicherheit?"

„Von ihnen also ist das Billet?" rief Madame Rienäcker erfreut.

„Von ihnen, Herr General?" fragte Frau von Redow näher tretend.

„Mein Gott, ja," versetzte General Pelet, „von wem sonst? kannten sie denn meine Handschrift nicht?"

„Ja, ja!" meinte Madame Rienäcker hocherfreut und klatschte in die fleischigen Hände, denn vielleicht hatte ihr bis jetzt der Schreiber des Billets schwereres Kopfbrechen verursacht, als die in dem Billet angedeutete Gefahr.

„Aber welche Gefahr droht denn meiner Freundin?" fragte Frau von Redow.

„Madame," entgegnete der General stockend, „es ist nicht leicht zu zu sagen, Frau von Leist hat das Unglück gehabt, dem Kaiser Napoleon zu begegnen und ihm zu gefallen!"

General Pelet sagte das so bedeutsam und mit so wenig mißzuverstehendem Augenwink, daß die Wittwe ganz erschrocken zurücktrat.

„Arme Elisabeth!"

„Nun, nun," meinte Madame Rienäcker tröstend, „das Unglück ist so groß doch nicht, selbst wenn der Kaiser Versuche machen sollte bei der achtbaren Ehefrau eines Preußischen Offiziers, man kennt die leichten französischen Manieren! so kann er ganz in der Stille mit einem wohlgeflochtenen Körbchen abziehen. Darauf kenne ich diese liebe sanfte

Frau von Leist; indessen, der Herr General hat Recht, besser ist besser, und man muß die Menschen nicht in Versuchung führen, ich werde meine liebe Frau von Leist herunterrufen und sie über den Hof zu meiner Schwester führen."

„Wie Madame," rief der General, „Frau von Leist ist noch hier?"

„Ja, mein General!" entgegnete die Hausfrau mehr verwundert als erschreckt.

„In diesem Hause?" fragte der General noch einmal.

„In diesem Hause, im Zimmer ihres Gemahls!" wiederholte Madame Rienäcker staunend.

„So ist die arme sanfte Frau verloren!" rief der General im Tone des tiefsten Schmerzes, „oh! warum sprengte ich nicht gleich selbst hierher? Warum verließ ich mich auf das unglückselige Billet?

Starr und mit offenem Munde blickte die kleine runde Frau den General an, der mit raschen Schritten, sichtlich in tiefster Bewegung, auf- und abschritt in dem Gemach.

„Mein Gott, sollte es zu spät sein, meine arme Freundin zu retten?" fragte Frau von Redow, indem sie ihm in den Weg trat und ihre Hand auf seinen Arm legte.

„Es ist zu spät!" entgegnete der General bestimmt indem er stehen blieb, „ich habe, als ich kam, schon ein Paar Quartiermeister der Elite-Gensdarmerie in der Nähe des Hauses bemerkt. Oh! Duroc ist sehr vorsichtig in solchen Dingen!"

Der General lachte laut auf, Frau von Redow trat todtenbleich zurück.

„Jetzt aber wünsche ich endlich zu wissen, Herr General, was das Alles zu bedeuten hat?" nahm die Hausfrau das Wort mit einer Energie, die halb die Frucht böser Ahnungen war.

„Ah! kleine Madame," erwiederte der General zornig, „hätten sie gethan, was ihnen mein Billet befahl, so wäre Frau von Leist jetzt in Sicherheit."

„Sie ist es, so lange sie unter meinem Dach bleibt!" rief Madame Rienäcker trotzig.

Der General zuckte die Achseln.

„Reden sie endlich, ich befehle es ihnen!" commandirte die kleine Frau heftig.

„Pah! Da sie nicht verstehen wollen, so muß ich wohl gerade herausreden. Der Kaiser hat Frau von Leist gesehen, sie hat ihm gefallen, und er hat darum seinem Großmarschall einen Wink gegeben und — "

„Und?" fragte Madame Rienäcker eifrig, als der General einen Augenblick inne hielt.

„— und —" fuhr der fort — „heut Abend wird der Großpallastmarschall einige Quartiermeister von der Elite-Gensdarmerie senden und Frau von Leist abholen lassen. Bin ich nun deutlich genug, oder soll ich noch klarer reden, Madame?"

„Barmherziger Gott,“ rief die Kaufmannsfrau außer sich, „der ist ja schlimmer, wie der türkische Sultan, und der will ein christlicher Herrscher sein? der Held des Jahrhunderts? Doch gut, er soll seinen Willen nicht haben, mag er seine Gensdarmen und seine Quartiermeister senden; ich werde Frau von Leist begleiten, und ich will doch sehen, wer sie anrühren wird.“

Madame Rienäcker sah gewaltig und tapfer aus in diesem Augenblick, der General aber sagte seufzend: „Was hilft ihnen das Alles, Madame, man würde sie im Vorzimmer doch mit Gewalt von Frau von Leist trennen und diese allein zum Kaiser führen; doch ich, ich will etwas thun für diese edle schöne Frau, ja, bei Gott und bei meiner Ehre, ich will etwas thun, so wahr ich ein französischer Edelmann bin!“

Es mußte gewaltig schwer sein, das was sich der General zu thun vorgenommen, denn er war ganz blaß geworden, als er schwur, und in schwerem Sinnen, das Haupt tief herab geneigt auf die Brust, schritt er auf und ab in dem Gemach.

„Es ist Tollheit,“ flüsterte er vor sich hin, „es ist die volle Tollheit, Duroc wird mich auslachen, aber ich muß, ich kann nicht anders. Er nahm mich gefangen, ich muß ihm zeigen, daß es noch französische Edelleute giebt; und sie, dieses sanfte, seelenvolle Geschöpf, ich glaube, ich könnte mein Lebtag nicht wieder einer Frau ins Gesicht sehen, wenn diese edle Frau das Opfer der kaiserlichen Brutalität würde, und ich hätte vermocht, es zu hindern.“

Es war völlig dunkel geworden indessen, Markthelfer Schletter brachte die brennenden Kerzen und stellte sie auf den Tisch. Kaum hatte er sich entfernt, als der General zu den beiden Frauen gewendet sprach: „Es ist die höchste Zeit, wir müssen einen raschen Entschluß fassen, wenn wir die unglückliche Frau nicht dem schrecklichsten Loose Preis geben wollte, die Boten des Pallastmarschalls können jetzt in jedem Augenblick hier sein, und Widerstand ist unmöglich. Ich hoffe, daß ich noch ein Mittel der Rettung in meiner Gewalt habe, wenn sie sich unbedingt meinen Anordnungen unterwerfen wollen!“

Die beiden erschreckten Frauen, denn selbst die kluge Frau von Redow war unter diesen Umständen völlig rathlos, verneigten sich zum Zeichen ihrer Zustimmung.

„Rufen sie Frau von Leist, wenn ich bitten darf,“ wendete sich der General an die Wittwe „und bleiben sie oben bei Herrn von Leist, damit er nichts ahnet, denn hoffentlich handelt es sich nur um eine ganz kurze Abwesenheit.“

Frau von Redow entfernte sich langsam, nachdem sie sich durch einen letzten forschenden Blick die Ueberzeugung von den redlichen Absichten und der aufrichtigen Hilfsbereitschaft des Generals zu verschaffen gesucht hatte.

„Sie werden Madame und mich begleiten,“ wandte sich der General an Madame Rienäcker, „Toilette ist nicht nöthig.“

„Ich werde Alles thun was sie fordern, mein General,“ entgegnete die gute kleine runde Frau weinerlich, „denn ich habe meine liebe Frau von Leist in diese Gefahr gestürzt, oh! hätte ich sie doch gleich fortgebracht, als ich das Billet bekam!“

„Das ist jetzt zu spät, meine liebe Madame,“ tröstete der General, „aber Gott wird uns helfen!“

In diesem Augenblick trat Frau von Leist ein, kindlich ahnungslos, lieblich wie immer; mit Bewunderung und Schmerz zugleich hingen die Blicke des Generals sowohl als der Dame vom Hause an der reizenden Erscheinung; denn doppelt schön war Elisabeth von Leist geworden, seit sie den geliebten Gemahl als einen Genesenden betrachten durfte, in herrlichster Fülle war ihre sanfte und weiche Schönheit aufgeblüht, und der leise Zug der Sehnsucht, welche die junge Mutter zu ihrem Sohne in weiter Ferne zog, gab dem holden Gesichtchen einen ganz unaussprechlichen süßen Reiz.

Hastig, verlegen, unklar erst, und endlich doch klar theilte der General der schönen Frau mit, was ihr bevorstand; schaudernd wich Elisabeth von Leist zurück, wie eine vom Habicht gejagte Taube wollte sie flüchten und Schutz bei dem Gemahl suchen, mit Mühe wurde sie durch die Bitten des Generals und die Thränen der Hausfrau zurückgehalten. Weinend und zürnend rang sie sich los, nur mit großer Anstrengung, endlich, gelang es der Beredtsamkeit des Generals, sie zu überreden, sich in seinen Plan zu fügen.

„Ich stehe ihnen mit meiner Ehre und meinem Leben dafür,“ schwor der General endlich in Elisabeths Hand, „sie sollen die Wohnung des Kaisers unangetastet wieder verlassen.“

„So lange ich lebe wird man mich nicht von ihnen reißen, liebe gnädige Frau!“ betheuerte Madame Rienäcker mit feuriger Energie.

Elisabeth hatte sich ergeben, aber sie war nicht muthig, sondern zaghaft in ihrer Ergebung, sie weinte und klagte unaufhörlich, bis plötzlich Schletter eintrat, der Markthelfer, und meldete, es sei ein Quartiermeister von der Elitegensdarmerie draußen, welcher Frau von Leist zu sprechen wünsche.

Auf einen Wink des Generals ließ Schletter den Agenten des Groß-Pallastmarschalls eintreten. Es erschien ein eisgrauer Quartiermeister, mit vielen Chevrons am Arm, der den General militairisch begrüßte, dann sich aber sofort an Frau von Leist wandte und sehr ehrerbietig sagte: „Der Groß-Pallastmarschall Duc de Frioul wünscht sofort eine Unterredung mit Madame im Schloß zu haben, ein Wagen hält vor der Thür!“

„Haben sie etwas dagegen, wenn ich Madame begleite?“ wendete sich der General an den Agenten.

Dieser stutzte etwas, verbeugte sich aber dann und erklärte, daß er darüber gar keine Instruction habe, daß er aber keine Einwendungen machen werde, da er sich erinnere, den Herrn General sehr oft bei dem Duc de Frioul gesehen zu haben.

Schweigend nahm der General den Hut und führte dann die Damen hinunter, indem er den rechten Arm Frau von Leist, den linken Madame Rienäcker gab. Mit einem faunischen Lächeln schritt der alte Quartiermeister hinterher.

Es war eine gut geschlossene Kutsche, welche der General mit den beiden Frauen bestieg; aus Respect vor dem General nahm der Agent des Pallastmarschalls Platz neben dem Kutscher; man konnte bemerken, daß Elite-Gensd'armes zu Pferd und zu Fuß den Wagen nah und fern begleiteten.

Jedes Entrinnen war eben unmöglich, sobald der Duc de Frioul in dieser Beziehung seine Befehle ertheilt hatte.

Auf dem kurzen Wege zum Schlosse bemühte sich der General, den weinenden Frauen Muth einzusprechen; er sprach vergeblich, denn die angsterfüllte Frau, welche zum Opfer der Gelüste des fremden Eroberers bestimmt war, hörte ihn gar nicht, und Madame Mathilde Rienäcker fühlte sich muthig und grimmig wie eine Löwin, der man ihr Junges rauben will.

Der General trug Frau von Leist mehr aus dem Wagen, als daß er sie führte, Madame Rienäcker faßte die Hand der armen Frau und schleuderte dem Kammerdiener des Großpallastmarschalls, der ihnen ein Zimmer öffnete, einen so zornigen Blick zu, daß der ganz erschrocken zurücktrat.

Als Frau von Leist auf einem Sopha saß, wollte sie die Hand des Generals, den sie als ihre letzte Hülfe betrachtete, nicht loslassen und als es demselben endlich gelungen war, umschlang sie laut schluchzend die gute Madame Rienäcker. Fest in einander geschlungen saßen die beiden Frauen, das thränennasse Gesicht der Frau von Leist war verschleiert, sie hatte in der Eile einen der Wittwenschleier der Frau von Redow ergriffen. Ein Armleuchter mit drei Kerzen, der in der Mitte eines großen Tisches stand, verbreitete nur eine geringe Helle in dem hohen, weiten, fast öden Gemach, ringsum tiefe Stille, man vernahm nur das krampfhafte Weinen der Frau von Leist.

Von peinlichster Ungeduld ergriffen harrte der General.

„Seine Excellenz der Herr Großpallastmarschall wünschen den Herrn General zu sprechen!“ meldete endlich ein eintretender Diener.

„Gott sei Dank, wir sind gerettet!“ seufzte der General erleichtert auf, denn das war seine größeste Angst gewesen, daß sich Duroc nicht werde sprechen lassen. Er war entschlossen gewesen, für diesen Fall ein Gespräch zu erzwingen, aber das hätte doch seine großen Schwierigkeiten gehabt.

Die Frauen ließen ihn übrigens nur mit Mühe und nach langem Hin- und Herreden seinen Weg gehen.

Der General wurde durch eine Reihe von Zimmern geführt, die alle nur mäßig erhellt aber völlig einsam waren. Endlich kam ihm der Großpallastmarschall mit raschen Schritten entgegen.

„Das ist seltsam, General?“ fragte Duroc hastig, „in welcher Gesellschaft kommen sie hierher?“

„Mit der Gemahlin eines Freundes, Excellenz!“ versetzte der General.

„Pah!“ rief Duroc, wie's schien unangenehm überrascht, und trat einen Schritt zurück.

„Excellenz,“ sagte der General bittenden Tones und so demüthig, als es sein Stolz irgend zuließ, „Excellenz retten sie mich, ich habe meine Ehre und mein Leben zum Pfand gesetzt, daß ich die Frau von Leist unangetastet wieder nach Hause brächte, retten sie mich!“

„Pelet, sie sind toll, rein toll!“ rief Duroc, „sie wissen, zu welchem Zweck die Frau hierhergeholt ist und wagen sich so zu avanciren?“

„Ich weiß Alles, Excellenz,“ entgegnete Pelet hastig, „aber ich weiß auch, daß der Großpallastmarschall den Mann nicht zu Grunde gehen lassen wird, der —“

„Der ihn“ — unterbrach Duroc — „zwei Mal aus dem Feinde herausgehauen hat und bis jetzt stets zu stolz war, einen Gegendienst zu fordern. Lassen sie mich reden, Pelet, ich will ihnen helfen, fahren sie mit der hübschen Frau sofort wieder zu Hause, es ist ein glücklicher Zufall, daß ich ihnen helfen kann, aber um Gotteswillen lassen sie sich nie wieder in eine solche Angelegenheit ein. Sich zwischen Ihn und ein Frauenzimmer stellen, das Er haben will, ist unmöglich. Glücklicherweise hat Er beim Zurückreiten ein bildhübsches, aber noch blutjunges Mädchen bemerkt, man hat mir so eben gemeldet, daß dieselbe angekommen, das allein giebt mir die Möglichkeit, ihre Dame entlassen zu können. Leben sie wohl, General, nein, kein Dank, Jeder thut, was er kann, und noch eins, bringen sie die Frau morgen in aller Frühe fort, es wäre doch möglich, daß Er sich morgen nach ihr erkundigte, wenn ich's auch nicht glaube! Leben sie wohl, lieber General!“

Der Großpallastmarschall zog eine Schelle.

General Pelet eilte in fliegender Hast zu dem Zimmer zurück, in welchem er die Frauen verlassen, er fand sie noch in derselben Stellung, weinend und verzweifelnd.

„Wir sind gerettet, kommen sie!“ rief er den noch Zweifelnden zu.

Frau von Leist ließ jetzt Madame Rienäcker aus der engen Umarmung, in der sie dieselbe angstvoll bis jetzt gehalten, ihre Arme sanken nieder, matt und erschöpft lehnte die Gerettete in den Kissen. Sie nahm sich indessen zusammen, sie faltete die Hände über dem Knie, ihre Lippen bewegten sich, sie sprach leise, sie wußte nicht, was sie redete, sie

sprach von ihrem Gemahl und von ihrem Knaben, aber ihr Dankgebet lag in ihren schwimmenden, nach oben gerichteten Augen.

Der General meinte leise, daß er noch nie ein so schönes Weib gesehen, und Madame Rienäcker fluchte ganz ungescheut dem Bonaparte, der einen solchen Engel habe ins Verderben bringen wollen.

Doch das Alles war der Inhalt weniger Minuten, es war rascher geschehen, als erzählt.

Der General ergriff den Arm der Frau von Leist, auf einem anderen Wege führte sie der Kammerdiener des Großpallastmarschalls zurück, hastig und in höchster Eile trieb er sie, so zu sagen, durch eine Reihe von Zimmern, in einem derselben sahen sie eine ältliche Dame sitzen, welche laut weinte; der General wußte, ohne daß es ihm Jemand sagte, daß es die Mutter des armen Kindes *) war, welches heute das Opfer napoleonischer Brutalität wurde; er zog Frau von Leist rasch vorüber. Noch eine Treppe hinunter, eine enge Pforte öffnet sich, der kühle Nachtwind rauscht den Befreiten, den Geretteten entgegen. Sie legen den kurzen Weg zu Fuß zurück; in wortreichster Weise dankt Madame Rienäcker dem edlen General, Frau von Leist, die sich jetzt rasch erholt, dankt auch, aber sie spricht kein Wort, doch macht ein zarter und inniger Händedruck dem General ihre Dankbarkeit besser kund, als das eine lange Rede vermocht hätte.

In der Thür des Rienäcker'schen Hauses stehen vier Personen angstvoll harrend, Frau von Redow, der es glücklich gelungen ist, den tapferen Rittmeister durch Vorlesung in den Schlaf zu bringen, und Herr Rienäcker, der durch Frau von Redow weiß, warum es sich handelt; daneben aber Sternkieker, der alte Dragoner, und Schletter, der alte Markthelfer, die nur im Allgemeinen wissen, daß Frau von Leist bedroht ist. Mit einem lauten Freudenruf werden die Rückkehrenden empfangen, ihre schnelle Rückkehr allein schon ist Beweis und Bürge der gelungenen Rettung.

„Sie hatte dem Kaiser gefallen!" flüsterte der General dem Hausherrn zu.

„Dem lieben Gott aber hat es gefallen, sie zu retten!" entgegnete Herr Gustav Heinrich Rienäcker bewegt.

„Sie zu retten durch diesen edlen Mann!" setzte Frau von Redow hinzu, dem General mit einem leuchtenden Dankblick ihre beiden Hände zugleich reichend.

Frau von Leist war schon die Treppe hinaufgeeilt, nach ihrem Gemahl zu sehen; Frau Mathilde Rienäcker schalt bereits tüchtig mit ihrer Hausmagd, daß die ganz vergessen, für ein Abendessen zu sorgen — kurz,

*) Diese Dame war die verlobte Braut des königl. preußischen Lieutenants Alexander von Bronikowski, der sich später auch als Schriftsteller einen Namen gemacht hat. Das unglückliche Opfer napoleonischer Brutalität starb noch im selben Jahre.

kaum eine Stunde nachdem der Großpallastmarschall Frau von Leist hatte abholen lassen, war im Rienäcker'schen Hause äußerlich Alles wieder wie vorher.

Die Canning'sche Tory-Schule.

Georg Canning und seine Zeit. Von Augustus Granville Stapleton. London: J. W. Parker und Sohn.

(II. u. Schluß.)

Der Verlust, den Canning in Folge seines Streites mit Lord Castlereagh erlitt, ward später höchst emphatisch von ihm selber geschildert, als er in einem Briefe an den Grafen von Morley, nachdem er zum Secretariat der auswärtigen Angelegenheiten gelangt war, bemerkt: „Die Fama behauptete, der Posten (eines Gesandten in Lissabon, der ihm gegeben wurde) sei eine ausgepreßte Citrone.“ Stapleton giebt Cannings eigene Worte wieder in Bezug auf die Lissaboner Gesandtschaft:

„Daß ich die Lissaboner Gesandtschaft angenommen, betrachtete ich als einen großen politischen Fehler. Hätte ich jenen Mißgriff nicht gemacht, ich nähme jetzt die wichtigste Stellung im Unterhause ein.“

Diese Aeußerung that Canning gegen Stapleton selber, als er nach Ickworth reiste (Seite 210), aber er fügte hinzu, daß die Königliche Regierung seine Wahl so betrieben, daß er als ein öffentlicher Charakter die Annahme des Postens nicht geglaubt hätte verweigern zu dürfen. Seine Annahme des Postens setzte ihn harten, persönlichen Angriffen aus, aber seine Vertheidigung, als die Whigs und Radikalen ihn angriffen, war ein glänzender oratorischer Triumph, und muß als einer seiner bedeutendsten Erfolge auf dem Felde der Debatte im Unterhause bezeichnet werden. Redner in schwieriger Lage, denen die Fluth der öffentlichen Meinung entgegen ist, sollten ganz besonders Cannings Reden über die Lissaboner Gesandtschaft, Broughams extemporirte Erwiederung auf Peels plötzlichen Angriff wegen der Education inquiry (1818) und Plunkets Vertheidigung seines Verfahrens bei dem Bottle-riot (1823) studiren.

Ueber Cannings Redekunst sind Stapletons Bemerkungen nicht kritisch genug; aber man kann sich nicht darüber wundern, noch es tadeln, wenn seine persönlichen Beziehungen zu Canning und seine entschiedene Vorliebe für ihn sein Urtheil leiten. Wir hätten gewünscht, daß Canning gelegentlich Burke mehr anerkannt hätte als die ursprüngliche und erste Quelle seiner politischen Denkungsart. Der ciceronische Fluß seiner

Sentenzen, die poetische Färbung seiner Rede, seine elegante Diction sind ganz und gar sein Eigenthum. Aber die Gedankenfolge seiner Reden gleicht sehr derjenigen Edmund Burke's. So machte er 1825 Notizen für seine Reden über die Parlamentsreform, und Stapleton druckt die folgenden ab:

„Er schlägt vor, das Unterhaus dem Volke näher zu bringen, es mit demselben zu identificiren und es zum Organ seines Willens und seiner Meinung zu machen.

Ich bestreite, daß es jetzt das Organ seines Willens sein kann,

1) weil der Wille nicht die erste Grundlage der Regierung ist;
2) weil, wenn es sich so verhielte und ein Organ da wäre, um den Willen auszusprechen, jedes andere Organ überflüssig sein und die Regierung im Unterhause aufgehen würde.

Die Regierung ist nicht Sache des Willens, sondern der Vernunft. Und aus diesem Grunde sind alle einfachen und einseitigen Regierungsformen schlecht."

Diese ganze Weise, Volksmeinungen und Volksansprüche zu betrachten, ist offenbar Burke entnommen, welcher in seiner Ansprache an die Wähler von Bristol alle diese Wahrheiten mit meisterhafter Genauigkeit anführte und auseinandersetzte. In der That, in allen Canning'schen Anti-Reform-Reden ist der Einfluß Burke's herauszuhören, aber die classische Vollendung seines Styls, die geistreiche und poetische Belebung seiner Rede und die Blitze, die er um die Ruinen der Constitution leuchten ließ, verliehen allen seinen Reden den Anstrich der Originalität.

In Burke kämpfte der tiefe Philosoph stets mit dem praktischen Politiker. In Canning kämpfte die poetische Befähigung mit der des Redners. Aristoteles hielt dafür, daß der Zweck der Beredtsamkeit Wahrheit sein müsse, und Cicero sagte, daß der Endzweck der großen Redekunst sei, die Zuhörer durch die überwältigende Macht des leuchtenden Geistes mit sich fortzureißen. Burke folgte dem ersten und Canning suchte das letzte zu erreichen. Der Denker wurde in Burke niemals unterdrückt, aber Canning war stets hauptsächlich Rhetoriker.

Auch ohne die Großartigkeit der Conception und die Glattheit der Rede wäre Burke dennoch ein tiefer, durchdringender Geist gewesen, fähig über einem Chaos ursprünglicher Ideen zu brüten und sie alsbald durch einen gewaltigen logischen Schluß in Harmonie zu bringen. In Canning sehen wir stets den künstlerischen Arrangeur, den anmuthigen, eleganten Erklärer, den geschickten Bearbeiter. Was die Reform betrifft, so ist es natürlich, daß Burke gegen all' dergleichen volksthümliche Einrichtungen war. Bristol hatte ihn mit schnöder Undankbarkeit behandelt und es bekam ihm schlecht, daß er einer gemischten Versammlung von Votirern den Hof gemacht. Im Jahre 1780 ging der Londoner Pöbel in den „No Popery" Tumulten hauptsächlich aus Feindseligkeit gegen Burke so weit. Jede Art Volkspolitik war dem Charakter des Letzteren ent-

schieden zuwider. Aber Canning, welcher aus Liverpool zurückkehrte und daselbst von seinen Landsleuten manches Zeichen der Gunst empfangen hatte, ging in seiner Opposition gegen die Reform ohne jeden vernünftigen Grund bis zum Aeußersten, und wir sind überzeugt, daß Pitt den peremptorischen Ton, in dem Canning sagte: „Keine Reform!" nimmermehr gebilligt haben würde.

In den Hofscandalen jener Zeit hatte Canning eine schwierige Rolle zu spielen. Er stand dem Herzoge von York kühn und entschlossen zur Seite und schlug die Angriffe aller seiner Gegner mit Kraft und Energie zurück. Gegen den Prinz-Regenten war seine Handlungsweise eher zweifelhaft, und in den unglücklichen Verhandlungen in Bezug auf die Königin Caroline ist es möglich, daß sowohl Georg IV. als auch Canning durch die geheimen Intriguen der Clique von Hertford-House dirigirt wurden, welche gewiß nicht ermangelte, den Samen der Zwietracht unter ihnen zu säen.

Am werthvollsten ist derjenige Theil des Buches, der verschiedene Papiere enthält, welche uns einige Aufklärung über die persönlichen Beziehungen Canning's zu Georg IV. geben.

Daß der Souverain von England kein Doge sein dürfe, ist von jeher die Tory-Ansicht von dem Monarchen gewesen. Daß der Souverain aber etwas ähnliches wie ein Doge sein müsse, war von jeher die Meinung der Whigs, das hat sich kürzlich wieder in schlagender Weise gezeigt, als eine Unterhaltung der Englischen Königin mit Lord Granville in einem Morgenblatt gedruckt und auf den Frühstückstischen der Londons servirt wurde. Als König Wilhelm III. (der Abgott der Whigs) gewahrte, daß das Regierungsschema der Whigs eine Venetianische Republik sei, verwarf er ihre Pläne und gab zu, daß die Tories die bessere Partei seien. Der große Lord Chatham wollte niemals, daß der König ein Doge sein solle. Zwar opponirte er mit voller Kraft gegen die Erhebung Georgs III. auf den Thron, aber das geschah aus andern Gründen, die wohl vom principiellen und constitutionellen Antagonismus zu unterscheiden sind. Dem Unterhause, so wie dem Publicum auf der Straße zeigte sich Lord Chatham ebenso entgegen wie dem Könige selber. Eben so wenig haben wir einen Beweis dafür in seines Sohnes, Pitt's, ereignißreicher Laufbahn, daß derselbe jemals die Constitution im Sinne der Whigtheorie des Dogenthums verstanden habe.

Nichts hat Disraeli's Macht so befestigt, als die energische und consequente Opposition, welche er dem Venetianischen Dogenthum entgegensetzte. In seinen ersten Pamphlets, seinen ersten Reden, seinen politischen Adressen, in jeder Handlung und jeder überlegten Aeußerung hat er stets dem Dogenthum entgegengearbeitet. Wir machen auf diesen Umstand aufmerksam, aber wir brauchen die Gründe nicht erst anzuführen, aus welchen Mr. Disraeli so dachte und sprach.

Die letzten Regierungsjahre Georgs IV. beweisen ohne Zweifel

recht deutlich, daß es unumgänglich nothwendig ist, daß der Souverain von England einen Willen habe. Unermeßliche Uebel entstanden aus Georgs IV. Schwachheit, sowohl in Beziehung zur katholischen Frage als auch zu den Staatsmännern seiner Zeit. Zu große Nachsicht gegen sich selbst untergrub seine Geistesfähigkeiten, seine Thatkraft. Das Blut der Braunschweiger rann kühl und langsam in den Adern eines Sardanapal. Als Castlereagh starb und Lord Liverpools Gesundheit schwankend zu werden anfing, wurde auch des Königs Nervensystem erschüttert, und er äußerte in einem solchen Zustande, daß ein Tory-Dogenthum (als ob solch ein Ding möglich sei) seiner Natur zusagen würde.

Canning war, kurz gesagt, für liberale Politik außerhalb und für Tory-Politik zu Hause. Er wurde zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Führer des Unterhauses ernannt. Von der Stunde an wurde die Stellung des Landes zum Auslande unerhört schwierig. Zwischen England und Frankreich trat nach und nach Entfremdung ein. Die revolutionäre Partei in Deutschland so wie auch in Paris suchte Hülfe und Sympathieen in England. In dieser Lage erklärte Canning seine Neutralität (in Worten), aber es war, wie einer seiner Landleute meinte, eine leidenschaftliche Neutralität, und die revolutionäre Partei draußen hatte den ganzen Vortheil von Cannings brennenden Gedanken und Worten. Seine große Portugal-Rede war ein Meisterstück der Redekunst, aber sie fachte den revolutionären Funken zur hellen Flamme an, wenn wir sie in der Weise beurtheilen wollen, wie der Continent sie auslegte.

„Die Irrländer haben in der That eine große Gewalt über die Sprache," sagte einst Jemand zum Erbischof Whately. „Sagen Sie lieber," erwiederte der geistliche Herr, „daß die Sprache eine große Gewalt über sie hat." Und Canning selber war ein treffendes Beispiel eines hochbegabten Irländers, welcher sich vollkommen von der eleganten Redeweise beherrschen ließ. Wenn die Sprache allein die Tory-Partei hätte halten können, Canning würde die geeigneten Worte dafür gefunden haben, denn Cannings Schule des Torhismus war nur eine rednerische. Feinde und Freunde mußten ihm lassen, daß er geistvoll und glänzend gewesen sei. Er war ein parlamentarischer Operntänzer. Alle bewunderten seine Pirouetten, seinen Aplomp, und die seltene Mischung von Kraft und Grazie in ihm. Dennoch beherrschte er die Tories nicht, denn er war kein Organisateur in der Politik.

Im ersten Kapitel des zweiten Bandes von Coningsby finden wir eine ausgezeichnete Abhandlung von Disraeli über die „laches" im Ministerium Liverpool. Mancher ausgesprochene Tadel ist gerechtfertigt, aber der brillante Schriftsteller hat der außerordentlichen Schwierigkeit der Zeit nicht genug Rechnung getragen und den Schaden nicht bedacht, den die gräulichen Hofscandale anrichteten. Man muß sich erinnern, daß wenn sich im Ministerimn Liverpool laches befanden, die Opposition

ihrerseits auch ihre Pflicht gegen das Land versäumte. „Sie hätten dies oder jenes thun sollen," schreibt Disraeli, indem er sich des Privilegiums bedient, das Burke „rückblickende Weisheit und historischen Scharfsinn" nennt. Canning ist aber auch für diese laches verantwortlich. Er sprach immer davon, zu handeln, und nahm dabei Chathamsche Airs an, aber er handelte gar nicht und beherrschte weder sein Zeitalter noch seine Partei. Stellenweise erinnert uns sein Charakter an den französischen Necker, welcher ebenfalls strebsam, halb philosophisch, genial im Planmachen war, und dennoch des praktischen Einflusses auf die Menschen ermangelte.

Wir bewundern in Canning mehr den Menschen als den Staatsmann. Wir suchen vergebens seine Politik zu ergründen, wenn er überhaupt eine hatte, aber wir staunen seine geniale Sprache und Phantasie an. Das Romantische seiner Carriere wissen wir zu schätzen, wie wir schon früher bemerkten; aber er war kein historischer Geist ersten Ranges, obwohl er ein Redner ersten Ranges war, und oft hat sich uns, wie auch vielen Anderen, der Schluß aufgedrungen: „der Mann hätte ein Whig sein, mit den Whigs gehen und mit ihren großen Familien um die parlamentarische Führung ringen sollen." Mit Reden wollte er ein Publikum versöhnen, das Maßregeln bedurfte, und bis zu einem gewissen Punkte hatte er auch Erfolg. Aber er war auch der Dupe seiner eigenen schönen Worte, der Sclave seiner eigenen Waffen, der Zeitvertreib seiner eigenen Inspiration. Er gewann einen großen Namen, und darin allein liegt sein politischer Ruf.

Wir lassen hier einige Auszüge folgen, um die vorangegangenen Bemerkungen dadurch zu erklären.

Da ist ein großes Schriftstück von Georg IV. von 1825, in welchem folgende Anmerkungen gemacht sind: „Der revolutionäre Geist der letzten Jahre, obgleich niedergedrückt, ist noch keineswegs vernichtet; es würde weise sein, die endlichen Folgen zu bedenken, welche unsere beabsichtigte Anerkennung der Unabhängigkeit der Südamerikanischen Provinzen haben würde, in Bezug auf die Unzufriedenen und Uebelgesinnten, welche in diesem Augenblicke selbst nur mit Mühe durch die Gewalt einer regelmäßigen Regierung niedergehalten werden. Der frühere Liberalismus, den die Königliche Regierung adoptirt, erscheint dem Könige als ein Hauptbestandtheil jener Grundsätze, wie sie in den Tagen der Revolution im Unterhause gepriesen wurden, und es bedurfte des ganzen Talents und aller Festigkeit des verstorbenen Pitt, dieselben zu unterdrücken. Die Unterstützung, die dem großen Staatsmann von des Königs ausgezeichnetem und verehrtem Vater zu Theil wurde, gab ihm die Gelegenheit, mit Erfolg seine Geschicklichkeit zu benutzen und dem losbrechenden Sturm zu trotzen."

Kein Wunder, daß die Macht beim Hinblick auf den Canningismus 1825 bestürzt wurde. Es war ein zweideutiges, doppelsinniges, nicht zu

entzifferndes Element in unserer Parlamentspolitik. Wir wußten nicht, was es war. Aber die Grundsätze waren zu wirr, zu bunt, zu kaleidoskopartig, als daß sie sich mit irgend einer der bekannten Formen unserer Systeme hätten vereinigen lassen, und doch war es nicht groß und gewaltig genug, um uns Ehrfurcht zu gebieten und zu beherrschen, und nicht wahr genug, um allgemein angenommen zu werden.

Wir zögern nicht, zu gestehen, daß die merkwürdigste Stelle in diesem Buche die Erklärung der Canning'schen Arbeit hinter den Coulissen ist. Er war gewohnt, seine Reden sorgfältig vorzubereiten, dennoch scheint es unglaublich, daß eine Rede vierhundert Hauptpunkte haben könne. Doch ist es so! Ueber seine beabsichtigte Rede über die Reform im April 1821 erzählt Stapleton:

„Im April 1821, als Canning außer Dienst war, brachte Lambton seinen Antrag einer Reform vor, worüber die Debatte so rasch abgebrochen wurde. Am ersten Abend fand eine Vertagung statt, nachdem John Cam Hobhouse die Sitzung mit einem heftigen Angriff auf Canning beschlossen hatte. Andern Tages, als die Debatte wieder aufgenommen werden sollte, begab ich mich in die Sitzung, um seine Vertheidigung zu hören. Ich entsinne mich noch, wie ich ihn mit dem Buch unterm Arm wohl präparirt sich dahin begeben sah. Aber die Sitze der Opposition waren meistens leer. Mr. Michael Angelo Taylor hatte sie zu einem frühen Mittagessen eingeladen, dem der Antragstellerer, Mr. Lambton, und der Angreifer, Mr. Hobhouse, beiwohnten.

„Sie genossen die Freuden der Tafel, in dem guten Glauben, Canning werde nicht vor neun Uhr sprechen. Kurz, ehe die Debatte zu ermatten begann, hatte er aber das Haus betreten. Auf beiden Seiten erhob sich Niemand. Endlich wurde Mr. Vansittarts, damals Kanzler der Schatzkammer, ersucht, zu reden. Er hatte noch nicht zehn Minuten gesprochen, als es peinlich bemerkbar wurde, daß er völlig auf das Trokkene gerathe. Die Anwesenden waren außer sich, daß sie vielleicht Cannings Rede verlieren sollten. Ihre Befürchtungen waren nur zu gegründet. In ferneren fünf Minuten war Mr. Vansittarts erschöpft; es erhob sich auf beiden Seiten Niemand. Da Canning, nicht in Abwesenheit seiner Gegner reden wollte, fand eine Abstimmung statt. Während diese vor sich ging, kam die Mittagsgesellschaft endlich an, und der Mover sah zu seinem größten Mißvergnügen, daß die Debatte wohl oder übel schon entschieden sei."

Stapleton fährt also fort:

Es ist schon einmal gesagt worden, daß Canning sich Notizen machte, die den Faden seiner Rede bildeten.

Da habe ich nun das sorgfältig geschriebene Papier vor mir, welches er zu jener Gelegenheit bereit gehalten, und die Zahl der Hauptpunkte beträgt 400.

Auf der ersten Seite ist die autographische Note:

„Präparirt für Lambtons Antrag im Jahre 1821, aber nicht gebraucht. Die Debatte war am zweiten schon durch plötzliche Abstimmung vor acht Uhr zu Ende gebracht. G. C."

Und vielleicht war es gut, daß es so ablief. Denn Mr. Canning war überzeugt, daß sein Angreifer Hobhouse der Verfasser eines Pamphlets sei, das ihm einen Wink über seine Ermordung zu enthalten schien. Dem Verleger des Pamphlets schickte er für dessen Verfasser einen entrüsteten Brief, von dem keine Notiz genommen wurde.

Dieser Umstand erklärt folgende Punkte in dem in Rede stehenden Manuscript:

391. Ob in oder außer Dienst.
392. Die Constitution ist der Gegenstand meiner Verehrung.
393. Und in dieser ihr Tempel.
394. Deshalb Vorwürfe.
395. Deshalb Demonstrationen.
396. Deswegen bestimmt, ich weiß sehr wohl, von welcher Feder, dem Dolche des Mörders.
397. Aber es ist vorüber — die Gefahr, wie auch der Spott.
398. Laß sie schmähen — oder bereuen.
399. Ich bleibe dennoch auf demselben Wege.
400. Und so lange ich die Kraft habe, wünsche ich mir keine schönere Pflicht zu erfüllen, als die Vortheidigung einer Regierungsform, welche, wenn sie zerstört wird, niemals wieder ersetzt werden kann, und welche demnach den Generationen, die ihren Werth zu schätzen und sie zu bewahren wissen, Schutz und Ruhm bieten kann.

Vierhundert Anhaltepunkte für eine Rede von 1821! Glich Canning Demosthenes an Energie, Cicero an Glanze, Chatham an nationaler Begeisterung, Mirabeau an überwältigender Macht, Burke an philosophischer Beherrschung der Seele, oder Grattan in der Originalität und der Erfindungsgabe? Die Antwort ist, daß Cannings Reden gegen die Reform glänzend und effectvoll waren, dennoch kann er selber jenen eben genannten Männern nicht gleichgestellt werden. Das Factum, daß er sich mit der bloßen Rhetorik seiner Reden so viel Mühe gab, daß er auch nur darauf, nicht auf die Logik, sein Hauptaugenmerk richtete. Sprache — Worte und wieder Worte waren für Canning das, was für andere Redner „die Action" gewesen wäre. Ein wahrhaft großer Mann hätte sich nicht 400 Notizen zu einer einzigen Rede gemacht. Canning konnte aber, wir haben es schon einmal gesagt, bei keiner Frage sich selber vergessen. Indessen, so lange er sprach, gewann ihm seine schöne Persönlichkeit, die Macht seines edlen Organs und sein geistvoller, hinreißender Vortrag alle Herzen. Wir müssen uns nun beeilen, zu den letzten Augenblicken dieses eminenten Mannes zu kommen:

2. **August.** Wir fanden ihn sehr heiter, aber noch Schmerzen in

der Seite fühlend. Sir W. Knighton wurde gerufen, und dieser war so bestürzt über seinen Zustand, daß nach Dr. Holland und Dr. Farre geschickt werden mußte. Sir William meinte, es wären schlimme Symptome vorhanden, glaubte aber nicht an eine plötzliche oder unmittelbare Gefahr.

Nachdem Sir Williams fortgegangen, kam Mr. Herries, welcher bestellt worden war, mit ihm zu arbeiten. Er blieb drei Stunden. Nachdem er fort war, sagte Canning zu mir: „Ich bin ganz erschöpft, ich habe drei Stunden so anstrengend gearbeitet, wie ich mich niemals erinnere, gethan zu haben. Mr. Herries ist nicht schuld daran, denn er hat einen klaren und sicheren Ueberblick, nur die Beschaffenheit der Geschäfte selber." Dann schlug er mir vor, das Portugal-Schriftstück, welches er am Tage vorher vollendet, hervorzuholen und ihm vorzulesen; aber ich bat, es lieber zu versuchen, ob er nicht schlafen könne. Er erwiederte: „Sie haben vielleicht Recht. Ich will Ihrem Rath folgen." Er unterzeichnete darauf zwei Schatzkammer-Vollmachten (es war das letzte Mal, daß er seinen Namen schrieb) und kehrte sich dann zum Schlafen um. Ich verließ ihn um fünf Uhr. Um ein Viertel nach sechs Uhr wachte er unter heftigen Seitenschmerzen auf. Die Aerzte kamen um sieben Uhr und ließen ihm zur Ader.

3. August. Die Aerzte kamen um zwölf Uhr. Das Leiden dauerte fort — der Aderlaß hatte ihn nicht erleichtert — es wurde erklärt, daß er sich in großer Gefahr befinde. Sir Matthew Tierney, welcher ihn in seiner kürzlichen Krankheit in Bristol behandelt hatte, wurde geholt. Er verbrachte den Rest des Tages unter heftigen Anfällen von Schmerzen und Schlafen. Die Aerzte schliefen im Hause.

In dem Zustande, in dem er sich damals befand, mußten ihm drei Stunden Schatzkammergeschäfte schrecklich sein. Es ist ein merkwürdiger Zug, daß er Herries nicht anklagte, ihn ermüdet zu haben. Und dieses Compliment Canning's für Herries in solch einem Augenblick ist wohl einer Bemerkung werth.

Aber die Schlußscene kommt bald.

4. August. Er verbrachte eine gute Nacht und fühlte sich wohler. Dennoch wurde er gegen Abend wieder viel schlimmer, und die Aerzte fragten mich, ob ich irgend etwas von seinem öffentlichen oder Privatgeschäfte wüßte, welche es rathsam erscheinen ließen, ihn vor der Gefahr, in der er sich befand, zu warnen. Ich sagte, daß ich nichts dergleichen wüßte, daß ich aber überzeugt wäre, daß er es gewiß nicht wünschte, über seinen Zustand in Unklarheit gelassen zu werden. Dennoch zögerten sie, ihm die Gefahr zu enthüllen, aus Furcht, dieselbe möchte sich steigern. Es wurde ihm noch nichts gesagt.

5. August (Samstag). Er hatte eine gute Nacht gehabt, dennoch schien es den Aerzten nicht, als sie ihn besuchten, daß es besser mit ihm stehe. Sie schlugen vor, ein Bülletin auszugeben, um sein gefährliches

Unwohlsein anzuzeigen. Ich ging zur Stadt zum Kanzler, um das Bülletin abzuliefern, welches ohne Verzögerung bekannt gemacht werden sollte.

Während des Vormittags wünschte er, daß seine Tochter ihm Gebete vorlese, seine Gedanken irrten aber bald wieder ab, und es unterblieb. Nach meiner Rückkehr verlangte er nach mir, und als ich ihm sagte, wie ich hoffte, daß es ihm besser ginge, antwortete er: „Ja, ein klein wenig. Aber wenn ich auch alle Schmerzen, die ich in meinem ganzen Leben erduldet, zusammen rechnete, das Resultat würde nicht den hundertsten Theil dessen erreichen, was ich in den letzten drei Tagen gelitten." Die Veränderung in seinem Aeußern fiel mir auf. Darauf ließ er seine Gedanken bald wieder abschweifen und sank in einen Schlummer.

Als die Aerzte ihn an diesem Abend besuchten, litt er sehr und rief aus: „Gott, mein Gott!" Dr. Farre sagte: „Sie haben Recht, mein Herr, Gott anzurufen; ich hoffe, Sie beten zu ihm im Stillen." „Ja, ja!" war die Antwort. „Und Sie flehen," fuhr der Doctor fort, „um Gnade und Erlösung durch die Verdienste Ihres Erlösers?" „Ja," antwortete er, „durch die Verdienste Jesus Christus!" Dann fragte ihn der Doctor, ob er etwas in Bezug auf das Land zu sagen habe, da man aber besorgte, die Frage möchte ihn zu sehr aufgeregt haben, ließ man den Gegenstand fallen.

Im Laufe des Abends sagte er zu Sir W. Knighton: „Es mag hart für mich sein, für den König ist es aber noch härter."

6. August. Er schlief die Nacht durch, und das Leiden nahm ab. Dennoch hatten die Aerzte keine Hoffnung. Im Laufe des Tages gab er mir mehrere Instructionen. Sie waren aber nicht zusammenhängend.

7. August. Um vier Uhr Morgens wurde er bedeutend schlimmer, und wir Alle glaubten nicht, daß er sein Bewußtsein wiedererlangen würde; aber um sieben Uhr begann er wieder zu scherzen und sich mehr zu sammeln. So ging es bis zum Nachmittag, wo sich wieder schlimmere Symptome einstellten.

8. August. Um drei Uhr Morgens ging ich auf sein Zimmer, er war ganz bewußtlos. Sir M. Tierney fühlte ihm an den Puls und glaubte, er wäre schon hinüber, doch er athmete noch. Nach wenigen Minuten hörte auch das Athmen auf. Er war so sanft, nach und nach hinübergeschlummert, daß der eigentliche Moment des Todes nicht genau angegeben werden konnte, aber er fand zwischen zwölf und zehn Minuten vor vier Uhr statt.

Canning war ohne Zweifel ein Genie. Wenn er sich ganz allein auf die Litteratur gelegt hätte, er würde sich als Schriftsteller einen klassischen Namen erworben haben. Seine Idealität und das Spiel seiner cellula imaginitiva würden da ihr geeignetes Feld gefunden haben. In der nüchternen, gemäßigten und schwerfälligen englischen Politik

sind brillante Eigenschaften nicht am Platze. Beredtsamkeit kann Staatsklugheit nicht ersetzen, und das Genie nicht die Stelle eines soliden und positiven Charakters ersetzen. Es gab kein schlagenderes Beispiel als Canning selber, für Lord John Russell's lakonischen Lehrsatz: „Es ist die Art der Parteien in England, den Beistand eines genialen Mannes anzunehmen, und der Leitung eines Mannes von Charakter zu folgen." Wird man uns nun ernsthaft fragen, ob wir meinen, daß „Canning ein Mann ohne Charakter gewesen sei?" Wir können hierauf nur auf das hinweisen, was wir hier niedergeschrieben haben, daß wir ihn als Mensch, Freund, Redner und Genius verehren und bewundern, ihm mißtrauen aber als leitendem Geist und praktischem Staatsmann. Es war unmöglich, sich immer zu fügen, wenn sein reizbares Temperament ihn zum Aeußersten trieb. Sein Brief an den Verfasser des anonymen Pamphlets auf ihn war ein vollständiges fiasco, — durchaus lächerlich in seinem Zorn.

Mr. Stapleton's Buch ist gewiß sehr werthvoll. Aber es ist mehr im Geiste eines Commentators als eines Biographen zusammengestellt, und seine Parteilichkeit für Canning blickt in jedem Kapitel durch. Cannings Briefe an Lord Granville sind sehr lang und wortreich, und ermangeln des energischen Ausdrucks. Sie bringen den Eindruck hervor, als mache ihr Verfasser stets Umwege, zum Unterschied von dem Styl des Geschäftsmannes, der gerade auf sein Ziel losgeht.

Als Verfasser politischer Depeschen ist Canning entschieden Lord William Granville, wir möchten noch hinzufügen, auch dem Herzog von Wellington unterzuordnen. Es ist ein Fehler dieses Buches, daß seine Composition so fragmentarisch ist. Sein Verfasser weist uns auf sein früheres Werk über Cannings öffentliche Carriere hin. Cannings persönliche Geschichte in seinem „häuslichen Leben" wird er noch schreiben.

Aber das Buch hat das große Verdienst der Glaubwürdigkeit. Sein Verfasser war vollständig vertraut mit seinem ausgezeichneten Gegenstandes. Politiker aller Parteien werden wissen, wie sie seinen Inhalt zu schätzen haben, obgleich die Leser im Allgemeinen es vielleicht nicht so anziehend finden werden, als sie es sich vorher gedacht haben mögen.

Ein Blick in die Vergangenheit.

I.

Es war die Zeit kurz vor der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Vierten . . . Die Bösen hielten einen Augenblick stutzig im Werke ihrer Zerstörung an, die Guten blickten mit einer Spannung, die sich mit Nichts vergleichen läßt, auf den Kronprinzen. Was ist dagegen die Erwartung eines Heeres am Abend vor der Schlacht? Es handelte sich ja um kein einzelnes Treffen, es galt einen Kampf von unabsehbarer Weite mit Waffenstillständen, Versöhnungen, Ausgleichungen, neuen Kämpfen; es galt eine Herkulesarbeit und mehr. In jene Zeit versetzt uns ein neues Buch des Geh. Raths Eilers zurück, das wir uns beeilen, den Lesern vorzulegen. Es ist der zweite Band seiner „Betrachtungen des Generals von Aster."*) Eilers beginnt mit der Erinnerung an die Tage der letzten dreißiger Jahre, wo der Kronprinz seine große und viel besprochene Rheinreise machte.

Damals hatte Eilers mit Aster häufige Unterredungen über die Aufgabe des preußischen Königthums gegenüber allen Bewegungen und Parteien der Zeit.

Aster, der praktische, scharfblickende Mann, sagte damals u. A. zu Eilers:

„Jedenfalls müssen wir, um nicht von unserm Ziel abzuirren und in's Blaue und Breite zu gerathen, die Frage fest im Auge behalten, welchen Ursprunges und Geistes die Parteien sind, welche gegenwärtig das politische Bewußtsein des deutschen Volkes spalten, sich gegenseitig bekämpfen und den Staat zu keiner heilsamen Organisation kommen lassen.

„Die liberale und ultramontane Partei, bemerkte Eilers, sind es wohl hauptsächlich, die gegenwärtig das politische Bewußtsein der Nation trüben und zugleich zerreißen. Weß Geistes die ultramontane Partei ist, giebt sie selbst durch ihre Handlungen und Schriften deutlich genug kund. Die liberale Partei möchte ich Arbeitern vergleichen, denen der sauer verdiente Lohn vorenthalten wird. Je länger die Vorenthaltung dauert, und je größer ihre Zahl ist, desto wilder werden sie. Verbinden diese sich mit den Ultramontanen, dann steht kein protestantischer Thron fest.

„Sie denken, fuhr Aster fort, an die neuesten Vorgänge in Holland und Belgien. Im Allgemeinen mögen Sie recht haben, aber in diesem Allgemeinen erkennt man die Eigenthümlichkeiten und das lebendig wirksame Wesen der heutigen Parteien eben so wenig, als man aus den

*) Betrachtungen und Urtheile des Generals der Infanterie E. L. v. Aster über die politischen, kirchlichen und pädagogischen Parteibewegungen unseres Jahrhunderts. Mitgetheilt von Dr. G. Eilers, Geh. Regierungsrath. Saarbrücken. Neumann'sche Buchhandlung (Chr. Möllinger). 1859.

Worten Terzeronen, Quarteronen, Quinteronen die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Klassen von Mischlingen in Amerika erkennen kann. Mischlinge sind freilich auch die heutigen Parteien, die Mischungen gehen aber weniger aus bestimmten fest stehenden Ideen, als aus den wunderlich wechselnden Interessen des bewegten Zeitgeistes hervor. Machen wir doch schon in dem beschränkten Kreise unserer persönlichen Bekanntschaft häufig genug die Erfahrung, daß Parteiführer, die gestern mit Eifer für eine Partei das Wort geführt, morgen, wenn ihre Interessen sich ändern, oder auch auf der Seite, wo sie stehen, ihren Ansprüchen nicht genügt wird, zu einer andern Partei übergehen. Kurz, alle Parteien sind mehr oder weniger mit Leuten gemischt, die sich durch ihre individuellen Interessen bestimmen lassen. Welche Sprünge hat nicht Görres gemacht! Die ächt ultramontane Partei bedarf einer starken Beimischung von Leuten, die sich auf die altpriesterliche Kunst des Bangemachens verstehen; denn sie wurzelt in einer Idee, welcher die Menschheit durch Ausübung dieser Kunst viel zu verdanken hat. Es ist nun einmal nicht anders, rohe Völker können nur durch Furcht und Hoffnung, durch den Zügel der Superstition im Zaum gehalten und erzogen werden, und diese Politik hat Rom von jeher meisterhaft zu handhaben gewußt. Ohne das Papstthum wären auch unsere Vorfahren nicht aus ihrer Rohheit herausgezogen worden, und ohne den Mißbrauch des Papstthums wäre es nicht zu den hundert Beschwerden gekommen, wodurch jene gewaltige Opposition hervorrufen wurde, welche die deutsche Nation emancipirte und zu der hohen Bildung erhob, deren sie sich gegenwärtig zu erfreuen hat. Sind wir etwa jetzt in der religiösen und politischen Bildung so weit fortgeschritten, daß wir der festen Gegensätze des Papstthums entbehren könnten? Ich sage: nein! Blicken Sie auf die Wirren der protestantischen Kirche, auf die sittliche Versunkenheit des französischen Pöbels, auf die rohen Bestandtheile der östreichischen Monarchie, so werden Sie gewiß ebenfalls nein sagen. Selbst unsere katholischen Rheinländer und unsere wilden Polen würden uns ohne den Zaum des Papstthums gefährlicher sein, als sie es mit demselben sind. Wir wollen also Gott danken für das Papstthum und demselben vom politischen Standpunkte aus alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; dagegen aber die Angriffe auf unsere protestantische Kirche mit den schärfsten Waffen evangelischer Wahrheit zurückschlagen.

„Wir müssen, um uns die gegenwärtigen Parteibildungen und Parteibestrebungen zu erklären, auf den Wiener Congreß zurück- und noch etwas darüber hinausgehen. Die Entstehung und Entwickelung der Parteien zu erforschen, ist eine der ersten und wichtigsten Aufgaben praktischer Staatsmänner; denn nur auf diesem Wege können sie zur klaren Erkenntniß des Rechts derselben kommen, was berücksichtigt, und des Unrechts, was unterdrückt werden muß. Es gehört also diese Untersuchung auch zu unserem Zwecke, uns die Aufgaben un-

seres Königthums und die Gefahren deutlich zu machen, mit welchen die Parteien es bedrohen. Wir wollen die krankhaften Auswüchse aller Parteien, die man unter dem Gesammtnamen der Radicalen begreifen kann, bei Seite liegen lassen; denn sie haben in Deutschland keine Zukunft, richten sich immer selbst durch ihre Uebertreibungen zu Grunde, und dienen nur dazu, das Volk über die Gefahren einer Revolution aufzuklären, den monarchischen Geist der Nation wach zu erhalten und die Regierungen nicht einschlafen zu lassen. Selbst der gefährlichste ihrer Kunstgriffe, den sie freilich in Belgien mit Erfolg geübt haben, nämlich das Königthum zu einer Fiction zu machen, die Person des Königs aber zu verdächtigen und zu verlästern, dient den Königen und Fürsten zur Warnung, die Heiligkeit des Königthums nicht durch Willkühr und Laster zu entwürdigen. Denn wie können die Unterthanen Königthum oder Priesterthum heilig halten, wenn die persönlichen Träger dieser Würden von Gottes Gnaden Tyrannei üben und ein unsittliches Leben führen?

„Betrachten wir zunächst Ursprung und Geist derjenigen Partei, die als Verfechterin freier Ideen in Staat, Kirche und Wissenschaft eine die ganze Nation ohne Unterschied der Confession durchdringende Wirksamkeit entfaltet hat, und noch jetzt den Zeitgeist beherrscht! — Sie erinnern sich des Druckes, der noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf dem deutschen Volke lastete, und des aufregenden Einflusses der französischen Literatur auf den denkenden und wissenschaftlich gebildeten Theil der deutschen Nation. Es würde zu weit führen, wenn wir die Folgen dieses Einflusses im Einzelnen verfolgen wollten, und ist auch nicht nöthig, da der in jedem Conversationslexikon zu lesende Lebensgang aller der großen Männer, die durch ihre Schriften und Vorträge dem geistigen Leben des deutschen Volkes einen anderen Inhalt und eine andere Richtung gaben, unserer Erinnerung zur Stütze dient.

„Blicken wir auf Schiller, so finden wir, daß eben der Druck, welcher am schwersten und empfindlichsten auf dem deutschen Volke lastete, Willkürherrschaft und Despotie, daß dieser Druck, sage ich, es war, der seiner edlen Seele tiefen Abscheu einflößte, und seine dichterische Einbildungskraft mit Ideen menschenwürdiger Freiheit erfüllte. Mit den Flügeln dieser Ideen erhob er sich zum Lieblingsdichter der deutschen Nation und zum Herold der Freiheit auf allen Gebieten des socialen Lebens. Unermeßlich ist der Einfluß, den er auf Sinn und Empfindung des deutschen Volkes, besonders auf die Gemüther der Frauen und Jünglinge, geübt hat. Wie unwiderstehlich dieser Einfluß war, kann man daraus abnehmen, daß Königinnen, Fürstinnen und Prinzen seine Gedichte und Schriften mit Begeisterung lasen, und daraus Lebensansichten schöpften, die bis dahin in diese hohen Kreise nicht hatten eindringen können.“

„In demselben Geiste, wie die Dichter, wirkten auch die Universitäten und Gymnasien. Auf den Universitäten waren es Schleiermacher, Fichte, Luden und andere, welche die akademische Jugend und viele andere, die längst ins praktische Leben übergegangen waren, patriotisch begeisterten und zum Kampfe vorbereiteten.“

„Wie tief schnitt es den Patrioten, die damals schon für deutsche Einheit schwärmten, ins Herz, als nun an die Stelle des deutschen Reichs der Rheinbund unter Napoleons Protectorat trat. Die Nation hatte nun alle politische Selbstständigkeit verloren, und die Fürsten waren zu napoleonischen Satrapen herabgesunken, welche die deutsche Wehrkraft für französische Eroberungen zu sammeln und einzuüben hatten. Dieser Zustand war unerträglich, und die Besten im Volke sannen auf Mittel, das schmähliche Joch abzuschütteln. Nur mit vereinten Kräften konnte dieses geschehen, und nur die Idee der nationalen Einheit deutscher Nation, die längst die Gemüther in allen Gegenden Deutschlands ergriffen hatte, konnte während dieser Zeit die Triebfeder der Rettung des Vaterlandes gespannt erhalten und sich während der Freiheitskriege zu derjenigen Klarheit und Bestimmtheit ausbilden, welcher Arndt in seinem Liede „Was ist des Deutschen Vaterland?“ den rechten Ausdruck gab. Mit welcher Begeisterung wurde nicht dieses Lied in allen deutschen Gauen und von allen Klassen der Bevölkerung gesungen! Das Lied wurde die Scheidewand zwischen denen, die ein einiges großes und mächtiges Deutschland, und denen, welche die früheren Zustände der Zerrissenheit und Ohnmacht erhalten wollten. Die auf dieser Seite stehenden nannten sich Conservative, die auf jener Liberale. Aber die Liberalen hatten mit ihrem Blute das Vaterland gerettet und zugleich die Fürsten von schmählichster Knechtschaft befreit. Dies war nicht zu läugnen.“

„Es ist begreiflich, daß die Rheinbundfürsten, vorzüglich die Könige von Bayern und Württemberg, zu den festesten napoleonischen Conservativen gehörten, deren Publicisten sich ja noch kurz vor dem Beginne der Freiheitskriege nicht geschämt haben, Napoleon als „den ächten Repräsentanten der Deutschheit zu preisen, und seine Gegner als Borussomanen und Protestanten“ zu verlästern, während eben diese Borussomanen und Protestanten vom tiefsten Hasse gegen Napoleon zum Kriege auf Leben und Tod gegen diesen Unterdrücker des Vaterlandes angefeuert wurden. Dieser radicale Gegensatz der Gesinnungen und den Gegensatz der Ergebnisse des Wiener Congresses, zu den allgemeinen Erwartungen des ganzen deutschen Volkes brachten die siegesstolzen Befreier des Vaterlandes in jene Richtung politischen Treibens und Drängens, aus welcher im Kampfe mit den widerstrebenden Regierungsgewalten all das Unheil hervorgegangen ist, welches der besonnene, recht und richtig denkende Vaterlandsfreund auf's Tiefste zu beklagen hat; denn die Nation ist gegenwärtig in ihrem

geistigen Leben mehr zerrissen, als sie es früher durch Hunderte von Territorial-Grenzlinien war. Der Kampf ist noch lange nicht zu Ende und wird, wenn dem Uebel nicht abgeholfen wird, unfehlbar zu einer Revolution führen, welche Deutschland leicht in den Abgrund polnischen Verderbens stürzen könnte, zumal es uns so wenig, als einst den Polen, an habsüchtigen Nachbarn und an Verspöttern und Verächtern deutscher Nationalität fehlt. Aber wie ist dem Uebel abzuhelfen? Daß die verschiedenen Constitutionen der kleineren Bundesstaaten, Kammerdebatten, Preßfreiheit, Zeitungsverbote und dergleichen uns nichts helfen, haben wir zur Genüge erfahren. Alle diese Versuche haben den Liberalen die Schwächen der Regierungen und ihren Mangel an Rechtsbewußtsein nur noch mehr enthüllt und endlich beide Theile dahin geführt, daß sie das in der englischen Geschichte zur Zeit Karl's I. so berüchtigt gewordene „Durch" auf ihre Fahnen schrieben. Wohin so extreme Gegensätze führen, zeigt uns ebenfalls die englische Geschichte in wahrhaft schrecklichen Beispielen, und daß der weniger besonnene Theil unserer Liberalen auf denselben Wegen ist, liegt thatsächlich am Tage.

„Hier tritt nun die Frage der Stellung und Aufgabe des preußischen Königthums in ihrer ganzen Wichtigkeit hervor. Unseres Königs Friedrich Wilhelm III. treues und nachgiebiges Festhalten an den Grundsätzen der heiligen Allianz und an dem Bündnisse mit Oestreich und Rußland gereicht seinem Charakter zur Ehre, hat aber zugleich allen einsichtigen deutschen und preußischen Patrioten gezeigt, daß ein weiteres Fortgehen auf diesem Wege Preußen bald in eine Lage bringen würde, wo weder die großen kirchlichen, noch die großen politischen Parteien von ihm etwas weder zu fürchten, noch zu hoffen hätten. Die Stellung des preußischen Königthums ist aber die einer Schutzwehr Deutschlands nach Osten und Westen und zugleich die einer Schutzmacht gegen die Gefahren, womit die kirchlichen und politischen Partei-Leidenschaften Deutschland bedrohen; denn es hat alle diese Parteien von Saarbrücken bis nach Memel im eigenen Leibe. Werden sie im preußischen Staatskörper in Ordnung gehalten, so hat es mit denen im übrigen Deutschland gute Wege. Endlich, und das ist die Hauptsache, hat die Geschichte der neueren Zeit Preußen auch in die Stellung einer Schutzmacht aller wohl erworbenen Rechte der deutschen Nation geschoben. Aus dieser Stellung entspringt eine Aufgabe, die nur gelöst werden kann, wenn Preußen noch die Stellung eines Vertreters aller billigen und gerechten Forderungen der ganzen Nation hinzu nimmt. Kann Preußen nur unter diesen Bedingungen Deutschland schützen und die Parteien in Ordnung halten, dann ist es seiner eigenen Sicherheit wegen genöthigt, die Advocatie Deutschlands in allen großen nationalen Fragen zu ergreifen. Gelingt es, eine Verfassung in's Leben zu rufen, die allen Parteien und Interessen gleiche Gerechtigkeit sichert, ohne die Königl. Machtvollkommenheit zu schmälern,

dann ist ein fester Boden gewonnen, auf welchem allein jene Aufgaben gelöst werden können. Denn Bewahrung des Geistes, der den Anfang setzte, ist nicht Beschränkung auf diesen Anfang."

Die Rechte der Nation und der verschiedenen kirchlichen Parteien unter dem Schutze der ungeschmälerten Königlichen Machtvollkommenheit, war hiernach Asters Grundidee.

Ueber das Verbessern alter deutscher geistlicher Lieder.

Es ist eine bekannte Klage der Freunde unserer älteren Poesie, daß die Besorger von Kirchengesangbüchern sich zu häufig herausnehmen, die alten geistlichen Lieder nach ihrem Geschmacke oder nach einem vermeintlichen Bedürfnisse anders zuzustutzen. Sei es nun, daß dergleichen oft zornige Klagen eine heilsame Furcht erweckt haben, oder daß der gute Geschmack allgemeiner geworden und mancher tief gewurzelte Wahn endlich ausgerottet ist — man muß anerkennen, daß jener Mißbrauch in neuerer Zeit immer seltener wurde. Indessen ganz aufgegeben ist er noch nicht. Wir können selbst den läßlichsten Entschuldigungsgrund nicht gelten lassen, daß veraltete oder in ihrer heutigen Bedeutung anstößige Ausdrücke ausgemerzt werden dürften. Mit dem gleichen Rechte könnte man sich an die Luthersche Bibelübersetzung machen und endlich wohl gar den Text selbst — modernisiren.

Nein, nein:

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein'n Dank davon haben!

Das Wort, der Ausdruck, gehört so wesentlich zum Gedichte, wie die Nase zum Gesichte. Ist der Ausdruck schief, so giebt es auch Nasen, die schief stehen, ja man sagt, daß keine Nase ganz gerade stehe. Ihr mögt am Ende wohl eine schiefe Nase in die Richte schieben, aber — dann ist auch das Gesicht nicht mehr das alte. Statt der bekannten geliebten Züge sehe ich ein fremdes Gesicht. Ich liebe das Gedicht wie das Gesicht, nicht wegen seiner Fehler, aber auch nicht trotz seiner Fehler, sondern mit seinen Fehlern, wie es eben da ist. Die Fehler sind es gerade, die das Individuelle erzeugen. Sind erst die Fehler ganz abgeleckt und ausgewaschen, so ist auch das Individuelle fort. Die wahre Liebe sieht die Fehler gar nicht mehr. Aber sie ist häufig gestört und verletzt, wenn die scharfe Kritik, die nichts weniger ist als Liebe, die Fehler verbessert hat. Nun fehlt etwas an dem bekannten Ganzen, und ist es auch ein Fehler, der früher da war und der jetzt fehlt, so

bleibt doch für die Liebe immer eine Lücke. Ja es trifft sich auch, daß der auf den Fehler aufmerksam Gemachte den Glauben an die Liebenswürdigkeit des Ganzen überhaupt einbüßt. Sind aber solche Ausdrücke, welche die Prosa nicht gestattet, auch Fehler eines Liedes?

Mährchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr!

Dies gilt nicht bloß von dem Inhalte, sondern auch von der Form, von der Ausdrucksweise des Gedichts. Der Dichter ist in sehr weiten Grenzen ein Herr des Ausdrucks. Andern, den Nichtdichtern, mag immerhin die Ausübung seiner Herrschaft als bloße Willkür erscheinen. Wer giebt aber Andern das Recht, mit dem Dichter zu rechten? Freilich wurden die Hauptverbesserungen an unseren Liedern zu einer Zeit gemacht, in welcher man die Verfasser der alten deutschen Kirchenlieder kaum, oder auch wohl gar nicht, für Dichter hielt. Jean Paul verhöhnt irgendwo Adelung, daß er „das goldene Zeitalter deutscher Poesie bis auf Gottsched ausdehnt". Aber was ist verzeihlicher, daß man die große Zukunft nicht vorhersieht, oder daß man die mindestens ebenso große Vergangenheit nicht kennt?

Kannte Jean Paul, ja kannten noch ganz andere Leute als Jean Paul, kannten Goethe und Schiller aber den Paul Gerhard?

Nun, die Herren mögen keine Veranlassung gefunden haben, eine solche Bekanntschaft zu suchen. Allein Herder, der evangelische Generalsuperintendent Herder, führt in seinen „Stimmen der Völker" das Lied von Claudius an:

Der Mond ist aufgegangen 2c.

als Muster deutscher Dichtkunst, und macht dabei noch die Bemerkung:

„Nie vergesse Deutschland seines edelsten Dichters, aus dem,
„wie aus wenigen, die ächte reine Natur sprach!"

Aber Herder erwähnt nicht das Lied, dem das Claudius'sche nur nachgebildet ist, er erwähnt nicht das Lied Paul Gerhard's:

Nun ruhen alle Wälder!

Wir haben wahrlich keine geringe Meinung von Claudius, von seinem Sinn und seinem Talent; indessen ihn nur in die Nähe von Paul Gerhard zu stellen, fällt uns dennoch nicht ein.

„Nun ruhen alle Wälder" verhält sich zu dem: „Der Mond ist aufgegangen" wie das letzte Glühen der Schweizer Alpen zu dem aufsteigenden Abendnebel einer niedersächsischen Moorwiese, oder wie der edelste Wein zu Wasser, wenn allerdings zu klarem und reinem.

Herder theilt ein albernes Hochzeitsgedicht mit:

Wer soll Braut sein?
Eule soll Braut sein 2c.

Aber er erwähnt nicht des Hochzeitsliedes von Paul Gerhard:

Voller Wunder, voller Kunst 2c.,

das viele Hochzeitslieder gefeierter Dichter nicht aufwiegen; ja er er=

wähnt des herrlichen deutschen Dichters überhaupt nicht. Er bringt uns Lieder aus allen Zeiten und von allen Völkern und findet keinen Grund anzuführen, daß kein anderes Volk — und namentlich nicht das englische, dessen Balladen er mit Recht sehr hoch stellt — einen Schatz von geistlichen Liedern besitze, der dem der Deutschen nur entfernt nahe kommt.

Die Zeiten haben sich seitdem geändert. Niemand wird wohl jetzt noch wagen, Paul Gerhard und die deutschen geistlichen Liederdichter überhaupt bei dergleichen Gelegenheiten unerwähnt zu lassen. Auch die Besorger von Kirchengesangbüchern mögen sich jetzt wohl hüten, die Ausdrücke Paul Gerhard's und seiner Zeitgenossen verbessern zu wollen.

Aber läßt man dem ältesten Meister des deutschen Kirchenliedes, dem Vorkämpfer deutschen Glaubens, deutscher Sprache und deutschen Gesanges, läßt man Luther in seinen geistlichen Liedern ein gleiches volles Recht widerfahren?

Sein:

Ein' feste Burg ist unser Gott!

„unsers lieben Herrgotts Dragonermarsch", wie Fürst Leopold von Dessau sich ausdrückte, das Haupt- und Trostlied unserer Väter, war zu Anfang dieses Jahrhunderts fast ganz in Vergessenheit gekommen. Wir können ein in den 20er Jahren erschienenes Gesangbuch anführen, das in einer vorangeschickten Eingangsstrophe sich entschuldigen zu müssen glaubt, daß es unter den Reformationsliedern einen so seltsamen und harten Gesang mit vorzuführen wage!

Dergleichen wird nun wohl auch nicht wieder geschehen, aber dennoch fährt man fort, diesen gewaltigen, wenngleich rauhen Schlachtgesang des großen Glaubensstreiters zu mißhandeln, und zwar ärger, als irgend ein anderes Lied. Man läßt ihm zwar wohl seine Worte, aber man erlaubt sich sein Versmaaß, den kühnen, aber vortrefflichen Bau der Strophe, zu verbessern!

In dem evangelischen Gesangbuch für Jülich, Cleve, Berg und Mark, und ich glaube wohl in allen neueren Gesangbüchern, lautet die erste Strophe des Liedes:

Ein' feste Burg ist unser Gott.
Ein' gute Wehr und Waffen;
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
◡ —◡ —◡ —
D e r a l t e b ö s e F e i n d
◡ — ◡ — ◡ —
M i t E r n st e r e s j e t z t m e i n t ,
◡ — ◡ — ◡ —
G r o ß M a c h t u n d v i e l e L i st
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd'n ist nicht sein's Gleichen.

Die drei mit gesperrter Schrift gedruckten Verse lauten aber ursprünglich:

Der alt' böse Feind
Mit Ernst er's jetzt meint,
Groß Macht und viel List.

Die entsprechenden Verse der folgenden Strophe lauten jetzt:

Und fragst du wer er ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herre (?) *) Zebaoth.

Luther sang aber:

Fragst du wer er ist?
Er heißt Jesus Christ
Der Herr Zebaoth.

Die dritte Strophe lautet in jenen Versen jetzt:

Der Fürst von (?) **) dieser Welt,
Wie sauer er sich stellt,
So thut er uns doch nicht (?).

Luther sang:

Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nichts.

Die vierte Strophe in den verbesserten Versen lautet:

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehre, Kind und Weib,
Laß fahren nur dahin.

Luther sang:

Nehm'n sie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin.

Die Sache ist die, daß man glaubte, aus den drei trochäischen oder wohl eigentlich spondeischen Versen Luther's jambische machen zu müssen, weil — ja weil? — weil die anderen Verse der Strophe jambische waren!

Aber auch hier thut man dem alten Sängerfürsten das himmelschreiendste Unrecht, ihm Jamben, wie „Groß Macht" und „Nehmen" unterzuschieben.

Der allerdings ungewöhnliche plötzliche Uebergang von dem leichten jambischen zum wuchtigen spondeischen Versmaaße ist hier von besonderer Wirkung, die durchaus dem gedrängten markigen Inhalte angemessen ist.

Neun jambische, noch dazu drei- und vierfüßige Verse hintereinander, nehmen überdies einen fast tändelnden Ausdruck an, welcher dem Inhalte nicht entspricht und die Wirkung schwächt.

---

*) Hier affectirt der Verbesserer, altdeutscher zu schreiben, als Luther selbst. „Herre" sagt man wohl in Sachsen, aber auch Luther hat nie so fehlerhaft geschrieben.

**) Eine allerliebste Verbesserung!

Die zwischen die Jamben eingeschobene Reihe von Spondeen ist auch dem Charakter der Melodie angemessen, welche bekanntlich, wenigstens in der Grundlage, von Luther selbst ist und mit den Versen zugleich entstand. —

In den „Askaniern", einer im Jahre 1836 bei Kummer zu Zerbst erschienenen Sammlung anhaltischer Balladen und Romanzen, ist eine Romanze: „Wolfgang, Fürst zu Anhalt" in dem alten und ächten Versmaaße von: „Ein' feste Burg ist unser Gott" gedichtet.

Fürst Wolfgang, nach der Schlacht bei Mühlbach von der Acht getroffen, ritt auf der Flucht durch Bernburg, mit lauter Stimme das schöne Trostlied singend. — Dies ist der kurze Gegenstand des Gedichtes.

Im Schad'schen Musenalmanach für 1858 ist von Julius Sturm der nämliche Gegenstand behandelt und dabei das gleiche Versmaaß angewendet. Indessen dieser Dichter, der zwar in der zweiten Strophe die Worte Luther's richtig wiedergiebt, macht doch in jeder anderen Strophe den Verstoß, daß er den vorletzten Vers, welcher nothwendig wieder jambisch ist, noch als einen vierten spondeischen behandelt, was denn allerdings des Guten zu viel sein dürfte.

Literatur.

Kober's Album.

Nicht selten wird von literarischen Kritikern als eine häßliche und tadelnswerthe Ausländereisucht unseres Publikums darüber geklagt, daß letzteres lieber zu fremden, namentlich zu englischen und französischen Romanen greift, als zu deutschen Originalromanen. Die behauptete Thatsache, daß die meisten Leser den Romanen des Auslandes den Vorzug geben, läßt sich nicht bestreiten, und auch an der Klage ist etwas Wahres, welche die Ausländereisucht unserer Nation für die Thatsache verantwortlich macht. Allein man sollte, dünkt uns, das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, nicht auf dieses Motiv allein die immerhin unbequeme und unliebsame Thatsache zurückführen. Man sei noch so national und patriotisch, ist man nur ehrlich und gerecht, läßt sich nicht in Abrede stellen, daß insbesondere die englischen und amerikanischen Romandichter den meisten deutschen durch den Realismus der Darstellung weit überlegen sind; gebt dem Publikum deutsche Romane, wie sie Dickens oder Thackeray schreiben, und ihr könnt gewiß sein, daß nach dem Uebersetzungsfutter nicht verlangt werden wird. Oder ist es im Grunde dem Geschlecht der Müller und Schultze und ihren Fräulein Töchtern so arg zu verdenken, wenn sie bei der Lectüre: „der Ritter vom Geist" oder von „Soll und Haben" in ein sehr unästhetisches, aber sehr natürliches Gähnen der Langenweile ausbrechen? Welcher unparteiische Richter kann oder will dieses Gähnen hochnothpeinlich bestrafen? Und doch sind die Gutzkow und Freytag schon Großhändler in dem Artikel!

Noch ein zweiter Grund will erwähnt sein, der die Neigung der Leihbibliothekenbesucher (in unsern aufgeklärten Tagen, wo die Crinoline und das baierische Bier so gebieterische Anforderungen an das Finanzdepartement der Nätherinnen und ihrer Anbeter macht, kauft man keine Bücher, ondern miethet sie nur) für die Romane des Auslands erklärt. Die Inhaber der Leihbibliotheken geben ihnen in überwiegender Zahl solche Romane in die Hände, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Uebersetzungsfabriken ein ungleich wohlfeileres Material liefern, als die Verleger deutscher Originalwaare. Die Ladenpreise der letztern werden durchschnittlich viel zu hoch berechnet.

Laßt den deutschen Roman einigermaßen lesbar geschrieben und seinen Preis leidlich billig berechnet sein, und ihr habt die Garantie seiner Verbreitung und seines Absatzes.

Dem Unternehmen, über welches wir heute berichten, liegt die richtige Erkenntniß des Satzes zu Grunde, von dessen Vortrag wir eben kehren. Die umsichtige und thätige Verlagshandlung Kober & Markgraf in Prag giebt seit einer Reihe von Jahren eine Bibliothek deutscher Originalromane heraus und verfolgt dabei die bezeichnete Tendenz. Jährlich erscheinen 24 Bände für den in der That sehr mäßigen Preis von 8 Thlrn., und wenn auch nicht eine jede Leistung, welche in die Sammlung aufgenommen, als eine bedeutende anerkannt werden kann, so pflegen doch selbst die schwächeren Beiträge des Albums wenigstens ein erträgliches Mittelgut zu sein, und von manchem der Mitarbeiter, zu denen u. A. Th. Mügge, Edmund Hoefer, Levin Schücking, Max Ring u. A. m. gehören, sind wirklich achtungs werthe Arbeiten beigesteuert worden. Wir lasen neuerdings ein paar Bände des laufenden Jahrgangs; der achte desselben brachte eine ansprechende historische Novelle, „die Emigranten“ von dem Grafen Grabowski. Die Erzählung nimmt sich die bekannte Landung der französischen Royalisten auf der Halbinsel Quiberon zum Vorwurf, ein Thema, welches allerdings schon mehrfach für Romane und Novellen verarbeitet ist, das aber in der vorliegenden eine Behandlung erfährt, mit der man wohl zufrieden sein darf. Leicht und gefällig hält sich der Roman „die Rheider Burg“ von Levin Schücking im 10. und 11. Bande des diesjährigen Albums. Der Roman fällt in die Zeit, als Murat Großherzog von Berg war, und entrollt uns ein in frischen und satten Farben gezeichnetes Bild von dem Leben und Treiben an dem Hofe und in dem Lande dieses napoleonischen Dynasten. Mit dem eigentlichen Romane sind wir allerdings nicht ganz einverstanden; es wird die gewöhnliche Liebesgeschichte geboten, auf der einen Seite die Erbin des reichen Fabrikanten, auf der andern der letzte Sproß eines altadeligen verarmten Rittergeschlechts; die Leutchen lieben sich natürlich, und weil der Schwiegerpapa Geld und zwar viel Geld besitzt, macht sich nach Besiegung verschiedener Hindernisse die Sache glücklich, und das Fräulein Tochter feiert die lang ersehnte Brautnacht und der Monsieur Bummler bringt das lecke Wrack seines Lebensschiffleins in dem Hafen zur Ruhe, wo er vor drängenden Manichäern, fälligen Wechseln und ähnlichen Stürmen sicher ankert. Dergleichen scheint uns nicht sowohl Poesie, dergleichen läuft auf eine nüchterne und unverständige Verherrlichung des durch industriellen Schacher gewonnenen materiellen Besitzes hinaus.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

Anfang August 1859.

Wir haben den Geburtstag des hochseligen Herrn gefeiert. Der 3. August, der Geburtstag weiland Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm III., der in unserer Jugend ausschließlich „Königsgeburtstag“ hieß und als das höchste, ja als das einzige Preußische Volksfest ein Menschenalter hindurch gefeiert wurde! Es liegt eine tiefe Wehmuth in der Feier dieses Tages für Alle, die nun auch allgemach in das „alte Register“ kommen, denn der liebe alte Herr ist ja nun auch schon fast zwanzig Jahre todt! Die Prinzen und Prinzessinnen des hohen Königl. Hauses gehen, wenn sie an diesem Tage hier sind, nach Charlottenburg und feiern dort stille Stunden der Erinnerung in dem Mausoleum, wo Friedrich Wilhelm und Louise schlafen In diesem Jahre sahen wir nur die durchlauchtigste Frau Fürstin von Liegnitz hinausfahren — die Wittwe Friedrich Wilhelm's, deren Wagengeschirre und Livreen, einfach und schmucklos, auch noch an die Zeit des alten Herrn erinnern! Die Frau Fürstin von Liegnitz ist viel in der Nähe des geliebten kranken Herrn, der jetzt mehr als sonst an den Augen leiden soll, der theuren Königin mit Rath und That beistehend. Die Veteranen bekränzten das Standbild Friedrich Wilhelms III. im Thiergarten, die Universität hielt den herkömmlichen Actus für ihren Stifter, hier und da waren auch wohl Gesellschaften zusammen, im Ganzen und Großen aber feierten den Geburtstag des heimgegangenen Königs seine Getreuen nur im Herzen und in der Stille. Wie ganz anders war das sonst! Da war kein Ort so klein in Preußen, der nicht seine große Feier am Königsgeburtstage gehabt hätte! Da zogen die Schulkinder in langen Reihen, die Knaben in den neuen Röcken und ein grünes Blatt an der Mütze, die Mädchen in weißgewaschenen Kleidern und mit glänzenden Aeuglein, in's Freie, wo eine grüne Rasenkanzel errichtet war. Da hielt ein Geistlicher eine kurze Rede, da wurde des Königs Büste bekränzt, wenn sie auch nur von Gips war, da wurden Kuchen und Bretzeln (sehr semmelartig oft), Stachelbeeren und Birnen vertheilt, und überall wurde Heil Dir im Siegerkranz ꝛc. gesungen. Das Militair hatte Parade in weißen Hosen und mit „decorirtem Czako“, wie man damals noch sagte, schrie aus vollem Herzen Hurrah und wurde festlich mit Schweinebraten und Reisbrei bewirthet. Die Behörden und Honoratioren dinirten gemeinschaftlich, gewöhnlich im Lokal der Freimaurerloge, ein kleiner Spitz galt für patriotisch, und Abends war Illumination und Ball im Schützensaal und an noch zwanzig anderen Orten. Ei, wer in seiner Jugend so einen rechten richtigen Königlich Preußischen dritten August mitgefeiert hat, der vergißt ihn auch gewiß nicht, so lange er das Leben hat. Ein König sollte eigentlich verfassungsmäßig immer mitten im Sommer geboren werden, auf daß sein Geburtstag ein rechtes Volks- und Jugendfest sein könnte im ganzen Lande!

Die Hitze ist wieder gewaltig im Zunehmen, und seit langer Zeit ist ein so lästiger Sommer nicht erhört worden in Berlin; natürlich leidet dabei auch der Gesundheitszustand, und sollen seit Jahren nicht so viele bösartige Erkäl-

tungen und in Folge derselben Hals- und Lungenkrankheiten grassirt haben, wie in diesem Sommer. Auffallend ist, daß trotz der gewaltigen Hitze immer ein kalter Wind ziemlich stark weht und Erkältungen begünstigt. Das Leben in den Straßen ist fast erstorben; eine freundliche Sitte, die wir schon früher in Wien beobachtet haben, nimmt auch hier jetzt sehr überhand, man bemerkt nämlich an sehr vielen offenen Läden blühende Oleanderbüsche und Bäume, oft prächtige Exemplare von großartigen Dimensionen! In Wien sehen wir diesen sehr anmuthigen Schmuck meist vor Tabacksläden, freilich fehlt hier die imponirende Schönheit der Wienerin mit ihren weißen runden Schultern hinter den beinahe südländisch aussehenden Oleandern, denn hier hat die Metropole des deutschen Witzes allen Frauenzimmern des »Gedankens Blässe angekränkelt«. Es ist ein tolles Volk, dieses Berliner, es will immer etwas Apartes haben, »da ist's mir zu gewöhnlich!« ist der schwerste Bannfluch, den ein Berliner auf ein Lokal schleudern kann Ein „gewöhnlicher" Mensch, ist hier die verachtetste Creatur, und selbst die Entschuldigung mit dem genuesischen Nobile Sacco, den Schiller im Personenverzeichniß zu Fiesko als einen „gewöhnlichen Menschen" bezeichnet, rettet ihn nicht. Ein Berliner muß durchaus etwas Ungewöhnliches sein, oder haben. Glücklich ist er z. B. über den sogenannten Schwimmcorso oder das Wettschwimmen, das in voriger Woche von einer Anzahl von Damen veranstaltet und mit einem Dejeuner beschlossen wurde; unseres Erachtens hätten die geschätzten Damen etwas besseres thun können, als solches Aufsehn von ihrem Corso machen, für die Berliner aber waren die schwimmenden Damen „Zucker auf die Stulle" um einen ächt berlinischen Ausdruck zu gebrauchen, und die Leistungen der schönen Schwimmerinnen wurden mit derselben kritisch-ästhetischen Elle gemessen, wie die Leistungen der Tänzerinnen im Ballet. Es versteht sich von selbst, daß die Damen bei ihrem Wettschwimmen keine männlichen Zuschauer gehabt hatten, das aber hinderte die Kritik nicht, im Gegentheil konnte sie um so vorurtheilsfreier und unparteiischer geübt werden.

Paris, 30. Juli.

Der Buchhandel wird in den nächsten Tagen eine Masse Neuigkeiten auf den Markt bringen. Es befindet sich darunter eine Geschichte der Restauration in acht Bänden von dem ehemaligen Director im Ministerium des Auswärtigen, Herrn de Viel-Castel, die vom diplomatischen Standpunkte aus geschrieben ist und mancherlei Curiosa bringen soll. Allein die Restauration liegt schon weit hinter der Gegenwart, deren Ereignisse einem solchen Werke kein allzu großes Interesse zugestehen dürften. Wer fragt hier nach Ludwig XVIII. und Karl X.? — Vom Akademiker Nisard erscheinen zwei Bände unter dem piquanten Titel: Die Gladiatoren der literarischen Republik. Ich verspreche u. A. einem darin enthaltenen Abschnitte über Scaliger auch in Deutschland besondere Aufmerksamkeit. — In einer andern Richtung steht von Jemand, der anonym bleiben will, allein als einer der ausgezeichnetsten Redacteure der Revue des Deux Mondes bezeichnet wird, die Herausgabe einer Sammlung von Biographien von Zeitgenossen bevor, denen ungemeines Interesse zugeschrieben wird. Man wird darin die des Grafen Cavour und Grafen Walewski, Marschall Mac-Mahon und anderer ausgezeichneten Generale unserer Armee finden; auch die

der östreichischen Armee sollen nicht fehlen. Auch die Memoiren einer Frau, welche durch vierzig Jahre eine ziemlich große Rolle gespielt hat, die der Madame Récamier, werden nicht ermangeln, Aufsehen zu machen. Sie befinden sich unter der Presse. Große politische Bedeutung hat Madame Récamier freilich nicht besessen. Sie lebte inmitten der literarischen Kreise und der Männer des Kaiserthums. Es war ihre Gewohnheit, jeden Abend auf lose Blätter ein Resumé der Unterhaltung mit den Personen niederzuschreiben, welche sie den Tag über gesehen hatte. Ihr Charakter war duldsam und nachsichtig und Skandal darf man daher bei ihr nicht erwarten. Ihre Memoiren besitzen vorzugsweise biographisches Interesse und enthalten u. A. mit Meisterhand entworfene Schilderungen von Lord Grey, Fox, Frau v. Serres, Royer Collard, sowie Chateaubriand, der lange Jahre in intimen Beziehungen zu ihr gestanden hat, und von dem auch eine Anzahl Briefe mitgetheilt werden. Ferner dürfen wir in Monatsfrist, gleichzeitig mit Sainct Marc Girardin's literarischen und politischen Souvenirs und einem Bande Jules Janin'scher Erzählungen, auch zwei Bänden Gedichten entgegengesehen, welche Niemand anders als Victor Hugo zum Verfasser haben, jedoch absolut nichts von politischer Natur enthalten. Es sind Sachen, welche er vor zwanzig Jahren schon entworfen und jetzt in der Muse seines Exils erst ausgearbeitet hat. — Eine interessante Revue wurde so eben in London von einem Franzosen und Professor der Literatur gegründet, welcher nach England gegangen ist, um dem hier auf der Presse haftenden Drucke auszuweichen. Er hat sich für sein Journal die Aufgabe gestellt, in ruhigem Tone die Wahrheit über die Zustände in Frankreich vor Europa darzulegen. Es wird ein Sammelplatz sein für alle jene Männer, die ihrem Standpunkte nicht untreu geworden sind, Diener der ältern Linie Bourbon, Orleanisten, Republikaner von 1848, welche in unseren Kammern wichtige Rollen gespielt, und deren Namen sich eine Autorität erworben haben, welche wir noch ohne Nachfolger sehen. Zum Schlusse muß ich noch des aus den Zeitungen bereits bekannten Unglückes gedenken, welches den Sänger Roger betroffen hat. Das Gerücht wollte schon wissen, er habe sich das Leben nehmen wollen, weil sein Contract bei der Oper ablaufe und man ihn nicht erneuern mochte. Das ist jedoch nicht wahr. Ist er auch wahrscheinlich für die Bühne verloren, so wird er es nicht als Gesanglehrer sein, und seine Ernennung zu einer bezüglichen Stelle ist schon erfolgt. —

Aus Interlaken, Ende Juli.

Es sind gerade drei Wochen, seitdem ich Paris verlassen, um, ohne mich irgendwo aufzuhalten, achtzehn Stunden später in Luzern, an den pittoresken Ufern des Vierwaldstädter Sees, im Angesicht des mit frischem Grün bekleideten Rigi meine diesmalige Schweizerreise zu beginnen. — Der mit einem leichten Wölkchen umkränzte Pilatus verkündete gutes Wetter, obgleich die bekannte sprichwörtliche Redensart: „Trägt der Pilatus einen Hut, so wird das Wetter gut; hat er einen Degen, so giebts im Lande Regen!“ in den verschiedenen schweizerischen Cantons auf jede einzelne Bergspitze angewendet wird. — Genug, die Witterung war und blieb mehrere Tage hindurch überaus günstig, so daß die letzten Tage des Mai, wie die ersten des Juni nichts weiter, als

vielleicht etwas weniger Hitze zu wünschen übrig ließen. — Nach einem zuvor entworfenen Reiseplan war der Vierwaldstätter See die erste Partie, an der sich Herz und Auge weiden sollten, und ich hätte hierzu keinen glücklicheren Zeitpunkt finden können. — Eine kleine Zahl von Passagieren auf dem Dampfschiff — alles dieses trug dazu bei, den Genuß zu erhöhen, den das Dahingleiten auf dem smaragdgrünen Wasserspiegel zwischen den gigantischen, fortwährend neue Landschaften entrollenden Felswänden gewährt. So angenehm die Fahrt auf dem Dampfschiffe ist, so wenig einladend sind dagegen die Ruderboote, die in der ganzen Schweiz von einer so unzweckmäßigen Construction sind und so ungeschickt von ihren Führern gehandhabt werden, daß es kein Wunder ist, wenn man so häufig von Unglücksfällen auf den Seen hört, obgleich diese bei einigermaßen starkem Winde durchaus nicht befahren werden. — Uebrigens haben die Seen im Allgemeinen ihre Eigenheiten, denen keineswegs zu trauen ist. Der Föhn, dessen Herannahen die Uferbewohner lange schon vorher spüren, und der sich durch ein eigenthümliches Brausen und ungeduldiges Wogen des Sees kund giebt, wüthet oft Tage lang und kann selbst den Dampfschiffen unangenehm werden, während er jede andere Verbindung zu Wasser gänzlich hemmt. — Vorzugsweise ist die Gestaltung des Vierwaldstädter Sees geeignet, den Wind, der einmal zwischen seine Felsenufer gerathen, nicht sobald wieder loszulassen. Wir zogen diesmal ungehindert durch die verschiedenen Biegungen, die von dem Landungsplatze bei Brunnen den sanften Charakter verlieren und sich immer großartiger gestalten, wenn man dem so recht anmuthig gelegenen, jetzt von dem Kurort auf dem Salisberge überragten Rütli vorbeigeschifft ist und sich der Tell's Platte nähert, der gegenüber im schroffen Kalkstein eine sprechend ähnliche Abbildung des Napoleonkopfes sich zeigt. Ein seltsames Spiel der Natur, das man, ohne eben von Imagination behaftet zu sein, augenblicklich bemerkt. — Ehe ich von Flüelen, wo das Dampfschiff seine Tour beschließt, zurückkehrte, machte ich noch den Gang hinauf durch Altorf nach Bürgeln. Hier, wo Tell geboren worden, wo er gelebt hat, und auch, der Sage nach, in den Fluthen des schäumenden Schächenbaches seinen Tod gefunden, ist es, abgesehen von dem romantischen Gewande, in welches die Geschichte diese Gegend kleidet, überaus lieblich. Auf einer durch steile Felsenwände eingeschlossenen Anhöhe, an deren Fuß der Bach brausend dahinströmt, malerisch von Wassermühlen und anmuthigen Schweizerhäusern umgeben, die aus dem dunklen Grün schattiger Nuß- und Fruchtbäume hervorragen, erhebt sich das freundliche Gasthaus zum „Wilhelm Tell“, unmittelbar neben der Kapelle, die zu Ehren des kecken Schützen an derselben Stelle erbaut worden, wo einst sein Wohnhaus gestanden haben soll. Eine niedliche Kellnerin bewirthet hier die Fremden mit schmackhaften Speisen und gutem Bier. Solche Kellnerinnen gehören hier zu den Seltenheiten, denn die Mimilis und Lieslis, von denen unsere Dichter schwärmten, wenn sie uns nach der Schweiz versetzten, sind leider nirgend anzutreffen, und man kann wochenlang die Berge und Thäler Helvetiens durchwandern, ohne auch nur eine Spur von jenen geträumten malerischen Trachten, von jenen lieblichen Gesichtern zu finden, die unserer Phantasie bei dem Namen „Schweiz“ so oft vorgeschwebt haben. — Man begegnet leider nur ausschließlich schmutzigen, häßlichen Gestalten, die größtentheils noch durch Kropfhälse entstellt sind. — Von Flüelen nahm ich meinen Rückweg auf dem Vierwaldstätter See nur bis

Brunnen, um über Schwyz und Seewen, das durch seine Mineralquellen berühmt zu werden anfängt, an den Lowerzer See und längs diesem über Lowerz nach Goldau und Arth zu gelangen. Der Weg ist eben und freundlich und führt theils durch grüne Matten, theils über eine gutgehaltene Landstraße, außerdem war es mir aber auch darum zu thun, die Spuren jener Verwüstung, die der Sturz des Felsengerölls vom Roßberge im Jahre 1806 angerichtet, näher zu beschauen. Die genauen bildlichen Darstellungen des alten und des neuen Goldau geben lebhaftes Zeugniß von jener unglücklichen Katastrophe. — Fast unglaublich scheint der Muth, mit welchem sich die Bewohner inmitten dieser rings umher lagernden Steinmassen, die sich wie drohende Gespenster mahnend erheben, aufs Neue wieder anbauen. Von Goldau schlug ich den Weg auf den Rigi ein, der sich von hier aus jedenfalls am bequemsten ersteigen läßt. Zugleich möchte aber diese Straße vor jeder andern den Vorzug verdienen, weil man bis zur Rigi-Staffel jeder Aussicht entbehrt und diese dadurch hier von überraschender Wirkung wird.

Mit aller Bequemlichkeit, und die zum Ausruhen verwendete Zeit mit eingerechnet, hatte ich in drei Stunden die Höhe von Rigi-Kulm erreicht. Es gehört zu den großen Seltenheiten dort oben, einen so wolkenfreien Himmel zu finden, als er uns zu Theil wurde. So weit das Auge reichte, waren alle Gegenstände klar und deutlich zu sehen, und das veranlaßte mich auch, ohne den freundlichen Eindruck mir durch einen vielleicht trüben Sonnenauf- oder Untergang verwischen zu lassen, nach drei Stunden schon meinen Rückweg nach Küßnacht hinunter anzutreten, um noch an demselben Tage durch die hohle Gasse nach Immensee zu gelangen, wo mich das Dampfboot über den Zuger See, zuerst noch in Arth anlaufend, am folgenden Tage nach Zug brachte. — In der kurzen Zeit meiner Schweizerreise schon der fünfte See; weniger großartig als der Genfer, weniger gewaltig als der Vierwaldstätter, aber lieblicher als der Sempacher, anmuthiger als der Lowerzer. Lange bleibt der steil sich herabsenkende Rigi ein treuer Begleiter, dann aber bilden sich die Ufer immer weniger schroff und sind durch üppige Wiesen und durch Dörfer belebt. — Um vom Zuger nach dem Züricher See zu gelangen, schlug ich die reizende Straße durch das Siehlthal nach Horgen ein. Welche malerischen Gruppen auf den sanft sich zum See herabneigenden Abhängen, die den Züricher See einschließen. Zu beiden Seiten desselben bilden die Dörfer und Ortschaften eine fast ununterbrochene Häuserreihe, die sich aus freundlichen Obstgärten und Weinbergen erhebt. Nach kurzem Aufenthalt in Zürich, wo ich natürlich auch den Uetliberg bestieg, um eins der reizendsten Schweizerpanoramen zu genießen, konnte ich nicht umhin, diesen See noch einmal, und zwar in der ganzen Länge bis nach Rapperschwyl zu befahren, wo beide Ufer durch eine lange geländerlose Brücke verbunden sind. Von Zürich gehen mehrmals täglich und zwar immer zwei Dampfschiffe gleichzeitig ab, von denen das eine die Stationen des rechten, das andere die des linken Ufers berührt, um Passagiere abzusetzen oder auch mitzunehmen. —

Preußische Briefe.

III.

Stadtpolitik — Landpolitik: es ist dies ein Gegensatz von einer unberechenbaren Tragweite, und doch redet kaum ein Mensch davon. In einem Gespräche mit dem liebenswürdigen Riehl, der sich so vielfach in den Ecken und Winkeln des Volksthums mit seinen sinnenden Augen umgeschaut hatte, fand ich allerdings dafür bei ihm ein tiefes Verständniß, und das war mir doppelt merkwürdig, da Riehl ein Allemanne ist und das Dorf seiner Jugendeindrücke wohl eigentlich doch nur ein Stadtdorf ist, jene bekannte seltsamigliche Mischung oder vielmehr Umpfropfung, in dem einen dünnen ländlichen Reis ohne Gnade und Barmherzigkeit ein Städtekeim inokulirt ward.

Stadtpolitik — Landpolitik: Wie kann es doch einen Fürsten geben, der, wenn er um Minister wirbt — und es ist das ein schwerer Beruf für den Fürsten —, nicht zuerst sich die Frage vorlegt, ob auch sein Candidat mit der vollen Wirklichkeit vertraut sei, die auf dem Lande einen Jeden umdrängt, und ob er auch recht innerlichst mit den Eindrücken gesättigt sei, welche das frische, einfache, wahrhaft organische Leben auf dem Lande, der dreifach gegliederte Verkehr zwischen Kirche und Herrenhaus, zwischen Kirche und Gemeinde, zwischen Herrenhaus und Gemeinde, gewähren und zwingend befestigen? Aber die Fürsten werden selbst zu sehr in die Städte gezogen und zu Stadtkindern gemacht. Man muß England kennen, um ganz zu verstehen, wie häßlich und bedenklich dies ist.

Festländischen Leuten, selbst an Höfen, ist das „ewige Villegiaturleben" der Königin und ebenso auch der englischen Großen oft unverständlich vorgekommen; große Herren aus Deutschland, die, um England zu sehen, nach London gingen, wo sie England am wenigsten kennen lernen trotz St. Catharine's Docks und Parliaments-house, haben sich vielfach durch die „außerordentlich bürgerlichen Appartements" beleidigt gefühlt, in denen irgend ein Peer — Herzog oder Viscount — sie in einem kleinen schmalen Hause in Piccadilly empfing. Ist das wirklich eine „„Residenz""? — fragte naiv ein ungarischer Aristokrat, der in Wien fürstlich eingerichtet ist, einen Lord, mit dem er zusammen einst bei

einem gemeinschaftlichen nahe am Jamespark wohnenden englischen Freund vorsprach? Antwort: „Wenn Sie lieber wollen, ein Geschäftsbüreau. N. N. giebt hier aus, was er zu Hause (auf dem Lande) eingenommen hat, Kenntnisse und Geld." Die Antwort war außerordentlich gut, N. N. ist ein bekannter Debater, dessen umfassende Studien im Parlamente und während einer kurzer Zeit auch auf der Ministerbank seinem Lande bereits von Nutzen gewesen sind. Der arme Ungar verstand wahrscheinlich nicht einmal, was ihm gesagt wurde. Er wußte ja von seinem eignen ungarischen Vaterlande nichts, als daß es da oben am Plettensee einige recht nonchalante Bäder giebt, in denen man sich wohl mal amüsiren kann, viel ungenirter noch als in Spaa oder in Homburg, und er kannte außerdem die Pferde aus den Pußten, sonst wohnte er übrigens in Wien und Paris. Das nennt der Engländer eine wurzellose Existenz, und wir wissen, daß er Recht hat.

Aber für uns, die wir Preußen sind und ein Volk, in dem, Gott sei Dank! fast noch jeder einen sei es auch nur indirecten Bezug zum Landleben hat, bei uns wird und muß man diese Eigenart der Engländer verstehen. Bei uns muß man durchfühlen, daß es eben die Landluft und der Landgeist ist, der die englische Aristokratie derartig stählt, daß sie noch immer die tonangebende Macht in der Politik ihres Landes ist. Ich läugne nicht, daß auch England bereits seine Stadtpolitiker hat, Lord Palmerston neigt ihnen in vielen Dingen zu, wenn auch dieser alte Sünder im tiefsten Grunde seines Herzens eine conservative Natur ist und, um eine Parlamentsreform hinauszuschieben, lieber drei Revolutionen auf dem Festlande anzettelt, aber seine religiöse und politische Haltung, Alles in Allem genommen, ist eine glaubenslose, auf den Zufall rechnende, speculirende und raffinirende, und darin stimmt sie mit der städtischen, welche die Labouchere, die Wilson verfolgen und in die auch die unechten Tories nicht selten zurückfallen, oft zusammen.

Dennoch ist England noch vorzugsweise das Land der ländlichen Politiker, und die Unbefangenheit und Raschheit, mit der in wichtigen Grundfragen entschieden wird, mit der z. B. in der indischen neue Klarheit der Verhältnisse hergestellt ist, wäre an anderem Orte, wo die Staatsmänner von dem Geschwirr und Geschwätz des Stadtlebens durchaus abhängig sind, und in sich selbst und den belebenden Eindrücken ihres Ursprungs und ihrer natürlichen Umgebung keine Stütze und Stärkung finden, ganz unmöglich. Hindernisse genug bereitet die Routine, die Would be-Bureaukratie und das Stadtinteresse solchen Entschlüssen auch, aber Männer, wie der stattliche, königlich dreinschauende Derby, oder wie sein schmächtiger, aber unendlich zuversichtlicher, wenn auch eben so bescheidener Sohn Stanley, anerkennen dergleichen nicht. „Hindernisse sind dazu da, um überwunden zu werden."

Es giebt in Preußen Hunderte von Derby's und von Stanley's, aber sie stehen so weit als möglich vom Staatsdienst ab; sie haben ein

Grauen davor, während sie doch eine Pflicht dafür haben. Freilich stehen ihnen auch allerlei Hindernisse im Weg, viel größere, als den Englischen Herren: Examinirungen in allen möglichen unbrauchbaren Theorien, die außerordentlich „gerechte" und überaus geistlose Beförderung nach dem Lineal, das pennalistische System der guten alten Büreaukratie, nach welchem bekanntlich eine Idee immer nur von Oben, nämlich von demjenigen Stuhle, der zufällig an dem spitzen Ende des ovalen grünen Tisches steht, ausgehen kann, die Vorurtheile eines falschen Standes, der sich bereits mit vielem Selbstbewußtsein „Beamtenstand" nennt, endlich — the last, but not the least — die Abneigung der großen Menge gegen alles, was aristokratisch aussieht und klingt. „Um Gottes Willen, tragen Sie keine lackirten Stiefel, wenn sie aufs Gericht gehen;" sagte neulich ein älterer Edelmann, früher auch Beamter, zu einem jungen adligen Referendar, der Termine abzuhalten hatte — „wenn Sie ein Jude wären, könnten Sie es thun, so aber würde man Sie als einen ganz abscheulichen und absonderlichen Junker ausschreien."

Das sind einige der Hindernisse, die unseren wirklichen Staatsmännern entgegenstehen und denen zufolge unsere preußische Politik so ärmlich und dürftig, so eintaglebig, so kurzsichtig geworden ist. Unsere Minister machen Dispositionen, wie Leute, die möglicher Weise morgen ausziehen könnten, die in ihrer eigenen Wohnung nicht zu Hause sind, echte Stadtpolitik! — Aber wir in Preußen bedürfen Männer zu Ministern, die in ihren Entschlüssen über die von uns zu ergreifende Politik gerade so frank und frei, gerade so fest und bestimmt, gerade so voraussehend und berechnend sind, wie ein großer Gutsherr, der täglich mit seinem Eigenthum dem Wind und Wetter gegenüber hazardirt und einer Menge von Menschen und Dingen commandirt, ohne irgend eine Polizei hinter sich zu haben, und der Alles, was er thut, im festen Glauben an sein Recht und an seinen Gott thut.

Unsere gegenwärtigen Minister gleichen solch einem Gutsherrn in Nichts.

Ein Blick in die Vergangenheit.

II.

Der General von Aster, auf den uns das allerdings sehr confuse Buch des Geheimen Regierungsraths Eilers wieder aufmerksam machte, wollte — und er theilte darin die Meinung aller denkenden und patriotischen Männer — ein volksthümliches Recht, eine Ausbildung der wirklich preußischen Verfassung, dabei aber keine Beschränkung des Königthums. Es war ihm noch vorbehalten, die Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 zu erblicken, und er erschrack vor ihr. Damals sagte er zu Eilers:

„Diese Verfassungs-Urkunde erinnert mich, an den Spruch alter Staatsweisheit, daß ein Reich nur durch dieselbe Politik erhalten werden kann, durch welche es gegründet worden, und an alle die geschichtlichen Vorgänge, durch welche die Wahrheit dieses Spruches bewiesen wird. Allerdings mußte die Cabinets-Ordre-Regierung, wie sie bis dahin bestanden, und von Beamten oft arg genug gemißbraucht worden, aufhören; aber sie konnte beseitigt werden, ohne das monarchische Prinzip zu vernichten. Und das wollte ja auch der König, und sprach es in unzweideutigen Worten aus. Aber man zögerte zu lange, und als man endlich dazu schritt, geschah es nicht mit der gehörigen staatsmännischen Besonnenheit, Umsicht und Klugheit. Das Jahr 1841 wäre die rechte Zeit gewesen. Damals hatten die demokratischen und die mit ihnen verwandten constitutionellen Agitatoren zwar schon Kühnheit und Entschiedenheit genug gezeigt, aber im deutschen Volke noch keine so großen Eroberungen gemacht, als die Ereignisse der nächstfolgenden Jahre in Italien, in Spanien und in Frankreich ihnen zu machen Gelegenheit und Muth gaben. Immer allgemeiner wurde, unter der Gunst des deutschen Nachahmungstriebes, das Drängen auf Constitutionen nach französischen Mustern. Als nun das Patent vom 3. Februar 1847 erschien, war die Idee des Königs bei dem schwachen und schwankenden Widerstande, welchen die Dränger auf dem „vereinigten Landtage“ selbst fanden, so gut als verloren. Die vorherrschende Partei des Landtages war so zu sagen entpreußt, und darunter Nachkommen von

Männern, die Preußen hatten groß machen helfen. Sie trugen kein Bedenken, im Bunde mit windigen Literaten das höchste Eigenthum, die Krone, durch dessen Heilighaltung die Sicherhaltung jedes anderen Eigenthums bedingt ist, auf den Rechtsboden eines theoretischen Constitutionalismus zu ziehen, und die Rathgeber der Krone hatten nicht Klarheit genug, die ungeheuern Folgen dieses tief revolutionären Angriffes auf den geschichtlichen Thron zu erkennen. Ich gehörte zu den Warnenden, glaubte aber doch nicht, daß das endliche Ergebniß eine Constitution sein werde, wie die Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850 sie publicirt. Hätten Bodelschwingh und die übrigen Minister dieses ahnen können, sie würden wohl mit größerer Entschiedenheit und Durchdringlichkeit aufgetreten sein. Preußen kann sich mit dieser Constitution weder im Innern noch nach Außen hin halten. Aber darum ist Preußen doch noch nicht verloren. Gefahren werden zur Besinnung führen und den übertölpelten altpreußischen Patriotismus wieder in Harnisch bringen. Alsdann wird man mit dem Artikel 107 (Bestimmung über Abänderung der Verfassung) nicht viel Umstände machen."

Wir theilen im Wesentlichen die Anschauung Aster's, wenn wir auch dafür halten, daß es jetzt darauf ankommt, die bestehende Verfassung allmälig umzubilden und den preußischen Verhältnissen entsprechender zu machen, aber nicht, sie bei entstehender Gelegenheit einfach zu beseitigen. Aber wir fragen, warum Aster und die vielen gleichdenkenden Staatsmänner der dreißiger und vierziger Jahre nicht thatkräftiger in die Bewegung eingriffen, deren Macht und deren 1848 endlich erreichtes Ziel sie doch im Voraus kannten?

„Wir sind auf dem geraden Wege zur Revolution," sagte Aster, „aber so lange die Armee in Ehre und Treue feststeht und ein preußischer Prinz da ist, der ein Soldatenherz hat, wird es ihnen doch nicht gelingen."

Außerdem fühlte Aster die relative Berechtigung der Liberalen besser durch, als die meisten Staatsmänner; er wußte, daß der Liberalismus jener Zeit weniger ein System, als ein fressender Unmuth über die unglückliche Neubildung Deutschlands im Jahre 1815, über die falsche Richtung der weiteren Entwickelung war, er erkannte die Nothwendigkeit von Reformen und die Punkte, wo seit 1815 in der inneren Politik geirrt war, und er sagt darüber:

„Wenn Reformen im socialen Leben nothwendig geworden sind, dann ist es die Aufgabe der Staatsweisheit, die rechten Wege dazu zu finden. Die Zustände, welche einer Reform bedürfen, sind immer auf langsamem Wege entstanden, und können daher auch nur auf einem langsamen Wege besonnener Staatsweisheit reformirt werden. Durch schroffe Gegensätze kann man wohl revolutioniren, aber nicht reformiren; zum Reformiren gehört Erkenntniß der Uebelstände, die sich nach und nach

im Leben gebildet haben. Ein Staatsmann, der diese Erkenntniß hat, wird sicherlich nicht mit Verordnungen idealen Ursprunges dazwischen fahren. Man irrt sich, wenn man auf der Basis des „beschränkten Unterthanenverstandes" reformatorische Ideen durchführen will. Solche Staatsmänner sind immer ein schlimmes Zeichen der Zeit; denn sie gewinnen nur Einfluß unter unruhigen und gefährlichen Bewegungen des öffentlichen Lebens. Da wechseln denn rasch die Minister und ihre Noth- und Hülfssysteme, von denen immer eines das Princip mehr alterirt als das andere. Jeder einzelne Mensch ist naturgemäß einer theils sich von selbst, theils durch Einwirkung anderer Menschen sich vollziehenden Reform unterworfen; diese Reform zerstört aber nicht den Menschen, sondern entwickelt und fördert ihn, oder beseitigt krankhafte Zustände durch geeignete Heilmittel. Ein Arzt, der Mittel anwendete, die dem Kranken den Tod brächten, wäre ein schlechter Arzt. So ist es auch mit sogenannten moralischen Personen, d. h. mit der Vereinigung mehrerer Menschen zu einem und demselben Zwecke. Dieser Zweck ist das Princip der Vereinigung, das Band, welches sie zusammenhält. Ist nun von Reformen in Kirche und Staat die Rede, so wird jeder verständige Staatsmann zunächst und am schärfsten seinen Blick auf das Princip richten und Alles, was mit demselben unvereinbar ist, selbst vermeiden und, wenn es von außen eindringt, mit Klugheit ablenken. Denn das Princip ist ja das Uranfängliche einer jeden gesellschaftlichen Verbindung, das, wodurch sie ins Dasein gekommen ist und lebendig erhalten wird. Verläßt ein Staat, z. B. der preußische, sein Princip, so hört er auf als preußischer Staat zu existiren. Unsere Staatsmänner unter Friedrich Wilhelm III. haben weder das Eine noch das Andere gethan; sie haben vielmehr durch falsche Auffassung und Behandlung des Princips dieses selbst am tiefsten verletzt, und sodann die Kräfte der Feinde desselben, ebenfalls durch falsche Behandlung, viel mehr gestärkt als geschwächt. Thatsächliche Beispiele davon treten bei den Namen Kamptz und Altenstein so massenhaft in die Erinnerung, daß es keiner weiteren Beweise bedarf."

Es geht daraus hervor, daß Aster und die Staatsmänner, denen er näher stand (Eichhorn, Bodelschwingh 2c.), die richtige Methode zu einer Neugestaltung kannten, ja, daß sie tiefer blickten als der große Haufe, und daraus, daß seit dreißig Jahren eine unglückliche Doktrin der gesunden Entwickelung Fesseln anlegt und sie in falsche Bahnen gedrängt hatte, einen großen Theil der herrschenden Unruhe und Veränderungssucht herleiteten. Aber weiter kamen sie nicht. Es herrschte unter den Geistvollsten eine Blindheit und eine Gelähmtheit, als starrten sie versteinert einer riesigen Klapperschlange in die Augen. Wie nahe lag es, einen Schritt weiter zu gehen und zu untersuchen, womit jene

heillose Doktrin angefangen, wo sie hauptsächlich verderblich gewirkt, auf welchem Felde also zuerst ihr das Handwerk zu legen sei.

Nur Einer blickte auch hier scharf und beurtheilte die Dinge im Großen; es war der König. Es liegt uns darüber ein nicht gedruckter, für die „Staatszeitung" (damals von Dr. Zinkeisen redigirt) bestimmter, aber auf ministeriellen Befehl zurückgewiesener (!!) Artikel vor, von dem Eilers nur sagt, „eine dem König nahe stehende Person habe ihn der Redaktion der Staatszeitung überbracht." Wir haben Grund zu der Annahme, daß Se. Majestät der König selbst ihn geschrieben haben. Wir lassen darum die merkwürdige und geistvolle Abhandlung hier wörtlich folgen:

„Sind die ständischen Ausschüsse der Weg zu einer Constitution?

„Berlin, 21. October 1841. Wir lesen gegenwärtig in vielen öffentlichen Blättern so entstellende Mißdeutungen über die Bestimmung der ständischen Ausschüsse, daß wir uns zu einer Berichtigung in dieser Hinsicht gedrungen fühlen. Wirkungskreis und Befugnisse dieser Versammlung werden einerseits als völlig nichtig dargestellt und statt dessen Reichsstände verlangt; von der andern Seite legt man ihnen die Bestimmung unter, Reichsstände zu werden, ja man fordert sie auf, sich reichsständische Rechte zu nehmen, wenn man sie ihnen nicht geben will. Man scheut sich nicht, den Buchstaben der Allerhöchsten Erlasse und den klarsten Sinn der Königlichen Worte falsch, und zwar wissentlich falsch zu interpretiren.

„Diese Sophistik wollen wir unserseits mit Offenheit erwidern. Wir sagen es mit entschiedenster Bestimmtheit und im vollsten Bewußtsein dessen, was wir damit aussprechen: Preußen bedarf keiner Constitution und wird keine Constitution erhalten.

„Eine Constitution würde die Verfassung vernichten, welche Preußen gegenwärtig hat, sie würde die Grundlagen seiner Ruhe nach innen, seiner Macht nach außen erschüttern. Verhehlen wir es Niemand: wenn Preußen in Europa die Stellung behaupten will, die es seit einem Jahrhundert sich erworben hat und seit 1815 völkerrechtlich einnimmt, so darf es nicht aus seinem monarchischen Centrum weichen, auch nicht um die Breite eines Haares. Preußens Stellung in Europa ist in jeder Hinsicht intermediär: sie wird schwanken und verloren gehen, so wie die feste und consequente Leitung fehlt, die bei einer Partei-Regierung niemals möglich ist. In demselben Moment, wo Preußen im Innern ein Spielball der Parteien wird, wird es unrettbar zugleich ein Spielball des Auslandes. Man sagt uns zwar, daß Preußen für die constitutionelle Zertrennung seiner moralischen Gewalt durch die „Sympathien" derjenigen Staaten entschädigt werden würde, welche gleichfalls Constitutionen haben, daß namentlich das constitutionelle Deutschland alsdann ausschließlich unter Preußens Einfluß fallen würde. Es kann jedoch

einer edlen Politik nicht in den Sinn kommen, mit constitutionellen Formen in Deutschland eine preußisch-hegemonistische Propaganda zu treiben. Die deutsche Politik Preußens ist so entschieden eine Politik des Vertrauens, daß jenes schon an sich höchst subalterne Manöver sein ganzes Verhältniß zum gemeinschaftlichen großen Vaterlande zerstören müßte.

„Indem Preußen seine inneren Zustände immer inniger mit Deutschland verflicht, darf es das Vertrauen Deutschlands fordern und hat sich dasselbe bereits erworben. Man weiß hinreichend, daß Preußen die politischen Zustände anderer Länder achtet und jedes Einflusses auf deren innere Angelegenheiten sich enthält, daß es das große Gesammtwohl oft mit Verläugnung eigener Sonder-Interessen zu fördern strebt, und auch bei dem einmal genommenen Standpunkt stets mehr zu fördern streben muß: in der mächtigen Einheit des deutschen Vaterlandes nach außen, in der Freiheit seiner Reichszustände nach innen, findet Preußen den Frieden Europa's, Deutschlands Wachsthum und sein eigenes davon untrennbares Gedeihen gesichert. Für diese Zwecke hat Preußen das Vertrauen Deutschlands, sowohl des constitutionellen als des nicht-constitutionellen, sich zu eigen gemacht: eine Constitution ist dazu nicht nöthig; ja, gar leicht könnte die Wirkung eine entgegengesetzte sein.

„Für manche Gesichtspunkte, dies geben wir zu, könnte man die Frage als contravers betrachten. Es läßt sich darüber zweifelhaft sein, ob eine solche Constitution die historischen Anforderungen erfüllen würde, die man an ein bleibendes politisches Gebilde zu machen berechtigt ist: ferner, ob sie geeignet wäre, die provinziellen Bedürfnisse in derselben schonenden Weise zu berücksichtigen, wie es der unbeschränkt monarchischen Verwaltung bisher gelungen? Andere dagegen erblicken vielleicht in dem centralisirenden Bande, welches die Constitution um die Provinzen schlingen würde, gerade eine größere Gewähr für die Einheit des Ganzen.

„Ueber Alles dies läßt sich streiten; auch wollen wir diesmal nicht näher darauf eingehen. Allein es giebt ein Hauptmoment, welches alle anderen überwiegend und welches, nach unserer Ansicht, entscheidend ist. Wir meinen die Stellung Preußens im europäischen Staaten-Systeme und die Rückwirkung, welche innere Veränderungen auf diese Stellung haben müßten. Denn wie man auch sonst über Constitution denken möge, die Stellung zur äußeren Politik redet ihnen nach den gemachten Erfahrungen nicht das Wort. Hier ist eine Eigenschaft das fast regelmäßige Erbtheil constitutioneller und populär regierender Staaten gewesen: die Unzuverlässigkeit — ohne Frage eine der schlimmsten Eigenschaften für die äußere Politik.

„Wie oft wurden nicht schon in solchen Staaten die inneren Entwickelungen durch die Partei-Bemühungen nach außen gestört, verzerrt, vernichtet! Wie oft durch die Unzuverlässigkeit des herrschenden Systems die bestehenden Verhältnisse zu anderen Staaten gelockert, die Bündnisse gehindert, die politischen Zustände stets aufs Neue ins Precaire

gestellt! Das mächtige Frankreich klagt über seine (selbst geschaffene) Isolirung und bezahlt diese mit Millionen: man kann jedoch, auch ohne in die Geheimnisse der Cabinette zu dringen, überzeugt sein, daß Frankreichs Staatsmänner die Lösung gewisser europäischer Fragen weit schneller und glücklicher gefunden haben würden, hätte nicht die stete Rücksicht auf die constitutionelle Behinderung der inneren Zustände ihre Hand gelähmt.

„Das große, mächtige, isolirte England, das große mächtige, geschlossene Frankreich stehen freilich bisher unangetastet da, was auch die Schicksale ihrer inneren Entwickelung gewesen sind. Würde man in Preußen im nämlichen Falle das Nämliche sagen können? Gelten nicht vielmehr bei Preußens Lage alle jene Gefahren hier hundertfach mehr? Wie wurde nicht schon von allen Seiten auf Preußens Zerrissenheit speculirt, als man sich während der katholischen Streitigkeiten der jüngsten Vergangenheit einbildete, daß eine solche Zerrissenheit bereits existire? Diese Lehre wenigstens hätten jene, glücklicherweise der Vergessenheit übergebenen Jahre zurücklassen sollen. Darum keine Constitution!

Wir wenden uns noch einmal an diejenigen, welche vermöge der geschenkten Censur-Nachsicht die Meinung der Gegenwart auf Irrwege leiten, und die preußische Monarchie, diesen hehren Bau der Waffen und der Weisheit ihrer Könige, wie der Treue und des Aufschwunges ihres Volkes, auf das Niveau des ordinairen Constitutionswesens herunter bringen, die Sehnen unserer Staatskraft durchschneiden möchten. Wir wollen glauben, daß sie das unwissend thun, aber sie thun es wirklich.

„Zunächst verweisen wir auf die Geschichte aller neu-constitionellen Staaten und den Ursprung ihrer Verfassungen. Ueberall finden wir vorher einen altersschwachen Zustand, von politischen Krankheiten entnervt: den Raum, den ein lebendiges Staatswesen vorher eingenommen, von politischen Mißformen besetzt. Aus dem Druck des Alten sehnen sich die Geister in ein Neues hinüber: Gutes und Schlimmes des alten Zustandes wird von den Einen mit einander verworfen, von den Anderen mit einander fest gehalten. An die nothwendig zu erneuernden früheren Zustände, an ihre Mängel und Particularitäten setzt die Unzufriedenheit ihren Hebel und wirft mit dieser Kraft das Ganze in den allgemeinen Umschwung. Dann pflegt der Sieg des Neuen oft rasch entschieden zu sein. Die Gewalten, die sich geltend gemacht, sich staatsrechtlich festsetzten, die höchste Gewalt, der man die Ursache der Unzufriedenheit beimißt, wird mißtrauisch beschränkt, der Gang des Staatswesens mit grundsätzlichem Argwohn controllirt. Die Regierung verliert ihre selbstständige Kraft und die Parteien treten an ihre Stelle. Und wohl dem Lande, welches dann überhaupt wahrhafte, auf Kraft großer Interessen oder tüchtiger Gesinnungen gegründete Parteien hervorbringt: sonst fällt die Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten den Coterien anheim, oder erlahmt in berechneter wechselseitiger Aufhebung der eigenen Triebkräfte.

„Halten wir nun an dieses Bild die Zustände unseres Vaterlandes, wie sie wirklich sind. Ist es hiernach wohl eine historische Wahrscheinlichkeit, daß Preußen eine Constituion herausbilden werde? Wir glauben es verneinen zu dürfen.

„Es existiren alle jene politischen Krankheiten nicht, die dem Umsturz alter Verfassungen seine Kraft geben. Preußen hat seinen Umschwung hinter sich.

„Was man als die ererbten Mißbräuche früherer Jahrhunderte, als die schweren Lasten für die Neuzeit schildert, alles das hat Preußen vollständig, ja man sagt sogar, mehr als vollständig abgeworfen; Preußen ist ein Staat des 19. Jahunderts so gut als einer. Durch die Resultate dieses Umschwunges haben die Kräfte des Umsturzes ihre Macht verloren; sie finden keinen Unterstützungspunkt für ihre Maschinerie, kein „Gieb mir, wo ich stehe."

„Sind wir gleich nicht in Allem theoretische Anhänger der Stein'schen Legilation, so verkennen wir doch jenes große praktische Verdienst in keiner Weise: daß durch eine große sociale Umwälzug die politische, welche gemeinhin damit verbunden ist, uns wahrscheinlich erspart wurde. Fast Alles, was die Neuzeit von staatlichen Resultaten verlangt, findet Preußen Analogien, zum großen Theil glückliche Analogien. Wir wollen die Reihe nicht durchgehen, aber selbst die Preßfreiheit hat ihre Analogie in der Censur-Nachsicht bekommen. Man hört zwar noch immer über Censurzwang klagen; aber ist es denn nichts, wenn — wie Jeder täglich lesen kann — die Gesetze und Einrichtungen des Staates herabgewürdigt, die Beamten geschmäht, die Volks-Souveränetät gepredigt und die Religion gelästert wird? Was will man mehr? Wäre das hinkende Gleichniß wahr, daß die Presse das Sicherheitsventil der Staatsmaschine sei, bestimmt, die comprimirte Kraft der bösen Dämpfe zu entladen, so scheint uns nach Allem, was wir lesen, die Gegenwart schon ziemlich vor dem Zerplatzen sicher.

„Glaube man doch ja nicht, daß wir einen Rückschritt auf diesem Gebiete wünschen, allein wir können den Gebrauch, den man von der gewöhnlichen Censur-Befreiung macht, darum nicht entschuldigen, und müssen allerdings eine bessere Anwendung der Kräfte wünschen. Denn wir halten denselben für die Befestigung eines freieren Preßzustandes überaus nachtheilig.

„Dies führt uns wieder dem Gegenstande dieser Betrachtung näher. Wir wollen dieselbe mit einem ernsten Worte schließen, für welches, als für unsere innerste Ueberzeugung und bestimmteste Versicherung, wir uns den Glauben selbst derjenigen erbitten, die im Uebrigen auch anderer Meinung sind. — Wir haben oben angedeutet, daß und weßhalb es derjenigen Ansicht, die die bestehende Verfassung mit einer Con-

stitution zu vertauschen arbeitet, bei uns an günstigen Verhältnissen für ihre Operation fehlt. Man schreibt wohl dies oder jenes, allein der Boden, den man unterhöhlen will, ist zu fest, und die Kraft der Action gegen die bestehenden Verhältnisse erreicht nicht von ferne die Kraft der möglichen Reaction, die möglicherweise von dem Bestehenden ausgehen könnte. Das anderwärts wohl angebrachte Mittel der Einschüchterung schlägt bei unserer Regierung sicher fehl. Was unsere Regierung gewährt, ist Ergebniß der Ueberzeugung, nicht der Furcht: wird sie besorglich, so ist der Erfolg wahrscheinlich nicht, daß sie noch mehr giebt, sondern daß sie zurückhält. Will man sich hiervon nicht überzeugen, so ist es die Schuld einer stets wiederkehrenden Verwechselung der preußischen mit fremden Zuständen.

„Die Regierung — das liegt Jedermann vor Augen — wünscht gegenwärtig in der Gewährung politischer Befugnisse billigen Anforderungen entgegen zu kommen. Sie will, daß die öffentlichen Angelegenheiten mehr als bisher zur öffentlichen Kenntniß kommen: über die wichtigsten vorliegenden Angelegenheiten sollen die ständischen Organe ihre Stimme geben. Auf diesem Wege des Vertrauens wird die Regierung wahrscheinlich gerne so weit vorgehen wollen, als die Natur der Dinge es ihr nur irgend gestattet. Wie wäre es nun, wenn es den Zeitungen, welche täglich die ständischen Organe zum Hinausgreifen über ihre Befugnisse ermahnen, gelingen könnte, die Besorgniß vor solchen Uebergriffen wirklich rege zu machen? Würde nicht das aufsteigende Mißtrauen sofort die begonnene Entwickelung des Staatslebens hemmen und die Regierung veranlassen, auf dem Wege der Gewährung stille zu stehen? Es ist doch nun einmal guter Wille und nicht Zwang der Umstände, was sie überhaupt gewähren heißt. Was sollte sie heutzutage erwidern, wenn man ihr die Früchte zeigt, welche die bisherigen Gewährungen gezeitigt haben? auf dem Saatfelde der Forschung statt der edeln Frucht der Freiheit die Dornen und Disteln der Licenz; auf dem politischen Feldn ein sinn- und gedankenloses Hindrängen zur Schwächung und Zertheilung der monarchischen Gewalt, an welcher Preußens Stellung in Europa hängt. Wohl ist es wahr, daß die Regierung die öffentlichen Zustände nicht nach den Artikeln beurtheilt, die in Zeitungen hineingeschrieben werden, wenn dieselben auch selbst gerne als der Ausdruck des Volkswillens angesehen werden möchten. Aber wenn sie es thäte, wenn sie die Ueberzeugung gewönne, daß der eingeschlagene Weg einen Abfang bildete, der allmälig zum Umsturz der gegenwärtigen Verhältnisse hinführt, so wäre eine Reaction, ein Rückgang auf der bisher befolgten Bahn natürlich, nothwendig, unvermeidlich.

„Wir schmeicheln uns keineswegs, mit diesen geringen Andeutungen ein erhebliches Gewicht in die Waagschale geworfen zu haben. Allein, daß die Verfassung Preußens unter keinerlei Umständen eine Richtung nehmen werde, welche zur Beschränkung der monarchischen Gewalt führt,

wie weit man auch innerhalb dieser Grenze in der Betheiligung des Volkes und der Stände an den öffentlichen Angelegenheiten noch gehen möge: daß ferner selbst dieser letzte Weg wesentlich gefährdet erscheinen müsse, sobald die gemachten Vorschritte so consequent mißdeutet und das Urtheil über Absicht und Ziel derselben auf ein völlig verschiedenes Gebiet geleitet werden. Daß dem Allen so sei, und warum dem so sei, glauben wir den Freunden des Vaterlandes offen an's Herz gelegt zu haben."

Einen besonderen Werth legen wir auf diejenigen Sätze dieses Artikels, welche von der Ersetzung der politischen Umwälzung durch den socialen Umschwung handeln. Es ist darin ein reicher Schatz von Gedanken enthalten; aber Niemand verstand den König. Wir kommen darauf zurück.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Zweite Abtheilung:

Homines novi

Neunzehntes Kapitel.

Verwandlungen.

Den Rock des Königs trägt er wohl noch, am Halse hängt das schöne Kreuz pour le mérite militaire, und der graue Sternkieker unterläßt nicht, auf jede Anrede pflichtschuldigst zu antworten: zu Befehl, Herr Obristwachtmeister! aber Soldat ist er doch nicht mehr, der gute ehrliche Hans Dinnies von Leist; er ist der verabschiedete Major von Leist, ein Invalide mit schußsteifem Arm und mit lahmem Fuß, ein Invalide von zweiunddreißig Jahren! Schweres Schicksal, aber doch erträglich, wenn das Herz ganz und unverzagt geblieben wäre, so wie es die Freunde gehofft und erwartet hatten von dem tapferen Krieger. Es war anders gekommen; leiblich war der Major genesen von seinen schweren Wunden, geistig aber war er kränker als je; mit zunehmender Körperkraft hatte sich eine trübe Gleichgültigkeit der bis dahin unverzagten Seele bemächtigt. Er ging wieder aus, an der Krücke freilich, aber er ging doch wieder; gleichgültig und verdrossen begrüßte er die Freunde, die so viel Antheil an ihm genommen, die sich so herzlich freuten, ihn

wieder auf den Füßen zu sehen; finster und mürrisch, ja zuweilen rauh zeigte sich der Mann, der früher durch sein ernstheiteres, theilnahmvolles Wesen die Herzen Aller, die sich ihm naheten, gewonnen; mit Hans Dinnies von Leist war eine große Verwandlung vorgegangen, eine Verwandlung, so groß, daß Elisabeth, seine Gemahlin, und die verwittwete Frau von Redow, die Jugendfreundin, die ihn so lange Jahre als einen Anderen gekannt, oft bitterlich zusammen weinten und dann Trost suchten bei der kleinen Madame Rienäcker, die ihnen zwar keinen Trost zu geben vermochte, aber doch treulich mit ihnen klagte und weinte, denn selbst dieser guten Frau war die Verwandlung im Wesen des Officiers, der ihr so lieb geworden, nicht entgangen.

Kaum war der Major im Stande, auszugehen, als er sich gleich auch rüstete, Königsberg zu verlassen und nach Spankow in die Heimath zurückzukehren; mürrisch und verdrießlich stand er davon ab, als ihm der Arzt die Reise ausdrücklich untersagte; dann wollte er in aller Hast das gastliche Rienäckersche Haus verlassen; Madame Mathilde war gekränkt, Herr Gustav Heinrich Rienäcker beinahe beleidigt, doch besann sich der Letztere, daß er es mit einem Kranken zu thun habe, und erzwang sein Verbleiben im Hause, was um so edler war, als er sich wahrlich keine Annehmlichkeit dadurch machte und wenig Dank erfuhr von Seiten Leist's. Tief und ächt in den Herzen Aller mußte die Liebe sein, denn schier unerträglich wurde zuweilen die schroffe, gleichgültige, oft höhnische Art, mit welcher der Major jede Annäherung zurückwies, mochte dieselbe nun von seinem sonst so geliebten Weibe, oder von der verehrten Jugendfreundin, oder von dem Rienäckerschen Ehepaar ausgehen, selbst Sternkieker stutzte oft vor der unholden Behandlung, die er jetzt fast täglich erfahren mußte. Stundenlang saß der Major allein auf seinem Zimmer und studirte die Zeitungen, und wenn ihn der Arzt dann hinaustrieb, dann stand er unbeweglich auf dem Königsgarten und sah den Exercitien der Truppen zu, denn seit dem 25. Juli waren die Franzosen abgezogen, und die Regimenter Prinz Heinrich (ehemals von Schöning) und vacant von Rüchel, die ehemals schon zur Besatzung von Königsberg gehört hatten, garnisonirten wieder in der Preußischen Hauptstadt.

Die Frauen begriffen die Veränderung nicht, die mit dem einst so liebenswürdigen Manne vorgegangen, die Freunde schrieben sie lediglich dem großen Unglück zu, das über das Vaterland gekommen, und wurden in dieser Meinung bestärkt, da politische Gespräche allein noch im Stande waren, den Major aus seiner finstern Lethargie zu reißen.

An einem heißen Augusttage war der Major aus dem Königsgarten gekommen, zwei Stunden lang hatte er den Exercitien der Truppen zugesehen, erschöpft nahm er Platz in dem kühlen Rienäcker'schen Familienzimmer zu ebener Erde, uns wohlbekannt durch die französische Einquartierung, die hier gehaust. Er nahm ein Journal, „Vesta“ genannt, welches damals in Königsberg erschien, und eine Beschreibung der Feier

des 3. August enthielt. Königsberg hatte Königsgeburtstag feierlich begangen; bei der Illumination war wohl selbst in dem entferntesten Gäßchen kein Fenster unerleuchtet geblieben, und der Kammerpräsident Geheime Finanzrath von Auerswald hatte in seinen Zimmern einen patriotischen Actus veranstaltet, bei welchem Musik gemacht und Reden gehalten worden waren. Ganz besonders ausgezeichnet war die Rede des Barons von Schrötter, eines Sohnes des Ministers, und diese Rede studirte der invalide Major von Leist in der „Vesta". Er hatte nicht Acht, daß sein wackrer Gastfreund Herr Heinrich Gustav Rienäcker eingetreten; eine ganze Weile stand daß kleine Männlein an der Thür und blickte bekümmert auf den bleichen Mann mit den entstellenden Narben im Antlitz, der vor Kurzem noch ein so kühner Reiter gewesen war. Von all den Schönheiten und Vorzügen, die man einst rühmte an dem eleganten Gensd'armen-Lieutenant war dem Invaliden nichts geblieben, als die schlanke, edle Gestalt, die sich selbst in dem blauen, bis an den Hals zugeknöpften Militär-Ueberrock nicht ganz verläugnete, denn sogar die hohe Stirn erschien ins Unnatürliche vergrößert durch die Kahlheit des Kopfes, das milde Feuer der braunen Augen war erloschen und die Lippen, um die sonst freundlicher Mannesernst schwebte, waren dünn und blaß geworden, ließen die Zähne sehen und verliehen dem ohnehin entstellten Antlitz einen Ausdruck von Schärfe und Härte, der etwas unglaublich Abstoßendes hatte.

„Guten Tag, Herr Obrist-Wachtmeister!" sagte der Kaufherr endlich, indem er näher trat.

„Guten Tag!" erwiderte der Major eisig kalt, aber er erhob sich, so schwer ihm das wurde, von seinem Sitz und verbeugte sich auf seine Krücke gestützt vor dem Hausherrn.

O, an äußerer Höflichkeit ließ es der Major niemals fehlen, mit mathemathischer Genauigkeit beobachtete er die Formen, aber die Art, in welcher er es that, hatte etwas tief Verletzendes; man mußte fühlen, daß er eben nur eine äußere Form beobachtete, daß er gar nichts fühlte bei dem Gruße.

„Ich habe eine wichtige Nachricht," bemerkte Herr Rienäcker, den unangenehmen Eindruck überwindend, den Leist's Begrüßung auf ihn gemacht, „Seine Majestät der König haben den Freiherrn von Stein als Principal-Minister zu sich berufen."

„Und damit glaubt man Preußen gerettet, nicht wahr?" entgegnete der Major höhnisch.

„Das nicht," erwiderte Herr Rienäcker, indem er seinem Gaste gegenüber Platz nahm, „aber es ist ein wichtiger Schritt zur Rettung, denn der Freiherr von Stein ist gerade der rechte Mann, um alle die Verbesserungen einzuführen und durchzusetzen, deren Preußen bedarf, um wieder in die Höhe zu kommen!"

„Der Freiherr von Stein," murrte Leist, „wäre ein Thor, wenn

er sich bemühte, das Unmögliche möglich zu machen, er wird die Berufung nicht annehmen!"

„Er wird sie annehmen," beharrte Herr Rienäcker, „ich kenne ihn, je schwieriger die Aufgabe, desto mehr Ehre, und unmöglich ist's doch, Gott sei Dank! noch nicht, unser Preußen wieder in die Höhe zu bringen; wir haben Frieden und wir werden ihn nützen!"

„Frieden!" rief der Major lebendiger, „ja, Frieden, Gott sei's geklagt! Der Tag von Tilsit hat einen äußern Frieden in die Welt, aber keinen Frieden in die Gemüther gebracht!"

Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er mit tiefer Bewegung in der Stimme fort: „Voll Jammer, mit tiefer Trauer blicke ich zurück in das Elend und Unglück der letzten Jahre, voll Angst und ohne Hoffnung schaue ich in die Zukunft. Wo mein Auge weilen mag, überall finde ich nur Ruinen einer früheren Größe, nur noch Trümmer des großen Staatenbau's, den Friedrichs gewaltige Hand einst gegründet. Im bürgerlichen Leben keine Spur mehr des alten Wohlstandes, überall gelähmte Kräfte, gebrochener Muth, durch Armuth und Verlust verzagte Gemüther, dafür Laster und Leidenschaften, entsittlichte Seelen in Hütte und Haus!"

„Herr Oberstwachtmeister!" unterbrach Rienäcker mit bittender Stimme, denn er sah den jungen Invaliden in einer Aufregung, die ihn gewaltig überraschte und ihm Besorgnisse für dessen noch immer schwankende Gesundheit einflößte.

„Ja, Preußen hat Frieden," fuhr der Major hastig fort, „ihr denkt diesen Frieden zu benutzen, um Preußen wieder empor zu bringen; kurzsichtiges Geschlecht! der Feind hat euch den Frieden gegeben, um euch durch denselben bequemer und sicherer zu Grunde zu richten, als er es durch Waffengewalt vermocht hätte. Er liegt noch immer mit gewaltiger Masse und mit unerhörtem Druck im Lande, und ihr redet von Frieden. Ist es Frieden, der so unerhörte Opfer fordert? Frieden, ja und die Großmuth eures Napoleon will sich mit hundertvierundfünfzig und einer halben Million begnügen. Gedemüthigt und erniedrigt hat uns dieser Frieden schon, nun wird er Preußen zu einem Staat von Bettlern machen."

Athemlos beinahe schwieg der Major, der Hausherr aber nahm das Wort und sprach ernst: „Bei dieser Zertrümmerung aller materiellen Kraft und Macht des Staates, in diesem Ruin alles Wohlstandes und Glückes in allen Kreisen des bürgerlichen Lebens beruht die Hoffnung zu einer möglichen Rettung von völligem Untergange, die Hoffnung auf eine einstige Emporhebung zu der verlornen Größe und dem vernichteten Glück nur noch in der Wiedererweckung der inneren sittlichen Kraft des Volkes, Auferweckung und Förderung vaterländischer Tugenden; Sittlichkeit und Intelligenz, neu gestählt und gestärkt, von Neuem in's lebendigste Bewußtsein der verzagten und trostlosen Gemüther gebracht, wirk-

sam in's Leben und in alle Kreise der Gesellschaft eingeführt, sie sind im schweren Drucke der äußeren Verhältnisse die einzigen Hebel, durch deren Kraft der tiefgesunkene Staat wieder zu Glück, Macht, Ruhm und Ansehen emporsteigen kann. Nur durch eine geistige Wiedergeburt seines gesammten Staatslebens kann Preußen hoffen, einst wieder in seiner alten Größe dazustehen, seinen alten Ruhm, sein altes Ansehen von Neuem zur Geltung zu bringen. Das ist meine feste Ueberzeugung, Herr Oberstwachtmeister, das ist die Ueberzeugung aller Patrioten, und es ist auch die Ueberzeugung Seiner Majestät des Königs, dafür ist uns Bürge die Berufung des Freiherrn von Stein als Principalminister, und darum begrüßen wir dieselbe als eine glückliche Verheißung."

Der Major hatte aufmerksam zugehört, jetzt erwiderte er ruhig: „Sie wissen, Herr Rienäcker, daß ich nicht der Vertheidiger alter Mißbräuche bin, daß mein Auge nicht verschlossen war für die Gebrechen des Staates, oh! schon lange vor Jena, aber — ich beneide sie um ihre festen Hoffnungen, die ich leider nicht theilen kann. Es hört sich schön an das Wort von der Wiedergeburt des gesammten Staatslebens, sie mögen auch wohl Recht haben, Sittlichkeit und Intelligenz sind die einzigen Hebel, aber, mein Herr, man wird ihnen nicht erlauben, diese Hebel anzusetzen, man wird ihnen keine Zeit lassen zur Wiedergeburt, sie vergessen immer, daß der Feind im Lande steht, ein Paar Meilen von hier, in Braunsberg schon commandirt ein französischer General, der ihnen mit Pulver und Blei auf Sittlichkeit und Intelligenz antwortet."

„Ich wage es mit der Sittlichkeit und der Intelligenz gegen Pulver und Blei!" versetzte der Kaufmann lebhaft.

„Sie haben Zeit, Herr Rienäcker!" sagte der Major mit einem Anflug von Hohn.

„Ich bin fast siebenzig Jahre, und sie, Herr Oberstwachtmeister, wenig über dreißig!" erwiderte der Hausherr freundlich.

„Pah, reden sie nicht von mir," rief Herr von Leist heftig, „ich bin nichts, weniger als nichts, ich bin ein Krüppel, ein trauriger Krüppel, der an der Krücke dem Grabe zuwankt."

„Herr Oberstwachtmeister," bat der Kaufmann, tief gerührt von dem namenlosen Schmerz, der sich in den Worten des jungen Invaliden kundgab, „reden sie nicht so, Herr Oberstwachtmeister, es sind Ehrenwunden, die sie empfingen im Kampf für das Vaterland, mit Ehrfurcht werden die jungen Geschlechter auf dieselben blicken —"

Mit einem höhnischen Gelächter unterbrach der Major den Sprechenden, der ganz erschrocken inne hielt. „Oh! guter Herr Rienäcker," spottete der Officier grimmig, „was denken sie? Die jungen Geschlechter werden mit Nichten mit Ehrfurcht auf uns blicken, sie haben jetzt schon das Herz voll Hohn und den Mund voll Spott für die Stelzbeine und die Invaliden. Wissen sie, was mir gestern Knaben von zehn und eilf Jahren in euren Königsberger Straßen nachgerufen haben? Ich will es

ihnen sagen, mein guter Herr Rienäcker, die Knaben riefen: Seht da, der Officier mit dem lahmen Bein ist von Jena bis Königsberg in einem Zug gelaufen, dabei hat er sich den Fuß vertreten!" Das ist das Urtheil ihrer jungen Geschlechter, Herr Rienäcker!"

„Mein Gott, Herr Oberstwachtmeister," sagte der Kaufmann, „sie werden doch die Frechheit eines Straßenbuben —"

„Es sind die jungen Geschlechter, Herr Rienäcker!" unterbrach der Major hartnäckig.

Der Kaufmann schwieg, er fühlte, daß es ihm, für jetzt wenigstens, nicht möglich sei, gegen das tief erbitterte Gemüth seines Gastfreundes anzukämpfen, und darum war es ihm doppelt lieb, daß in diesem Augenblick die Damen eintraten.

Der Major erhob sich augenblicklich und ging ihnen entgegen, er verneigte sich kalt höflich vor seiner Gemahlin, und als ihm Elisabeth mit wehmüthiger Bitte im Antlitz treuherzig die Hand reichte, ergriff er dieselbe, küßte sie flüchtig und wendete sich zu Frau von Redow; wahrscheinlich würde er auch die Hand der Wittwe geküßt haben, diese aber zog sich mit einer entschiedenen Bewegung zurück und warf dem Jugendfreunde einen großen vorwurfsvollen Blick zu. Der Major versuchte zu lächeln, zuckte leicht mit der Achsel und kehrte dann zu seinem Sitze zurück.

„Haben sie schon die Beschreibung von Königs Geburtstag in der Vesta gelesen?" fragte er, das Blatt, in dem er zuvor gelesen, aufnehmend, die Wittwe.

„Du solltest uns ein wenig Musik schenken, liebe Elisabeth!" wandte sich Frau von Redow an die betrübte Freundin, indem sie eine stolze Miene annahm und die Frage des Majors geflissentlich überhörte.

„Wenn es dir nicht unlieb wäre?" fragte Elisabeth schüchtern ihren Gemahl.

„Bitte, bitte, im Gegentheil!" entgegnete der höflich, indem er sich verneigte.

Der armen Frau standen die Thränen in den Augen, als sie langsam zu dem kleinen hübschen Klavier mit dem buntlackirten Deckel ging, das zwischen den Fenstern einen Platz hatte. Sie setzte sich, suchte eine Weile unter den Musikalien, die da auf einander geschichtet lagen, im Geiste aber erwog sie, welche Pièce ihrem Gemahl ganz besonders angenehm sein müßte gerade in seiner jetzigen traurigen Stimmung. Da entsann sie sich plötzlich einer Romanze, die Leist einst in bessern Tagen ihr oft vorgespielt und gesungen, und die er besonders liebte, weil sie sein liebster Kamerad, die Lieutenant von Nostitz vom Regiment Gensd'armes, für ihn componirt hatte.

Die Romanze hieß: „Der letzte Erbe!" und anfänglich mit leiser, aber allgemach immer kräftiger anschwellender Stimme sang Frau von Leist, sich selbst begleitend, folgende Verse:

Der Saal ist weit und öde,
Verstaubt sein Wappenschild,
Und auf zerfetzter Tapete
Steht ein verblaßtes Bild.

Des Ahnherrn Eisenrüstung
Fiel rostig von der Wand,
Trüb lugt im Marmorkamine
Mit rothen Augen der Brand.

Mit trüben rothen Augen
Schaut er den Erben an,
So wie's sein alter Diener
Schon manchen Tag gethan.

Der Erbe aber, der Wilde,
Im alten Stuhle liegt,
Vom Sturm in tolle Träume
Und wilde Lust gewiegt.

Die runden Scheiben hüpfen
Rasselnd im locker'n Blei,
Vom Thürsims löst sich prasselnd
Das morsche Hirschgeweih.

Der Sturm klopft klirrend an's Fenster
Und heult herein durch's Schlot,
Das war der „gute Abend!"
Den er dem Erben bot.

Der faßt die silberne Kanne
Und thut einen tiefen Zug,
Den Gruß des Sturmes erwiedernd
Mit einem leisen Fluch.

Von des Schauers Lust ergriffen
Facht er den matten Brand,
Und dichter um seine Schulter
Zieht er das Sammtgewand.

Er dehnt sich in seinem Stuhle
Behaglich, wie sonst nie,
Und lauscht mit pochendem Herzen
Der wilden Melodie.

Er lauscht und träumt vom Kampfe,
Vom Eisensturm der Schlacht,
Vom Donnerruf der Geschütze
In dichter Pulvernacht.

Er lauscht und träumt vom Siege,
Wie ihn der Lorbeer krönt,
Die brausende Siegesfanfare
Im Freudensturme ertönt.

So lauscht und träumt er weiter
Und spinnt im Traum sich ein —
Der König vermählte dem Sieger
Sein liebliches Töchterlein.

Der Saal ist nicht mehr öde,
Hell prangt sein Wappenschild
Und von der goldnen Tapete
Lächelt manch' liebes Bild.

Sieh! vor des Ahnherrn Rüstung
Hell schimmernd an der Wand,
Da steht des Königs Tochter
Sein Söhnlein an der Hand.

Im alten Schloß lebendig
Wird all' die Herrlichkeit
Wie in den freudigen Tagen
Vergangener Heldenzeit.

Da schreckt ein Donnerkrachen
Den sel'gen Träumer wach, —
Im Hof die Rieseneiche
Der wilde Sturm zerbrach.

Nach hundertjährigem Kriege
Entschieden ist die Schlacht,
Und Siegsfanfaren schmettert
Der Sturmwind in die Nacht.

Das schmerzt den letzten Erben,
Ihm war der Baum so lieb
Weil von der Väter Wäldern
Der eine nur ihm blieb.

Er faßt die silberne Kanne,
Und thut einen tiefen Zug
Dann hört er wieder rauschen
Des Sturmes Adlerflug.

„Fort mit der Rieseneiche!
Dahin ist ihre Zeit!
Sturm, bringe neue Träume
Von alter Herrlichkeit.

Ich habe nicht zum Leben,
Zum Träumen nur noch Macht,
Nehmt ihr den Tag, die Sonne,
Mir laßt den Sturm, die Nacht."

Frau von Leist sang diese Romanze, wie man solche Sachen singen muß, mit großer Freiheit und großer Einfachheit; ihre weiche, aber doch umfangreiche Stimme hatte einen hinreißenden Schmelz, und der Eindruck, den sie auf ihre Zuhörer durch den Vortrag dieser Musik hervorbrachte, war ein ganz außerordentlicher. Den wackeren Herrn Rienäcker erschütterten die fremden, ihm ganz unbekannten Empfindungen, die der Componist noch schärfer betont hatte, als der Dichter, bis zu Thränen; Frau von Redow, die das Stück schon von Herrn von Nostitz selbst hatte vortragen hören, staunte über den eigenthümlichen Reiz, den es in Elisabeths Munde hatte, und wenn sie einst die Dichtung auf das Leben des armen Kammerherrn von Redow anwendbar gefunden, so frappirte

sie jetzt die Anwendbarkeit derselben auf das Leben ihres unglücklichen Jugendfreundes, so wie sich dasselbe in der letzten Zeit zu ihrem Kummer und ihrer Ueberraschung gestaltet hatte. Den größesten Eindruck machte die Musik allerdings auf den Major selbst; anfänglich war er entschieden mißmüthig und unruhig, er wollte die Musik nicht gern hören, er wollte nichts wissen von den Erinnerungen, welche die bekannten Töne in ihm weckten, aber schon im zweiten Verse vermochte er der Gewalt der Stimme und der Erinnerungen nicht mehr zu widerstehen, Frau von Redow beobachtete ihn scharf, ein schmerzlich-süßer Schauder durchlief den invaliden Mann, er zitterte heftig und vermochte das Blatt, das er in die Hand genommen, um seine Gleichgültigkeit zu zeigen, nicht mehr zu halten, er ließ es fallen und lehnte sich mit geschlossenen Augen zurück in den Stuhl, Ströme von wechselnden Empfindungen durchbrausten seine Seele und zeigten sich theilweise in dem unaufhörlich wechselnden Ausdruck seines Gesichtes, als aber Elisabeth mit leiser, fast versagender Stimme den Schlußvers gesungen, da erhob sich der Major jäh von seinem Sessel, streckte die Rechte aus und rief: „Ja, ja, er hat Recht:

Ich habe nicht zum Leben,
Zum Sterben nur noch Macht,
Nehmt ihr den Tag, die Sonne,
Mir laßt den Sturm, die Nacht!"

Die ganze Aufregung der gekränkten, verbitterten, verzagenden und doch trotzigen Seele des armen Mannes lag in diesen Worten, aber gleich darauf, als schäme er sich, diese Gefühle gezeigt zu haben, nahm der Major von Leist seinen Hut und sagte: „Wissen die Damen schon, daß der von Nostitz seinen Abschied genommen hat und in kaiserlich russische Dienste getreten ist?"

Nach dieser Mittheilung verneigte sich der arme Mann so elegant, als es ihm seine Invalidität gestattete, und wankte auf seine Krücke gestützt hinaus. Er verließ nicht nur das Zimmer, sondern auch das Haus; schweigend blickten ihm die Drei, die er verlassen, nach, sie sahen ihn über den kleinen Platz gehen, erst als er in der nächsten Straße verschwunden, wendete sich Frau von Redow an Herrn Rienäcker und fragte ihn, was er von dem Zustande des Majors halte.

„Gnädige Frau," erwiederte der Kaufmann ehrlich, „mir ist angst und bange um unsern lieben Major; das Unglück des Vaterlandes frißt ihm am Herzen, er verzweifelt an der Zukunft des Vaterlandes, und seine Verzweiflung ist eine doppelte, weil ihn seine Blessuren hindern, thätig helfend einzuschreiten; könnte er zu Pferde steigen, er würde glauben, als Mann und Officier seine Schuldigkeit thun zu müssen, und darin würde er Genugthuung und Heilung für sein verwundetes Gemüth finden, selbst bei der Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit aller Anstrengungen. Ich gestehe, daß ich nicht mehr weiß, was ich machen soll, er ist unzugänglich, ich habe mich mehrfach bemüht, ihn auf eine Thätigkeit

für König und Vaterland hinzuweisen, bei der er nicht zu Pferde zu steigen braucht, aber er versteht mich nicht oder er will mich nicht verstehen. Doch soll es an mir wahrlich nicht liegen," setzte der Ehrenmann tröstend hinzu, „ich werde nicht nachlassen in meinen Versuchen, und endlich findet sich dann doch wohl mal eine gute Stunde, in der ich ihm beikomme; habe ich ihn aber einmal zu einer bestimmten patriotischen Thätigkeit bewogen, dann, meine Gnädige, dann ist er gerettet, darauf kenne ich unsern lieben Major."

Frau von Leist drückte dem wackern Manne die Hand, sie hörte in seinen Worten nur die Hoffnung, und ihr liebendes Herz war innig dankbar für jeden Schimmer derselben. Frau von Redow dagegen wiegte sinnend das Haupt, sie hatte während des Gesanges tiefe Blicke in die Seele ihres Jugendfreundes gethan, sie war überzeugt, daß weder der Kummer um das Unglück des Vaterlandes, noch der Schmerz des Soldaten, der sich zur Unthätigkeit verdammt sah, diese Veränderung allein hervorgebracht habe, die untrügliche Ahnung einer liebenden Frauenseele führte sie auf die richtige Spur. Jetzt überlegte sie, was ihr zu thun obliege, nach den neuen Entdeckungen, die sie gemacht.

Während diese Drei sich in liebender Sorge um ihn ängsteten und kümmerten, war der Major von einer gewaltigen Aufregung getrieben, so rasch fortgeschritten, als sein Zustand ihm gestattete, und bald genug befand er sich außerhalb der Thore Königsbergs. Er schlug ohne weitere Wahl einen Weg ein, der zwischen Gärten und Vorstadthäusern hinführte und im Augenblick noch ziemlich einsam war, obwohl derselbe zu späterer Stunde eine ziemlich besuchte Promenade bildete. Anfänglich war der Major ziemlich rasch gegangen, allgemach nöthigte ihn seine Schwäche, einen langsameren Schritt anzunehmen, und endlich stand er, mehr vor Ermüdung als aus Theilnahme still vor einem eisgrauen Invaliden, der bei seiner Annäherung seine Drehorgel in Bewegung setzte und in Erwartung einer kleinen Gabe sein Stück ableierte. Herr von Leist zog seine Börse und reichte dem Kriegsmanne, der invalid war, wie er selbst, eine bei weitem größere Gabe, als der alte Mensch sonst wohl zu bekommen gewohnt war. Der Mann dankte nicht in Worten sondern durch Thaten, denn da der Major vor ihm stehen blieb, so drehte er tapfer weiter und spielte alle Stücke, deren sein Leierkasten fähig war. Nach einer ganzen Weile erst bemerkte das Herr von Leist, besann sich, reichte dem Invaliden ein zweites Geldstück und fügte einen guten Soldatenspruch hinzu, durch den die reiche Gabe für den alten Soldaten des großen Friedrich noch einen höhern Werth erhielt. Der Major aber ging langsam weiter. Etwa zwanzig Schritte mochte er von dem Invaliden entfernt sein, als ziemlich hastig ein Weib zu dem Leierkasten trat, eine Kupfermünze hinwarf und eilig fragte: „Kannte er den Herrn? was sagte er?"

„Kenne ihn nicht," entgegnete der Invalide gut gelaunt, „aber ein

braver Herr, hat auch bei der Cavallerie gestanden, zerschossen wie ich, hat aber nicht nöthig die Orgel zu drehen, Gott lohne ihm seine Großmuth!"

Das Frauenzimmer, das den Invaliden eben so schnell verließ, als es denselben angetreten hatte, war mit einer Art von bettelhafter Eleganz gekleidet, ihr Anzug war von modischen Stoffen aber schmutzig und verknittert, und zu dem Anzuge paßte auch ihr Gesicht vollkommen, auf das allerlei Laster und Leidenschaften ihre Zeichen tief eingegraben, das aber dennoch einen Ausdruck bewahrt hatte, der eine gewisse Vornehmheit zeigte; das stark geröthete Antlitz verrieth eine Neigung zu geistigen Getränken und der scharfe dreiste Blick der mandelförmigen Augen von unbestimmter Farbe konnte noch immer durchdringend und imponirend sein, obwohl er in Folge des Trinkens stier geworden war. Um den Mund der Frau schwebte fortwährend ein süßliches Lächeln, das sonst vielleicht nicht unangenehm gewesen, jetzt aber schauderhaft erschien, weil der Mund in Folge der Zahnlosigkeit zusammengefallen war.

Dieses Frauenzimmer eilte ziemlich rasch auf einem Fußpfade dahin, der neben der Straße herlief, und man mußte zugeben, daß die Frau, obwohl ihre Figur klein und sehr stark war, in Gang und Bewegung Manieren zeigte, welche nur der guten Gesellschaft eigen zu sein pflegen.

„Er ist's, er ist's wahrhaftig!" sagte diese Frau zu sich selbst, „das ist doch nochmal ein Glück, was ich mir wahrlich nicht träumen lassen konnte, ich bin gerettet! Ich glaube nicht, daß seine Freude bei diesem Wiedersehen eben so groß sein wird wie die meine ist, aber was geht das mich an? er wird mir geben, was ich haben will, um mich nur los zu werden, aber wahrlich billig soll er nicht fortkommen! Er ist reich!"

Unter diesen und ähnlichen Selbstgesprächen hatte die Frau auf einem Nebenwege den Major überholt, sie trat jetzt in die Hauptallee ein und kam dem armen Manne entgegen.

Nicht ohne eine gewisse Koketterie zog sie das verblaßte blauseidene Tuch über die Schulter und stützte sich langsam näher kommend auf einen großen ziemlich unsauberen Regenschirm. Herr von Leist, der lediglich mit seinen Gedanken beschäftigt dahin schritt, hatte nicht Acht auf die Frau, und so kam es, daß er plötzlich dicht vor ihr stand und zerstreut in ein Antlitz starrte, das ihm ganz fremd zu sein schien, obwohl die Frau den Kopf in den Nacken warf, so daß die Krempe des dachartigen Modehutes ihn nicht hindern konnte, ihre Züge genau zu sehen.

„Verzeihen sie!" sagte der Major sich zerstreut entschuldigend und wollte zur Seite treten.

„Mein Gott," rief die Frau, indem sie die Ueberraschte nicht ganz übel spielte, „täusche ich mich, oder sind sie es wirklich, Herr von Leist?"

„Ich bin allerdings der Major von Leist!" antwortete der Officier

wirklich überrascht und blickte jetzt aufmerksam in das Gesicht der Frau, die ganz dreist seine Hand ergriff und sehr zudringlich fragte: „und sie kennen mich wirklich nicht?“

„Nein, ich kenne sie nicht, Madame?“ erwiederte der Major, dessen Reizbarkeit durch die Begegnung erregt wurde, dem überdem aber der Duft von Branntwein, der ziemlich stark dem Munde der Frau entströmte, sehr lästig fiel.

„Sagt ihnen ihr Herz nichts, Undankbarer?“ fuhr die Person mit einem Anfluge von Sentimalität, die sie dem Major nicht angenehmer machte, fort, „oh! sie kennen die nicht mehr, welche einst ihre beste Freundin war und es noch ist!“

Da es dem Major nicht gelang, seine Hand frei zu machen aus der Bestrickung, in der sie von den feisten, fleischigen aber auch nervigen Fingern der Frau gehalten wurde, so ergab er sich in sein Schicksal und betrachtete die Person einen Augenblick etwas genauer als bisher.

„Ist das möglich?“ rief er plötzlich und prallte einen halben Schritt zurück, so jäh, daß seine Hand frei wurde, daß er aber auch beinahe niedergesunken wäre, wenn nicht ein Baum in der Nähe gewesen. Schwer athmend und todtenbleich lehnte der arme Mann an dem Stamme der Linde, er streckte seine Krücke der Frau wie eine Waffe entgegen und seine Augen funkelten so grimmig, daß die Person wohl sah, sie dürfe sich ihm nicht noch mehr nähern.

„Bist du denn des Teufels, Weib, hier her zu kommen?“ brach er zornig aus, rasch aber setzte er seine Aufwallung verbessernd hinzu: „unselige Frau, wie konnten sie wagen, hierher zu kommen?“

„Wirklich, der Herr Sohn haben einen recht artigen Empfang für die Schwiegermama!“ bemerkte die Frau höhnisch lachend.

Der Major war keines Wortes mächtig, die unerhörte Frechheit der Frau machte ihn sprachlos; „und wie geht es meinem lieben Töchterchen,“ fuhr die Person fort, „was macht die schöne Frau Gemahlin, Herr Sohn? schon kleine Familie angekommen, he?“

Es lag jetzt ein solches Uebermaaß von boshafter Gemeinheit in dem ganzen Auftreten der Frau, daß sich der Major schüttelte, wie man sich vor Ekel schüttelt, wenn man ein giftiges Gewürm entfernen will; die Frau bemerkte diese Bewegung und verstand sie sehr wohl, denn höhnend und spottend perorirte sie weiter: „sie sind sehr zärtlich, mein Herr Sohn, aber das ist ja auch ganz natürlich, ich bin ja die Begründerin ihres Eheglücks, ohne mich hätten der Herr Sohn die schöne Elisabeth von Reinbach nie bekommen, sondern —“

Hier stockte die Frau, sie scheute sich den Namen des Kammerherrn von Redow auszusprechen, und ihr Stocken gab dem Major die Besinnung wieder, er richtete sich stolz auf und sprach die Krücke erhebend: „Geh deines Weges, Weib, du wirst deiner Strafe nicht entrinnen, aber ich will dein Angeber nicht sein!“

Das Weib lachte frech.

„Geh,“ wiederholte der Major, „der Bluträcher ist hinter dir, die Wittwe des Kammerherrn von Redow, den du gemordet, ist in dieser Stadt; die Beweise des teuflischen Verrathes, den du gesponnen einst zu Berlin, sind da; es ist bewiesen, daß du meines Weibes Mutter mit Gift gemordet, um dich an ihre Stelle zu setzen, das Maß deiner Verbrechen ist übervoll, geh!“

Der Major sagte das nicht heftig, sondern ruhig, ganz ruhig mit einem traurigen Ernste, der selbst dem elenden, unseligen Frauenzimmer auf einen Augenblick imponirte, die Stiefmutter der Frau von Leist schwankte wirklich einen Moment, bald aber fand sie wieder einen Halt in der gußeisernen Unverschämtheit ihrer gemeinen Seele.

„Ein hübsches Register,“ sagte sie mit einer kurzen Lache, „und wahrlich, es würde sich nicht übel ausnehmen, wenn man zu lesen bekäme, daß an irgend einem schönen Morgen die Schwiegermutter des Herrn von Leist als Mörderin und Giftmischerin hingerichtet worden, he! was sagen der Herr Sohn dazu?“

Triumphirend that die Person diese Frage, aber sie hatte sich gänzlich verrechnet, der Erfolg war ein ganz anderer, als der, den sie sich versprochen, denn Herr von Leist betrachtete sie mit einer Art von wissenschaftlicher Neugier und begnügte sich endlich mit der einfachen Aeußerung: „Das Weib ist noch frecher als ich mir vorgestellt habe!“

Die verworfene Person war klug genug, um einzusehen, daß sie auf diesem Wege nicht fortfahren dürfe, wenn sie ihre Absicht auf den Geldbeutel des Major's erreichen wollte; sie änderte also sofort die Art ihres Angriffs und erzählte mit außerordentlicher Zungengeläufigkeit, daß sie durch einen Schurken um all ihr Hab und Gut betrogen worden sei, daß sie den Betrüger verfolgt habe und sich jetzt von allen Mitteln entblößt in der jämmerlichsten Lage befinde. Endlich schloß sie mit der Versicherung, daß es gar nicht ihre Absicht sei, dem Herrn von Leist beschwerlich zu fallen, daß sie aber hoffe, derselbe werde ihr eine Unterstützung zur Rückreise nach Frankreich, wo sie noch Freunde und Mittel habe, nicht versagen.

Der Major hatte ruhig zugehört, aber mit unbeschreiblichem Ekel blickte er auf das Weib, das ihm bittend und kriechend noch viel scheußlicher erschien, als vorher spottend und höhnend.

Die Frau erneuete ihre Bitte um eine Unterstützung.

„Weib, unseliges Weib“, entgegnete Herr von Leist nach kurzem Nachdenken, „ich kann dir nichts geben, gar nichts, ich kann den Vorwurf nicht auf mich laden, einer schweren Verbrecherin die Flucht erleichtert zu haben.“

Es war eine so eisige Härte in dem Ausspruch des Majors, daß die Verbrecherin erschrocken zurückbebte und ihr Todesurtheil zu vernehmen glaubte. Mühsam faßte sie sich noch einmal, sie spähete scharf, aber

sie vermochte auch nicht einen Zug von Nachgiebigkeit in dem bleichen Antlitz Leist's zu erspähen, und mit einem tiefen Seufzer sagte sie sich, daß jede Bitte, jedes Wort verschwendet sein würde. Dieser Fehlschlag aller ihrer Berechnungen und Hoffnungen bestürzte sie so, daß sie stumm und still stehen blieb, mit gespannter Erwartung den Ausgang einer Unterredung herbei wünschend, die ihr schrecklicher geworden war, als sie sich jemals hätte träumen lassen.

Der Major warf ihr noch einen kalten, gleichgültigen Blick zu, dann drehte er sich um und ging den Weg zurück, den er gekommen. Mit stieren Blicken schaute ihm die Verbrecherin nach; der Major hatte ungefähr vier Schritte gemacht, da fiel seine Börse klirrend zu Boden. Die unselige Frau fuhr zusammen, ihr Auge funkelte auf in neuem Glanze, mit einer katzenglatten, raschen Bewegung schoß sie vorwärts, griff die Börse auf, wog sie in der Hand, und als sie Gold blitzen sah durch die seidenen Maschen, verbreitete sich eine häßliche Befriedigung über ihr rothes, gedunsenes Gesicht, und erleichtert aufseufzend sagte sie: „Das war ein hart Stück Arbeit, aber der Lohn ist gut!"

Herr von Leist hatte sich nicht umgesehen, er sah auch nicht, daß das unselige Weib hinter ihm drohend die Faust schüttelte, bevor sie in einen Nebenpfad eintrat.

Güterzusammenlegung.

Auch der Acker hat seine Geschichte, und am besten ist sie zu lesen, wenn eben die verschiedenen Saaten, die auf ihm abwechseln, in ihren verschiedenen Farben aufgehen. Da liest man auf der pommerschen, märkischen Erde in den langen Zügen und Flächen von demselben Grün, daß hier viele Aecker noch in gutem alten Zusammenhang geblieben, daß hier nicht in einem fort getheilt ist. Der Acker giebt Zeugniß für die Festigkeit der Familie. Kommt man dagegen durch Gegenden, wie es die fruchtbare Wetterau ist, so erblickt man — und durchfliegt man sie auch nur auf der Main-Weser Eisenbahn — ein buntes Durcheinander von den verschiedensten Farben; der eine Ackerwinkel hat dies, der andere jenes Grün, der dritte, spitz zwischen vier bis fünf anderen kleinen Ackerstückchen auslaufend, zeigt noch die Erdfarbe; kurz, wir finden eine Wirthschaft, welche für Liliputaner, aber nicht für Menschen eingerichtet ist. Hier hat ein Bauer oft zwanzig, manchmal über hundert Ackerparzellen, die in der Entfernung von einer halben Stunde oder einer Stunde, oft noch weiter, auseinanderliegen. Auch solch Ackerland redet eine laute Sprache und es erzählt die Geschichte eines in ewiger Zersplitterung sinkenden und schwindenden Volksstammes, der die Familieneinheit gering achtet, des Vaters Gut theilt und wieder theilt und dessen letzte Stütze nur der Bettelstab sein kann.

Die Staaten haben in neuerer Zeit diesem wirklich unerträglichen Zustande ein Ende zu machen versucht. Denn bereits war es soweit gekommen, daß ihre Bürger zugleich Grundbesitzer und Vagabonden, Ackerbauer und Bett-

ler sein konnten, zuletzt war es soweit gekommen, daß mancher Grundbesitzer nur mit Mühe oder gar nicht an sein Ackerland mit dem Flug herankommen konnte, und daß die Grenzen zwischen den verschiedenen Ackergeländen ein gut Theil des Gesammtlandes wegnahmen. Zu diesem Zweck begann man die Güterzusammenlegungen.

Die „Zusammenlegung" oder „Verkoppelung" von Gütern besteht darin, daß der Bodenbesitz verschiedener Eigenthümer in eine Masse vereinigt wird, aus der nun jeder einzelne Theilnehmer der Zusammenlegung seine Entschädigung empfängt, und zwar Entschädigung nach dem Verhältniß des Umfanges und Werthes seines früheren Eigenthums, das er eben der Verkoppelung preisgegeben hat. Diese Entschädigung heißt „Abfindungstheil," „Plan" oder „Koppel" und wird in einer möglichst graßen zusammenhängenden Fläche geboten, die zugleich landwirthschaftlich zweckmäßig gestaltet ist. Unter der Bezeichnung „Consolidation, Arrondirung, Commassation" giebt es verschiedene Verfahrungsweisen in Deutschland, welche auf dasselbe Ziel hinauslaufen, wie die Zusammenlegung. Doch halten wir den deutschen Ausdruck fest.

Von den durch die Zusammenlegung zur Abfindung Berechtigten ist nun häufig der Eine Grundeigenthümer, die Andern Servitutberechtigte. In diesem Fall ist die Abfindung mit Servitutablösung verbunden. Zusammenlegung, Abfindung und Ablösung von Servituten (und Weiderechten) können ebensowohl zusammen vorkommen, wie jede dieser drei Maßregeln einzeln ausgeführt werden kann.

Schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden Zusammenlegungen von Grundstücken vorgenommen: im Herzogthum Lauenburg, das damals noch zu Hannover gehörte. Die Anregung dazu ging von Holstein und Mecklenburg aus. Am 25. Juli 1802 gab König Georg III. das erste deutsche Gesetz darüber, nämlich eine Gemeinheitstheilungs-Ordnung für das Fürstenthum Lüneburg. Indeß enthält dies Gesetz mehr einen bloßen Hinweis auf die Verkoppelung, als wirkliche Vorschriften ihrer Ausführung. Auch konnte hiernach die Zusammenlegung nur bei Einverständniß aller Betheiligten vor sich gehen. Diesem Mangel half König Ernst August durch das Gesetz vom 30. Juni 1842 ab, welches die Zusammenlegung auszuführen befiehlt, sobald nur die Mehrzahl der Grundstücksbesitzer dafür ist und deren Grundbesitz zwei Drittel der Grundstücke nach Flächeninhalt und Steuercapital beträgt. In Folge dessen wurde bis Anfang 1853 auf 33 pCt. der Hannöverschen Feldmarken die Zusammenlegung beantragt und größtentheils vollzogen. Seit 1856 ist das Gesetz dahin erweitert, daß nur die Hälfte der Feldmarksgenossen (selbstverständlich, wenn auch ihr Besitz die Hälfte ausmacht) zur Zusammenlegung bereit zu sein brauchen: die andere Hälfte muß sich fügen. Von der Zeit an sind die Anträge auf Zusammenlegung jährlich gewachsen. Und nach dem heutigen Stande der Gesetzgebung wird durch den Beschluß der Verkoppelung zugleich die Aufhebung der Weiderechte als mitbeschlossen erachtet. Zwei der obigen drei Maßregeln fallen hiermit also zusammen. Dagegen die dritte, die Gemeinheitstheilung, erfordert noch einen besonderen Beschluß, obwohl auch sie meist gleichzeitig mit den andern zu Stande kommt.

Daß die Zusammenlegung auf die Hebung aller Landwirthschaft und des

allgemeinen Wohlstandes den segensreichsten Einfluß übt, ist durch die Erfahrung längst bewiesen.

Der erste Gewinn dabei ist die Beseitigung der Furchen, denn durch Zusammenlegung mehrerer einzelner Grundstücke zu einer größeren Fläche werden die Furchen entbehrlich.

Der zweite Vortheil ist die leichtere und bessere Ausführung der Bestellungs- und Erntearbeit, die auf einer zusammenhängenden Fläche ja weit gründlicher beaufsichtigt werden kann, als auf zerstreuten Parzellen.

Drittens wird der Werth der Grundstücke durch die Anlage zweckmäßiger Zugänge und Wasserabzüge (beides nur bei Verkoppelung möglich) wesentlich erhöht, denn der Reinertrag mehrt sich, und der Landwirth wird überhaupt erst Herr seines Eigenthums durch die Zusammenlegung, weil er nach geschehener Theilung nicht mehr vom Nachbar abhängig ist und alle Streitigkeiten und gegenseitige Bodenbeschädigungen aufhören.

Der Regierungsrath O. Beck in Aachen schreibt in Nr. 5 der „Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins für Rheinpreußen“ (1859) über die Zusammenlegung oder Consolidation u. A. Folgendes:

„Jeder Interessent erhält seine Abfindung, mag sein Besitzstand auch noch so klein sein, unter allen Umständen in Land*), und zwar in möglichst viereckiger Form, oder vorlängs der Abhänge, so daß diese terrassirt und gehörig gepflügt werden können, ohne daß der Regen die beste Kraft des Bodens in dem Maaße, wie jetzt, abspült. Zweckmäßig angelegte und gehörig ausgebaute Vicinal- und Feldwege gewähren ihm Jahr aus Jahr ein einen bequemen Zugang zu seinen Grundstücken. Oft werden ihm diese sogar im directen Anschluß an sein Gehöft oder seinen Garten in der Art angewiesen, daß er mit Vermeidung der Dorfstraße und der Feldwege direct auf sein Besitzthum gelangen kann.

„Nun erst sieht er sich im Stande, seine in wenigen Stücken bestehende Abfindung gehörig in Schläge einzutheilen, eine angemessene Fruchtfolge einzuführen, um Futter in Masse zu ziehen. Nun kann er den nassen Boden drainiren, denn bei der Consolidation ist ja für den nöthigen Vorfluthsgraben gesorgt worden, Sammelteiche anlegen und die vorher gehörig trocken gelegten Wiesen bewässern. Er wird fortan keine Mühe scheuen, die ihm als Unland unentgeltlich überwiesenen, in seinem Abfindungsplane belegenen versumpften Löcher und Hohlwege auszufüllen, mit Feldsteinen oder Gestrüpp bedeckte öde Stellen aufzuräumen, zu ebnen und urbar zu machen. Kann er doch selbst jetzt die Arbeit so leicht übersehen und viel häufiger als bisher persönlich Hand anlegen! Denn wie viel Zeit wird erspart, wenn ich nicht mehr fünfzig oder wohl gar hundert, sondern nur etwa 3—6 mit gehörigen Zugangswegen versehene Stücke im Ganzen zu controlliren und zu bestellen habe! Um wie viel sind Arbeitskraft und Reparaturkosten geringer! Selbst der Bedarf an Saatgut hat sich verringert, seit nicht mehr die schmalen Stücke existiren! Wie viel reiner ist die Frucht, da mir der Nachbar nicht mehr wie früher seine von der meinigen verschiedenartige Saat zum guten Theil auf mein Feld streut!

„Wie angenehm ist es für mich, überall feste, durch Wege, Gräben oder tüchtige, behauene Steine bezeichnete, durch eine genaue Karte leicht wieder

*) Niemand kann genöthigt werden, für seine Grundstücke, — wie bei der gewöhnlichen Expropriation geschieht — Geldabfindung anzunehmen.

aufzufindende Grenzen zu haben, die mir der Nachbar nicht mehr abpflügen kann! Wie leicht ist die Feldpolizei zu handhaben, seit die kleinen Leute nichts mehr in dem vom Dorfe entfernteren Gewanne zu suchen haben, denn sie sind ja in der Nähe des Dorfes allesammt abgefunden worden, so daß jetzt unter ihnen Einer den Andern controllirt! Wie leicht ist ihnen die Wirthschaft, wo sie jede müßige Stunde ihrer kleinen Gartenkultur, für welche Spaten, Schiebkarre und Tragkorb genügen, mit Freude zuwenden, da sie die Früchte ihres Fleißes nicht bloß sehen, sondern auch ernten.

„Will ich meine Schaafe, mein Rindvieh auf mein Grundstück treiben, so gelange ich dorthin auf breiten Wegen ohne anderen Grundbesitzern im Vorübertreiben Schaden zuzufügen. Ist mir das alleinige Halten eines Hirten zu theuer, so verständige ich mich mit meinen Nachbarn, oder pflöcke mein Rindvieh auf meinem Stücke an. Durch all' diese Vortheile hat mein Grundstück 25 bis 50 pCt. seines Werthes gewonnen. Außerdem habe ich die große Annehmlichkeit, einer Gemeinde anzugehören, die von einem guten Geiste beseelt ist. Seit Jeder auf seine eigene Füße gestellt ist und nicht mehr auf Regiments-Unkosten leben kann, ist ein Wetteifer in allen landwirthschaftlichen Beziehungen entstanden, den man früher nicht kannte."

„Wie nett sieht die Feldmark nun aus! die gehörig trocken gelegten, breiten, geraden, wohlplanirten, zum Theil mit Kies beschütteten, mit Bäumen bepflanzten Wege! die schönen Gräben! die überall durch Austausch wohlarrondirten Feldmarksgrenzen! der gehörig abgerundete Gemeindewald! der neue, außer dem Dorfe belegene Kirchhof! der nette Garten für den Schullehrer! die gemeinschaftliche Viehtränke! Flachsröste! Bleichplatz! Kies-, Mergel-, Lehm- und Sandgruben; selbst der gemeinschaftliche Schindanger ist erwünscht! dazu noch einige gut gelegene, der Gemeinde reservirte Plätze für die künftige Baumschule, das neue Schul-, Spritzen-, gemeinschaftliche Backhaus u. s. w."

Von den Gegnern der Zusammenlegung ist eingewendet worden, das Verkoppelungs- oder (wie es in Preußen gewöhnlich heißt) Separationsverfahren verursache unerschwingliche Kosten. Darauf antwortet O. Beck kurz und gedrängt dies:

„Die directen Kosten des eigentlichen Consolidations-Verfahrens betragen in Nassau durchschnittlich nur 3 fl. pro Metremorgen.*) In Preußen kommen sie noch billiger, nämlich durchschnittlich auf 1 Thlr. pro Morgen zu stehen. Im Eichsfelde hat der Staat Anfangs der fünfziger Jahre sogar Pauschquanta von 20 Sgr. pro Morgen für 40 zuerst zur Separation gelangende Ortschaften bewilligt und gestattet, daß diese Kosten allmonatlich zugleich mit der Grundsteuer in einem Zeitraume von einigen Jahren erhoben werden, so daß sich dieser Beischlag auf etwa 6 Pf. pro Morgen und Monat zu belaufen pflegt. Für diesen geringfügigen Betrag werden alle commissarischen und technischen Arbeiten besorgt, wird der neue Plan überwiesen, der Rezeß abgeschlossen, vollzogen, bestätigt und ausgeführt, auch das neue Hypothekenbuch berichtigt.

*) Ein Gegner der Consolidation meinte in Bonn, ihm sei ein Fall bekannt, wo die Kosten 10 Gulden pro Morgen betragen haben. Das wird gern zugegeben, beweist aber nichts. Natürlich, wie man's treibt, so geht's. Erfüllt der Beamte nicht seine Pflicht, oder sind die Interessenten händelsüchtig, so können und sind wirklich ganze Ortschaften in Folge der verzögerten oder schlecht geleiteten Consolidation in Bedrängniß gerathen.

Außerdem ist das Verfahren stempelfrei, und für dasselbe eine beschränkte Portofreiheit bewilligt worden.

„Die Nebenkosten, bestehend in Miethe für die Commissionswohnung, Diäten der Deputirten der Grundbesitzer, Taglohn der Hülfsarbeiter des Feldmessers, in allerlei sonstigen baaren Auslagen, allgemeinen Meliorationskosten für Instandsetzung der Wege und Gräben u. s. w. richten sich allerdings jedesmal nach den speciellen Verhältnissen. Gewöhnlich werden sie pro Morgen den Durchschnittbetrag von 1—2 Thlr. nicht übersteigen. Man kann sie übrigens mit dem eigenen Gespann oder den eigenen Händen bei den Meliorationsarbeiten leicht wieder verdienen.“

Eine andere falsche Ansicht über die Folgen der Zusammenlegung widerlegt derselbe Verfasser dadurch, daß er sagt:

„Ein offenbarer Irrthum ist es ferner, wenn man behauptet, daß die Hypothekengläubiger in Folge der Consolidation ihre Hypotheken sofort massenweise kündigen würden. Dies haben sie anderwärts bisher nirgend gethan, und zwar deshalb nicht, weil sie wohl wissen, daß ihre Hypothekenrechte auf den neuen Besitzstand gesetzlich übergehen und daß Letzterer in der Regel ¼—⅓ höhere Reinerträge wie der bisherige Besitzstand liefert, mithin verhältnißmäßig werthvoller als der letztere ist. Es ist für den Eigenthümer ebenso wie für den Hypotheken-Gläubiger angenehm, wenn die zu hypothecirenden Grundstücke aus wenigen Stücken bestehen, die man ja jederzeit, wenn es nothwendig erscheint, wieder vereinzelt verkaufen und verpfänden kann. Darf man also wohl behaupten, daß die Consolidation der Industrie und Speculation schädlich sei? Den Güterschacherern mag die Sache allerdings unbequem sein, weil der Grundbesitzer durch die Consolidation den Werth seiner Grundstücke allerdings besser würdigen lernt.“

In Preußen bestand seit 1821 das Gesetz, daß jeder einzelne Grundstücksbesitzer das Antragsrecht auf Zusammenlegung hatte. Dies ist durch eine Verordnung vom 28. Juli 1838 dahin abgeändert, daß die Einleitung des Verfahrens beginnt, sobald die Besitzer des vierten Theils der Feldmark auf Separation angetragen haben. Ueber die Ausführung desselben sagt Beck:

„Das einmal eingeleitete Consolidationsverfahren kann aber nicht anders ausgeführt werden, und kein Betheiligter kann früher seines alten Besitzstandes enthoben und in den neuen Plan eingewiesen werden, als bis jeder einzelne Betheiligte seine ihm bestimmte, gehörig abgegrenzte Land-Abfindung an Ort und Stelle geprüft und seine Zustimmung zur Ausführung zu Protocoll erklärt hat.“

Außer Beck haben noch andere Männer von gleicher Fähigkeit und Sachkenntniß thatsächliche Nachweise über den Nutzen der Zusammenlegung gegeben. So z. B. enthält der „Amtliche Bericht über die 20. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Braunschweig vom 29. August bis 4. Septbr. 1858“ höchst interessante Mittheilungen über unsern Gegenstand. Wir haben bereits erwähnt, daß ein falsches Vorurtheil in Betreff des Kostenpunktes dem Separationsverfahren Widersacher geschaffen. Es ist hinzuzufügen, daß von Letztern als Grund ihres Sträubens auch noch vorgebracht worden: die Zusammenlegung sei nur für den größern Grundbesitzer gewinnbringend, die kleineren hätten Nichts davon, höchstens Schaden. Hören wir, wie der Landes-Oeconomierath Rettberg aus Hannover auf der Braunschweiger Versammlung diesem Bedenken begegnet.

„Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Theilnehmer der Zusammenlegung nicht immer verhältnißmäßig gleichen Theil an den Vortheilen dieses Verfahrens nehmen. Diejenigen, deren Grundstücke in viele kleine Stücke zertheilt, zerstreut belegen und mit unregelmäßigen Grenzen versehen sind, werden einen größeren Gewinn von der Zusammenlegung beziehen, als Diejenigen, deren Grundstücke, bereits in größeren Stücken, nicht so zerstreut liegen und verhältnißmäßig schon gerade und regelmäßige Grenzen haben. Es werden auch diejenigen Grundbesitzer, deren Grundstücke schon die nöthigen Zugänge und Wasserabzüge haben, nicht so viel gewinnen, als diejenigen, denen es an den nöthigen Zugängen und Wasserabzügen fehlte; endlich werden auch diejenigen, welche die Mittel besitzen, die Verbesserung ihrer Grundstücke sofort nach ausgeführter Zusammenlegung vorzunehmen, raschere und größere Vortheile genießen, als die, denen es an solchen Mitteln fehlt. Es ist zuzugeben, daß ein größerer bespannter Eigenthümer einen größeren Nutzen und zwar schneller finden wird, als der kleine Grundbesitzer. Aus Allem diesem folgt, daß bei der Auswahl der Abfindung für die kleinen Grundbesitzer mit der möglichsten Vorsicht verfahren werden muß. Es rechtfertigt sich auch, daß dem kleinen Grundbesitzer hinsichtlich des zu leistenden Beitrages zu den Kosten einige Vortheile gegönnt werden. Die neue Hannoversche Gesetzgebung enthält in dieser Beziehung die Bestimmung, daß die Grundbesitzer, welche weniger als 2 Morgen besitzen, von allen Beiträgen zu den Kosten befreit sind, und daß überhaupt von dem bei der Kosten-Repartition zu berücksichtigenden Flächengehalte jedes Grundbesitzers 2 Morgen nicht in Berechnung kommen.

„Der kleine Grundbesitzer hält sich durch die Zusammenlegung aber auch noch auf andere Weise für gefährdet. Mit der Zusammenlegung ist gewöhnlich eine Theilung der Gemeinheiten und eine Aufhebung der Weiderechte verbunden. Wo nun die kleinen Grundbesitzer zugleich weideberechtigt und in der Lage sind, ihre Berechtigungen hoch auszunutzen, da erblicken sie in der Zusammenlegung nichts Anderes, als eine Einleitung zu der ihnen nicht angenehmen Gemeinheitstheilung und Aufhebung der Weideberechtigung. Sie sind dagegen um so mehr eingenommen, weil sie nach völliger Separation gezwungen sind, die Weide auf einer kleinen Fläche auszuüben und zu diesem Zwecke eine eigene Person zu Viehhütung zu halten. Werden die Kinder dazu verwandt, so versäumen diese den Schulunterricht und gerathen dadurch auf allerlei Abwege. Zur Vermeidung dieser Uebelstände ist auch schon an mehren Orten nach ausgeführter Zusammenlegung und Gemeinheitstheilung wieder die Einrichtung getroffen worden, daß zur gemeinschaftlichen Ausnutzung der Weide die Grundstücksbesitzer wieder zusammentreten, was unter Umständen für sehr zweckmäßig gehalten werden möchte.

„In Gegenden des freien Grundbesitzes begegnet man auch nicht selten dem Einwande, daß die Zusammenlegung der Grundstücke nur von vorübergehendem Nutzen und daß die Zerstückelung des Bodens nach einigen Generationen wieder ebenso Platz greifen könne, als sie gegenwärtig ist. Muß auch zugegeben werden, daß durch Zusammenlegung der Grundstücke der ferneren Zerstückelung des Bodens nicht völlig vorgebeugt werden kann, so ist doch nicht weniger gewiß, daß diejenigen Vortheile der Zusammenlegung, welche aus einer besseren Einrichtung der Zugänge und Wasserabzüge entspringen, durch die Wiederzerstückelung nicht leicht wieder verloren gehen.

„Ferner wird hin und wieder bei Zusammenlegung der Grundstücke über

den zu großen Verlust an Fläche, welche zu Wegen und Wasserabzügen erforderlich ist, geklagt. In einzelnen Fällen mag diese Klage nicht ohne allen Grund sein. Es tritt aber auch der Fall ein, daß die Betheiligten durch eine zu große Sparsamkeit die Flächen zu Wegen und Gräben zu sehr beschränken, woraus folgt, daß der Zweck, wozu diese dienen sollen, nicht vollständig erreicht wird. Es ist zu berücksichtigen, daß durch Einziehung der Grenzfurchen und mancher anderen bisher unbenutzten Räume viele Flächen gewonnen werden, weshalb man sich denn auch dazu verstehen möchte, zu Wegen und Gräben, welche doch vorhanden sein müssen, die nöthigen Flächen einzuräumen.«

Ueber die Erfolge der Separation in Preußen erstattet der Geheime Ober-Finanzrath von Viebahn bei der nämlichen Gelegenheit in Braunschweig ausführlichen Bericht. Wir heben nur das Wichtigste daraus hervor. Es lautet:

»Was nun den Umfang der ausgeführten Zusammenlegungen betrifft, so ist daran zu erinnern, daß der Preußische Staat, welcher mehr Großwirthschaften, als die mittleren und kleinen deutschen Staaten enthält, nach den neuesten Aufnahmen 879 größere Domainengüter, 12,342 Herrschaftsverbände und Rittergüter, 372,249 Bauerhöfe und sonstige ländliche Besitzungen von 30—600 Morgen Größe, 1,371,633 ländliche Kleinstellen unter 30 Morgen zählt. Werden auch die Forsten und alle anderen Besitzungen hinzugerechnet, so enthielt Preußen nach der Zählung des Jahres 1855 1,760,824 ländliche Besitzungen von 82,662,400 Morgen Größe, also von einer Durchschnittsgröße von 48,6 Morgen für jede. Bei weitem kleiner stellen sich Zahl und Größe der städtischen Grundbesitzungen, auf welche jedoch hier nicht einzugehen ist.

»Nach der statistischen Uebersicht der Gesammtresultate der seit dem Erscheinen der Preußischen Regulirungs-, Ablösungs- und Gemeinheitstheilungsgesetze bis Ende 1855 ausgeführten Auseinandersetzungen dieser Art beträgt die Gesammtzahl der regulirten Wirthe und neuen Eigenthümer 79,951 mit einer Fläche der in das Eigenthum derselben übergegangenen Grundstücke von 5,410,975 Morgen. Die übrigen Dienst- und Abgabepflichtigen, welche abgelöst haben, belaufen sich auf 936,333, und sind 6,233,054 Spanndiensttage und 22,574,083 Handdiensttage abgelöst. Außerdem ist ein beträchtlicher Theil der Domainen und Rittergüter durch Separation und Zusammenlegung in seinen Besitzverhältnissen freier und sicherer gestellt worden.

»Es hat demnach ein sehr beträchtlicher Theil der Grundbesitzer an den Wohlthaten der Separation und Zusammenlegung Theil genommen, und über die Hälfte derselben sind durch Ablösungen in ihren Besitz- und Wirthschaftsverhältnissen entfesselt. Es sind besonders die mittleren und östlichen Provinzen, so wie auch die Provinz Westfalen, in denen sich die Thätigkeit der Separationsbehörden tief eingreifend entfaltet hat.«

Die Kostenfrage berührt ein dritter Redner der Versammlung, Landes-Oeconomierath Griepenkerl aus Braunschweig, noch einmal und stellt sie als äußerst geringfügig dar, indem er sagt:

»Meine Herren! Unsere Separationen mit vollständiger Verwannung aller Grundstücke, mit Herstellung der Gräben, Brücken und Wege, der Ent- und Bewässerungs-Anlagen, Regulirung der Bäche ꝛc. haben durchschnittlich für den Morgen nicht ganz 2 Thlr. betragen. Bringt man Ihnen billigere Durch-

schnitte aus anderen Ländern, bitte, urtheilen Sie erst, nachdem Sie geprüft haben, was für das Geld gemacht ist.«

Und daran knüpft er einige Zusätze, die u. A. die Bemerkung enthalten:

»Man hat gesagt, und zwar von einer gewissen Seite her, wo man sich vorzugsweise befähigt hält, Tauben von Dohlen zu unterscheiden, das ganze Separationswesen verderbe die Menschen und die Gegend, alle Poesie schwinde aus den Feldern, und der alte patriarchalische Sinn aus den Bauern, Alles werde zerschnitten, vertheilt und nivellirt, und die alte Sittlichkeit und Frömmigkeit des Bauernstandes werde von dem Gifte der liberalen Neuerungen zersetzt.

»Nun, meine Herren, im Braunschweiger Lande haben wir diese Erfahrung nicht gemacht, im Gegentheile, wir haben mit den Verwannungen einen herrlichen Geist in die Gemeinden einziehen sehen. Wo Processe und Streitigkeiten aller Art wucherten, wo fast ein Jeder aus dem Communion-Verhältnisse so viel Zucker auf seinen Kuchen zu schrapen suchte, als nur irgend möglich, wo der alte Schlendrian sich aller Wege breit machte, da finden Sie jetzt, wo die Grenzen aller Rechtsverhältnisse festliegen, die größte Eintracht. Jeder bethätigt den Drang nach Bereicherung nur innerhalb seines Besitzthums durch intensivere Bewirthschaftung. Sie finden den regsten Wetteifer; jeder will es dem Andern im Verbessern zuvorthun. Alle Quellen, welche die schlechten Neigungen des Bauern von ehedem speisten, sind verstopft, die besseren Seiten der Bauernnatur kommen obenauf, Fleiß, Betriebsamkeit, Ordnungsliebe und die Anhänglichkeit an die Scholle, die da nun so hübsch zusammengelegt liegt, daß es eine wahre Freude ist, darauf zu wirthschaften. Diese conservative Anhänglichkeit an Haus, Hof und Land wird gehoben und der Gemeinsinn wird gekräftigt. Das ist der Boden, auf welchem die Vaterlandsliebe gedeiht!«

Sind in Obigem schon Thatsachen genug mitgetheilt, welche für die Separation und den Segen ihrer immer zunehmenden Verbreitung sprechen, so wollen wir doch ein schlagendes Zeugniß vorlegen. Herr Griepenkerl hat nämlich die Auslassungen eines zuverlässigen und einsichtigen Mannes aus dem Bauernstande, des Gemeinde-Vorstehers und Halbspänners Sperling aus Bornhausen bei Seesen (an den Vorbergen des Harzes), über die wirthschaftlichen Verhältnisse seines Hofes vor und nach der Separation dem Protokoll der Versammlung einverleibt. Diesen Auslassungen entnehmen wir, daß der Bauer Sperling durch die Verwannung (andrer Name für Zusammenlegung) 10pCt. Fläche von seiner frühern Feldmark verloren hat. Außerdem sind die Verwannungskosten in Bornhausen, der Terrain-Schwierigkeiten wegen, beträchtlicher gewesen, als anderer Orten (3 — 4 Thaler pro Morgen). Und dennoch sind alle Erträge sammt dem Viehstand des pp. Sperling dergestalt gewachsen, daß ihm sein Hof, den er vor der Separation mit allen Grundstücken und Rechten für 14,000 Thaler zu verkaufen bereit war, jetzt nicht unter 18,000 Thaler feil ist.

Dies Beispiel steht keineswegs einzeln da, im Gegentheil: es ist nur eins von Vielen.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

— Die Erkrankung des Königs. —

Mitte August.

Trübe Regentage in Berlin und trübe bewegte Angesichte, in die man blickt, denn König Friedrich Wilhelm hat am Sonntag den 7. August auf's Neue ein Schlaganfall betroffen, und die loyalen Unterthanen des Königlichen Dulders fürchten eine Fortdauer des Leidens, zu dem das Leben dieses Königs geworden ist, beinahe eben so sehr als sein Abschied von dieser Welt; soll doch Böger, der neue Leibarzt, zu dem man das meiste Zutrauen hat, viel mehr als zu dem gefeierten und über Gebühr und Verdienst gerühmten Schönlein, erklärt haben: es sei möglich, daß die gewaltige Natur des Königs auch diesen Anfall überwinde, aber dann seien für das geistige Leben des geliebten Herrn noch viel traurigere Aussichten als bisher! Dazu kann man nichts sagen, sondern nur seufzen! Verhältnißmäßig befand sich Friedrich Wilhelm IV. ganz wohl in seinem Sanssouci seit der Rückkehr aus Italien, wo ihn immer eine tiefe Sehnsucht nach Land und Leuten, ein förmliches Heimweh, umfangen gehalten. Man würde sich auch sehr irren, wenn man in dem Zustande des theuren Herrn eine geistige Apathie, oder gar eine Störung der geistigen Kräfte vermuthete, im Gegentheil, er verfolgte alle politischen und andern Verhältnisse mit regster Theilnahme und besprach sie in gewohnter geistvoller Weise auch mit seinen Umgebungen und mit denjenigen alten Dienern, die er von Zeit zu Zeit nach Sanssouci befehlen ließ; sein Ansehen war alt, fast greisenhaft geworden, aber der Geist hatte fast immer jene jugendliche Frische, die ihm immer eigen gewesen. Die Krankheit, eine Folge jenes Schlaganfalls im October 1857, zeigte sich nur in dem plötzlichen Stocken des Gedächtnisses, wobei ihm oft Namen fehlten, die ihm am nächsten lagen, von denen man gar nicht glauben konnte, daß sie zu vergessen seien. Freilich drückte das schwer auf den edeln Fürsten, doch gab es Augenblicke, in denen sich sein Geist darüber zu erheben wußte. Die excessive Hitze der letzten Woche war vielleicht nicht ohne Einfluß, wahrscheinlich begünstigte sie eine Erkältung auf einem der zahlreichen Spaziergänge, die des Königs Freude und Gewohnheit waren. Am Sonntag wohnte Friedrich Wilhelm IV. dem Gottesdienst in der Friedenskirche, Hofpfarrkirche von Sanssouci, bei; schon da soll sein mehr noch als sonst verfallenes Aussehen aufgefallen sein. Dennoch machte er Nachmittags einen Spaziergang, bei dem ihm Einer seiner treuesten Freunde und zugleich Einer der frühesten Gefährten seiner Kindheit schon, der Präsident a. D. von Kleist, den der König scherzend und auf gut Pommerisch „Kleest“ zu nennen liebte, begleitete. Der Präsident von Kleist, der zu den Personen gehört, die immer und namentlich in der letzten Zeit viel um den geliebten König waren, hatte eine auffallende Veränderung nicht wahrgenommen. Friedrich Wilhelm IV. sprach seine innigste Theilnahme über den Hintritt des Staatsministers von Raumer, seines treuen Mannes, aus, dessen Tod am Tage vorher (Sonnabend) erfolgt war. Den Thee nahmen die Allerhöchsten Herrschaften im Muschelsaale des Neuen Palais ein, und hier war es, wo Se. Majestät der König von dem neuen Anfall betroffen wurde. Er fuhr

plötzlich zusammen, und sein Antlitz veränderte sich wie das eines Mannes, der einen heftigen Schreck hat. Es versteht sich von selbst, daß dem leidenden Herrn alle die Hülfen zu Theil wurden, welche die treueste Liebe einer Frau, wie die Königin Elisabeth ist, und die Wissenschaft geschickter Aerzte zu leisten vermag; wahrscheinlich ist Alles vergebens. Zu tadeln ist es, daß man den Zustand des geliebten Herrn vom Sonntag bis zum Mittwoch verheimlichte; die Theilnahme getreuer Unterthanen hat Rechte, die nicht mißachtet werden dürfen: erst Mittwoch Nachmittag brachte die „Neue Preußische Zeitung“ das erste Bülletin, das nun mit anerkennenswerthem Freimuth die große Gefahr, in der sein König schwebte, dem Lande bekannte. Am Donnerstag Morgen ging es etwas besser, der König hatte geklingelt, er war wieder bei vollem Bewußtsein und hatte mit der Königin gesprochen. Auf die telegraphische Meldung eilten von allen Seiten die Brüder und Schwestern des hohen Herrn herbei; der Prinz-Regent kam am Donnerstag Morgen aus Ems an, Prinz Albrecht aus Albrechtsberg bei Dresden, die verwittwete Frau Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, auch Ihre Majestät die Kaiserin von Rußland wurde am Donnerstag in Sanssouci erwartet. Von Berlin strömten tief bewegt die höchsten Staatsdiener seit Mittwoch Mittag hinüber, namentlich die alten Generale und Feldherren des Königs wollten nicht versäumen, sich persönlich nach dem Befinden des geliebten Herrn zu erkundigen. Weit in die Runde um Sanssouci herrschte, trotz des Zudrangs von Theilnehmenden, die tiefste Stille, schmerzlich bange Erwartung sprach aus jedem Antlitz, denn jeder Augenblick konnte die Todespost bringen, welche Millionen in Trauer versetzt. Sie kam nicht; schon gegen Abend trat eine Besserung ein, welche ein neues conservatives Morgenblatt, das „Preußische Volksblatt“, zuerst der Hauptstadt verkündete, während die übrigen Morgenblätter nur ein zweites trübes Bülletin vom Abend vorher brachten. Am Donnerstag Morgen scheint im Befinden Sr. Majestät des Königs eine wesentliche Erleichterung eingetreten zu sein; ob wir dadurch zu Hoffnungen berechtigt sind, und ob diese Hoffnungen wirklich erfreuliche genannt werden dürfen, darüber hat wohl noch Niemand ein Urtheil. Aus den entferntesten Theilen der Monarchie, aus zehn und zwanzig verschiedenen Bädern kommen stündlich die Getreuen des kranken Königs hier an und eilen nach Sanssouci. Wahrlich, Friedrich Wilhelm IV. hat viel, undenklich viel gelitten in seinem Leben, aber die Saat der Liebe, die er ausgesäet, hat auch hundertfältige Frucht getragen, das zeigt sich jetzt schon, das wird sich aber erst zeigen, wenn Gott ihn uns nehmen sollte!

Aus Wien.

Anfang August.

— Die Stimmung. Die Friedenspräliminarien. Die Presse. Gerüchte über Ministerwechsel. Der letzte Armeebefehl. Deinhardstein †. Cäcilie Petrikovska. —

Der Feldzug ist zu Ende und hat in einer allerdings unerwarteten Weise seinen Abschluß gefunden. Die Stimmung hier war während der ganzen Zeit eine gedrückte. Man erwartete Arges und Aergeres. Tief aus dem Ungarlande kamen fortwährend die trübsten Berichte, und man glaubte, die Agitation des Revolutionsjahres sollte wieder beginnen. Nun ist Alles zu Ende. In der letzten Zeit regten sich die Reste der demokratischen Partei. Es kam so

weit, daß man wissen wollte, wer im äußerster Falle die Stadt an die Franzosen zu übergeben hätte. Alle diese Befürchtungen und Erwartungen sind nun schon zerflossen. Es ist eine tiefe unerquickliche Stille eingetreten. Allgemein läßt man die Flügel hängen. Die Blätter trösten sich in der sonderbarsten Weise. Die „östreichische Zeitung“, das Organ des Ministers Baron Bruck, geleitet von dem talentvollen Journalisten Dr. Barsch, welcher lange in Berlin und Paris als Correspondent lebte, eine der geschmeidigsten Naturen unserer Presse, tröstet sich damit, daß nun wieder Friede sei. Oestreich habe wohl eine Provinz verloren, werde aber nun desto stärker in sich werden. Die übrigen Journale schweigen. Man blickt mit unverhohlenem Erstaunen nach Italien. Das Werk der Regeneration ist nun allerdings in der ersten Entwickelung stehen geblieben. Man sagt, daß die französische Armee keine weiteren Sympathieen für Italien zeige, Piemonts Ausdehnung zu einer Großmacht, die Haltung des Papstes, die Gefahren der Revolution den Fortgang der Sache hinderten. Doch ist schon genug geschehen. Italien kann einer neuen Zukunft entgegengehen. Es wird vor den Thoren Oestreichs eine Föderation entstehen, welche auf unser ganzes inneres Leben mächtig zurückwirkt. Zunächst entsteht schon die Frage, wie Oestreich gleichzeitig mit Venedig im italiänischen — mit anderen Provinzen im deutschen Bunde, seine Centralisationsideen aufrecht erhalten könnte. Es ist dies fast unmöglich. Dann muß die Entwickelung Italiens auch auf Venedig zurückwirken. Rom ist in eine politische Stellung gebracht, in welcher es einfach mit liberalen Staaten unmittelbar verkehren muß. Diese vertreten dann, ihm gegenüber, die moderne Civilisation. Dies muß nun wieder auf Oestreich, wo das Concordat die Grundlage und Stütze des staatlichen Lebens sein soll, zurückwirken. So geht aus dem bevorstehenden Frieden eine wahre Pandora-Büchse neuer Uebel und Fragen für Oestreich hervor. Man behilft sich damit, eine neue Ministerliste zu entwerfen. Man sagt Graf Apponyi für Bach, R. v. Schmerling statt Graf Nadásdy (Justizminister), Baron Burger für Baron Bruck u. a. m. Es ist dies nur ein Zeichen der Verlegenheit, in welcher wir leben. Man glaubt, daß sobald keine Veränderung möglich sein wird. Eben jetzt würde eine solche eine zweite Niederlage, ein zweites Schuldbekenntniß sein. Dann fürchtet man eine neue deutsche Frage, welche die schon aufgeregten Nationalitäten in Oestreich von Neuem entflammen könnte. Wir leben so in unausgesetztem Bangen.

Merkwürdig genug war der letzte Armeebefehl. Er zeigte den Standpunkt der Regierung. Er zeigte, wie dieselbe mit den Zeitverhältnissen in vollkommenen Widerspruch gerathen sei. Er spricht von der Heiligkeit der Verträge und Niemand in Europa sieht dieselben mehr als theokratisches System an, welches um jeden Preis aufrecht erhalten werden muß. Ebenso beklagt er, daß sich Oestreich auf seine natürlichen Alliirten stützte und dabei verlassen blieb. Diese natürlichen Alliirten existiren nicht mehr. Alle Mächte ließen Oestreich ruhig in den Kampf ziehen und ohne Hülfe in demselben. Ist der Verlust nun nicht so empfindlich, als er hätte werden können, so zeigt sich doch die Nothwendigkeit einer vollkommenen Aenderung unserer Politik. Wer dieselbe vornehmen soll, wie dieselbe vorgenommen werden soll, das steht allerdings dahin.

Der Tod des Regierungsrathes Deinhardstein hat einen tief schmerzlichen Eindruck hervorgerufen. Er war ein frischer, kunstsinniger Charakter, der in Grillparzer's Blüthenepoche, mit Schreyvogel (West) zusammen, die dramatische

Literatur hob, so gut es gehen konnte und wollte. Unter ihm wurde La Roche engagirt, unter ihm begann Halm (Münch-Bellinghausen). Deinhardstein selbst war ein dramatischer Dichter von Bedeutung. Er stand allerdings unter Halm, allein sein jetzt ganz vergessener Hans Sachs, sein Garrik in Bristol sind gute Dramen. Deinhardstein war ursprünglich Actuar beim städtischen Criminalgerichte. Als solcher erdrückten ihn die Acten und es kostete viele und lange Zeit, bis er dahin kam, halbwegs in Muße arbeiten zu können. Dazu die Censur jener Zeiten, welche allerdings als reines Staatsinstitut und nicht jesuitisch wie jetzt geleitet, eher disciplinirte als unterdrückte. Reife und viele Knospen fielen aber doch unter der Scheere. Durch diese Censurverhältnisse wurde Grillparzer in das Antike hineingedrängt, kam man in die spanisch-romantische Schule, in die Cervantes, Lope de Vegas hinein, was an sich kein Unglück war, aber zu einer ästhetischen Versumpfung führte. Die Berührung, der Contact mit der Welt, mit Deutschland fehlte. Auf der einen Seite das junge Deutschland mit Laube, Gutzkow u. v. a. m., und bei uns die gedrückte Romantik, die verkümmerten Begriffe der Poesie. Auf diese Art erkrankte Grillparzer, welcher in seinem Abschiede von Gastein sein ganzes Seelenleiden ausdrückte, kam Lenau zu vollem Absterben seines Genies, blieb Halm in den alten Formen, Halm, welcher in Deutschland, freier gestellt, vielleicht die Schiller-Göthe'sche Epoche sicher und siegreich fortgesetzt hätte. Es ist dies auch das Schicksal der Genien der Gegenwart. Die Tagespresse zersplittert unsere besten Kräfte. Da ist Friedrich Uhl, der Feuilletonist der Presse, welcher kürzlich durch Original-Briefe aus Paris entzückte, der feinste, geistreichste Beobachter der Menschen und Dinge, der des Gehöres ganz beraubte Hieronymus Lorm (Landesmann), der ausgezeichnete Novellen schrieb, alle zurückgedrängt, verkümmert. Talente, welche unter freieren Verhältnissen Deutschland und Oestreich erfreuen und ehrenvoll illustriren könnten. Was uns fehlt, ist die Freiheit der gesellschaftlichen Bewegung, die nur Paris und Berlin kennen. Daher der Mangel an allen realistischen Grundlagen, das phantastisch unklare, nebelhafte Wesen unserer Literatur. — Von der Bühnenwelt nenne ich Ihnen diesmal die Petrikovska (eine Polin von Geburt) vom Hamburger Stadttheater, welche die Rollen der Goßmann hier mit großem Erfolge spielte. Cäcilie Petrikovska, eine reizende üppige Blondine, mit tiefblauem Auge, gewann hier die Herzen mit überraschender Schnelligkeit. Die beiden besten und hervorragendsten Rollen waren die des Lorle aus »Dorf und Stadt« und der Fanchon aus der »Grille«, beide Rollen von der Goßmann fast terrorisirt. Die P. schlug neue Wege ein; während die Goßmann, der niedlichste aber auch kleinste und magerste Bühnendämon der Gegenwart, immer zuerst ihre flinke, durchgeistigte ätherische Natur wirken läßt, ist die P. mehr naiv, sentimental, bühnengerecht, aber äußerst ansprechend. Ihr Spiel ist durchwärmt von einer Gefühlskraft, welche nur aus einer wahren Künstlerseele, aus der alten Iffland'schen Theaterschule, die eine Charlotte Ackermann hervorbrachte, entsprießen kann. Die P. wurde allgemein für die Burg verlangt und verdient diese Stellung auch.

Aus Paris.

Anfang August.

— Die weißen Röcke vom Theater verschwunden; die Hitze und die Franzosen; eine Pariser Geschichte. —

Bis zum Frieden von Villafranca sah man trotz der tropischen Hitze noch immer Leute in den Theatern, die es riskirten, einen grausenhaften Erstickungstod zu sterben, nur um Oestreicher prügeln zu sehen; seitdem aber die weißen Uniformen von der Bühne verschwinden mußten, läßt sich höchstens noch ein leichtsinniger Mann aus der Provinz zu einem Theaterbesuch verführen, und das Theater, das eine Abendeinnahme von 15 Napoleons hat, gehört gewiß zu den vom Glück besonders begünstigten Bühnen. Uebrigens klagen die Franzosen auf's Erbärmlichste über die Hitze, viel mehr, als man das in Deutschland hört. Man mag ansprechen, wen man will, man hört zu Anfang gewiß nichts anderes, als: quelle chaleur! Dieu, qu'il fait chaud! c'est à en mourir! on étouffe! c'est du feu que l'on respire! Ich sage nicht, daß die Deutschen Unrecht hätten, Paris ist wirklich ein recht warmes Stück Erde in dieser Zeit, aber es ist nicht eben interessant, fortwährend dieselben Exclamationen hören zu müssen. Trotz all diesem Jammer über die Hitze aber rennt der Franzose durch die Straßen, schwatzt, lacht und gesticulirt mitten in einer Gluth, von der ein Krokodil den Sonnenstich bekommen könnte. Der Franzose ist in dieser Beziehung das unsinnigste Geschöpf, das ich kenne. Der Spanier und der Italiener halten ihre Siesta, der Türke sitzt regungslos zwischen Sorbet und Pfeife, nur der Franzose springt wie unsinnig in der Sonne herum und beklagt sich dann sehr ängstlich über die Hitze. Es versteht sich von selbst, daß die kalten Wasserbäder vom frühesten Morgengrauen an von Badelustigen belagert sind und daß Jeder kalt badet, der es irgend vermag. So badete sich jüngst auch Frau von C., eine charmante kleine Wittwe, noch nicht 28 Jahr alt, in der offenen Seine bei ihrem Landhause zu Athis in der Nähe von Corbeil. Frau von C. ist eine sehr geschickte und unerschrockene Schwimmerin; plötzlich hörte sie einen zeternden Hilferuf, ein junger Mann, noch ein Lehrling in der edlen Schwimmkunst, der sich am Ufer gegenüber übte, war zu weit in den Strom gerathen, derselbe hatte ihn mit fortgerissen und der arme Teufel war wirklich in Gefahr, zu ertrinken. Frau von C. schwamm tapfer der Stelle zu, wo der Unglückliche untergegangen, tauchte ein paar mal, fischte den Ertrunkenen auf und brachte ihn glücklich ans Land, wo Leute genug waren, deren Sorgfalt sie ihn übergab, dann kehrte sie schwimmend an das andere Ufer zurück. Als der junge Mann wieder zu sich kam, fragte er natürlich nach seinem Retter, um ihm die Prämie von 25 Francs zu zahlen, die hier auf die Rettung eines Menschenlebens, wie Sie sehen, schon ziemlich billig taxirt wird, gesetzt sind. Er erfährt, daß er seine Rettung einer jungen hübschen Wittwe mit 30,000 Francs Rente zu danken hat. Dreißig Tausend Francs Rente! Der junge Mann fühlt seine Dankbarkeit verdreißigfacht, er eilt zu der Dame, wirft sich zu ihren Füßen und bietet ihr aus purer Dankbarkeit für die Rettung sein Herz und seine Hand an. Die Wittwe, welche vermuthlich nicht besonders glücklich verheirathet gewesen, bricht in ein lautes Gelächter über dieses Anerbieten aus.

»Aber ich bin Ihnen mein Leben schuldig, Madame!« rief der treffliche Schwimmer, »ich muß mich dieser Schuld entledigen, ich bin ein ehrlicher Mann!«

„Ich zweifle nicht daran, mein Herr," erwiderte die Wittwe, „aber Sie können mich doch nicht zwingen, die Belohnung für Ihre Lebensrettung anzunehmen!"

„Dann bin ich verloren, Madame!" rief der junge Mann ekstatisch, „von einer jungen Frau gerettet, werde ich das Opfer von tausend Scherzen und Witzen!"

„Dann verzeihen Sie mir, mein theurer Herr, daß ich die Indiscretion begangen habe, Sie aus dem Wasser zu ziehen."

„Oh, Madame," bat der Verzweifelnde, „geben Sie mir wenigstens Gelegenheit, Ihnen, versteht sich zu Lande, einen ähnlichen Dienst leiste."

„Wohlan, mein Herr," erklärte die Wittwe endlich, „wenn Sie durchaus darauf bestehen, so will ich für Sie thun, was ich vermag; morgen kehre ich nach Paris zurück, Sonnabend gebe ich eine Gesellschaft, Sie werden eine Einladung dazu erhalten, Sie werden einen alten Capitain auf Halbsold bemerken, der mir seit zwei Jahren schon den Hof macht, was mir unerträglich ist. Dieser Mann ist ein berüchtigter Händelsucher und Duellant, er schießt sehr gut und ficht noch besser, suchen Sie einen Streit mit ihm, schlagen oder schießen Sie sich mit ihm, in jedem Fall werden Sie mich von diesem Ungeheuer befreien, ich rechne auf Sie! Freilich ist die Sache nicht ohne Lebensgefahr für Sie, indessen das war ja Ihr Wunsch. Nun, sind Sie damit einverstanden?"

„Sehr zufrieden, vollkommen," erwiderte der Gerettete, seinen Schnurbart streichend, „meine Retterin kann auf mich zählen, der Capitain wird seinen Mann in mir finden!"

Damit empfahl sich der Tapfere.

Am bestimmten Abend versammelten sich die Freunde der schönen Wittwe, aber ihr Geretteter erschien nicht. Der grimmige Capitain auf Halbsold, eine pure Erfindung der Dame, hatte seine Schuldigkeit gethan, er schützte die kühne Schwimmerin vor der allzugroßen Dankbarkeit des Geretteten. Das ist eine von den Geschichten, wie sie sich wohl nur in Paris ereignen!

Aus Bern.

Anfangs August.

— Bundesversammlung; Landammann Boßard; Sommerhitze, Ernte, Fremde. —

Die Debatten über den auswärtigen Militärdienst haben länger gedauert als man im Voraus vermuthet hatte. Gleichzeitig zeigte sich in beiden Räthen große Ungeduld nach Beendigung der Sitzung, und eine beträchtliche Anzahl Abgeordneter ist bereits zu den kantonalen und häuslichen Geschäften zurückgekehrt. Die Tagesordnung war indeß keineswegs erschöpft, und statt Schluß der ordentlichen Sitzung werden wir blos eine Vertagung derselben haben. Der Nationalrath hat sich für den 9. Januar 1860 als Zeitpunkt des Wiederzusammentrittes der Bundesversammlung ausgesprochen. Gestern erhielt er Kunde von dem Tode eines seiner Mitglieder, des Landammanns Konrad Boßard von Zug, des begabtesten, erfahrensten und einflußreichsten Magistraten dieses kleinen katholischen Kantons, wo sein Verlust hart empfunden werden wird. — Eine neue Beschränkung hat die Kantonalsouverainetät

durch den Beschluß der Bundesversammlung gefunden, daß der Kantonalfiskus von den kantonsfremden Handelsreisenden keine Patenttaxen mehr soll beziehen dürfen, wie es in einer Reihe von Kantonen, ganz besonders der inneren Schweiz, bis zu dieser Stunde üblich war. Die Mehrheit beider Räthe hielt dieses Patentsystem und die damit verbundene pekuniäre Belästigung der Handelsreisenden aus anderen Kantonen unvereinbar mit dem in der Bundesverfassung aufgestellten Grundsatz des freien Verkehrs durch die ganze Eidgenossenschaft. Der bezügliche Beschluß kam jedoch im Ständerath nur mit einer Mehrheit von zwei Stimmen und auch diese nur in Folge augenblicklicher Abwesenheit einiger Abgeordneten der betheiligten Kantone zu Stande.

Die außerordentliche Sommerhitze, die während mehrerer Tage nachgelassen hatte, hat sich wieder auf 24 bis 26° R. (im Schatten) gesteigert. Auf den Gletschern schmilzt hundertjähriges Eis und im Kanton Wallis ist es darob zu Ueberschwemmungen gekommen. Ein sonderbarer Kontrast zu der sonst herrschenden Trockenheit. Diese wurde übrigens durch wohlthätige Regengüsse der vorigen Tage gemildert. Der Wein muß ausgezeichnet werden, doch zweifelt man an der Quantität. Im Wallis, wo sich neuerdings die Heuschreckenschwärme angekündet haben, erwartet man an Ergiebigkeit eine geringe Weinlese, im Veltlin hat sich die mehrjährige Krankheit des Weinstockes noch nicht auf beunruhigende Weise gezeigt.

Die reichlichste Ernte machen die Bauern allerwärts an Futter, seit Menschengedenken hat man keinen solchen Reichthum an Heu gesehen. An dem Kornmarkt in Rorschach, dem bedeutendsten der Ostschweiz, ist bereits neue Frucht aufgeführt worden. Sie ist leichter als die letztjährige. An einigen Orten haben sich bereits Spuren der Kartoffelkrankheit gezeigt, über deren Ausdehnung jedoch noch nichts gesagt werden kann.

Im Ganzen hatten wir diesen Sommer in der Schweiz sehr selten Gewitter, aber so oft es kam, zündete der Blitz sicher an einem oder mehreren Häusern, so wie in Kirchen, wo die Gläubigen zum Gebet versammelt waren. Mit wenig Ausnahmen blieben aber die Menschenleben, und zwar meist recht auffallend, von erheblicher Beschädigung verschont. Die Zahl fremder Reisenden, die bisher zurückgehalten haben, mehrt sich jetzt zusehends.

Vermischtes.

Auch ein Ernteberich ohne Erklärung.

Schönebeck, 20. Juli. Wir sind jetzt in der vollen Roggenernte und die Dilettanten in der Oekonomie, die keine eigene Scheune besitzen, haben schon fleißig gedroschen. Man kann aus dem Ertrage dieser Körnlein kein Urtheil schöpfen, doch erwartet man Preise, die zu der Höhe des Pachtzinses in keinem Verhältnisse stehen. Rübsaat, für die man, auf Einflüsterungen schlauer Speculanten horchend, einen sehr schlechten Preis fürchtete, war mit 55 Thlrn. verschlossen, während sie nach geschehener Ernte hier mit 63 Thlrn. bezahlt wird. Für die Ernte von Kartoffeln, Rüben u. s. w. steht hier wieder

sehr zu fürchten; sie war schon voriges Jahr schlecht genug, und die Vegetation erstirbt zusehends bei 30 Gr. R. im Schatten, wie wir sie gestern hatten. Gartenfrüchte liefern gar keinen Ertrag, das Obst, das noch nicht als wurmstichig abgefallen ist, kommt in der Nothreife welk zu Boden, und was die Sonne von dem Grün verschont, verzehrt das Ungeziefer vollends. Nicht die Früchte allein, auch Büsche und Bäume vergehen in dem Sonnenbrande, der einen Grasfleck fast zur erquickenden Oase werden ließ. Heute sind endlich ein paar Tropfen Regen gefallen; die Spaziergänger werden etwas weniger Staub zu leiden haben und der Himmel zeigt schon wieder seine unerbittliche Klarheit. In solchen Jahren wundert man sich und bedauert es, daß die Lust des Handwerkers am Ackerbau noch so weit verbreitet ist. Hier ist es eine völlige Manie, ein paar Morgen Land zu bebauen und nicht die Arbeit allein, sondern auch die baaren Auslagen wegzuwerfen. Eine städtische Oekonomie ist ein halbes Unglück für den Oekonomen, wenn sie nicht gerade einem technischen Gewerbe dient, und wir möchten denjenigen sehen, der zu behaupten wagt, daß ein städtischer Oekonom selbst bei einigen hundert Morgen die Zinsen seines Grundstückes herauswirthschaftet, wenn er, wie billig, sein tägliches Leben wie seine Arbeit bei dem Bruttoertrage mit in Rechnung bringt. Ein Detaillist, der 3—4000 Thlr. in Vermögen hat, kann seine Familie höchst anständig ernähren und bei günstigen Umständen auch zurück legen. Ein Oekonom mit diesem Vermögen — wir wollen die Parallele nicht weiter ziehen, sie beweist mindestens so viel, daß die Oekonomie durchaus einen Betrieb im Großen verlangt. Der Kaufmann mag ein Jahr unter besonders schlimmen Verhältnissen wenig oder nichts verdienen; der Oekonom muß jedes Jahr gefaßt sein, eine große Summe zu verlieren; sein Risico ist ungleich größer und gefährlicher, und geräth er in Schulden, so kann ihn eigene Thätigkeit ohne besondere Glücksumstände schwerlich empor heben. Wie viel ungünstiger gestaltet sich für den kleinen Handwerker das Verhältniß?! Bei den theuern Jahren hat er gepachtet; so weit er den Acker nicht mit dem Spaten cultiviren kann, muß er alles theurer, viel theurer als der Oekonom, oft zehn Mal so theuer bezahlen; die Saat wird auf Credit gekauft, also jedenfalls nicht zu billigsten Preisen, ungünstiger als in der größern Wirthschaft; zur Einfuhr wird ein Wagen, zum Dreschen eine Scheune gemiethet — kurz, es bleiben wohl einmal ein paar Thaler übrig, wenn die Ernte einschlägt, und diese werden mit verzehrt, oder es wird, wie im vorigen Jahre, nichts geerntet, es ist Ueberschwemmung, Hagel u. s. w. gekommen, dann ist der Ausfall von selbst nur einem Morgen eine unerschwingliche Last. Viele pachten ohne alle Mittel 3, 4, 5 Morgen, durch die Vorjahre angelockt. Durch die Ackerwirthschaft versäumen sie erst ihr Geschäft, um es schließlich zu ruiniren.

Preußische Briefe.

IV.

„Unsere gegenwärtigen Minister gleichen unseren Gutsherren in Nichts“ – schloß ich meinen letzten Brief, und ich werde im Laufe meines offenen Schriftwechsels mit Ihnen noch Gelegenheit finden, recht im Einzelnen, Greifbaren und Persönlichen auf alle die Punkte zurückzukommen, in denen dieser gewaltige und üble Unterschied hervortritt. Unsere Minister sind Stadtpolitiker, eben so unruhig als gewandt, eben so vielseitig als ungründlich, eben so verbindlich als unsicher ...

Nur bei einem Stadtpolitiker, wie Herr von Bethmann-Hollweg es ist, kann der Gedanke aufsteigen, Kirche und Schule trennen zu wollen*), den Altar und die Kanzel noch mehr von dem wirklichen Gemeindeleben absondern zu wollen, als sie es in den Städten meist schon sind; nur solch einem Staatsmann konnte es einfallen, für die flüchtige, eben aufgestiegene und morgen wahrscheinlich schon geplatzte Blase des Dissidententhums große gesetzliche Gerüste aufzuschlagen, Dekrete und Erlasse zu geben, als handelte es sich um eine Ehrenbezeugung und um die Bestätigung einer geschichtlichen Geistesthat. In England hätten sie noch Jahrzehnte hindurch um ihre Stellung kämpfen müssen, und anders, als sie etwa unter dem Ministerium Westphalen gegen preußische Polizei kämpften; aber freilich schon dies Wenige von Kampf hatte die Dissidenten in Preußen gegen das Jahr 1858 hin beinahe ganz verschwinden gemacht. Die ländliche Politik hat für solche schwächliche Erscheinungen keinen Sinn und kein Mitleid; wem sie ein Recht gewähren soll, der muß sich zuerst rechtschaffen darum mühen und ernsthaft darum kämpfen.

Nur einem Stadtpolitiker, wie Herr v. Schleinitz es ist, konnte es möglich werden, so kühl isolirt sich auf das Zimmer zurückzuziehen, während des Nachbars Haus brennt und dieser selbst auf den Tod liegt. Jeder rechte Bauersmann findet solche kluge und feine Politik unbegreiflich, er hilft auch seinem bittersten Feinde, wenn die Flamme nach dem Stroh-

*) Die „Preußische Zeitung“, Organ des Ministeriums, meldete am 18. d. Mts., daß der Minister solch ein Gesetz nicht vorlegen werde. Die Red.

dach desselben leckt, denn er weiß, daß sonst bald das Unglück des Einen das Unglück Aller werden würde....

Doch ich bin noch nicht so weit, um meine Nutzanwendung im Einzelnen zu machen; ich schweige noch von der Weisheit und Unländlichkeit der Herren v. Auerswald, v. Schleinitz, v. Bethmann-Hollweg, denn ich habe noch einen wichtigen Zug zu erwähnen, der den Charakter der Landpolitik im Gegensatze zur Stadtpolitik bestimmt, einen Zug, der mit den in den früheren Briefen erwähnten auf das innigste zusammenhängt, so daß er sie mitbegründet, wie sie ihn begründen. —

„Auf dem Lande giebt es immer zu thun" — das ist ein altes, tausendmal wiederholtes Wort, das der Kossäth, wie der Bauer, wie der Edelmann, einmal entschuldigend, das andere Mal mißmuthig, das dritte Mal in froher, lebendiger Lust ausspricht, sobald der Städter ihn nach seinem Ergehen und Leben und Weben fragt.

Das Landleben ist die Landarbeit, — heißt das mit andern Worten, und keine falschere Anschauung unter den vielen falschen, die der Städter vom flachen Lande besitzt, giebt es, als die, daß auf dem Lande Daphne und Chloris tändeln und gähnen, oder daß wenigstens die Edelleute dort, nachdem ihre stundenlange Toilette durch ein sorgfältiges Nägelbürsten beendigt, in amerikanischen Schaukelstühlen säßen, Papier-Cigarren wickelten und sich Anekdoten erzählten.

Auf dem Lande arbeitet Alles; der Gutsherr sowohl, der Morgens schon in der Dämmerung aufsteht, die Beschäftigung seiner Leute einleitet und dann zum schweren Eichenstock mit dem kleinen Eisenspaten am Ende greift, um über seine Felder zu wandern, anzuordnen und über neue Anlagen zu sinnen, der Gutsherr sowohl wie die oft hart in Anspruch genommene Dame vom Hause nebst den Töchtern, sie arbeiten alle und müssen alle arbeiten, herunter bis zum neunjährigen Bauernjungen, der für die Schule nach der Ansicht der Stadtherren gar zu wenig Zeit übrig behält.

Die Arbeit ward als ein göttlicher Fluch über den Menschen verhängt, aber sie ward ihm zum Segen: die Arbeit schafft das Selbstbewußtsein des Menschen, sie befestigt den Grund seiner inneren Existenz. Der Landmann fühlt sich in seiner Arbeit und fühlt sich in ihr um so mehr, je unmittelbarer sichtbar die Resultate derselben sind, je mehr seiner ganzen Kraft ein ganzes Arbeitsprodukt entspricht, und je weniger er gezwungen ist, seine Thätigkeit mit der einer Masse Anderer gleichsam zu einer Maschine zu combiniren und dann ein Produkt abzuwarten, von dem man nicht recht weiß, wie viel Antheil an der Urheberschaft der Eine oder der Andere hat.

Das Bewußtsein, das die Arbeit gewährt, fällt beim Landmann ohne nennenswerthe Ausnahmen mit dem gesammten gemeindlichen (gesellschaftlichen und politischen) Bewußtsein zusammen. Jeder Bauer und jeder Kossäth erkennt willig den wirthschaftenden Gutsherrn als den

ersten Arbeiter der Gemeinde an und findet in diesem Umstande eine Legitimation des größeren ritterschaftlichen Besitzes, welche kein noch so strenges Eigenthumsgesetz beschaffen kann. Ein Proudhon kann auf dem flachen Lande in Deutschland nicht geboren werden.*)

Mit den festesten und unauslöschlichsten Eindrücken von dem unlösbaren Zusammenhang und der ewigen Wechselwirkung zwischen Grundbesitz, Autorität und Arbeit erfüllt das Landleben jeden seiner Angehörigen. Unter dem Einfluß dieser Eindrücke, die durchaus nichts sentimentales, patriotisch echauffirtes haben, handelt der Bauer, wie der Kossäth, wie der Edelmann. Diese Eindrücke und die Verhältnisse, welche sie hervorbrachten, haben die eigenthümliche Kraft, Kühnheit und Zähigkeit erzeugt, welche durch unsere alte preußische Geschichte geht; ohne jenes Grundverhältniß, das den, wenn auch widerwilligen Respect des dabei stets nach wendischer Manier trotzigen und verschlossenen Bauern gegen den Edelmann und welches das helle, derbe und unerschütterliche Bewußtsein des Edelmannes, seinen Muth, wie seine militairische Anstelligkeit im Befehlen und Gehorchen hervorbrachte, hätte Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. die preußische Armee nicht zu Stande gebracht, wäre Schlesien nicht gewonnen, wäre Deutschland aus den Händen Napoleons nicht zurückerobert worden.

Mag nun die Stadtpolitik kommen, und nur die Hälfte davon thun, was die kernige, rauhe und schlichte Landpolitik that.

*) Und doch ist Proudhon ein Bauernsohn, aber ein französischer. Denn in Frankreich ist fast das ganze flache Land „civilisirt" und städtisch, vorzüglich Mittelfrankreich, wo dieser seltsame Mann geboren ist. Anm. d. Verf.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Zweite Abtheilung:

Homines novi

Zwanzigstes Capitel.

Im grünen Baum.

Ein Gasthof war's, wie er heut wohl nicht mehr vorkommt in Königsberg, heut zu Tage, wo selbst die Handwerksburschen die Vornehmen spielen mögen, und wo selbst der Schubkärrner sich in hohen Trumeaux bespiegeln muß, wenn ihm sein Schnaps schmecken soll in der Stadt! Im Gasthof zum grünen Baum, jetzt hat er längst aufgehört, reisende Leute unter seinem Schatten zu herbergen, war im Herbst des Jahres 1807 gar nichts vornehmes; da standen plumpe Bänke, Tische und Stühle, alle mit rothbrauner Farbe angestrichen, auf einem rauhen Estrich in der großen Schenkstube, von der nur ein Viertel etwa, zwischen der eigentlichen Schenke und der Fensterwand, gedielt war. Diese eigentliche Schenke aber, durch ein handfestes Geländer von dem übrigen Raume des Gemachs geschieden, erstreckte sich von dem riesenhaften Ofen bis zur schmalen Seitenthür, welche in das Innere des Hauses führte. Vornehm, wie gesagt, sah's im grünen Baum gar nicht aus, aber reinlich durchaus und überall. Der gedielte Platz am Ofen war mit drei Tischen besetzt, auf jedem Tisch stand ein Drahtleuchter mit daran geketteter Lichtscheere, und neben dem Leuchter lag eine Schicht von dünn gespaltenen Kienspänen, welche die Stelle von Fidibus vertraten, um jeden Tisch aber standen mit großer Regelmäßigkeit vier Stühle. Die Dielen waren mit weißem Sande bestreut. Hinter dem Geländer sah man einen Schrank, dessen offene Flügelthüren eine Reihe von Flaschen sehen ließen, große viereckige Flaschen mit aufgeklebten Zetteln, sie enthielten verschiedene Sorten von Branntwein. Unter diesem Schrank aber war ein hohes offenes Fach; hier prangte, appetitlich angeschnitten, ein großer gelblicher Käse neben einem riesigen Schinken, hier lag die Knackwurst in Haufen neben Bergen von kleinen Brödchen, und Tabackspaquetlein sammelten sich in verführerischer Nähe um ein Fäßlein mit Häringen. Es war gesorgt für hungrige und durstige Reisende im grünen Baum, denn aus der großen Wanne, die da auf zwei Schemeln

neben dem Speiseschranke stand, streckte eine ziemliche Anzahl von Bierflaschen ihre wohlgepfropften kurzen Hälse empor.

Ein Wirth war nicht zu sehen, am Geländer aber stand ein kleiner niedriger Sitz, den nahm ein Mütterchen ein, in grobes schwarzes Zeug, aber sehr reinlich gekleidet, das hatte seine scharfen, hellen Augen überall in der Schenkstube und war mit seinen etwas zitternden alten Händen völlig ausreichend, die Gäste zu bedienen. Denn wer irgend etwas wollte, der kam an das Geländer, sagte sein Begehr ein wenig laut und deutlich, das Mütterchen war etwas harthörig, empfing das Geforderte, zahlte und ging zurück auf seinen Platz, um es dort zu verzehren, wenn es sich nicht etwa nur um einen Schnaps handelte, der stehenden Fußes genossen wurde.

Die alte Frau, deren kleines an Runzeln reiches Angesicht von einer steifleinenen weißen Haube, um die ein schwarzes Tuch geschlungen, mit zwei mächtigen Flügelschleifen am Hinterkopf, umschlossen war, wich und wankte den ganzen Tag nicht aus dem Raum hinter dem Geländer. Der kleine Raum war ihre Welt; erst wenn sie Abends spät die Geldsorten, die eingegangen, in der Mulde sortirt hatte, schloß sie den Schrank und ging in der Nebenkammer zu Bett. Die alte Frau war die Mutter des Wirths zum grünen Baum; sie hätte ihr Leben leicht bequemer haben mögen, denn der grüne Baum war ihr Eigenthum, und Vermögen war auch da, ihr seliger Mann aber hatte sie einst auf den Schemel dahin gesetzt und ihr das Amt der Schenke übertragen. Darum wollte sie es denn auch behalten bis an ihr Lebensende. Ihr Sohn hütete sich wohl, ihr eine Aenderung vorzuschlagen, er wußte, wie tief er seine Alte dadurch gekränkt haben würde, auch mochte er sich's wohl gefallen lassen, denn eine treuere Verwalterin konnte er unmöglich an das Geländer setzen. Darum trat er in die Fußtapfen seines Vaters, besorgte die Wirthschaft des grünen Baumes im Ganzen und Großen, in Haus, Hof und Stall, die Schenke aber überließ er der alten Mutter und ihrer Magd.

Es war ein blanker heller Septembertag gewesen, und obwohl es auf den Abend ging, war es in der stillen Gaststube zum grünen Baum noch so hell, daß die alte Wirthin, welche eine große in Horn gefaßte Doppelbrille auf die Nase geklemmt hatte, bequem in dem großen Gesangbuche lesen konnte, das auf ihren Knieen lag. Eine tiefe Stille herrschte um das Mütterchen, das gar aufmerksam las und die dürren Lippen dabei bewegte, denn wenn auch ganz leise, sie mußte doch aussprechen, was sie las; eine gute Gewohnheit eigentlich, weil sie zum aufmerksamen Lesen führt, sie war zu unserer Väter Zeiten fast allgemein und ist erst verloren gegangen seit das hitzige Fieber der Lesewuth unsere Generation befiel.

Die tiefe Stille, welche um das Mütterchen herrschte, wurde unterbrochen durch den Eintritt einer Person, die sich mit raschen Schritten

dem Geländer näherte und ein großes Glas Zimmetschnaps verlangte. Trotz der veränderten Kleidung, die jetzt sehr bescheiden, aber dafür auch ganz anständig und reinlich ist, erkennen wir sofort die Geheimräthin von Reinbach, die wir in unserm letzten Capitel mit dem Major von Leist zusammentreffen sahen. Die Veränderung in der Toilette mochte sie aus den Mitteln bestritten haben, welche ihr die Börse des Majors gewährte. Es sind seit jener Unterredung fast vierzehn Tage verstrichen, und diese unselige Frau hat sich wohl gehütet, dem Gemahl ihrer Stieftochter wieder zu begegnen, aber sie hat auch andererseits Königsberg nicht verlassen, obwohl sie dazu doch allerlei gute Gründe gehabt hätte. Sie hatte vielmehr ihr Quartier im grünen Baum behalten und war wie vorher Geschäften nachgegangen, von denen sie mit Niemandem redete, um die sich aber auch Niemand bekümmerte. Die Fremdenpolizei war damals noch nicht so vollkommen wie jetzt, auch mochte sie sich dieser gegenüber vielleicht sicher fühlen. Die gefährlichsten Subjekte haben ja immer die besten Pässe.

Als die Geheimräthin an die Schänke trat und ihren Schnaps verlangte, legte das Mütterchen ihre Brille in das Gesangbuch als Zeichen, schob dasselbe in ein kleines Regal, das noch einige andere alte sehr zerlesene Bücher enthielt, und erhob sich dann schweigend, um das Glas zu füllen, schweigend auch stellte sie dasselbe auf ein breites Brett, das zu diesem Zweck aufgenagelt war auf das Geländer. Dann nahm sie ihren Platz wieder ein, jedoch ohne das Gesangbuch wieder hervor zu holen.

„Ich habe sie im Lesen gestört, Frau Wirthin," sagte die heruntergekommene Geheimräthin mit einer Art von Herablassung, die ihr von ehedem noch eigen, zugleich aber auch mit jener katzenartigen Freundlichkeit, die in ihrem Wesen lag, „lassen sie sich doch nicht stören; ich habe zu meinem Bedauern bemerkt, daß sie immer aufhören zu lesen, wenn ich komme!"

Die alte Frau warf einen halben Blick auf die Abenteurerin, eine Art von Spott zuckte um ihren Mund, dann entgegnete sie langsam: „Eine ordentliche Wirthin liest nicht, wenn Gäste in der Stube sind!"

„Darf man so frei sein, zu fragen, was sie lesen?" fuhr die Geheimräthin herablassend fort.

„Das, was ich lese, würde ihnen wenig gefallen!" meinte die Alte ernst.

„Lassen sie hören!" beharrte die Abenteurerin, die sich populär machen wollte, aber einfach zudringlich wurde.

„Nun, ich brauche mich meiner Bücher nicht zu schämen," erwiederte die Wirthin, mit einem Anflug von Unwillen, denn sie fühlte sich durch die Zudringlichkeit verletzt, „ich lese in der Bibel, im Gesangbuch und im Katechismus."

Die Person mußte diese Antwort nicht erwartet haben, denn eine

große Ueberraschung verband sich mit dem Ausdruck von Geringschätzung, der in ihrem Antlitz sichtbar wurde, hastig aber fragte sie: „und woher wissen sie denn so genau, meine gute Frau Wirthin, daß mir diese Bücher nicht gefallen?"

Das Mütterchen sah der Abenteurerin mit einem so klaren und scharfen Blicke in's Gesicht, daß diese trotz ihrer Unerschrockenheit die Augen niederschlug, dann aber, um ihre Verlegenheit zu bewältigen, auf einen Zug ihr Glas leerte.

„Nun?" sagte sie endlich mit angenommener Ungeduld.

„Sie sind aus Berlin, also ein Preußisches Kind," erwiederte jetzt die alte Frau ruhig aber ernst, „und doch habe ich sie gegen den alten französischen Sprachmeister, der so oft zu ihnen kommt, über unsern König und unsre Königin Spott treiben hören, das aber könnten sie nicht, wenn sie an meinen Büchern Gefallen hätten."

Die elende Frau stieß ein kurzes Gelächter aus, sie war nahe daran in Schimpfworte auszubrechen, denn das Wesen und die Sprache der Wirthin reizten sie, sie wußte eigentlich selbst nicht warum, im höchsten Grade, doch bezwang sie sich noch ihre Klugheit sagte ihr, daß sie dabei nichts gewinnen könne, und kurz abbrechend rief sie: „Das war ja nicht so böse gemeint, schenken sie mir noch ein Mal ein!"

Schweigend füllte ihr die Wirthin das Glas wieder und die Abenteurerin, der die Lust vergangen sein mochte, das angefangene Gespräch mit dem alten Mütterchen fortzusetzen, nahm ihren Schnaps und ging damit zu einem der Tische auf den Dielen.

Die frühere Stille trat wieder ein, die Geheimräthin, oder vielmehr Madame Busch, denn unter diesem Namen reiste die Person, nippte an ihrem Glase und sah, wie's schien, mit steigender Ungeduld nach der Stubenthür. Sie mußte lange warten, es wurde allgemach dunkel in dem großen Gemach und die alte Wirthin zündete die große blecherne Lampe an, die an einer eisernen Kette von der Decke niederhing und den Raum hinter dem Geländer zwar nothdürftig erhellte, die Schenkstube aber sonst im Dunkeln ließ.

Madame Busch schien sich unbehaglich in der Dämmerung zu befinden, sie stand auf, trat zu der Schenke und verlangte ein Licht. Die Wirthin nahm ein dünnes Talglicht aus einem Kasten, zündete es an der Lampe an und reichte es der Fordernden, die es mürrisch hinnahm und dann in den Drathleuchter stellte, der auf dem Tische stand. Noch eine Weile mußte Madame Busch einsam harren zwischen ihrem leeren Glase und dem trübe brennenden Lichte. Dieses Harren war ihr sicher schwer geworden, denn mit einem tiefen Seufzer sagte sie, „endlich!" als sich die Thür öffnete und ein langer dünner Mensch eintrat, der rasch auf sie zuschritt und dann mit einem „bon soir, Madame!" neben ihr am Tisch Platz nahm.

„Monsieur hat auf sich warten lassen?" begann die Dame.

„Welches Glück, daß Damen noch sich nach meinem Kommen sehnen!“ lautete die Antwort.

Der lange Mensch sah erst ganz gewöhnlich aus, aber sein verwischtes, unbedeutendes Gesicht wurde zur Carricatur in dem Moment, wo er sich bemühte den Galanten zu spielen.

„Lassen sie die Possen, Chasles,“ entgegnete die Dame befehlend, „sie haben länger als je auf sich warten lassen!“

„Dafür bringe ich Nachrichten, Madame,“ erwiederte Monsieur Chasles, sich die knochigen Hände reibend und seine Stimme bis zum Flüstern senkend, „Nachrichten, oh! Madame, was für herrliche Nachrichten!“

Der Mensch küßte seine Fingerspitzen, um den höchsten Grad seines Entzückens über die Nachrichten auszudrücken.

„Sie sind ein Narr,“ versetzte Madame Busch ärgerlich, „aber ich weiß schon was ihnen fehlt!“

Damit stand sie auf und ging zur Schenke, von der sie mit zwei gefüllten Gläsern zurückkam.

Der Sprachmeister schmunzelte, kostete das Getränk, kostete noch ein Mal und sah dann der Dame blinzelnd in's Gesicht.

„Werden sie endlich reden?“ fragte Madame Busch barsch.

„Der Officier hat eine Frau!“ begann der Sprachmeister flüsternd.

„Narr!“ unterbrach die Abenteurerin unwillig.

„Eine schöne Frau!“ fuhr der Sprachmeister fort.

„Meine Geduld ist zu Ende!“ rief die Dame ganz laut und faßte unwillig den Arm des Sprechenden.

„Er ist verliebt in diese schöne Frau,“ flüsterte der weiter, ohne sich um den Zorn seiner Partnerin zu kümmern, „unsinnig verliebt, aber andere Leute haben auch Augen für die Schönheit dieser Frau —“

Die Geheimräthin zuckte zusammen, es kam ihr eine Ahnung, sie sah den Sprachmeister gespannt an, der weidete sich eine Weile an ihrer Ueberraschung, dann fuhr er ganz leise fort: „Auch der Held des Jahrhunderts, auch der große Kaiser Napoleon hat ein Auge gehabt für diese Schönheit —“

„Nun? nun?“ drängte die Frau begierig, als der Sprachmeister inne hielt.

„Meine liebe Madame,“ sagte dieser plötzlich in einem ganz andern Tone wie bisher, „wenn der Kaiser Napoleon die Gnade hat, eine Frau schön zu finden, so giebt er seinem Großpallastmarschall Duroc einen kleinen Wink; kurz, die schöne Frau des Officiers hat die Ehre gehabt, Sr. Kaiserlich Königlichen Majestät Gesellschaft zu leisten!“

„Wann? ist das sicher?“ rief die Geheimräthin oder Madame Busch.

„Pah!“ erwiderte der Sprachmeister, „ich hab's aus dem Munde eines Unterofficiers von den Gensd'armes der Elite, der heute wegen der französischen Kranken, die noch hier im Lazareth liegen, hier war.

Der Mann ist aus einem Dorfe mit mir, wir hatten uns hier wiedergesehen, auch heute sprachen wir uns, er hat zu dem Commando gehört, das die schöne Frau aus dem Rienäcker'schen Hause abholte und nach dem Schloß brachte. Ein Zweifel kann gar nicht aufkommen."

„Zur Belohnung für diese Nachricht gebe ich ihnen einen blanken Napoleon!" flüsterte die Dame und ihr Gesicht leuchtete.

„Ich werde dankbar sein für diese Großmuth!" erwiederte der Sprachmeister, indem er die Hand betheuernd auf's Herz legte, zu gleicher Zeit aber doch seine Gesellschafterin etwas zweifelnd ansah; wahrscheinlich war er sich noch nicht klar, ob er das so großmüthig zugesagte Goldstück wirklich bekommen werde, denn die Dame hatte ihm eigentlich nie so ausgesehen, als habe sie Napoleonsd'or zu verschenken.

„Das ist ein Dolchstoß in's Herz," flüsterte die Geheimräthin in sich hinein, „wartet nur, mein Herr Schwiegersohn, ich will euch das Leben zur Hölle mache, ich kenne eure alberne Delicatesse, eure kindische Ehrenhaftigkeit, ihr sollt an der Schande eures Weibes ersticken, denn ihr seid ja einfältig genug, das für eine Schande zu halten, wartet, ich will euch peinigen — oh! ihr sollt an mich denken!"

Nach diesem erbaulichen Selbstgespräch richtete sich die Person gerade auf und sprach: „Monsieur Chasles, ich muß morgen Königsberg auf einige Zeit verlassen, hoffentlich brauche ich überhaupt nicht wieder hierher zu kommen, ich gebe euch nicht nur einen Napoleon, sondern auch noch einen guten Rath obendrein; macht, daß ihr aus Königsberg fortkommt, man ist euch hier spinnefeind, man weiß, daß ihr es gewesen, der bei Savary jene Liste eingegeben, in der die Namen aller Personen verzeichnet waren, die jemals auf Napoleon geschimpft hatten. Redet mir nicht von euren Aufträgen, ihr könnt sie nicht vollziehen, ihr könnt hier nichts mehr erfahren und erkunden, weil euch Niemand traut, weil euch Jedermann hier als französischen Polizeispion kennt!"

„Madame," flüsterte der Sprachmeister hastig, „ich war nie ein Spion!"

„Langes Kind," lachte die Frau und zuckte verächtlich mit den Achseln, „kann die Sache nicht beim rechten Namen nennen hören, doch, genug der Worte, hier ist ihr Napoleon, meinen Rath habe ich ihnen obendrein gegeben, es steht bei ihnen, denselben zu benutzen oder nicht!"

Der Sprachmeister schien eine Weile nachzudenken über das, was ihm die Frau gesagt, dann dankte er in wortreicher Weise für den guten Rath und nahm endlich Abschied mit den Worten: „Auf Wiedersehen in Frankreich!"

Die Abenteurerin sah dem Weggehenden mit einem langen, verächtlichen Blicke nach, dann sagte sie, leise lächelnd: „Dummer Mensch, in Frankreich, in Frankreich müßtest du verhungern, deine armselige Pfiffigkeit wäre den gewitzten Burschen dort ein Spott; nein, das Handwerk ist zu sauer in Frankreich, ich bleibe in Deutschland und nähre mich red-

lich, aber freilich in diesem schlechten Neste ist meines Bleibens nun nicht länger, oh! mein Herr von Leist, jetzt kommt die Rache!"

Die elende Person nahm aus einem großen Sammetbeutel, den sie an der Hand trug, eine Brieftasche, öffnete sie, riß das zweite Blatt von einem Brief und begann mit dem Bleistift langsam und jedes Wort überlegend zu schreiben. Das rothe gedunsene Gesicht nahm einen wahrhaft diabolischen Ausdruck an, als sie also sinnend, zuweilen die Spitze des Bleistiftes in den Mund nehmend, da saß. Es war das Gesicht einer wüsten heidnischen Priesterin, die den doppelten Stachel der Wollust und der Grausamkeit fühlt und auf eine furchtbarere Rache für ein Schlachtopfer sinnt.

Unterdessen traten mehrere Personen in die Gaststube des grünen Baums; es waren Knechte, die draußen ihre Pferde beschickt hatten und sich nun mit ihrer Pfeife an den großen Tisch setzten, um auszuruhen bei einer Flasche Bier oder einem Glase Schnaps. Sie achteten wenig auf die Frauensperson, die da oben einen Tisch für sich allein hatte, denn sie waren an deren Dasein schon gewöhnt seit einiger Zeit, die Frau aber warf einen flüchtigen Blick auf sie und fuhr dann fort zu überlegen und zu schreiben.

Man hörte einen Wagen langsam in den Hof fahren.

Verwundert sahen sich die Fuhrknechte an, die in der Schenkstube saßen, denn die Stunde war längst vorüber, in welcher damals Fuhrwerk auf der Straße war.

„Leichtes Geschirr, schmale Spur!" bemerkte Einer.

„Müde Pferde!" entgegnete ein Anderer.

Gleich darauf öffnete sich die Thür, und mit Päcken aller Art beladen traten erst zwei halbwüchsige Knaben, dann ein hübsches dralles, etwa zwanzigjähriges Mädchen und endlich eine ältliche Frau, zwei kleine Mädchen an der Hand führend, ins Gemach. Ein großer, höchst verdrießlich aussehender Spitz bildete den Nachtrab.

Die Blicke aller dieser Personen richteten sich beim Eintritt unwillkürlich auf die leere Wand neben der Thür, aber am gewohnten Orte fehlte das kleine Becken mit dem Weihwasser, und vergebens sagten sie Alle wie aus einem Munde: „Gelobt sei Jesus Christus!" Es war Keiner da, der ihnen geantwortet hätte nach katholischem Brauch: „In Ewigkeit, Amen!"

Die Leute schienen das auch zu ahnen, sie sagten ihren Spruch, der ihnen unwillkürlich über die Lippen quoll, so schüchtern, daß es rührend klang für Jeden, der ein Ohr dafür hatte.

Diese Gesellschaft nahm Platz an einem der großen Tische, der bald von ihrem Gepäck bedeckt war, die Mutter begab sich zur Schenke, kaufte eine Flasche Bier und einige Brödchen, und handelte dann mit der alten Wirthin um ein Gericht Kartoffeln. Während dieser Zeit ver-

trauten die kleinen Mädchen sowohl als die Knaben der großen Schwester an, daß sie gewaltigen Hunger hätten.

Die Wirthin befahl durch die schmale Thür hinaus der unsichtbaren Magd, den großen Topf voll Kartoffeln zu kochen, die Mutter aber kehrte mit Bier und Brod zu ihren Kindern zurück; die Bierflasche blieb unangerührt stehen, das Brod aber vertheilte sie an die hungernden Kinder, um denen das Warten bis zu den Kartoffeln nicht gar zu lang zu machen.

Da öffnete sich die Thür wieder und ein kräftiger, stattlicher Mann mit einem wetterharten Gesicht unter einem eigenthümlichen Krempenhut im langen blauen Rock rief, in die Schenkstube tretend, mit lauter Stimme: „Gelobt sei Jesus Christus!" Dann, sich besinnend, nahm er den Hut ab und antwortete sich selbst: „In Ewigkeit, Amen!"

Er dehnte sich mit der Behaglichkeit eines Reisenden, der seine Tagefahrt vollendet hat und sich in sicherm Quartier weiß, dann wendete er sich zu seinen Kindern, fuhr den kleinen Mädchen mit der harten Hand über die frischen rothen blühenden Kindergesichter, nickte der Frau zu und nahm endlich auf der Bank Platz, wo sich die beiden kleinen Mädchen, nun sofort die große Schwester verlassend, rechts und links an ihn anschmiegten. Aber die Familie war noch nicht zusammen; es kam noch ein großer brauner Bursche herein, auch er trug den eigenthümlichen Kremphut wie der Alte, und darunter eine baumwollene Mütze, auch er hatte einen langen blauen Rock an, kurze lederne Beinkleider, blaue Strümpfe bis an die Knie und plumpe Schuhe mit Schnallen, aber ein kluges gescheites Gesicht hatte der junge Kerl, auch schluckte er den in Preußen nicht landüblichen frommen katholischen Gruß noch glücklich hinunter, obwohl er ihn schon auf den Lippen hatte, sagte nüchtern: „Guten Abend!" legte seine Peitsche und seinen Hut auf den Tisch und setzte sich dann neben das hübsche Mädchen, das mit seinen schönen klaren Augen jede seiner Bewegungen begleitet hatte, seit er in das Zimmer getreten war. Der Bursche rückte so nah an die Dirne als es irgend möglich war und gab ihr einen leichten Rippenstoß mit dem Ellenbogen, sie reichte ihm unter dem Tisch verstohlen die Hand und flüsterte ihm einige Worte zu.

„Olbernes Mädle," antwortete der Bursch, aber beide sahen dabei so glücklich aus, als hätten sie in dem Augenblick einen besonders kostbaren Fund gethan. Darauf tranken die Leute ihre Flasche Bier und begannen zu plaudern in einem schwäbischen Dialect, so heiter und so harmlos, daß sie die Aufmerksamkeit der Abenteurerin erregten, die unterdessen ihren Brief beendet hatte.

Sie ging hinaus, um ihren Brief zu bestellen, doch hatte sie vermuthlich einige Schwierigkeiten, die passende Persönlichkeit dazu zu finden, denn als sie zurückkehrte, war die reisende Familie bereits mit ihrem Abendbrot beschäftigt und verzehrte unter Lust und Jubel die Kartoffeln

und die Häringe, als wenn es die kostbarsten Leckerbissen gewesen wären.

Die Geheimräthin trat an die Schenke, um sich ihr Glas füllen zu lassen.

„Guten Abend, Madam Busch!" grüßte ein kleiner dicker Mensch, der seine Pfeife rauchend neben der Schenke saß und mit dem alten Mütterchen plauderte.

Der Mann war der Wirth zum grünen Baum.

Die Abenteurerin begann sofort mit ihm zu rechnen, bezahlte ihm, was sie ihm noch schuldig war, und erklärte schließlich, daß sie am andern Tage abreisen werde. Der Wirth machte seine Geschäfte mit jener Gleichgültigkeit ab, die Leuten solchen Schlags eigen zu sein pflegt, wenn sie sich für wohlhabend halten, und das war bei dem Wirth zum grünen Baum im höchsten Grade der Fall, denn die letzte Zeit, so verderblich sie für den Wohlstand der Meisten gewesen, für den Gastwirth hatte der rege Verkehr der Kriegszeit große Vortheile gehabt.

„Wer sind die Leute?" fragte die Geheimräthin, als ihre Geschäfte beendet waren.

„Auswanderer, Madame!" entgegnete der Wirth.

„Auswanderer und so heiter, so vergnügt?" fragte die Dame verwundert und blickte forschend zu den Leuten hinüber.

„Ja," fuhr der Wirth fort, „es hat eine besondere Bewandtniß mit ihnen, es sind Auswandrer retour so zu sagen!"

„Das heißt," bemerkte die Geheimräthin, „sie haben nicht gefunden, was sie gesucht haben, und kehren nun in ihr Vaterland zurück? da ist mir die Heiterkeit noch unerklärlicher!"

„Mir nicht," meinte der Wirth lachend, „sie sind in Rußland gewesen, ist ihnen schlecht da ergangen, sind fast vor Heimweh gestorben in den drei Jahren, daß sie draußen gewesen, nun haben sie in der Heimath eine Erbschaft gethan von einem reichen Vetter, Haus und Hof, Acker und Wiesen, und der Bursch da soll das hübsche Mädchen heirathen; die Leute haben wohl Ursache vergnügt heimzukehren. Aber sie haben Recht, Madame Busch, es sind die ersten vergnügten Auswanderer, die ich noch mein Lebtag gesehen habe!"

„Vergnügte Auswanderer!" sagte die Abenteurerin leise zu sich selbst und nahm mit ihrem Glase in der Hand ihren alten Platz wieder ein.

Von dem Augenblick an verlor die Geheimräthin kein Wort von dem Gespräch der heimkehrenden Auswanderer, und obwohl ihr der schwäbische Dialect etwas störend war, so hatte sie doch bald herausgebracht, daß die Leute ihre Reise von Königsberg nach Danzig und nach Berlin fortsetzen wollten, das aber paßte ganz in ihre Pläne.

Nach einer Weile war der alte schwäbische Bauer eingeschlafen mitten unter seinen Kindern; er hatte die Arme gekreuzt vor sich auf

den Tisch gelegt und schlief, den Kopf darauf; das mußte so seine Art sein, denn von den Seinen gab Niemand Achtung darauf, rechts und links an ihn gelehnt, schliefen auch seine beiden kleinen Mädchen, während die Knaben sich noch wehrten gegen den Schlaf, der über sie kam, sich die Augen mit den nicht ganz reinlichen Fäusten rieben, gähnten und sich dehnten.

Die Mutter aber rückte an die andere Seite des jungen Mannes, so daß dieser zwischen Mutter und Tochter saß, und nun begann ein Gespräch in dem accentreichen Dialekt zwischen den Dreien, so eifrig, daß die Wangen zu glühen begannen und daß die schönen blauen Augen der jungen Dirne prächtig leuchteten wie Sterne.

Von der schwäbischen Heimath sprachen die rückkehrenden Auswanderer, von dem Haus und dem Hof, in welchem die jungen Leute ihre Wirthschaft gründen sollten, in der Heimath, in der lieben schwäbischen Heimath!

Endlich war es Nacht geworden; wie eine Katze schlüpfte die Geheimräthin aus der Schenkstube, um das Kämmerlein zu suchen, welches sie in dem Hause bewohnte. Die Knechte erhoben sich faul und lässig, um im Stall bei ihren Pferden die gewohnte Lagerstätte zu nehmen. Das alte Mütterchen hinter dem Geländer zählte das eingegangene Geld, und der Wirth zum grünen Baum war beschäftigt, einige Bund Stroh auf dem Boden auszubreiten zum Nachtlager für die Auswanderer.

Das alte Mütterchen erbot sich, für die lieben Kinder ein Paar Stücken Bett zu geben, die Schwäbin aber, indem sie treuherzig dankte, zeigte ihr, daß sie mit allem Nöthigen versehen sei. Die Kinder, die sich auf der Bank schon heiße rothe Wangen geschlafen, wurden ins Stroh gelegt und warm zugedeckt, von den Vieren wachte auch nicht Eins auf, und selbst der Vater wurde nicht recht munter, obwohl er einige Worte sagte und ein paar Mal lachte, bevor er sich in's Stroh streckte und unter der Decke verschwand, die seine Ehefrau über ihn warf, während sich der bedenkliche alte Spitz zu seinen Füßen niederlegte.

Eine Viertelstunde später fiel der matte Schein der Blechlampe über dem Schankraum auf acht friedliche schlafende Menschenkinder.

Die Nacht war vorüber, ein köstlich frischer Septembermorgen — auf der Straße von Königsberg nach Danzig wandert ein Frauenzimmer dahin, gut aber bescheiden gekleidet, ein Päcklein unter dem Arm, einen großen Beutel an der Hand und in der andern einen starken Regenschirm; für eine weitere Fußwanderung ist die Frau ziemlich beladen. Der Marsch wird ihr auch schon sauer, obwohl es noch ganz früh am Tage ist; sie, die Frauensperson, stärkt sich zuweilen durch einen Schluck aus der ziemlich umfangreichen Bauchflasche, die sie aus einer verborgenen Tasche ihres Kleides zieht, auch blickt sie weit öfter hinter sich, als vor sich, was sonst ein rüstiger Wanderer nicht zu thun pflegt.

Für den schönen Morgen hat diese wohlbeleibte Wandernde durch-

aus keine Augen, gleichgültig schweift ihr Auge über die blaßrothen und bläulichen Tinten hin, in denen das Morgensonnengeld aufgeht, sie kümmert sich nicht um den Morgenstrahl, der im Herbstthau glitzert, sie ist nur verdrießlich über die Fußwanderung, die ihr über alle Maßen unbequem zu sein scheint. Immer öfter und immer sehnsüchtiger blickt sie hinter sich, und endlich scheint auch ihr Wunsch erhört zu sein, denn ziemlich geräuschvoll rasselt ein Fuhrwerk hinter ihr her.

Ein Wagen war's, überspannt von einem groben Leinentuche, das aber jetzt auf beiden Seiten in die Höhe gezogen war. Auf diesem Wagen, der mit drei kleinen unansehnlichen, aber sichtlich dauerbaren russischen Pferdchen nebeneinander-bespannt war, saß die schwäbische Auswandererfamilie, die wir im grünen Baum zu Königsberg verlassen haben. Sie saß da unter kleinen Kistchen und kleinen Fäßchen, unter allerlei Hausrath, der sich ganz sonderbar auf einem Wagen ausnahm. Da sah man eine Kinderwiege, von der hatte sich die Bäuerin durchaus nicht trennen wollen, weil alle ihre Kinder nacheinander darin gelegen, und so hatte die Wiege die Reise aus Schwabenland nach Rußland gemacht und machte sie jetzt wieder zurück. Ganz dasselbe galt von dem Spinnrad und von dem großen kupfernen Waschkessel.

Der junge Bursch, des hübschen Mädle's Bräutigam, machte den Kutscher, die Kinder aber jauchzten fröhlich in den köstlichen Morgen hinein.

Als der Wagen die Fußwandernde erreichte, blieb diese stehen und fragte bittend: „Habt ihr nicht noch ein Plätzchen auf eurem Wagen für eine Wandernde, die noch einen weiten Weg vor sich hat?"

Der Bursch sah sich ehrerbietig fragend um nach dem Bauer, der aber rief gutmüthig: „J, grüß euch Gott, Fraule, steigt auf in unsers lieben Herrgotts Namen, ist wohl noch ein Platz für euch!"

Die Frau, der Leser wird unsere Abenteurerin nicht schwer in ihr erkannt haben, stieg auf, freundlich unterstützt von dem jungen Burschen, und die Bäuerin räumte ihr gutmüthig den besten Platz ein auf dem Pack mit Decken und Betten. Behaglich setzte sich die Fremde, man sah's ihr an, daß es ihr wohlthat, zu sitzen, und alle Mitglieder der Auswandererfamilie beeiferten sich, ihr gefällig zu sein. Als aber der Bursche seine Peitsche schwang und die Rosse kräftig anzogen, da rief die Fremde: „Wie ist mir denn? seid ihr denn nicht die Leute, die ich gestern Abend im Gasthause zum grünen Baum gesehen in Königsberg?"

Das wurde bejaht von allen Seiten, und nun war die Bekanntschaft geschlossen, denn sie waren sich gar nicht fremd mehr, hatten sie doch schon eine Nacht mit einander unter einem Dache zugebracht! Eine Stunde später war die Bekanntschaft schon zu einer Art von Freundschaft geworden; ei! die kluge Frau verstand sich darauf, Menschen zu fangen! und zwei Stunden später hatte die gute Frau Busch, so nannte sie sich auch hier und gab sich für eine Wittwe aus, ihren neuen Freun-

den schon feierlich versprechen müssen, nicht nur bis Danzig, sondern bis Berlin mit ihnen zu fahren. Mit angenommener Bescheidenheit hatte sie sich lange gegen das großmüthige Anerbieten gesträubt, endlich aber hatte sie den treuherzigen Bitten nachgegeben.

Die Abenteurerin hatte ihre Absicht vollständig erreicht; sie war so zu sagen ein Mitglied der Auswanderer-Familie, nur der bedenkliche alte Spitz sah sie zuweilen mißtrauisch von der Seite an!

Zur wirklichen Kriegsbefähigung.

Die Wege zur praktischen Kriegsbefähigung müssen sich in den praktischen Inspicirungen vereinigen, dahingegen darf die Ausbildungs-Methode nicht centralisirt werden, sie muß innerhalb der Grenzen individueller Verantwortlichkeit bleiben.

Am Schießstande, möglichst am Walde, stehe die Abtheilung feldmäßig vor dem Inspicirenden bereit. Dort überzeuge man sich von der Trefffertigkeit nach der Rollscheibe und verlange unmittelbar nach dem Schuß des Mannes Bajonnetfechtparade, gegen den seitwärts bereiten Lanzenstoß, worauf der Nachstoß des Bajonnetfechters auf einen daneben hängenden Ball geschieht.

Nach einer solchen speciellen Prüfung der dazu Vorgerufenen gehe man in folgender Weise zur generellen über. Die Truppe rücke etwa Nachmittags durch Generalmarsch aus. Während eines zweistündigen forcirten Marsches wechseln die Gefechtsformen der Compagnie- wie der Bataillonskörper, unter gleichzeitiger Verwendung der Schützen-Division, diese analog wechselnd nach Form und Wesen.

In dieser Weise gehe es schließlich über zum scharfen Schießen im Holze, wo die Waldwege für die Kolonnen als Defilees zum wechselnden Tetenfeuer im Vor- wie Zurückgehen, gegen Scheibenwände benutzt werden; während die Schützen ihre Colonnen enveloppiren, um wechselweise über dieselben fort ihr Tirailleurfeuer auf Kopfscheiben abzugeben, die hoch an den Bäumen, supponirt feindlich, wie an den Gebirgsrändern oder in den Straßenhäusern, angebracht sind.

Unmittelbar geht es, vor Abend, aus dieser Situation in eine Position mit Bivouac und Vorpostenstellung. Hierbei komme das Schanzzeug in Gebrauch, bei den Vorposten durch Schützenlöcher, bei den Feldwachen mit Schützengräben, beim Bivouac durch Erdhütten, Kochheerde u. s. w.

Sodurch wird die Mannschaft durch praktische Fatiguen vorbereitet werden, wie es unsere Gegner im Marschiren, Fechten und Arbeiten gewöhnt sind. Der Inspicirende wird erkennen, wie weit die Praxis

routinirt ist. Derselbe kann aus solcher Uebung zugleich beurtheilen, wie der Felddienst bei Tag und Nacht, im Einzelnen und Ganzen, betrieben wird.

Die Nacht giebt zugleich die Gelegenheit, „das an der Klinge bleiben", eventualiter täuschend davon abzukommen, zu praktiziren.

Zum Schluß folge ein nächtlicher Rückzug über ein Defilee, mit möglichster Auflösung, um dann wieder zu einer ralliirten Attaque überzugehen, wonach ein geordneter Vorbeimarsch die Besichtigung beenden mag.

Solche Inspicirungen werden zu allen Jahreszeiten bewirkt werden können, um stets die Praxis mit der Fundamentalbildung Hand in Hand vorschreiten zu lassen.

Um aber stets alle Lehrgegenstände vor Augen zu behalten, bedarf jeder Vorgesetzte bis zur Corporalschaft hin „einen Monats-Beschäftigungs-Kalender für Theorie wie Praxis", um daraus die Gränzen seiner Mitwirkung durch das ganze Dienstjahr zu erkennen. Ohne eine solche läßt sich die dreijährige Dienstzeit, trotz unserer geistigen Vorbildung, dennoch nicht gegen die viel länger und mehr kriegsgeübt Dienenden verwerthen.

In ähnlicher Weise muß die Inspicirung mit Abschluß des Winter-Halbenjahrs theoretisch abgehalten werden; darüber Folgendes:

Die verhältnißmäßig theuere Heeresverfassung vergütigt sich nur dann dem Vaterlande, wenn sie neben der Wehrfähigkeit gleichzeitig auch die Volksbildung berücksichtigt.

Die Armee muß dem gemeinen Manne eine nachhelfende Schule von dem werden, was ihm zu Hause Noth thut. Deshalb bilde man Klassen der dazu Bedürftigen für die Religions-, Sitten- und Naturlehre; in der Kultur des Landbaues, von der Kenntniß der Thier- und Pflanzenwelt, Alles nur in den entsprechenden Gränzen. Ebenso die Schulelemente, inbegrifflich der vaterländischen Geschichte und Geographie; Benutzung der militairisch-patriotischen Bücher, zum Stärkung des National-Charakters. Die technischen Unterweisungen lassen sich in jeder Garnison anleiten, insoweit sie gemeinnützlich und heimathlich diensam werden können. Reichen dazu die Mittel innerhalb der Truppe für ackerbauliche und handwerksmäßige Belehrung nicht aus, so tauscht sie sich solche aus dem Civil gegen ihre Schwimm-, Fecht- und Lehrer der Gymnastik aus.

Für letztere, die militairische Gymnastik als Hülfsausbildungsmittel sowohl, wie als praktische Kriegsleistung, darf nur der Gesichtspunkt der allgemeinen Gewandtheit und Ausdauer maßgebend sein. Für die mehr dazu Befähigten möge außerdem die Kunst noch zu exceptionellen Fällen in einer besondern Abtheilung weiter ausgebildet werden, ohne damit das Ganze aufzuhalten und dadurch mehr Schaden als Nutzen zu stiften. Eine pedantische Lehrmethode macht sie lächerlich und die Leute widerwillig, dadurch aber wird die freie Naturentwickelung gehin-

dert. Nur das, was der Mann als zweckdienlich herausfühlt, ergreift er mit Lust und Liebe.

Aehnlich verhält es sich mit dem Schwimmunterricht, wo die Zeit auch nicht erlaubt, Alle zu Fahrtenschwimmern auszubilden, sondern es genügend ist, wenn die Masse nur auf 100 Schritte schwimmen lernt.

Wesentlicher ist die Benutzung der Zeit zum Fleuretfechten, weil darauf das selbstständige Bewußtsein im Gebrauch des Bajonnetgewehrs basirt. Es bildet das Selbstvertrauen des französischen Soldaten, dem wir dann bei mehr Kraft überlegen sein werden. Das Bajonnet-Contrafechten ist nicht allgemein möglich, wohl aber das Wesen davon, das Fleuretfechten. Diese Fertigkeit mit der des Schießens vereinigt, ist der Höhenpunkt zur Schlagfertigkeit.

Die ersparte Zeit kann viel zweckmäßiger der artilleristischen Hülfsleistung bei den dazu Geeigneten, so wie bei Allen zu den passagèren feldfortificatorischen Arbeiten gewidmet werden.

Letzteres wird jetzt der nothwendige Schild gegen die vervollkommneten Schußwaffen, welches unsere Gegner unter besserer Terrainbenutzung viel mehr treiben und sich zu ihren Kriegserfahrungen dadurch neben den taktischen Uebungen, mit den gleichzeitigen Fatiguen der Erdarbeiten vertraut machen.

Ueber eine solche „erhöhte Terrainbenutzung durch die Infanterie" erschien kürzlich von dem Ingenieur-Hauptmann Freiherrn von Wallbrunn eine praktische Anleitung bei Mittler in Berlin. Das Nothwendige dieser kleinen, aber von Kriegserfahrung zeugenden Schrift soll hier im Wesentlichen beachtet, das Fehlende ergänzt, so wie das nicht Annehmbare widerlegt werden.

Ohne Vorwort, läßt das kurze Inhaltsverzeichniß das praktische Ziel der Arbeit übersehen. Dieselbe handelt vorzugsweise von der Terrainbenutzung durch momentane Erdarbeiten als Schutz gegen die Feuerwaffen. Ausgeschlossen sind die schon genügend bearbeiteten Lehren der provisorischen Positionen mit ihren Communications-Sicherungen. Für letztere bleibt dem Infanterie-Officier das vom Ingenieur-Hauptmann Küntzel „Ueber die taktischen Elemente der neuen Fortification" bei Riegel in Potsdam 1851 erschienene Werk zu empfehlen.

Freiherr von Wallbrunn will vermeiden, daß nicht die permanenten Lehren der Feldfortification stereotyp angewendet werden. Ueberdem würde eine vorbereitende Feldbefestigung die jetzige Kriegsweise doch weniger vor Umgehungen schützen. Gegenwärtig müßten solche Terraineinrichtungen mehr genügen, die über Nacht, selbst noch während des Gefechts anzubringen wären. Die Ressortverhältnisse und deren Mittel würden sich nach dem Bedürfniß der bedeutenderen oder geringeren Terrainbefestigung von selbst abgränzen.

Daher gehören zum Wirkungskreise „der taktischen Körper" die Terrain-Einrichtung gegen die Feuerwirkung, inbegriffen der Local-Verthei-

digung mit ihrer verschiedenartigen Communikations-Sicherung. Der eigene Schutz, so wie die dem Feinde zu bereitenden Hindernisse geben den Maßstab zur Arbeitsleitung.

Um aber solchen günstigen und eiligen Terrain-Verwandlungen gewachsen zu sein, verlangt der Verfasser, daß jeder Soldat mit einem guten Spaten versehen werde, wohingegen eine zweckmäßige Erleichterung des Gepäcks vorgeschlagen wird.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht geht die Betrachtung auf das Besondere und zunächst auf die Anwendung der Terrain-Verwandlung über.

Wie überall, so tritt auch hier eine hohe Begriffsklarheit hervor, durch welche der Pionier-Felddienst für die Offensive, wie für die Defensive an und für sich geordnet, wie auch in ihren Wechselfällen präcisirt ist.

Beachtenswerth ist besonders der folgende Satz. „Gewichtige Gründe scheinen dafür zu sprechen, daß die Terrainverwandlungsarbeiten in zukünftigen Kriegen eine viel bedeutendere Rolle spielen werden, als in den früheren, und daß diejenige Armee, welche darin bereits eine genügende Vorbildung besitzt, über ihre Gegner sehr oft im entschiedenen Vortheil sein wird."

Hierauf wird die Verbesserungslehre des Terrains in folgender Weise specificirt. „Unter diesen Gründen vor allen der erste und bedeutendste ist die Verbesserung der Schießwaffe. Da man auf 300 Schritt die Mannsbreite durchschnittlich als einen sichern Schuß rechnen kann, so darf man nicht annehmen, daß sich ungedeckte Tirailleurlinien im Felde viel näher kommen; dagegen muß man erwarten, daß sie mit Sorgfalt jede noch so unbedeutende Deckung benutzen werden. Vom Benutzen dieser Deckungen bis zum Verbessern derselben bedarf es nur einiger Anleitung und Nachhülfe. Einen unvollkommenen Graben, einen Ackerrain beispielsweise in eine gute Deckung zu verwandeln, erfordert (die Werkzeuge vorausgesetzt) oft nur 10 Minuten Zeit, welche der den feindlichen Angriff erwartende Tirailleur leicht anwenden kann. Da die Zeit der Kürasse nun einmal eine vergangene ist, aber die jetzige vorzügliche Feuerwaffe dringend einen größeren Schutz wünschenswerth macht, so möchte der Selbsterhaltungstrieb beim zerstreuten Gefecht gar oft den Gedanken erregen, daß der Tirailleur einen angemessen construirten leichten Spaten führe, um sich sein Schützenloch jederzeit, wenn es nöthig ist, auszuheben oder zu verbessern. In einer noch schwierigeren Lage ist die Artillerie, die auf 600 Schritt und darüber von einzelnen vorgedrungenen guten Schützen so belästigt werden wird, daß sie unter Umständen zum Schweigen gebracht oder doch eines großen Theils ihrer Bedienung und Bespannung beraubt werden kann. Auch ihr wird vielleicht häufig Nichts übrig bleiben, als während sie das Feuer auf einer länger zu behauptenden Stelle beginnt, neben der ersteren Aufstellung

eine gewehrkugelsichere Maske aufzuwerfen, hinter welche die Batterie nach Vollendung dieses Baues einrückt."

„Durch die jetzige Vollkommenheit der Schußwaffe haben ferner alle Terrainpunkte, welche den Gebrauch derselben vorzüglich begünstigen, gegen früher eine wesentlich erhöhte Bedeutung erlangt. Es wird daher auf die Behauptung eines sehr dominirenden und gut defilirten Postens viel mehr ankommen, als bisher, und deshalb häufiger als bisher die Wichtigkeit desselben groß genug erachtet werden, um der natürlichen Stärke durch die Kunst nachzuhelfen. Bedenkt man, daß der Angreifer eines solchen Postens in der wirksamsten Schußweite die letzten 300 Schritt unter günstigen Verhältnissen in der Regel ungedeckt zurückzulegen hat, daß also jeder Mann desselben während dieser Zeit mehrere Schüsse auf die besten Distancen aus der gedeckten Stellung von einem in dieser nicht unruhig werdenden, sich nicht übereilenden Feinde aushalten muß, so wird man die ungemein gesteigerte Ueberlegenheit des Schützen hinter einer guten, d. h. oft künstlich verbesserten Deckung nicht unterschätzen." . . . .

Erkenntnißreich ist die Auffassung an Hülfsmaßregeln zur gegenwärtigen Gefechtslage; es heißt darüber: „Die Taktik der Gegenwart befindet sich, wie bekannt, bereits auf dem Standpunkte, für ihre Gefechte das bedeckte und durchschnittene Terrain mit Vorliebe aufzusuchen, um es mit seinen Flügelanlehnungen, seinen Frontverstärkungen, seinen Deckungen gegen feindliches Feuer, seinen Masken für die Bewegungen nach Möglichkeit zu benutzen. Diese fortschreitend vervollkommnete Benutzung führt aber von selbst in den Grenzen der praktischen Möglichkeit zu Terraincorrekturen. Die Garnirung eines Gebüsches mit einem kleinen, deckenden Schützengraben, die Schließung der Lücken einer Dorflisière, die Vorrichtung eines Kirchhof-Reduits im Dorfe, die Abscarpirung eines Seitenrandes eines Hohlweges, welche ihn unersteiglich und zu einem haltbaren Abschnitte macht, die Ueberbrückung eines Baches mittelst einiger daselbst wachsender Bäume — sind Arbeiten, welche hier beispielsweise hervorgehoben werden, sich fast sämmtlich während des bereits engagirten Gefechtes in einer vergleichsweise sehr kurzen Zeit ausführen lassen und auf den Verlauf des Kampfes eine sehr bedeutende Einwirkung erlangen müssen."

Natürlich wird der Pionierdienst auch in einflußreicher Benutzung der Eisenbahnen hervorgehoben, wie es der italienische Krieg bestätigt.

Die Bedingungen, von welchen der Gebrauch der Terrain-Verwandlung abhängt, sind dem Kriegsleben entsprechend entnommen. — Wenn aber zur Beurtheilung und Benutzung „einer Ueberbrückungsstelle stets ein Ingenieur-Offizier verlangt wird," so möchte darauf eben so wenig stets zu rechnen, als dasselbe auch nothwendig sein, weil dazu die Befähigung der meisten Infanterie-Offiziere ausreichend wäre. — Desto

einverstandener sind wir mit den reichen Lehren zur Beurtheilung eines einzurichtenden Terrains.

Vorzüglich kommt hier die bereits von uns früher ausgesprochene Ansicht in Bezug auf die Befähigung zu Pionierarbeiten, als Friedens-Uebungen, zur Sprache. Es versteht sich von selbst, daß diese Uebungen auch auf die Offiziere auszudehnen sind, z. B. bei der Anlage einer Flesche, eines Tambours als Brückenkopf ꝛc.

Auch der Feldtelegraphie ist für ausgedehnte Terrainarbeiten gedacht, wenn gleich das wohl nur bei exceptionellen Fällen maßgebend werden könnte.

Zu „den personellen Mitteln" bei der Leitung der Arbeiten wird 1) das preußische Ingenieur-Personal für die feldfortificatorischen Zwecke veranschlagt. Daraus folgert sich noch mehr die Pflicht einer Vorbildung für die Infanterie, weil die Pionier-Compagnien sonst nicht zum Belagerungsdienst ausreichen, oder die operirende Armee darunter leiden würde. — Daher würden 2) die seitherigen Commandos der Infanterie bei den Pionieren allein nicht ausreichend sein. Deshalb wird sehr richtig auch eine entsprechende allgemeine Uebung zur Verwerthung der Arbeitskräfte für derartige Uebungen bei der Infanterie im Pionierdienst beansprucht und übersichtlich nachgewiesen.

Unter „den materiellen Mitteln" ist dann eben die zweckmäßige Vermehrung der Spaten als nothwendig nachgewiesen, was sich überdem aus älteren Kriegserfahrungen bestätigen ließe.

Lehrreich wird erörtert: welche Erdarbeiten man zu wählen, oder zu vermeiden habe. Eben so ist die Benutzung der Hölzer bezeichnet.

Was theoretisch im I. Abschnitt über die Terrainbearbeitung festgestellt wurde, das erörtert der II. Theil praktisch zunächst mit der Anforderung: daß jeder Infanterist mit einem leichten Spaten zu versehen sei, wohingegen die Hacken abzuschaffen, und die Seitengewehre zu erleichtern wären.

Insofern sich jene schweren, aber doch nothwendigen Stücke noch mehr ambulant auf die Fahrzeuge bis zur näheren Gebrauchszeit unterbringen ließen, würde dagegen nichts einzuwenden sein. Dahingegen genügte aber wohl die Ausrüstung eines Drittheils der Mannschaft mit Spaten, weil sie bei zu berücksichtigender wechselnder Last, doch nur aus taktischer Rücksicht, durch höchstens zwei Nummer-Abtheilungen benutzt werden dürften, insofern nur der Abgang stets berücksichtigt bleibt. Bei der Compagnie würden wir den andern zwei Drittheilen der Mannschaft, statt der Säbel, die Beile geben.

Die Terrain-Verwandlungsarbeiten theilt der Verfasser zweckentsprechend in 1) strategische, d. h. solche, die von Dauer, durch technische Truppen auf höhere Anordnungen auszuführen sind; so wie 2) in momentane Arbeiten, die innerhalb weniger Stunden herzustellen wären, und von den unmittelbaren Führern angeordnet werden; daher werden

auch diese Arbeiten richtig als taktische Terrain-Verwandlungen bezeichnet, wovon die folgenden Seiten besonders handeln.

Mit kriegspraktischer Auffassung ist der vorkommenden Arbeiten — auf Märschen — nach ihren drei Kategorien und mit Bezug der Kommunikations-Berücksichtigung gedacht.

Unter der „Unterkunft der Truppen" wird nur das Bivouak besprochen. Hierbei wird der Satz, „daß das Bivouak von jeher der schwächste Punkt in dem aufgestellten Ideal einer vollen Kriegsselbständigkeit der Truppe sei," doch den richtigeren Gegensatz hervorrufen: daß gerade das Bivouak die stärksten Formen gewährleistet. — Jener Ausspruch soll sich wahrscheinlich nur auf sanitätliche Gründe beziehen, die aber da nicht berücksichtigt werden dürfen, wo man durch ein schlagmäßiges Zusammenhalten viel mehr erreicht, als man durch Humanitätsrücksichten erspart. Es wird daran der Vorschlag angeschlossen, „das Bivouak durch Erdzelte zu verbessern." Einer solchen Absicht läßt sich dankbar beistimmen, da der Vorschlag ausführbar erscheint, was sich durch eine Probe bei einem Bataillone leicht ergeben müßte. — Es sollen nämlich die vermehrten Spaten dazu dienen, um für 6 Mann eine wallartige Lagerstätte zu bereiten, wozu 4 Spaten die schrägen Träger bilden, an welchen von jeden der 6 Mann ein im Tornister tragbares Stück Leinwand, als Zeltdecke befestigt wird. — Allerdings erklärt sich hieraus die erhöhte Anforderung an Spaten, wozu also $\frac{3}{4}$ der Combattantenzahl nöthig wäre; inzwischen ließen sich die fehlenden durch Holzmaterial zu Stielen ersetzen. Die geringe Vermehrung des Gepäcks ließe sich überdem noch dadurch zeitweise erleichtern, daß man gewisse Gepäckstücke den Truppen auf den längsten Touren mit der Eisenbahn bis zum nöthigen Gebrauch nachführen könnte; beispielsweise wäre dazu der Unterschied in der Bekleidung zwischen den beiden Semester-Jahreszeiten maßgebend. Im Winterhalbjahr würde etwas mehr Last (zum Vortheil der Gesundheit) durch die leichte Zeltleinwand nichts schaden.

Jedenfalls erscheint der Vorschlag für Erdzelte zweckmäßig, wodurch die Schlagbereitschaft, unter mehr Schutz der Gesundheit, gesichert bliebe. Das Herrichten der Wetterdächer, event. Lagerhütten, sollte bei den Felddienstübungen der Kompagnien jährlich einmal, mindestens durch die Gefreiten eingeübt werden, wozu sich einiges Material länger conserviren, und leicht mit auf den Exercerplatz hinaus nehmen ließe.

Für die Gefechtsverhältnisse sind die Fälle zur Terrain-Bearbeitung bündig präcisirt; dabei sind die Schußdistancen berücksichtigt. Nur der nachstehende Satz läßt sich wieder nicht ohne Weiteres acceptiren. „Ueberhaupt muß consequenter Weise jede Verbesserung der Feuerwaffe dahin führen, daß die blanke Waffe eben so viel an Wichtigkeit verliert, als die Schutz- und Deckungsmittel hieran gewinnen, und muß dieser Satz mitwirken, den Wunsch zu unterstützen, das Seitengewehr der Infanterie zu verkleinern, um Jedem einen Spaten beizugeben." Hier-

bei bleibt zu bemerken: daß der Nimbus des Bajonettkampfs aufrecht erhalten werden muß, um dazu die Befähigung nicht abzuschwächen, sondern vielmehr die vorbereitliche Ausbildung, in sofern sie **praktisch** geleitet wird, durchaus beizubehalten ist. Ueberdem hat Verfasser oft genug und u. a. Seite 44 „auf den unausbleiblichen Bajonettkampf" hingewiesen; daher ist der Sinn jenes Satzes nicht falsch aufzufassen.

„Daß in einer ganz freien Ebene Terrainarbeiten nicht vorkommen würden," ist gerade jetzt, bei einer über 1200 Schritt erweiterten Treffähigkeit, nicht zuzugeben. In einer solchen Ebene bildet die Kavallerie die vorderste Postenlinie, wo sie also mehr als früher ohne Deckung oder secundirenden Infanterie-Schutz gefährdet bliebe. Daher muß man entweder den Vedetten Epaulements oder den zugetheilten Infanterie-Posten Schützengruben schaffen; so wie ihre Feldwachen dort mindestens in Schützengräben einzuschneiden sind: wodurch dann erst die Kavallerie geschützt und degagirt werden kann. — Ebenso muß in der Ebene die Partikulardeckung eingeschnitten werden, um unsere Geschütze gegen anprellende Flankeure und gegen anschleichende Schützen zu sichern. Die weitere Ausführung hier bei der möglichsten Arbeitsbenutzung während eines Gefechts, im dazu einladenden Terrain, läßt sich als ausführbar anerkennen.

Sehr richtig wird der Gefechtswerth der Höhen, mindestens relativ, für die heutigen Gefechtsverhältnisse gewürdigt.

Ebenso wird anleitend die Benutzung der Defileen, nach ihrem dewie offensiven Charakter, zur Arbeitsbenutzung hervorgehoben.

Das Waldgefecht ist der „strategischen Terrainberücksichtigung" zugewiesen, wovon das Buch nicht handelt; indeß wäre doch auch dies hier in so weit zu berücksichtigen gewesen, als sie auf taktische Momente stoßen, wo eine ephemere Verbesserung das Waldgefecht verstärken kann.

Die Vertheidigung von Lokalitäten wird nach ihrem Werth sehr richtig erkannt, und ist in solcher Weise auf die Benutzung der Dörfer hingewiesen. Es wird hierbei des gesicherten Abzugs besonders so gedacht, daß sich dadurch auch die Wiedereinnahme einer verlorenen Position ermöglichen läßt.

Beim Sturm eines Dorfes wird empfohlen, „die Lisière durch vorbereitende technische Mittel zu durchbrechen. Außer seinen Spaten und deren Gebrauch empfiehlt sich dem Angreifer hierzu namentlich das Abhauen einer möglichst großen Anzahl junger Stämme (armsdick und mannslang). Mit diesen Wuchtbäumen und mit Spaten wird eine zum Angriff vorrückende Kolonne etwa 25 Mann ausrüsten, die die Tete der Kolonne einnehmen und Gewehr und Tornister zurück lassen. Es dürfte nicht rathsam sein, den Angriff auf eine einigermaßen gut vorbereitete Dorflisière ganz ohne dergleichen technische Vorkehrungen zu unternehmen." — Unter Umständen würde eine ähnliche Vorkehrung wohl rathsam sein, wozu auch schon 10 Mann genügten, die zwar ihr Gepäck aber

nicht ihre Gewehre zurück lassen dürften, die noch besser durch zugetheilte Deckungsmannschaft bereit zu halten wären. Die Pickenträger wären vorzugsweise solchen Arbeitscommandos zuzutheilen. Ein größeres Bedürfniß an Brechwerkzeugen muß aus der Gegend und dem Orte selbst später beschafft werden.*)

Wenn hier nur der Angriff auf gewöhnliche Feldschanzen in Betracht gezogen ist, wobei der vermehrte Werth der Spaten hervorgehoben wird: so müßte doch auch in diesem Falle dem Vertheidiger ein ähnlicher Nutzen zugestanden werden. Dem Angreifer bliebe aber zur möglichen Benutzung der Spaten anzurathen, daß sie mit einer doppelten Schützenlinie vorgehen, um während der Arbeit diese zu schützen. Die Nacht wäre dazu am passendsten. Der Vertheidiger darf sich jetzt, wie hier ganz richtig bemerkt wird, „nicht mit bloßen niedrigen Geschützbänken ohne Scharten begnügen."

Zum Schluß fürchtet Verfasser, wohl leider nicht unbegründet, daß der Frieden seinen Vorschlägen selten die nöthige praktische Anwendung verschaffen werde, so daß erst nach traurigen Erfahrungen eine allgemeine Annahme zu erwarten sei. — Eben deshalb weisen wir den etwanigen Einwand an Zeit und Gelegenheit bei den Friedensübungen ab. Bei einem richtig entworfenen Dienstbeschäftigungs-Kalender bleibt dazu mindestens an den Rändern der Exercirplätze ein unbestrittenes Feld; wie das auch später der Schluß der Schrift anerkennt und dazu richtige Vorschläge macht.

Um ihrer Wichtigkeit willen mußten wir uns bei dieser so zur rechten Zeit gekommenen Schrift länger aufhalten, um desto mehr auf die so nothwendige Einübung hinzuweisen, als sie nicht allein an und für sich wesentlich, sondern zugleich in Verbindung mit den Marsch-, Felddienst- und Scheibenschieß-Uebungen, im Anschluß der vereinigten Fatiguen und des dabei zu erhaltenden ruhigen Bluts nützlich sein wird. So wird in Summa die Uebung sich den wirklichen Kriegsgewohnheiten, diese einst ergänzend, anreihen lassen.

Hoffen und wünschen wir, daß der so befähigte Herr Verfasser auch ferner für die Kriegstüchtigkeit unseres Heeres wirken werde. Wir kommen in einem folgenden Artikel noch auf mehrere andere wichtige Desiderien in Bezug auf diese Kriegstüchtigkeit.

---

*) Randnote: Seite 49 letzte Zeile des mittleren Satzes in der angeführten Schrift soll wohl „vertheidigungsfähig" heißen.

Ein Blick in die Vergangenheit.

III. (Schluß.)

Von besonderer Bedeutsamkeit ist besonders eine Stelle des (in II. dieses Aufsatzes) mitgetheilten (vielleicht vom König selbst herrührenden) Briefes; es ist die folgende, die hier noch einmal wiederholt sei:

„Was man als die ererbten Mißbräuche früherer Jahrhunderte, als die schweren Lasten für die Neuzeit schildert, alles das hat Preußen vollständig, ja man sagt sogar, mehr als vollständig abgeworfen; Preußen ist ein Staat des 19. Jahunderts so gut als einer. Durch die Resultate dieses Umschwunges haben die Kräfte des Umsturzes ihre Macht verloren; sie finden keinen Unterstützungspunkt für ihre Maschinerie, kein „Gieb mir, wo ich stehe."

„Sind wir gleich nicht in Allem theoretische Anhänger der Stein'schen Legislation, so verkennen wir doch jenes große praktische Verdienst in keiner Weise: daß durch eine große sociale Umwälzung die politische, welche gemeinhin damit verbunden ist, uns wahrscheinlich erspart wurde. Fast Alles, was die Neuzeit von staatlichen Resultaten verlangt, findet in Preußen Analogien, zum großen Theil glückliche Analogien."

In diesen Worten ist ein großer Blick in die Zukunft vorausgethan, eine prophetische Ahnung über die eigentlich treibenden Kräfte der im tiefsten Innern des Volksthums arbeitenden Bewegung ausgesprochen, eine fruchtbare Anregung den Staatsmännern der vierziger Jahre gegeben, eine Anregung, die doch keiner von ihnen genügend benutzte.

In der That — und das ist die erste Wahrheit, welche in dem eben angeführten Satze enthalten ist — können Staaten, in denen eine Periode ihrer Entwicklung sich eben erfüllt hat, nur dadurch dem politischen Umsturz entgehen, daß sie einen socialen Umschwung erleiden.

In der That — und das ist die zweite Wahrheit in diesem Satze — stellte das achtzehnte Jahrhundert an den Staat und die Gesellschaft eine gewaltige neue Forderung, die gelöst sein wollte, wenn die Revolution nicht einbrechen sollte, das neunzehnte Jahrhundert verlangte nach etwas Neuem.

Der König — das geht aus diesen zwei Punkten hervor — kannte also genau seine Zeit, nichts lag ihm ferner als blinder Reaktionseifer, er kannte zweitens das Mittel, durch welches der Staat dieser Zeit und ihren Bewegungen gerecht werden konnte.

Aber wie unfruchtbar sollten diese Königlichen Ideen bleiben! Freilich in der Gestalt, in der sie uns im Obigen vorliegen, sind es nur schwache Andeutungen, nur rasche und flüchtige Umrisse, die vielfacher Ergänzung bedürftig sind. So würde eine weitere Ausführung der Hinweisung: „Zwar sind wir nicht in Allem theoretische Anhänger der

Steinschen Legislation" . . . zugleich auf das sociale Problem selbst hingeleitet und eine Kritik dessen, was Stein geplant und was die seinen Namen tragende sociale Gesetzgebung erreicht hat, herausgefordert haben. Es würde sich erfahrungsmäßig dabei herausgestellt haben, daß diese Gesetzgebung, während sie ältere, im Staate bestehende Spannungen beseitigte, neue, z. B. zwischen Handwerk und Fabrik, zwischen Arbeit und Capital, bewirkte, und man hätte dann leicht auf ihre Mängel zurückschließen können. Man wäre nach solchem Schlusse wohl auch noch weiter vorgedrungen, und indem man ihre Mängel mit ihrem großen und guten Zweck entschuldigte, dahin gekommen, diesen ihren Zweck genauer ins Auge zu fassen. Daß dieser Zweck nicht blos darin bestand, den Reichthum oder die Bevölkerung des Staates zu mehren, wie Kraus lehrte, wußte Friedrich Wilhelm IV.; deutet er doch selbst in seinem von uns mitgetheilten Briefe darauf hin, daß ein socialer Umschwung einen politischen Umsturz verhindern könnte. Darin kommt er dem obersten Gedanken Steins nahe. Stein verfolgte in der That einen höheren Zweck, als den rein wirthschaftlichen und finanziellen; er wollte eine freie Neugestaltung des Staates, und sein genialer Instinct machte ihn darauf aufmerksam, daß alle politische Gestaltung auf einer socialen Grundlage beruht, genauer ausgedrückt, daß, wie in den Grundformen menschlichen Zusammenseins sittliche und wirthschaftliche Motive sich innigst durchdringen und eine sociale Form erzeugen, und wie der Staat sich an, auf und über einer Reihe solcher Formen und Gestaltungen bildet, so auch jede weitere Veränderung dieser Verbindungen zwischen Sittlichkeit und wirthschaftlicher Thätigkeit vom Staate beachtet werden und er sich nach diesen Veränderungen richten und selbst verändern muß, will er anders ihnen gewachsen und ihr oberstes Gesetz bleiben und will er nicht von ihnen endlich gesprengt werden.

Hätte sich diese Gedankenreihe an die königlichen Anregungen geschlossen — und es war die Pflicht der Staatsmänner jener Zeit, solche Gedanken zu bewegen [aber von wem kann verlangt werden, daß er denke?] —, so wäre auf einmal der trübe Nebel verscheucht gewesen, der auf den Augen der Besten jener Zeit ruhete, so hätte die Verzweiflung an einem Besserwerden der Zustände rasch weichen müssen, so hätte Radowitz das Wort Montlosiers nie wiederholen können: „Es giebt Zeiten, in denen das Gute zu früh kommen würde, in denen man nichts thun kann." Ein entsetzlich feiges und castratisches Wort!

Sobald nämlich erkannt gewesen wäre, auf welchen tieferen socialen Gründen der Staat beruhet und welche tieferen socialen Gründe ihn von Zeit zu Zeit umgestaltet haben, würde auch die Frage um eine weitere Umgestaltung ihre aus einer inneren Nothwendigkeit hervorgegangene Bejahung oder Verneinung gefunden haben. Da hätte ein warnendes oder wehrendes Wort so wenig als ein anreizendes, stürmisches das Ohr des Königs berühren können, da hätte es heut nicht heißen können:

„Eine Verfassung thut noth. Schnell muß sie gegeben werden", und morgen: „Keine Constitution. In Preußen muß der König regieren"; da hätte es überhaupt nicht heißen können: „Die Verfassung wird gegeben oder nicht gegeben werden können." Da hätte man die verhältnißmäßige Bedeutungslosigkeit der Constitutions- und Chartenzänkereien scharf erkannt, und indem man mit gütigem Lächeln an ihnen, wie an den ähnlich seichten religiösen Zänkereien vorüberging und sie soviel wie möglich ignorirte, sich daran gemacht, die Grundlage der Gesellschaft in Preußen zu untersuchen, die Krankhaftigkeit derselben, das Umsichfressen eines entsetzlichen Individualismus erkannt und wieder in Zunft und Genossenschaft und Gemeinde die Keime geweckt und gepflegt, aus denen frisch und willig gemeinsame, fügsame und zusammenstimmende Thätigkeit der Menschen hervorgeht.

Alles das wollte der König, alles das regte er an; aber statt williger Diener fand er nur besorgte Polizeimänner, welche sich vor jeder Bürgeradresse und vor jedem Tumult in der großen politischen Kinderstube, die Preußen damals darstellte, entsetzten und leider selbst bei den höheren und besseren Geistern jener Tage eine Stütze und eine beredte Vertheidigung fanden. Ohne diese höheren Geister hätten die Polizei-Naturen niemals einen Erfolg ihrer Richtung gesehen.

Wir theilen zum Schluß als eine Probe jener Anwaltschaft, welche auch von Jenen für Diese übernommen ward, ohne weitere Bemerkung ein Stück „aus der Stimme aus den Königsgräbern" mit, welche sich 1841 an Friedrich Wilhelm IV. richtete. Es heißt dort:

„Wir hinterlassen und übergeben Dir diesen Staat in der Fülle einer Kraft, wie er sie nie beisammen hatte; herzlich darfst Du uns danken, nun sorge nur, daß Dir unsere Nachkommen auch eben so herzlich für ihr Erbe Dank wissen können, weil sie sich mit ihrem trefflichen Willen nicht verlassen und ohnmächtig finden. Nimm diesen mächtigen Körper wohl in acht, er besitzt Nerven, die ihn größeren gleichstellen, so daß Dein Feind nicht mit Dir spaßen und Dein Freund Dich hochschätzen wird. Denke nicht, daß Du das Pfand und die Ehre unseres Hauses, auch des Landes Wohlfahrt und sicheres Gedeihen, dem Volke auf eine verlässigere Weise anvertrauen kannst, als Dir selbst. Wer reißt Dich überhaupt mit Deinem Volke so widersinnig auseinander? Mag es zwar für einen fürstlichen Herrn möglich sein, sich selbst zu sammeln in der Zerstreuung des Volkes und im Widerspiel der Parteigeister; besser und leichter bleibt es aber, Dir das Volk in seiner vollen geistigen Kraft in Deinem Königlichen Herzen zu sammeln. Sieh uns an, die wir unseres Königlichen Berufs mit Ehre und Treue, mit männlicher Tapferkeit und mit dem Segen Gottes gewartet haben! Hatten wir nicht tüchtige Diener, hatten wir nicht ein treu ergebenes und in unserer Sorge wohl belohntes Volk? Stand dies unser Volk anderen jemals nach in dem Maße seiner Mittel, der Freude seines Daseins, im Gefühl seiner Kraft,

in der Würde seines geistigen Berufes? Nun rathen sie Dir, die Mächte Deines Regiments, des Volkes und seiner Fürsten zu separiren! Weder Du noch das Volk werden dieser widernatürlichen Scheidung froh, sondern die Intriguen oder doch Chicanen der Verhandlungen und die Capricen des Geschäftsganges, diese natürlichen Feinde des energischen Regiments, werden dann euch beiden fast über den Kopf wachsen. Beide werdet ihr euch wundern müssen, Du über Deine Minister und übrigen Beamten, das Volk über seine Deputirten und Magistrate, bis dann wieder ein Herr über diese Verwirrung kommt, härter als Du sein möchtest, strenger als wir gewesen sind, nicht nützlicher als Du werden kannst, nicht gesegneter, als wir mit Gottes Hülfe geblieben sind. Schlimm, wo dem so ist; schlimmer, wer sich's so machen wollte.

„Denkst Du uns mit dieser Erfindung die harten Kämpfe zu lohnen, wodurch wir Dich auf die Höhe gebracht haben, und denkst Du, nun sei die Arbeit gethan, welche nur mit ruhigen, unzerstreuten Sinnen und gesammelter Kraft das Ziel erringt, das errungene Ziel behauptet? Oder hoffst Du, daß Du selbst und gleich Dir die kräftigeren unter Deinen Nachkommen die Hinderungen, die Du Euch allen in den Weg legtest, mit leichter Mühe überwältigen werden? Die schwächeren aber nicht vermögen werden, diesem oder jenem Guten ein Hinderniß zu legen, was des Landes selbstgewählter zahlreicher Rath zur Förderung des allgemeinen Wohles etwa in's Werk zu setzen dienlich findet?

„Wem überlässest Du denn forthin die Sorge, diese vielen Väter des Landes zu einigen? Dem Triebe des National-Interesses? Aber Dein Preußen concentrirt sich ja nicht durch eine eigene Nationalität. Vielleicht wolltest Du wohl Deinen Staat einer höheren Einheit, der Einheit deutscher Nation, unterordnen? Hoffst Du vielleicht auch diese Einheit dirigiren zu können, oder hast Du vielmehr zu erwarten, daß in ein Staatssystem von so tiefer und vielfältiger Spaltung, wie das deutsche, die Hand des Nachbarn, Regenten oder Parteihauptes, immerdar eingreifen werde? Wir sagen Dir, sie werden es versuchen mit den Ideen und mit solidem Geld, mit Ehre und Welteitelkeit, wie mit der Religion; mit dieser vor allen Dingen? Das Haupt des Protestantismus wird gefallen sein, und nicht einmal mehr vermögen, seinen katholischen Unterthanen, vorerst wenigstens ein begrenztes, aber sicheres Recht zu verschaffen. Wir sagen Dir, alles Schreckliche wirst Du erleben, was einer Macht beschieden ist, die von den Grundlagen tritt, auf denen sie Macht war, und gegen die sich nun alle Interessen, in denen sie sich band, verderbend und zerstörend wenden. Auf die kleineren Staaten Deines Vaterlandes darfst Du Dich durchaus nicht berufen. Die Zukunft soll es noch beweisen, wie deutsch und wie constitutionell sie sich zeigen werden. Dem ruhigen Bestehen Deines Staates, den Fortschritten in der Verwaltung desselben, dem Credit seiner Interessen haben sie bisher überdies nicht wenig zu danken gehabt. Ihr Staat und ihre Staatswirth-

schaft ist von Haus aus eine andere, weil ihre Politik nur eine untergeordnete zu sein vermag; die politische Bedeutung des Deinigen aber ist Dein und Deines Volkes höchster Schatz und kostbarstes Eigenthum; beide habt Ihr ihrer Ehre genossen, sie ist Euer moralischer Besitz geworden, den Ihr beide nicht mehr missen könnt. Noch aber ist die Zeit nicht gekommen, in der der Regent Preußens das Schwert zur Seite legen darf; ein König von Preußen muß als Feldherr seinen Staat dirigiren und nur wenn er darauf eingerichtet ist, hat des Volkes Bewaffnung in der Energie des Gouvernements, in der Centralität seiner Interessen ein schweres Gewicht. Behüte Dich der Himmel, behüte der Himmel Dein Volk, daß jeder Krieg, den dieser preußische Staat etwa in Folge seiner politischen Stellung auszufechten bekommen könnte, sofort ein Krieg werden müßte, den die Nation für Feuer und Heerd kämpfte! Daß diese härtesten Wehen dem Lande großen Theils erspart werden können, ist auch ein Segen, den unsere Wirthschaft, wenn Du sie fortsetzen wirst, einschließt.

„Regiere aber dergestalt, daß das Herz Deiner Völker stets bei Deinen Fahnen ist, und das trauen wir Dir zu. Sei immerhin ein König Deiner Zeit, Du vermagst Deinem Lande allein zu geben, was einer Constitution werth ist, was mehr als Constitutionen wiegt, eine solche selbstständige, eigene, charakteristische Ordnung im Lande, bei der ein erkenntlicher Sinn, eine dankbare Gesinnung gedeiht. So wird Dein Volk ohne Neid und ohne Eifer, mit Befriedigung und Ruhe auch der Entwickelung der Lebensverhältnisse in den Staaten der übrigen Völker um Dich her zusehen können. Ist etwa ihrem Thun und Treiben ein Segen beschieden, so wird er zu Euch auch herüber wandern. Du und wir werden uns dessen freuen dürfen; wir werden mit Dir fortleben können und Du wirst Deine Vorfahren nicht in den Schatten der Zeit bannen, indem Du hoffst ein neues Geschlecht zu beginnen und den Mächten des Geschickes ein neues Werk auf neuen Grundlagen entgegen zu stellen.“

Wie wahr sind diese Worte, und doch! was sind sie weiter als eine Apologie eines unhaltbaren Zustandes!

Neuere englische Werke über Amerika.

Es ist ein bemerkenswerther Zug in der neueren Reiseliteratur über Amerika, die gegenseitige Abneigung nicht mehr so rücksichtslos hervortreten zu sehen, als das noch vor zwanzig Jahren der Fall war. Das Blatt hat sich sonderbar gewendet. Damals konnten englische Politiker, gewiegte Männer von Fach, nicht umhin, ihre Bewunderung vor demjenigen zu äußern, was sie die ein-

fache Größe der nordamerikanischen Verfassung nannten; aber der brittische Durchschnittsreisende, welcher nach den vereinigten Staaten kam, fand sich von den ungezogenen Lebensgewohnheiten der Yankees, als einem wahren Gegensatze der Gentilität und Respektabilität, förmlich angewidert. Ich will nicht sagen, daß der wohlerzogene Engländer seine neuenglischen Vettern heut zu Tage für liebenswürdig, für besonders gebildet oder auch nur für leidlich guten Umgang hält — die Yankees bieten in der That von alle dem zu wenig, als daß irgend wer sie dafür halten könnte. Dennoch legen neuere englische Touristen nicht mehr den Ton auf die ziemlich gemeinsame Niedrigkeit in Bildung und Sitte, welche die amerikanische Gleichheit hervorgebracht; was sie vorzugsweise jenseits des atlantischen Oceans bemerken, es ist die alle Klassen durchziehende rege Männlichkeit, die ungeheure Betriebsamkeit und die entsprechende ökonomische Entwickelung des Landes, das steigende Machtbewußtsein der Amerikaner u. dgl. mehr. Mit einem Worte, sie erblicken in der bis zur Rohheit gehenden Unabhängigkeit der amerikanischen Charaktere weniger die Roheit als die Unabhängigkeit, sie schätzen in der einzig nach dem Vermögen gegliederten amerikanischen Gesellschaft die Gleichberechtigung höher, als sie das Prinzip des eben genannten einzigen Unterschiedes verachten. Und zu gleicher Zeit ist die Meinung der Denkenden, der Politiker nicht bloß in England, sondern auch in Europa über die vermuthliche Dauerbarkeit der amerikanischen Verfassung eine andere geworden!

Wir schicken diese Bemerkungen voraus, um den Standpunkt einiger neueren Werke der genannten Art festzustellen, welche sich im Uebrigen wenig anders mit der Ausführung ihrer Gedanken befassen, als daß sie die ökonomischen und commerziellen Verhältnisse dieser ausgedehntesten aller Republiken einer an Merkwürdigem reichen Besprechung unterziehen.

Zuerst Mr. James Robertson, der ein Buch „A few months in America“ geschrieben hat. Der Verfasser ist ein Freihändler und zeigt in klarer und begreiflicher Weise die Verluste der amerikanischen restrictiven Politik. Eine Zeit lang, wie bekannt, gingen die Amerikaner darauf aus, eigne Fabriken zu haben. Ihr Zweck war natürlich die alte Doctrin vom Geld im Lande behalten und der Unabhängigkeit vom Auslande. Die demnach auf fremde Fabrikate gelegte hohe Einfuhrsteuer hat in erster Instanz das amerikanische Kapital von seinen natürlichen Kanälen in künstliche geleitet. Sich selbst überlassen, würde das Geld ein noch unermessenes Ländergebiet bebaut und mit seinen Producten die Kornmärkte der Welt beherrscht haben. Wie es bisher gegangen ist, haben blos einzelne und unbemittelte Ansiedler dem Ackerbau gehuldigt, während größere nnd kleinere Kapitalisten sich dem schnelleren, müheloseren und für vornehm geltenden Erwerbe der Fabrication zuwandten. Ist es nicht sonderbar, zu sagen, daß bei der Hand voll Menschen auf dem ungeheuren Continente die Lebensmittelpreise zu New-York innerhalb der letzten Jahrzehnte mehrmals bis zur Höhe einer Hungersnoth gestiegen waren? Selbstverständlich rede ich nur von den Kapitalisten der Nordstaaten, nicht von den Sklavenhaltern.

Die Einfuhrsteuer auf Kohlen hat bisher 30 pCt. betragen, um eine Ausbeutung der reichen pennsylvanischen Lager zu ermöglichen. Dieser Bergbau ist in der That in ziemlich großer Ausdehnung betrieben worden. Die Amerikaner sind stolz darauf, eigene Kohlen zu haben, Kohlen, die ja ein Factor des

Dampfes und somit einer der kostbarsten Stoffe der Neuzeit sind. Wäre es nicht hart gewesen, wenn die Leute dasjenige, was sie vor ihrer Thür finden konnten, hätten liegen lassen sollen und dann statt dessen fremde Kohlen von weit über das Meer her beziehen? Diese Frage scheint so lange nur eine Antwort zuzulassen, als man nicht erfahren hat, daß die eigene Kohle vor ihren Thüren den Amerikanern im Laufe der Zeiten nun schon 20 Millionen Dollars mehr gekostet hat, als wovon sie ihren Bedarf von weit her über das Meer hätten decken können. Und in kalten Wintern hat man noch obenein in Amerika gefroren, nur, damit eine Anzahl Personen vom Bergbau lebten, welche nichts gehindert hätte, ohne Beeinträchtigung ihrer Mitbürger und zu gleichem eigenen Vortheile von demjenigen Erwerbsfleiße zu leben, für welchen das Land unter gegenwärtigen Zuständen sich am meisten eignet, vom Landbau.

Dreißig Procent des Werths scheint eine Lieblingssteuer der Amerikaner auf die Einführung ansehnlicher Lebensbedürfnisse zu sein. 30 pCt. beträgt auch die Zuckersteuer, um die Rohrcultur in Luisiana und den angrenzenden Staaten zu heben. Trotzdem, belehrt uns Mr. Robertson, wird die Hälfte des Gesammtverbrauchs von Cuba und anderen Ländern eingeführt, d. h. der fremde Zucker steuerfrei zugelassen, würde den Amerikanern um ein volles Drittel billiger kommen, als ihr eigener. Dem Consumtionsquantum nach müssen die Einwohner der Vereinigten Staaten auf diese Weise 6,328,000 Doll. Steuer an die wenigen Zuckerrohrpflanzer in ihrer Mitte entrichten. Die Zahl der letzteren beträgt 1437, von denen also Jeder eine jährliche Pension von 4370 Doll. vom amerikanischen Gemeinwesen ausgesetzt erhalten hat. Sonst eignet sich der nordamerikanische Boden so viel weniger als Cuba und Brasilien für diese Industrie, daß die Amerikaner ohne ihre die Bewohner jener Länder so weit übertreffende Energie noch nicht einmal bei 30 pCt. Steuer mit jenen concurriren könnten. Lassen sich die Creolen einmal zum sorgfältigen Betriebe ihres Landbaues und zur Einführung zweckmäßiger Maschinen herbei, so müssen die Amerikaner entweder ihre Steuer erhöhen oder können trotz derselben nicht concurriren.

Auf ähnliche Weise rechnet der Verfasser den Amerikanern einen jährlichen Verlust von 3,600,000 Doll. auf Eisenprotection, von 14 Millionen Doll. auf Kattunprotection, von 8,600,000 Doll. auf Wollenwaarenprotection u. s. w. nach, so daß ein Gesammtverlust von jährlich 7 Millionen Pfund durch die schutzzöllnerische Handelspolitik entsteht*). Der Verfasser, welcher zu den Nichts als Freihändler zu gehören scheint, faßt es allerdings durchaus nicht ins Auge, daß durch die Protection so verschiedener Gewerbszweige die dadurch dem Einzelnen aufgelegten Verluste auch dem Einzelnen einmal wieder zu Gute kommen, und daß es ferner nicht blos ökonomische, sondern auch politische Bedürfnisse sind, auf denen der Tarif eines Staates beruht. Um von der Möglichkeit eines Krieges und der daraus entspringenden Abschneidung der Zufuhren zu schweigen — um die in einem bloßen Bauernstaate voraussichtlich noch tiefer sinkende Geistesbildung und noch mehr verschwindende gesellschaftliche Gliederung nicht zu erwähnen, wollen wir nur die eine Frage thun: Wie würde die Gesammt-Staatsregierung unter amerikanischen Staaten fahren,

*) In letzter Congreß-Sitzung haben einige Zollermäßigungen stattgefunden.

wenn sie von den Geldbeiträgen der Einzelstaaten erhalten würde? Jetzt lebt sie vom Tarif und hat, wenn auch um das tägliche Ansehen zu kämpfen, doch mindestens nicht das tägliche Brod zu erbetteln.

Die in Amerika ziemlich allgemein verbreitete Meinung, als beruhe die comparative Billigkeit englischer Manufacturen auf dem Proletariat, wird von Mr. Robertson bekämpft. Natürlich giebt er die größere Billigkeit des englischen Arbeitslohnes zu, schiebt aber die größere Schuld des Mißverhältnisses auf die vergleichsweise kostspieligeren und trotzdem wirkungsloseren Maschinen. Die amerikanischen Dampfwebestühle leisten in einem Tage von elf Stunden nicht so viel als die englischen in zehn. Einen andern Uebelstand findet Mr. Robertson in der Gewohnheit der amerikanischen Fabrikanten, ihre Geschäfte nicht selbst, sondern durch Geschäftsführer zu führen. In Liverpool kauft der Spinner und Fabrikant seine Baumwolle selber, bezahlt nur ein ganz unbedeutendes Makelgeld dafür, beaufsichtigt die Herstellung der Waare mit aller Anstrengung und setzt sie auf der Manchester Börse ebenfalls selber ab. Bei diesem Gange der Sachen verliert er weder Zeit, noch geräth er in unnöthige Kosten. In einem halben Tage kauft er für vier Wochen Baumwolle, in nicht längerer Zeit schlägt er sein gesammtes vierwöchentliches Fabrikat los. Die übrige Zeit gehört der Fabrikation. Der amerikanische reiche Mann aber, welcher sich mit der Fabrikation befaßt, spielt nur den Speculanten und höchstens den Dirigenten seines Unternehmens. Die Agenten und Oberaufseher, deren er sich bedienen muß, rauben ihm einen Theil des Gewinnes, nicht weniger durch dasjenige, was sie dem Geschäfte durch geringere Aufmerksamkeit zuwenden, als was der Eigenthümer für ihre Bezahlung aufwenden muß. Es ist interessant, von einem solchen Herrn des Einmaleins, wie Mr. Robertson einer ist, einen so bedeutenden Einfluß socialer Zustände auf ökonomische Verhältnisse erörtert zu sehen.

In einem anderen, zugleich sehr amüsanten und interessanten Werke: „A vacation tour in the United States and Canada. By C. R. Weld“ findet sich ein Vergleich zwischen der englischen und amerikanischen Besteuerung, und zwar, was man nicht erwarten wird, zum Nachtheil der Letzteren. Wir müssen bevorworten, daß der Verfasser die neuen englischen Kriegssteuern als zufällig und vorübergehend nicht mit in den Kreis seiner Erwägungen zieht. „In Großbritanien“, sagt Mr. Weld, „machen die Steuern etwa vierzig Shilling pr. Kopf aus. Ohne die Kosten von Armee und Flotte wären es nur dreißig. Die Civildienst-Ausgabe, einschließlich der Grafschaftstaxen und ausschließlich der Einsammlungskosten, macht nicht mehr als sechs Shilling auf den Kopf, beträgt demnach nicht mehr als die Civilausgabe der Bundesregierung in den Vereinigten Staaten allein. Rechnet man zu Letzteren die Ausgaben der amerikanischen Einzelstaaten, ihrer Grafschaften (Provinzen) und Städte, so ergiebt sich ein für Großbritanniens größere Oekonomie schlagend sprechendes Resultat.“ Es ist schade, daß der Verfasser für diese letztgenannten Einzeltaxen nicht genauere Data bringt, da sie je nach den verschiedenen Localitäten Amerika's bedeutend variiren. Auf dem flachen Lande sind sie durchschnittlich gering, in den Städten höher, in den ältesten östlichen Provinzen am höchsten. Die höchste Steuer bezahlt New-York zum Besten einer räuberischen Verwaltung. Eine ziemlich hohe Steuer bezahlt auch Boston, wo der Kopf sich mit zwei Dollars besteuert, um die Schulen jedem Kinde unent-

geldlich zugänglich zu machen. Somit erfordern manche der amerikanischen Steuern eine besondere Qualification und können nicht ohne genaue Würdigung desjenigen, was von beiden Seiten geleistet wird, mit europäischen Auflagen verglichen werden.

Wir schließen mit einer Bemerkung, die wir einem dritten Werke (America and the Americans. By W. E. Baxter) entnehmen. Der als Mitglied des Parlaments nicht ganz unbekannte Verfasser hat bei mehrmaligem Aufenthalte in Amerika weitläuftige Untersuchungen über die Wirksamkeit des Maine Liquor Law, d. h. des Gesetzes, wodurch der Detailverkauf von Spirituosen in Wirthshäusern verboten wurde, angestellt. Er äußert es als seine überlegte Meinung, daß die Trinksucht in kleinen Ortschaften dadurch vermindert, in allen größeren Orten aber erhöht worden sei. In letzteren hatten sich sofort nach Erlaß des Gesetzes in bessern Ständen Clubs, in den niedern Saufvereine zur gemeinsamen Beschaffung der im Detail nicht mehr zu habenden Spirituosen gebildet. In den Straßen derjenigen Städte, wo der Absicht des Gesetzes nach völlige Enthaltsamkeit herrschte, hat Mr. Baxter oft genug Schaaren von Trunkenen sich lustig und unbehindert dahertummeln gesehen. In New-York, wie bekannt, hat man den Bestand des Gesetzes nicht länger als ein Jahr aushalten können. Theilweise trat die Unwirksamkeit desselben für die Majorität allzuschlagend hervor, um nicht Widerwillen und Lächerlichkeit zu erregen, theilweise war die ärmste Bevölkerung, welche sich mit einer Ausnahms-Oene belegt sah, die ihre Wildheit am wenigsten ertragen wollte, trotz dem Gesetze nicht am Einzelschnapsen zu verhindern. Aus beiden Gründen war der Zustand so arg geworden, daß die Gerichte die widerspenstigen Schankwirthe nicht zu bestrafen wagten.

Literatur.

Broschürenwuth.

Napoleon III. das politische Projekt Heinrichs IV. gegen das Haus Oestreich und der zukünftige europäische Areopag. Hamburg bei Hoffmann u. Campe.

Als der tapfere Arzt Dr. Groddeck im Jahre 1848 oder 1849 promovirte, erfand er den Furor democraticus. Wir wünschten einen ähnlichen schlagenden Ausdruck zur Hand zu haben, um die allgemeine Wuth prägnant bezeichnen zu können, von der heut alle Welt ergriffen zu sein scheint, um politische Broschüren auf den literarischen Turf hinauszuschleudern. Als wir vor Kurzem die politische Flugschrift „Gerade heraus!“ zur Anzeige brachten, haben wir bereits auf dieses bedenkliche und krankhafte Symptom unserer Tage hingewiesen, und die Sündfluth solcher Erzeugnisse ist noch immer im Steigen. Wie es zur Zeit Peters von Amiens keinem Ruhe ließ, sich das rothe Kreuz auf die Schulter zu heften, so können sich heute die Leute das Privatvergnügen nicht versagen, die Variationen des Alphabets auf Druckpapier zu werfen und das in den meisten Fällen völlig werthlose und widersinnige Erzeugniß den Leuten als eine beachtungswerthe Lektüre aufzudrängen. Für diejenigen,

welche es lieben, von dem fortgeschrittenen politischen Bewußtsein der Menge zu declamiren, sind diese Broschüren ein sehr signifikanter Beweis, wie stark und arg ihr Irrthum, denn die meisten solcher Flugschriften sind eben nichts mehr und nichts Besseres, als das Zeugniß der politischen Unreife der Menge.

Die Broschüre, die uns heute zu einigen Bemerkungen Veranlassung bietet, ist ein solches Eingeständniß, wie grün und unreif ihr Autor. Si tacuisses, philosophus mansisses! Der gute Mann lebt in Genua, ein Brustkranker vielleicht, der von dem dortigen Klima Linderung seiner Leiden erwartet. Ruhe hätte ihm sicher Noth gethan, aber er kann es nicht verwinden, die Broschürenschriftstellerei liegt als epidemische Krankheit in der Luft, sie ist ansteckend, wie gewisse Kinderkrankheiten, Masern, Friesel u. s. w. es sind, der Anonymus ist von der Krankheit ergriffen, und wenn man in der Metapher fortfahren will, er tischt uns in der Broschüre seinen Krankheitsprozeß auf.

Der Ungenannte lebt der Manie, die hinterlistige und perfide Politik Louis Napoleons sei eine durchaus ehrliche und aufrichtige. Die heutige Tuilerienpolitik soll durchaus conform der idealistischen Politik Heinrich's IV. sein. Wie Heinrich IV. sich mit der Idee getragen, unter Frankreichs Protectorat einen europäischen Areopag herzustellen, um die Gleichheit und Unabhängigkeit schwacher Nationen größeren gegenüber aufrecht zu erhalten, so seien auch die Bestrebungen Louis Napoleon's ganz auf das nämliche uneigennützige und edele Endziel gerichtet. Die Türkei habe er gegen Nicolaus von Rußland, die Schweiz gegen Friedrich Wilhelm IV. von Preußen geschützt. „Wenn er jetzt zum drittenmal an der Spitze von 200,000 Mann als ein zweiter Flamininus in Italien erscheint, um, wie sein Tagesbefehl aus Genua mit nicht zu verkennender großer Bescheidenheit und Mäßigung sich ausdrückt, die Anstrengungen einer stammverwandten Nation, sich der fremden Unterdrückung zu erwehren, zu „unterstützen“, so können wenigstens die Antecedentien nicht berechtigen, darein Zweifel zu setzen, daß seine Absichten sich darauf beschränken werden, Italien bis zum adriatischen Meere frei zu machen.“

Auf den ersten acht Seiten der Broschüre wird dieser wunderliche Gedanke entwickelt. Es folgt dann pag. 9 bis 79 eine Uebersetzung des sogenannten grand dessein de Henri IV., die Darstellung des politischen Projects Heinrich's IV. nach den Memoiren Sully's. Es ist das eine sehr bequeme Art, eine leidliche Anzahl Bogen auszufüllen und sie dann als Buch auszugeben. Gedient hat der Verfasser mit der Uebersetzung Niemand; sie ist weidlich schlecht und unbeholfen, die wenigen Noten und Anmerkungen, die bei einzelnen Stellen hinzugefügt sind, haben keinen Werth, übrigens wußte Jedermann von einiger historischer Bildung, wo er die Originalquelle zu suchen hatte.

Als Schluß hinkt pag. 80 bis 91 eine Nachschrift nach, welche vom 27. Juni d. J. datirt. In dieser Nachschrift spricht der Verfasser seine hohe Genugthuung darüber aus, daß der Verlauf der Thatsachen seiner Auffassung der italienischen Frage vollkommen Recht gegeben habe. „Es sind klare Ereignisse eingetreten,“ heißt es, „und als vollendete Thatsachen stehen vor uns für die einzelnen Hauptländer Europa's: für Frankreich der Sieg, für Rußland die unzweifelhafte freudige Theilnahme am Sieg, für England der unzweifelhafte, wenn auch theilweise schwer eingehende Respect vor dem Sieg und die deshalb immer stärker und ehrlicher betonte Neutralität, für Deutschland, das 35köpfige

Deutschland — die Confusion, der complete Wirrwarr, Irrthum an allen Ecken und Enden, tot capita, tot sensus.«

Wir wollen nicht untersuchen, ob die höhnische Schadenfreude über den Wirrwarr am Deutschen Bundestage, die aus den letzten Worten heraustönt, dem patriotischen Nationalbewußtsein des Verfassers zu einer besonderen Ehre gereicht; hören wir die weiteren Belehrungen, welche der Mann seinen Landsleuten zu ertheilen für gut findet. Er belehrt uns, daß der Italienische Feldzug wider die Casa d'Austria sowohl für die Italiener, als für die Franzosen ein höchst gerechter Feldzug sei, und zweitens, daß der Italienische Feldzug ein solcher, der die Deutschen im Geringsten Nichts angehe. Eine irgend logische Argumentation hat man nicht zu erwarten, der Verfasser ist wesentlich Gefühlsmensch, und so setzt er hintereinander ab, was ihm gerade beifällt. Wir sind weit entfernt, uns für die Wiener Politik zu enthusiasmiren oder auch nur für dieselbe einen Augenblick in die Schranken zu treten, aber Act wollen wir doch davon nehmen und es ausdrücklich hervorheben, daß die gesammte Weisheit unseres Anonymus auf die abgestandene Weisheit der Demokratie hinausläuft, Oestreich müsse geschwächt und wo möglich zertrümmert werden, damit, wenn ein gleiches Schicksal Preußen bereitet ist, die Demokratie sich in Deutschland nach Herzenslust ihre Hütten bauen kann. »Die östreichische Staatswirthschaft«, lesen wir pag. 86, »ist den einzelnen Völkern gegenüber ganz die gleiche, wie die der deutschen Junker ihren Bauern auf den Rittergütern gegenüber war und zum großen Theil noch ist — darum hängen auch die deutschen Junker so sehr an Oestreich. Die meisten Staaten Oestreichs sind wie Rittergüter erheirathet worden und werden auch so mittelalterlich gothisch regiert und bewirthschaftet. Diese östreichische Wirthschaft ist ganz sichtbarlich jetzt in ihrer rohen und bornirten Weise banquerout geworden. Jedermann sieht, daß dieser »Staatencomplex«, wie ihn der Staatskanzler nannte, in der That und Wahrheit nur ein »Von Gottes Gnaden« noch am Leben gefristeter Verband war, der bei einem nachhaltigen ernsten Stoße zusammenbrechen mußte. Hätte Rußland sich nicht ins Mittel gelegt, so hätte schon der ungarische Stoß die Auflösung bewirkt; der Stoß von Frankreich wird vollends aufräumen. Das ist sehr heilsam und für die Ordnung der deutschen Verhältnisse unbezahlbar. Der Status quo kann füglich nicht bleiben. Oestreich muß zum Heile Deutschlands klein gemacht werden, damit die deutsche Einheit gewonnen werde. Der Dualismus muß in Deutschland beseitigt werden; so lange Oestreich mächtig ist, geht das nicht an.«

Schlecht freilich paßt für eine Demokratie von so reinem Wasser die wahrhaft hündische Adulation, mit welcher Louis Napoleon's Erfolge gefeiert werden. »Eines wird Niemand Napoleon III. absprechen können: zu der Herrscherqualität hat er sich legitimirt. Zu dieser Stunde ist dieser »Emporkömmling« — dies Wort kam von Oestreich, und er wird es ihm nie vergessen — der Herr und Meister der Welt. Alle Gravamina de futuro, daß Napoleon das beste Stück der italienischen guten Beute behalten oder anderweitig an den Mann bringen werde, sind hors d'oeuvre und bis jetzt leere Declamationen. Inhaltsschweres Factum aber ist, daß Napoleon bis jetzt auch noch nicht ein Wort von seinen Proclamationen — Italien bis zum adriatischen Meere frei zu machen, ohne Frankreich zu vergrößern und ohne die bestehenden Regierungen umzustoßen — mit einer Handlung dementirt hat.«

Der Tag von Villafranca enthält die schneidendste Kritik dieser unverständigen Auslassungen. Wenn der Verfasser dem Gefühl der Schaam zugänglich ist, mit welchen Empfindungen muß er wohl Angesichts der neuesten Wendung der Dinge auf seine Declamationen zurückblicken! Si tacuisses, philosophus mansisses!

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

Im August 1859.

Das Befinden des Königs; die Kreuzzeitungskirche; das Wucherhaus; das neue Kadettenhaus; Schloß Bellevue.

Als ich meinen letzten Bericht schrieb, hätte ich in der That nicht geglaubt, daß ich heute von einer Besserung im Befinden unseres Königlichen Herrn würde berichten können, und es ist auch eigentlich ein Wunder, daß das der Fall ist. Die Natur des Königs soll eine überaus kräftige sein, seine Organe alle ohne Ausnahme in so normalem Zustande, die ganze Thätigkeit des Organismus so ungeschwächt, daß die Aerzte noch einen langen Kampf gegen das partielle Leiden vorauszusehen scheinen. Wir können die Fristung des theuren Königlichen Lebens auch in dem voraussichtlichen Leidenszustande als ein göttliches Gnadengeschenk betrachten und preisen, als eine Wohlthat für uns Alle, die wir Friedrich Wilhelm IV. unendlich lieben, ob aber für ihn selbst das Leben unter solchen Umständen eine Wohlthat ist, das mögen wir billig verneinen. Die Königin, die in unnachahmlicher Weise ihre hohen und heiligen Pflichten erfüllt, ist noch immer die Einzige von der ganzen Königlichen Familie, die den theuren Herrn auf seinem Schmerzenslager gesehen, ihr giebt er in rührendster Weise seine Dankbarkeit zu erkennen, auf sie richten sich die dankbaren Blicke aller treuen Unterthanen in Preußen.

Die Krankheit des Königs hat auch die Hauptstadt in vergangener Woche vorzugsweise beschäftigt, erst seit sich, nachdem die äußerste Gefahr vorüber, die Königlichen Schauspiele wieder eröffneten, zeigte sich Theilnahme auch für andere Gegenstände. Man sieht jetzt wieder mehr bauen, es scheinen einige Bauten, die seit der Mobilmachung stille standen, wieder aufgenommen worden zu sein. Die Kirche in der Bernburger Straße, deren Bau gerade an dem Tage begann, als des Prinz-Regenten Königl. Hoheit die Kriegsbereitschaft verkündeten, ist bereits so weit vorgeschritten, daß man die Fenster sieht. Die Leute nennen diese Kirche die „Kreuzzeitungskirche", aus welchem Grunde ist nicht wohl zu sagen, es müßte eben sein, weil die Redaktion und Expedition der „Neuen Preuß. Ztg." sich allerdings in der Nähe, aber doch erst um die Ecke, in der nächsten Straße, befinden. Aber was kümmert sich das Volk bei seinen Benennungen um unsere Begriffe? Warum nennt das Volk das eigenthümliche im maurischen Geschmack gebaute Haus des Herrn von Diebitsch, an der Ecke der Dessauer Straße, das „Wucherhaus"? Ich würde

es auch nicht zu sagen wissen, wenn mir nicht ein Droschkenkutscher eines Abends das Verständniß eröffnet hätte. Das Volk glaubt nämlich, daß das maurische Haus ursprünglich zu einem Kornspeicher bestimmt gewesen, vielleicht ist es durch die eigenthümlich vertheilten kleinen Fenster zuerst auf den Gedanken gekommen. Nun aber ist, wie dieses Beispiel wieder zeigt, jede Aufspeicherung von Korn in den Augen des Volkes Kornwucher, daher die Benennung „Wucherhaus". Als ich meinem Droschkenkutscher bemerkte, daß er sich doch nun überzeugt haben müsse, daß jenes Gebäude ein Wohnhaus und kein Speicher sei, sagte er pfiffig lächelnd: „Ja jetzt wohl, das kam so: unser König wollte es nun einmal durchaus nicht leiden, der ist nicht dafür, und so mußten sie's als Wohnungen vermiethen!" So eigenthümlich ist das Volk mit seinen Benennungen, und ähnliche, den Gebildeten ganz fremde, Gründe wird es auch wohl für die Bezeichnung „Kreuzzeitungskirche" haben. Es ist vielfach die Rede vom Bau eines neuen Cadettenhauses, den armen Jungen wäre eine Erlösung aus der dichtesten Häuserwüste in der neuen Friedrichsstraße, wo jetzt das Cadettenhaus liegt, recht zu wünschen, sie sehen dort kaum frische Luft. Die Gebäude reichen für die jetzigen Bedürfnisse nicht mehr aus, und neues Terrain in jener Gegend der Stadt, wo Handel und Industrie fast ausschließlich herrschen, dürfte schwer zu ertragen und höchst kostspielig sein. Man hat den Plan, das neue Cadettencorps auf die Wiese hinter dem Schloß Bellevue zu verlegen, da wäre Luft und Sonne und Wasser zugleich. Schloß Bellevue hat überdem auch die Erinnerung an einen kriegerischen Prinzen noch für sich; es wurde für den Prinzen Ferdinand, den jüngsten Bruder des großen Friedrich erbaut; nach ihm besaß es sein Sohn, der berühmte Artillerie-General Prinz August von Preußen, mit dessen gesammter Erbschaft es an Se. Majestät den König gefallen ist. In Bellevue wohnte König Carl X. von Frankreich, als er mit seinem Enkel, dem Prinzen Heinrich, und seiner Enkelin, der Prinzeß Louise, die jetzt wieder, vor der Revolution Herzogin von Parma, von Edinburg nach Prag zog, aus einem Exil in das andere übersiedelte. Schloß Bellevue ist der herkömmliche Ausgangspunkt aller fürstlichen Einzüge in Berlin. Es diente als solcher noch im vorigen Jahre bei dem Einzuge J. K. H. der Frau Prinzeß Friedrich Wilhelm.

Aus London.

Im August.

— Militairische und andere Romane. —

Das eigenthümlichste Erzeugniß der britischen Presse in der neuesten Zeit ist ein Soldatenroman. Er führt den Titel: „Always Ready; or Every One his Pride" („Immer bereit! oder Jeder auf sich selbst stolz"). Die Dichtung besteht aus Verdichtung von Thatsachen aus der Kluft zwischen Militair- und Mercantil-Marine. Erstere wird von dem aristokratischen Elemente beherrscht, wie die Landesarmee, und hält es daher für fashionable und „commentmäßig", auf letztere mit Verachtung herabzublicken und deren Dienste zu ignoriren oder zu verspotten. Die Beispiele und komischen wie tragischen Belege sind, wie so viele Literatur, aus dem Kriege gegen Rußland, von der Krim genommen.

Die bürgerliche Marine versorgte die militärische und die Landes-Armee mit Kriegs- und Lebensmitteln, da die Zumuthung, Königliche Marine-Fahrzeuge als Transportschiffe zu verwenden, von der Admiralität mit Verachtung zurückgewiesen ward. Die Seeleute der Handelsmarine wurden während ihrer unentbehrlichen Dienste oft so ignorirt, daß aus „Etikette" deren Lebensmittel u. s. w. nicht angenommen wurden, so daß die englische Armee durch Verwaltung und Etikette sehr viel litt. Diese Frucht aristokratischer Monopole lernen wir ganz im Detail und etwas übertrieben durch eine Frau kennen, Harriet Martineau, welche in ihrem Werke: „England and her Soldiers" (Smith, Elder u. Co.) die Ursachen, an denen englische Armeen durch England untergingen, besonders die Confusion, Stupidität und Unfähigkeit, die Etikette und den aristokratischen Dünkel auf der Krim in ihren Früchten beleuchtet und ihr Bestes versucht, Reformen einzuschärfen, durch welche allein die englische Wehrkraft erhoben werden kann zu der Macht, die dem Lande Vertrauen und Sicherheit gewährt, statt daß sie, froh einiger schwachen Reformen, welche durch die Krim sich aufdrängten, immer noch vielfach mißbraucht und mißverwaltet wird.

Das gründliche und ehrliche Werk des Herrn v. Fonblanque über die Organisation und Administration der englischen Armee ist Ihnen wohl schon bekannt. Es hebt besonders die Kluft zwischen den privilegirten, höheren, aristokratischen und den bürgerlichen unteren Offizieren (vom Sergeanten abwärts) deutlich hervor und macht uns mit Phänomenen bekannt, die beim ersten Anblick kaum glaublich und erklärlich erscheinen, z. B. der Thatsache, daß sich eine große Menge Sergeanten weigerten, sich über die „Kluft" hinwegversetzen zu lassen und höhere Offizierstellen mit doppeltem Gehalt anzunehmen. Ein lustigeres und lebensfrischeres Erzeugniß der Soldaten-Literatur lernen wir in den Schilderungen des Quartiermeisters T. W. J. Conolly lieben und schätzen. „The Romance of the Ranks" (Die Romantik des Lebens im stehenden Heere). Die derben, oft rohen und incedenten, aber mit keder Frische des Erlebten erzählten bunten Anekdoten und Thatsachen führen uns recht gründlich in das Elend, die Lust und Liederlichkeit der Wachtstube und Kaserne ein. Da die englischen Soldaten meist aus der Liederlichkeit und Verwahrlosung aller möglichen Stände und Berufe zusammengekauft werden, läßt sich leicht denken, was für Lichter und Genies wir hier kennen lernen. Das Buch hat auch literarisch einen bedeutenden Werth. Es wirft mit einem wahren Reichthum um sich und schildert so dramatisch, drastisch und anschaulich, daß sich Meister wie Dickens dieser Diction und Composition nicht schämen würden. Der Verfasser erlebte und sammelte seinen Reichthum beim Quellenstudium zur Geschichte der Sappeurs (History of Royal Sappers and Gliners) und war selbst freudig überrascht, als ihm die Kritiker nach Erscheinen seines letzten Werkes sagten, diese gesammelten Abfälle seien viel besser und ständen als literarisches Produkt höher, als manche Dichtung eines Poeten von Profession.

Unter den übrigen Roman-Dichtungen macht der Verfasser des „Dives and Lazarus" mit seiner „Geschichte für Pharisäer" (A. Tale for the Pharisees. London Judd and Glass) eine rühmliche Ausnahme von der landesüblichen englischen, conventionellen Fabrication. Sein Titel ist schlecht gewählt, aber der Roman selbst bei allen Mängeln ein vortreffliches Beispiel des freieren, frischeren, naturalistischen Styls, der sich in dem jüngeren Geschlechte der Literatur eben so Geltung zu verschaffen sucht, wie der in's Detail malende Prä-Raphaelismus unter den Malern.

In dieselbe Richtung gehört A. J. Barrowcliffe, wie wir schon aus seinem ersten Roman: „Amberhill" ersehen konnten. Im unlängst erschienenen zweiten „Trust for Trust" (3 Bände, London, Smith, Elder u. Co.) tritt sie entschiedener, glücklicher und dramatischer hervor. Wer die englische Roman-Literatur nur aus der Masse der conventionellen, alten Schule kennen gelernt hat, wird kaum glauben, daß „Vertrauen für Vertrauen" von einem Engländer geschrieben ward, obgleich der Inhalt ächt und specifisch englisch ist, und uns mit eigenem Humor in die Details der Kleinstädterei einführt. Doch fehlt es auch nicht an gesunden Wahrheiten und Schilderungen „aus der weiten Welt", namentlich vom Mississippi, an dessen Ufern sich unser Held zuletzt auf einen alten Baumstamm, wie es ihm scheint, niedersetzt, um im Rachen eines Alligators, in welchen sich der Baumstamm verwandelt, zu verschwinden. Ein charakteristisches und überraschendes Ende für Alle, welche gewohnt sind, ihre Lieblinge bis in die Brautkammer und in eine glückliche Ehe zu begleiten. Die Geschichte ist sehr abenteuerlich und voller Contraste, aber durchweg in Harmonie durch einen gesunden frischen Ton und wahre derbe Auffassung der Natur und des Lebens.

Aus Venedig.

Im August.

— Literatur, die Arbeiten Barozzi's aus Lazaris; die Guida-Literatur. —

Die Literatur bewegt sich jetzt begreiflicherweise in nur sehr engen Grenzen; Cicogna's Inschriftenwerk und Romanin's sorgfältig gearbeitete „Storia documentata di Venezia" schreiten regelmäßig vorwärts. Das gut gearbeitete Schriftchen von Nic. Barozzi „Gemona e il suo distretto" ist nicht veröffentlicht worden. Es ist eine Gelegenheitsschrift und war bestimmt zur Feier der Friulaner Ackerbaugesellschaft, die in diesem Jahre ihre Generalversammlung halten sollte, aber durch die Zeitverhältnisse daran verhindert ist. Es schließt sich in der Art der Behandlung einer früheren Schrift desselben Verfassers „Lastisana e il suo distretto" an, und bereichert die geographisch-statistitische Literatur, die im oberen Italien durch St. Jacini, Gabrile Rosa, Cantoni ꝛc. ꝛc. vertreten ist, mit einer trefflichen Leistung. Auch eine andere Arbeit Barozzi's, die „Relationen der Venetianischen Gesandten am Französischen Hofe" im XVII. Jahrhunderte schreitet rüstig vorwärts; der erste Band ist vollendet, er enthält sehr interessante Gesandtschaftsberichte. Das „Museo Correr" hat einen Katalag erhalten, den sein Vorstand, der bekannte Numismatiker Lazari gearbeit hat. Es führt den Titel: „Notizie d'arte e d'antichità nell museo Correr." Es ist ein wahres Vegnügen, seine Arbeiten in die Hand zu nehmen;

sie sind aber so nett gearbeitet, als gewissenhaft und weit entfernt von der gedankenlosen Weitschweifigkeit, die sich häufig in ähnlichen Italienischen Schriften findet. Wir können diese letzte Arbeit der Deutschen Gelehrtenwelt mit nicht minderem Nachdrucke empfehlen, mit der wir uns im verflossenen Jahre über die numismatischen Arbeiten Lazari's ausgesprochen haben.

Venedig hat gewiß alle Ursache auf die Leistungen von Männern, wie es Cicogna, Romanin, Lazari und N. Barozzi sind, stolz zu sein; es steht hinter keiner andern Italienischen Stadt in dieser Beziehung zurück. Wer die Bewegung auf dem Gebiete der Literatur im Venetianischen seit Jahren verfolgt hat, der wird sich nicht der Ueberzeugung verschließen können, daß sie im Fortschritte begriffen ist und schöne Resultate erwarten läßt. Auf dem Gebiete der Kunst ist begreiflicher Weise alles still; es war früher schon viel Parteiwesen und Zerfahrenheit und wenig ruhige Einsicht in das, was noth thut, vorhanden; und schon früher waren Aufträge an Künstler selten. Daß diese jetzt nicht häufiger geworden, liegt wohl in der Natur der Dinge.

Eine der eigenthümlichsten Erscheinungen der italienischen Literatur sind die zahlreichen und häufig sehr gut gearbeiteten „Guidas", die literarisch-artistischen „Führer" durch die Stadt. Wohl keine Stadt entbehrt einer solchen, sei sie auch noch so klein und unbedeutend. Jede derselben ist einmal mit irgend einem wichtigen Ereignisse in Verbindung gewesen, oder knüpft ihren Namen an irgend eine illustre Persönlichkeit, an irgend einen Gelehrten oder Künstler, an irgend ein Monument aus den Zeiten des klassischen Alterthums oder des Mittelalters; jede Stadt hat irgend eine Erinnerung, auf die sie stolz sein zu können glaubt, und die jeder Einwohner wie ein Heiligthum in seinem Geiste bewahrt. Und im Grunde kennt auch jeder Italiener nur seine Heimath, sein engeres Vaterland; von Italien weiß er wenig, weniger im Ganzen, als gebildete Fremde und Reisende. Der Kreis von Italienern, die sich rühmen können, Italien so zu kennen, wie jeder gebildete Deutsche Deutschland kennt, ist ein relativ sehr kleiner. Dagegen ist jeder Italiener mit der Geschichte und der Topographie seiner Vaterstadt in weit höherem Grade vertraut, als ein Deutscher. Es giebt kaum Einen gebildeten Italiener, der nicht in das Detail der Geschichte und Verwaltung seiner Heimath eingedrungen wäre oder in seinem Leben sich nicht einmal verpflichtet gehalten hätte, etwas für den Glanz und Ruhm derselben zu thun. Aus diesem tiefwurzelnden geistigen Bedürfnisse der Italiener sind die zahlreichen Guiden hervorgegangen, welche die italienische Literatur aufweist, und diese Guiden beleben wieder umgekehrt das Gefühl und Interesse für die Heimath; denn sie sind nicht wie unsere „Führer" für Fremde und Reisende, sondern in erster Linie für Einheimische geschrieben.

An dieser Guidenliteratur nehmen die ausgezeichnetsten Männer des Landes Antheil; sie sind nicht, wie es häufig in Deutschland der Fall ist, in den Händen gewöhnlicher Compilatoren oder sonst mittelmäßiger Skribenten. Sie sind häufig als Festgaben bei besonders wichtigen Ereignissen veröffentlicht worden. So sind die großen Guiden von Venedig, Padua, Mailand und Neapel aus Anlaß der sogenannten Gelehrtencongresse von einem Vereine der ersten Gelehrten der genannten Städte ausgegeben worden; einige von diesen sind sehr umfangreich, wie der von Venedig, welcher vier Oktavbände umfaßt, einige, z. B. der von Padua und Neapel, enthalten trefflich verarbeitetes Ma-

terial. So hat, um von Gesammt-Italien auf einen kleinen, aber sehr interessanten Theil desselben zu kommen, die Società agraria Friulana die sicher sehr lobenswerthe Gewohnheit, jede ihrer Jahresversammlungen, die abwechselnd an verschiedenen Orten stattfinden, durch irgend eine literarische Arbeit, die sich auf die speziellen historischen oder national-ökonomische Interessen der Stadt und des Distrikts bezieht, zu veröffentlichen. Ich habe oben auf Barozzi's „Gemona e il suo distretto" hingewiesen, welches die genannte Gesellschaft in ihrer Jahresversammlung zu Gemona in diesem Jahre veröffentlichen wollte. Es wird nicht unpassend sein, auch jener Arbeit zu gedenken, die im verflossenen Jahre aus Anlaß der Jahresversammlung zu Cividale veröffentlicht wurde, — des Guida di Cividale. Udine Tipographia Vendrame 1858, 172 S. 8 mit zwei Karten, wovon eine den Plan der Stadt, die andere eine „corografia dei distretti di Cividale e S. Pietro degli Slavi" enthält. Er wurde von der Commune und zwar durch die Unterstützung ihrer Repräsentanten der Hrn. P. nob. Faciani — Fantino nob. Cantarini und Dr. Ant. Cucavaz den Mitgliedern des Friulaner Ackerbaucongresses vom Jahre 1858 gewidmet.

Cividale ist heutzutage ein ziemlich verschollenes Städtchen in Friaul am Natisone, hat aber in der Geschichte in früheren Jahrhunderten eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Als Forumjulii der Römer und später als Residenz eines longobardischen Dux hat es durch längere Zeit den Patriarchen von Aquileja beherbergt und besitzt noch heutzutage Monumente, artistische sowohl als literarische, die nicht blos für den Archäologen und Historiker, sondern auch für den Freund mittelalterlicher Kirchenmusik von hohem Interesse sind. Die historischen Monumente hat ein Kind der Stadt, der treffliche de Rubeis, größtentheils ausgebeutet, die musikalischen Schätze sind leider bisher in Frankreich mehr gewürdigt worden, als in Oestreich. Cividale ist auch der Geburtsort wohl des ältesten Geschichtsschreibers germanischen Stammes, des Longobarden Paul Warnefried, bekannt unter dem Namen Paulus Diaconus, dessen volle Bedeutung erst in unsern Tagen gehörig gewürdigt wurde.

Aus demselben Anlasse hat G. Colotta den Bericht des Podestà und Capitano von Cividale T. Lippomano vom 27. März 1605 an den Dogen von Venedig herausgegeben, dessen Mittheilung Colotta der Freundlichkeit des Prof. C. Foucard in Venedig verdankt. Solche Berichte sind in den letzten Jahren sehr viele als Gelegenheitsschriften erschienen, die, so erwünscht eine solche Publikation im Einzelnen sein mag, am Ende doch für die Geschichtswissenschaft verloren gehen. Es wäre sehr zu wünschen, daß es ein Organ gäbe, wo solche Documente gesammelt, entweder vollständig oder im Auszuge erscheinen könnten.

Berichtigung.

Im 7. Hefte erste Seite Zeile 9 ist zu lesen: in der einem dünnen ländlichen Reis 2c.

Preußische Briefe.

5.

Die ganze bisherige preußische Geschichte ist nur aus den stetigen Einflüssen des Landlebens zu erklären; freilich liefen seit den ersten Zeiten schon Spuren der Stadtpolitik dazwischen, und selbst die Hohenzollern zeigten eine wenn auch schwache stadtpolitische Ader, welche vielleicht aus Nürnberg datirt; aber als sie sich einmal in der neuen Heimath acclimatisirt und für Haide, Sand und Sumpf, für die Schlößchen und Hütten an Spree und Hafel Sinn gewonnen, als sie den unverwüstlichen Kern in der märkischen, pommerschen, niedersächsischen, preußischen Natur entdeckt hatten und einen so günstigen Erfolg der Speculationen sahen, die sie mit diesen Naturen auf den Schlachtfeldern und an den grünen Tischen wie in Bezug auf Behandlung und Verwaltung des Volkes anstellten, da wandten auch sie sich der Landpolitik zu.

Friedrich der Große hat leuchtende Apologieen dieser Landpolitik hinterlassen, und es ist dies bei ihm um so mehr anzuerkennen, als die Doktrin in seiner Zeit bereits so mächtig geworden war und ihn zu Zoll- und Steuerexperimenten hinriß, die nur ein Stadtpolitiker ersinnen und begreifen konnte. Aber das erkannte Friedrich der Große zu aller Zeit, daß das wichtigste Glied seines Staatswesens, die Armee, auf ländlicher Grundlage beruhe, daß die Stadtpolitik, wenn es dieser erlaubt gewesen wäre, sich in die Heeresverhältnisse zu mischen, dieser Armee verhängnißvoll hätte werden müssen; Friedrich hielt auf adlige Offiziers, und das bedeutete nichts anderes, als daß er innerhalb seiner Compagnien das Bild der ländlichen Gemeinde, die urgesunde Struktur der ersten politischen Corporation seines Staates, erhalten wollte. Für den sogenannten Blutadel hatte Friedrich dabei wenig Sinn, was er am damaligen Adel hochschätzte, war das politische Gewicht dieses Landadels, der sehr wohl berechtigt war, sich Mitregent in Preußen zu nennen!

Und in demselben Maaße, wie auf den Adel seiner Officiers, hielt Friedrich auf die unabhängige Stellung der ständischen Aemter im Lande, voran der Landräthe. Wie manches Mal gab er diesen, gegenüber den büreaukratischen Ansprüchen der Kriegs- und Domänen-

kammern Recht, denn er wußte, was er an diesen Landräthen, dem Verbindungsgliede zwischen der politischen Grundlage des Staates und der Centralsphäre desselben, zwischen dem socialen (kirchlichen, gewohnheitsrechtlichen, volkswirthschaftlichen) Untergrunde desselben und dem politischen, durchaus nicht ganz volksthümlichen und dem Fundamente entsprechenden Ueberbau, der ja vielfach büreaukratisch und höfisch war, was er an diesen zuverlässigsten Trägern der Landes-Verfassung hatte.

(Diese alten Landräthe — sei es im Vorübergehen bemerkt — hatten vollständig das Zeug zu einem echt preußischen Parlamente, aber eines fehlte zu solch einer freiheitlichen Entwicklung in unseren Ebenen, es waren keine alten großen mächtigen, so recht noch nach den Gesetzen der Landpolitik von den Autoritäten der Arbeit regierten Städte vorhanden, in welchen bei den bestehenden Verhältnissen die Concentration dieser echt aristokratischen Bewegung allein möglich war.)

Der Blick Friedrich des Großen war seinen Nachfolgern nicht gegeben, und auch die letzte Hälfte der Regierungsjahre des großen Königs entfernte sich von den Anschauungen der Tage, wo er unaufhörlich und ohne sich einmal getäuscht zu sehen, die unerschöpfliche Kraft und wunderbare Zähigkeit seines Landvolkes erprobte. Die Stadtpolitik zog immer engere Kreise um den in wachsender Vereinsamung lebenden Monarchen, und eben so fern wie ihm die literarische Bedeutung der neuen Zeit blieb, eben so entfremdet ward er der Bedeutung der alten Zustände. Polizei und Büreaukratie erhoben sich seit 1770 immer höher, der Nachfolger fand schon einen von Doktrinen umwucherten Bau vor und mußte bereits mit Gesetzen gegen die Geister und die Gewissen agiren, das sicherste Zeichen, daß der solide Bau der alten Verfassung bereits erschüttert war und die alten freien Obrigkeiten nicht mehr über das ganze Volk hin wirkten, ferner daß die Geister bereits nicht mehr in der rechten organischen Verbindung mit den Körpern standen, d. h. daß die geistigen Bewegungen in der Nation fast nur noch von einzelnen Individuen, die ohne Halt und Stütze, ohne Corporation und Tradition dastanden, ausgingen und darum aller Willkürlichkeit in ihrer weiteren Entwicklung ausgesetzt waren.

Hätte die Reform Luthers bereits eine so aufgelöste Gesellschaft gefunden, sie wäre das Werk und die Beschäftigung Einzelner geblieben, sie wäre schnell immer inhaltloser, willkürlicher geworden, und wäre zugleich, da sie des Haltes der Corporationen, der Gemeinden, der ländlichen und altstädtischen Autoritäten entbehrte, eine Sekten- und Conventikelsache geworden. —

Das Ueberwuchern der Stadtpolitik führte Preußen an den Abgrund und machte später jede wirkliche Reform, die gesetzlich vorgeschrieben und ausgeschrieben wurde, illusorisch.

Denn was helfen die schönsten Verleihungen von Recht und Freiheit, wenn die damit bekleideten Menschen zu schwach sind, um diese Verleihungen zu ertragen, um von ihnen Gebrauch zu machen? Was hilft z. B.

die freieste Städteordnung, wenn die Bürger, denen sie gegeben wird, wirthschaftlich schon so schwach geworden sind, daß sie von einem Geldherrn in ihrer Stadt sämmtlich und gänzlich abhängig sind! Alsdann wird doch offenbar alle die ihnen verliehene Freiheit, Selbstständigkeit und Verfügungsberechtigung zu einem Geschenk für den Einen, dem sie wirthschaftlich unterworfen sind! Ebenso, wenn sie in ihrer Mitte einen Agitator haben, der ihnen geistig überlegen ist, und der ihre Entschlüsse an sich reißt und seinen Willen zu ihrem Gesammtbeschluß macht? Fehlt es ihnen dem Geldherrn gegenüber an dem Bewußtsein ihrer Arbeitstüchtigkeit und ihrer Arbeitserfolge, so dem Demagogen gegenüber an dem festen Corporationsbewußtsein, an einem festen Herkommen über ihr Recht und ihre Pflicht, an einer bestimmten Tüchtigkeit zur Ausübung des ihnen zuerkannten Rechtes, einer Tüchtigkeit, die wiederum von ihrer wirthschaftlichen und ganzen socialen Stellung, von ihrer Bedeutung als Familienhaupt, Arbeitgeber, kirchliches Gemeindeglied abhängig ist.*)

Die Stadtpolitik hat sich im Laufe der Zeit der edelsten Ideen der Landpolitik zu bemächtigen versucht; sie hat das Selfgovernment copirt, die Rechtsfindung (durch Geschworne) copirt, aber sie hat mit allen ihren prächtigen Gesetzen nichts erreicht, als die Vermehrung der Unfreiheit.

Die Landpolitik hat im Laufe von Jahrhunderten nur sehr langsam die Zahl der Freien vermehrt und das Recht der Freien gesichert. Der Stadtpolitik ist es im Lauf eines Menschenalters gelungen, auch das Recht der Freien in Frage zu stellen und die Zahl der Unfreien zur Legion zu vermehren. Der Bürgerstand ist an den Abgrund des Proletariats gerückt, das Handwerk verbleicht und verdorrt in der Dampfatmosphäre der Fabrikschornsteine; der Bauernstand kämpft einen bittern Kampf mit dem Proletariate; der Ritterstand wird durch das Erbrecht, die Hypothek und die Büreaukratie gefährdet. Die Stadtpolitik hat damit ihre letzten Züge gethan. Sie ist schachmatt.

*) Man wird während der letzten Revolution in Preußen bemerkt haben, daß einzelne Gewerbe merkwürdiger Weise von den aufrührerischen Strömungen ganz unberührt blieben, z. B. Brauer, Schlächter 2c. Aus diesen Gewerken gehen auch stets die wackersten Gemeindebeamten, Verordneten 2c. hervor. Der Grund davon liegt auf der Hand. Hier ist noch am meisten wirthschaftliche Tüchtigkeit, noch am meisten Ordnung der Arbeit (die Gesellen wohnen zumeist im Hause; die Arbeit hat noch wirkliche körperliche Kraft nöthig; die Concurrenz hat hier noch nicht zerrüttend gewirkt 2c.).

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Zweite Abtheilung:

Homines novi.

Einundzwanzigstes Capitel.

Hans und Mariechen.

Es ist fast Winter geworden und noch immer ist Herr von Leist mit seiner Gemahlin ein Gast des Rienäcker'schen Hauses, auch Frau von Redow weilt noch darin. Der arme Major war auf's Neue erkrankt, ein schweres Nervenfieber war über ihn gekommen, er hatte es überstanden, aber die Wuth dieser Krankheit schien den besten Rest seiner Kräfte vernichtet zu haben. Gebrochen ruhete die noch kurz zuvor trotz aller Wunden stattliche Gestalt im Lehnstuhl, und greisenhaft waren die Züge des angehenden Dreißigers.

Niemand wußte, was den unglücklichen Mann so gewaltig erschüttert hatte, denn das Unheil war ganz plötzlich über ihn gekommen, in den wildesten Fieberphantasien rasend und laut tobend fand man ihn an einem Abend auf seinem Lager. Ganz in der Stille hatte der getreue Sternkieker dem Arzt, der ein scharfes Examen mit ihm anstellte, verrathen, daß er kurz zuvor seinem Herrn einen kleinen schmutzigen Brief gebracht, den ein unbekannter Mensch für ihn abgegeben. Der Arzt hatte eifrig nach diesem Briefe suchen lassen, er war nicht gefunden worden, der Arzt wußte natürlich nicht genau, ob die plötzliche Krankheit des Majors mit diesem Briefe im Zusammenhange stehe, aber er vermuthete es, und seine Vermuthung wurde zur Gewißheit, als er am dritten oder vierten Tage der Krankheit, in der bis dahin fest geschlossenen Hand des Majors Papierreste entdeckte. Freilich vermochten dieselben keinen Aufschluß zu geben, denn die mit Bleistift geschriebenen Zeilen waren völlig unlesbar geworden in dem langen und festen Druck der fieberglühenden Hand des Kranken. Der Arzt wußte seitdem, daß eine plötzliche tieferschütternde Botschaft den ohnehin noch schwachen Mann in diese neue Krankheit gestürzt hatte.

Der ärztlichen Kunst und der starken Natur war die Krankheit gewichen, und nach Wochen begann sich der Major wieder zu erholen, der Arzt gab die beste Hoffnung und versicherte sogar, der Kranke werde

jetzt gesünder werden, als er vor diesem Nervenfieber hätte hoffen können, die Natur habe alles Krankhafte ausgestoßen aus dem Organismus, der zwar jetzt noch geschwächt, aber nur noch der Stärkung und der Zeit zur Erholung, aber keiner Heilung mehr bedürftig sei.

Auch in dem Wesen des unglücklichen Mannes gab sich bei seiner zweiten Genesung eine wesentliche Veränderung kund, er war ernst und traurig, aber mild und duldsam. Es war in ihm keine Spur mehr von jener Reizbarkeit, von jener Härte, Schärfe und Heftigkeit, von jenem Hohn und jener Bitterkeit, die er gezeigt in der Zeit zwischen seiner ersten und seiner zweiten Krankheit. Mit traurigem Ernste, aber mit einer weichen und wehmüthigen Herzlichkeit litt er die Bemühungen der freundlichen und liebenden Menschen, die ihn umgaben; er bedurfte ihrer Dienste, er nahm sie dankbar an, und Herr Gustav Heinrich Rienäcker, der täglich eine Stunde Piquet mit seinem Gaste spielte und sich dann noch länger mit ihm unterhielt, sagte zu seiner kleinen Frau oft: „Jetzt kommt der ganze Mann wieder zum Vorschein bei unserem armen Major, er hat sich entschlossen, sein herbes Geschick männlich zu ertragen, und er thut es; daß er das noch nicht mit Heiterkeit kann, ist natürlich, aber er kann es schon ohne Murren, und das ist gewaltig viel!“

Die Frauen liebten jetzt den Kranken mehr als je, Jede in ihrer Weise, und er wußte mit ihnen wieder zu reden, wie in alter Weise, wenn sich auch in Allem, was er that und sagte, ein tiefer Kummer kund gab, ein Schmerz, dessen leise unwillkürliche Aeußerungen die weichen Frauengemüther oft bis zu Thränen erschütterten. Elisabeth wich kaum von der Seite ihres Gemahls, der ihr mit einer Zartheit begegnete, welche zwar nicht die Zärtlichkeit von ehedem war, aber doch an diese erinnerte und von der liebenden Frau für diese genommen wurde. Auch die gute kleine Madame Rienäcker rieb sich vergnügt die runden fleischigen Finger und glaubte Alles auf dem besten Wege, versuchte doch der Genesende zuweilen einen Scherz mit ihr, ganz, oder doch fast ganz so wie in früheren Tagen. Nur das scharfe Auge seiner Jugendfreundin hatte der Major nicht zu täuschen vermocht, die Kammerherrin von Redow bemerkte wohl, daß der liebe Freund mit Madame Rienäcker nur scherze, um dieser guten Frau eine Freude zu machen; sie sah klar, daß die zarte Art und Weise, mit welcher der Major gegen seine Gemahlin sich benahm, himmelweit verschieden von jener innigen Zärtlichkeit früherer Tage war, und am genauesten wußte sie, daß die Vertraulichkeit, die Hans Dinnies von Leist jetzt gegen sie zeigte, nur die alte Form war, welcher der Inhalt, das Vertrauen selbst, völlig fehlte.

Geschäfte riefen Frau von Redow nach der Mark und nach Berlin dringend zurück, aber sie zögerte noch mit der Abreise, denn sie vermochte es nicht über sich, also zu scheiden von dem geliebten Jugendfreunde und von Elisabeth, sie wollte vor ihrer Abreise noch einen Schritt wagen zur Verständigung, zu diesem Schritt aber hatte sie die Einwilligung

des Arztes nöthig. Als sie diese endlich hatte, als ihr der Arzt die bündigste Versicherung gegeben, daß selbst ernste und erschütternde Gespräche dem Genesenden nichts mehr schaden würden, kündigte sie ihre nahe Abreise an.

An einem Nachmittage, einige Tage vor ihrer Abreise, hatte Frau von Redow in ihrer stillen klugen Weise Frau von Leist und Madame Rienäcker zu einem Ausgange bewogen; sie trat in das Zimmer des Jugendfreundes, den sie allein fand.

In schwarzen Sammtstiefeln und im langen grauen Schlafrock, den Kopf mit einem Mützchen bedeckt, saß der Major bequem in seinem Lehnstuhl, der dicht an den gewaltigen Kachelofen gerückt war, und rauchte aus einer kurzen Pfeife mit einem gewaltigen Meerschaumkopf, die ihm Herr Gustav Heinrich Rienäcker kürzlich zum Geschenk gemacht hatte.

Er nickte der Eintretenden mit jenem trüben Lächeln zu, welches der Kammerherrin immer wie das Gespenst jenes ernstfreundlichen Lächelns vorkam, das sie einst an dem Knaben und dem Jünglinge so liebenswürdig gefunden.

„Störe ich dich, lieber Hans?“ fragte Frau von Redow, auf einem Tabouret neben dem Lehnsessel Platz nehmend, auf welchem Elisabeth gewöhnlich zu sitzen pflegte.

„Stören, gewiß nicht,“ entgegnete der Major, „aber helfen kannst du mir!“

Er deutete mit dem steifen Arm auf eine Doppelreihe von stattlichen Aepfeln, mit denen die Platte der Ofenröhre besetzt war.

Frau von Redow sah ihn fragend an.

„Nun, weißt du nicht, Mariechen“, erklärte der Invalide, „daß wir als Kinder immer die ersten Bratäpfel an dem Tage bekamen, an welchem der erste Schnee gefallen war. Ich habe das zufällig einmal erzählt, und als nun vorher die ersten Schneeflocken flogen, kam die gute Madame Rienäcker und brachte die Aepfel zum Braten, damit ich, wie ehedem, mit dem ersten Schnee die ersten Bratäpfel bekäme; du kannst mir helfen, sie umzudrehen, Mariechen!“

Frau von Redow lächelte, denn Herr von Leist war in der Stimmung, in der sie ihn haben wollte; die kleine freundliche Aufmerksamkeit der Hausherrin hatte ihm wohlgethan.

„Weißt du noch Hans,“ begann sie nach einer kleinen Weile, „wie oft wir in Mogreben als Kinder am Ofen gesessen haben, und wie ungeduldig wir waren, ehe die Aepfel gar wurden?“

„Gewiß,“ entgegnete der Major rasch, „ich sehe dich noch in deinem braunen Kleidchen und deinen dicken rothen Aermchen vor mir, als sei's erst gestern gewesen, wir knieten dann am Ofen alle drei, du, mein Bruder und ich.“

„Und wir hatten Jedes,“ fuhr die Kammerherrin fort, „ein Stück

Zuckerkant in der Hand, das steckten wir in den gebratenen Apfel, und wenn es darin geschmolzen war, schmeckte er köstlich süß. Dein Bruder aber hatte stets das größte Stück."

„Dafür war er der Majorathsherr!" bemerkte Leist scherzend.

„Du aber," erzählte die Kammerherrin, die sich dieser Erinnerung zu freuen schien, „du aber stecktest mir stets deinen Zuckerkant in meinen Apfel und sagtest: du möchtest Aepfel nicht süß essen! Ich wußte es wohl besser, aber ich litt es gern, denn ich sah daran, daß du mich lieb hattest, und dann, ich darf's jetzt ja wohl gestehen? aß ich schon damals gern süß!"

Der Major blickte mit seinem wehmüthigen Lächeln in das bleiche, scharfe Angesicht der Wittwe, er suchte die unvergessenen Züge des Kindes von damals in der Physiognomie der selbstbewußten Frau.

„Ja, mein lieber Hans," versuchte die Wittwe zu scherzen, „ich habe mich doch wohl ein wenig verändert seit den heitern Tagen in Mogreben, da du mich im Spiel deine Braut nanntest?"

„Und warum bist du es nicht im Ernst, im Leben geworden?" fragte der Major von Leist nachdenklich vor sich hinblickend; er seufzte und wußte wohl kaum, was er gesagt hatte.

Die Wittwe schwieg einen Augenblick, dann sagte sie wehmüthig: „Das ist unrecht, Hans, so solltest du nicht sprechen, du thust Elisabeth und mir Unrecht; bin ich es nicht gewesen, die hauptsächlich wenigstens es möglich gemacht hat, daß Elisabeth deine Frau wurde? ist sie nicht viel schöner und viel besser als ich?"

Der Major blickte starr vor sich nieder, Frau von Redow aber bemerkte wohl, daß dem Freunde die Hände zitterten und die Lippen bebten. Es entstand eine Pause, die etwas Peinliches hatte.

„Hans!" sagte Frau von Redow, indem sie ihre Hand auf den Arm des Majors legte.

„Mariechen!" antwortete der zusammenzuckend bei dieser Berührung und blickte die Jugendfreundin an.

„Erinnerst du dich," begann die Wittwe, „eines regnerischen Abends in Berlin, es ist nur wenige Jahre her, ich kam zu dir in deine Wohnung, weißt du, an der Ecke der Tauben- und Friedrichsstraße, wo die schmale, steile, häßliche Treppe bis an deines Zimmers Thür gerade führte —"

Die Kammerherrin sprach von diesen Aeußerlichkeiten länger, weil es ihr schwer wurde, die Sache selbst, die sie sagen wollte, zu berühren; der Major, der sie aufmerksam ansah, bemerkte es und sprach helfend: „Laß das gut sein, liebes Mariechen, ich erinnere mich jenes Abends ganz genau aus zwei Ursachen, denn erstlich gabst du mir an jenem Abende den höchsten Beweis deiner Freundschaft und deines Vertrauens zu mir —"

„Ich verrieth dir die Geheimnisse des armen Redow!" schob die

Kammerherrin mit leiser Stimme ein und senkte die stolze Stirn, die sich mit leiser Schamröthe färbte. Die hochgesinnte Frau konnte sich noch immer die Mittheilungen jenes Abends nicht verzeihen, obwohl sie dieselben damals für nothwendig gehalten und sie noch heut für nothwendig hielt.

„Wie kannst du von Verrath sprechen, Mariechen," tadelte Leist milde, „dem armen Redow konnten deine Mittheilungen nicht schaden und haben ihm nicht geschadet, mir aber gedachtest du zu helfen."

„Und habe ich dir nicht geholfen?" fragte die Wittwe, nun ihrerseits einen vorwurfsvollen Ton annehmend.

„Das ist die zweite Ursache, welche mir jenen Abend unvergeßlich macht," fuhr der Major nachdenklich und bewegt fort, „jener Abend entschied über mein Schicksal, an jenem Abend erst entschloß ich mich, Elisabeth von Reinbach zu heirathen."

„Ich entschied dein Schicksal," erklärte Frau von Redow stolz, „ich bestimmte dich, einen schnellen Entschluß zu fassen und dem guten, schönen Mädchen, das du liebtest und das deine Liebe erwiederte, die Hand zu reichen!"

„Mir graute davor," sagte der Major langsam, indem er die Freundin seltsam ansah, „dem alten Geschlecht der Leiste eine solche Verwandtschaft wie die Reinbachsche zuzuführen!"

„Und ich," rief die Wittwe heftig, „ich weiß es noch genau, ich warnte dich vor dem Stolz auf dein reines Geschlecht; ich sagte dir, es könne ein Tag kommen, da die Leiste selbst schwere Schuld und Schmach häufen würden auf den edlen Namen; ich sagte dir, daß es dürre Zweige gäbe selbst an dem schönsten Baum, daß aber auch aus faulem Baum ein grünes Reis ausschlagen könne. Habe ich nicht Recht gehabt?"

„Du hast Recht gehabt," entgegnete der Major stöhnend, „oh, es ist entsetzlich; ich zittere jetzt, wenn Jemand meinen Namen begehrt, denn wenn ich ihn genannt habe, lese ich stets die weitere Frage in den Zügen des Forschenden: sind sie ein Verwandter des verrätherischen Generals von Leist? Manche sind auch wohl rücksichtslos genug, wirklich so zu fragen."

Die Freundin drückte die Hand des armen Mannes, sie begriff diesen Schmerz, aber sie besann sich und begann jetzt in ihrer entschiedenen Weise: „Hans, ich habe dich an jenen Abend in Berlin mit Absicht erinnert, ich will offen mit dir reden; damals gab ich dir mein Vertrauen, heute fordere ich das deine, lieber, lieber Hans," die Stimme der Frau bebte unter dem Eindruck ihrer heftigen Bewegung, „ich könnte vor dir auf's Knie fallen und dich anflehen, mir dein Vertrauen, aber dein volles Vertrauen zu schenken."

„Was willst du, sprich?" fragte der Major mehr ängstlich als bewegt von dieser plötzlichen Wendung des Gesprächs.

„Hans," fuhr die Wittwe fort, und eine Thräne funkelte in ihrem

leuchtenden Auge, „ich bin die Ursache gewesen, daß du Elisabeth von Reinbach geheirathet, euer Glück war mein Stolz, Elisabeth ist auch glücklich; ihre einfache liebende Seele, die Alles, was von dir kommt, mit Liebe aufnimmt, hat noch keine Ahnung davon, daß du ihr deine Liebe entzogen hast, ich aber habe es erkannt, daß dem so ist, ich sehe, daß du unglücklich darüber geworden bist, und ich weiß, daß meine arme Elisabeth noch unglücklicher sein wird an dem Tage, an welchem sie die Entdeckung machen wird, daß du sie nicht mehr liebst, und nun muß ich von euch scheiden mit dem Bewußtsein, daß ich die beiden Menschen, die ich am meisten liebe auf Erden, daß ich die unglücklich gemacht habe, während ich mich bis jetzt stolz die Schöpferin dieses Liebesglücks nannte. Hans, habe Mitleid mit deiner armen Jugendfreundin, schenke mir dein Vertrauen wieder, sage mir, was ist geschehen, was hat dein Herz abgewendet von deiner edlen, liebenden Elisabeth?"

Tiefe Trauer lag auf dem bleichen Gesicht des wackeren Mannes, als er mit weicher Stimme antwortete: „Du hast einen vollgültigen Anspruch auf mein Vertrauen, liebes Mariechen, ich will es dir nicht vorenthalten, ich will männlich offen zu dir reden, so schwer mir das auch werden mag und so schmerzlich dich auch berühren, so tief dich auch erschüttern muß, was ich zu sagen habe. Höre mich an, Mariechen, aber unterbrich mich nicht, laß mich auf einmal sagen, was mich bedrückt, es wird mir dann leichter werden. Zuvor aber muß ich bemerken, daß ich Elisabeth noch liebe, und eben das, daß ich nicht ablassen kann, diese unglückliche Frau zu lieben, das ist es, was mich am schwersten drückt. Höre, als ihr hierher kamt, befand ich mich in langsamer Genesung begriffen, eure Liebe war eine mächtige Stärkung, ich schwelgte in dieser Liebe, je stärker ich aber wurde, desto häufiger kam mir der Gedanke, daß es doch entsetzlich sein müsse für ein junges, schönes Weib, einen Krüppel zum Manne zu haben, einen Mann mit lahmem Fuß, mit steifem Arm, mit furchtbar entstelltem Gesicht —"

„Das war meine Ahnung," rief Frau von Redow unwillkürlich, „ich wußte, daß ich mich nicht täuschte."

„Anfänglich," fuhr der Major fort, „wies ich diesen Gedanken zurück, ich sagte mir, daß die Liebe Elisabeth's zu mir nicht eine Liebe sei, die an einen raschen Arm oder Fuß, oder an die Glätte meines Gesichts gefesselt sei, aber der böse Gedanke kam immer wieder, und unter dem Einfluß der niederdrückenden politischen Nachrichten gewann er nach und nach Gewalt über mich. Ich sah das Vaterland in tiefster Noth und sah zugleich mich unfähig, thätig zu helfen; als Patriot mußte ich verzweifeln an der Zukunft, als Soldat war ich ein Invalide, der nicht mehr zu Pferde steigen konnte, als Edelmann war ich beschimpft durch das, was Männer gethan, die meinen Namen trugen, da fühlte ich mich denn auch tief unglücklich als Gemahl einer schönen und geliebten Frau,

denn was sollte ihr, der Jugendlichen, der Krüppel? hatte ich so unrecht?"

„Ja, unrecht überall," versetzte die Kammerherrin rasch, „der Gemahl Elisabeth's durfte sich nicht unglücklich fühlen, er mußte sich freuen, daß sich die Liebe der Edlen im Unglück verdoppelte; der Edelmann war nicht beschimpft durch das, was andere seines Namens gethan, schmerzlich berührt durfte er sich fühlen, aber nicht beschimpft; der Soldat durfte trauern, daß er nicht mehr streiten konnte für König und Vaterland, aber er mußte stolz sein, daß er mit Auszeichnung gestritten und Ehrenwunden davongetragen hatte; der Patriot endlich brauchte nicht an der Zukunft des Vaterlandes zu verzweifeln, und der Christ, Hans, hörst du? der Christ durfte es nicht. Also unrecht überall!"

Die Wittwe hatte das so schnell gesprochen, daß sie der Major nicht hätte unterbrechen können, auch wenn er es gewollt hätte, aber er lächelte nur trübe und sagte, als die Kammerherrin schwieg, einfach: „Ich hatte unrecht, jetzt weiß ich das wohl, in den Wochen, die ich auf jenem Lager lag, habe ich's hundertmal überdacht und bin mir klar darüber geworden, damals aber war ich mir noch nicht klar, und so gerieth ich in eine Stimmung oder vielmehr in eine Verstimmung hinein, in welcher ich euch Allen wohl recht viel Noth und Kummer gemacht habe. Ich schäme mich der Schwäche, die ich damals zeigte, wenn ich heute daran denke; statt muthig und ergeben zu sein wie ein Mann, war ich trotzig und mürrisch wie ein Knabe, und wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn es Gott nicht gefallen hätte in seiner Allweisheit, mich durch einen schweren Schlag niederzuwerfen; ich dachte diesen Schlag nicht zu überleben, ich habe ihn überlebt, auf meinem Krankenlager habe ich mich wiedergefunden, Gott hat eine schwere Last mir aufgelegt, er aber wird mir auch weiter Kraft geben, daß ich sie tragen kann als Mann und als Christ!"

Der Major schwieg stille und blickte wehmüthig auf die Freundin, deren Augen in Thränen schwammen; die männliche Resignation des bleichen Mannes erschütterte sie tief.

„Hans!" bat sie endlich mit dem weichsten Tone ihrer Stimme.

„Was willst du noch, Mariechen?" fragte der Major, der aus der Anrede wohl die Aufforderung anhörte, fortzufahren.

„Welcher Schlag traf dich? rede, ich bitte dich um Gotteswillen?" rief die Wittwe angstvoll.

„Du mußt es ja wissen, Mariechen!" entgegnete Leist langsam.

„Ich glaube es zu wissen, ich weiß es," drängte die Kammerherrin, „aber du mußt es sagen, mußt es aussprechen, ich muß erfahren, wie weit der Irrthum geht."

„Irrthum?" fragte der Major mit einem ungläubigen Lächeln.

„Sprich, Hans, rede, Gott im Himmel habe Erbarmen mit uns!" rief die Wittwe in höchster Aufregung.

„Ich will reden," sagte der Major plötzlich, sich zusammennehmend, indem er sich mit einem Ruck aufrichtete, „ich erhielt einen anonymen Brief, der mich benachrichtigte, daß der große Tyrann meines Vaterlandes mit frevelnder Hand auch in das Heiligthum meiner Familie gefaßt, kurz, daß er, gereizt durch die Schönheit meines Weibes, seine Gensd'armes gesendet, kurz, daß er zur Büßung seiner Gelüste mein Weib mit Gewalt habe auf's Schloß holen lassen —"

Der Major brach ab, er flüsterte einige abgebrochene Sylben, dann sank er laut stöhnend zurück, er hielt die gesunde linke Hand vor die Augen, und Frau von Redow sah die hellen Thränen des Mannes durch die Finger rinnen.

Mit einer unglaublich zarten Bewegung zog die Freundin die Hand von dem Gesicht des Mannes, strich mit ihrer Hand sanft über die nassen Augen und fragte mild tadelnd: „Und das glaubtest du Alles einem anonymen Briefe?"

„Nein," fuhr Leist auf, „nein, ich glaubte es nicht im ersten Moment, da aber fielen mir schwer wie Gewichte einzelne Worte des alten Sternkieker in's Gedächtniß, Worte, die ich kaum beachtet und gar nicht verstanden hatte, die mir nun aber volle Gewißheit gaben; oder ist es etwa nicht wahr, was ich sagte?"

„Es ist Alles wahr, was du sagtest!" entgegnete die Kammerherrin einfach, „und dennoch ist Elisabeth schuldlos."

„Gewiß", versetzte der Major eifrig, „gewiß ist sie schuldlos, oh! das ist mir alles klar genug geworden, was vermochte das unglückliche, das arme, schwache Weib gegen die Gewalt? darum eben vermag ich ja nicht aufzuhören sie zu lieben, das Unglück ist aber doch entsetzlich!"

„Hans!" rief jetzt die Wittwe mit leuchtenden Augen, „du quälst dich ohne Grund, allerdings hat der französische Kaiser dein Weib mit Gewalt aus diesem Hause in das Schloß holen lassen, aber sie ist aus diesem Schlosse eben so rein und schuldlos zurückgekehrt, als sie dahin gegangen, durch die Hülfe edler Menschen und durch die große Barmherzigkeit Gottes!"

„Mariechen!" bat der Major leise und ein ungläubiges Lächeln schwebte um seine Lippen, „deine Freundschaft erfindet ein Mährchen!"

„Ich würde dir die Wahrheit dessen, was ich sage, beschwören," entgegnete Frau von Redow ernst, „aber es bedarf hier keines Schwurs, höre, der General Pelet, den du im Kriege zum Gefangenen gemacht hattest, lag damals hier im Hause in Quartier. Dieser edle Mann war empört, er begleitete Elisabeth auf's Schloß, er sprach mit dem Pallastmarschall des Kaisers, seinen Bemühungen gelang es, dein Weib vor der Schmach zu schützen, der sie verfallen schien."

Der Major seufzte, aber er vermochte nicht zu glauben, so freudig ihm die Erlösung vom entsetzlichen Weh entgegenleuchtete aus den blitzenden Augen der Kammerherrin.

„Den General kannst du nicht fragen, ungläubiger Mensch," fuhr Frau von Redow fort, „aber da du deiner Freundin nicht glauben willst, so frage die gute Madame Rienäcker, sie hat Elisabeth in's Schloß begleitet, sie ist während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit auch nicht einen Augenblick von ihrer Seite gewichen, ja, sie hat Elisabeth nicht aus ihren Armen gelassen, frage sie, Hans, sie wird dir das bezeugen und sie kann einen Eid leisten, wenn du es verlangst!"

„Noch ein Mal," bat jetzt der Major und seine Stimme erlosch fast, „ist das Alles so wahr, wie du mir sagst, sage laut: Ja! Mariechen und ich will nicht mehr fragen und nicht mehr zweifeln!"

„Ja!" entgegnete die Kammerherrin voll und feierlich, „es ist so wahr, als ich hoffe, daß mir Gott hilft durch seine Gnade zur ewigen Seligkeit!"

Da sank das Haupt des Majors, dessen Augen bis dahin starr auf die Sprechende gerichtet gewesen, nieder auf die Brust, die Hände legten sich zitternd in einander und es entstand eine tiefe Stille in dem Gemach.

Mit einem ganz eigenen Ausdruck sah die schlanke ernste Frau auf den tief erschütterten Mann, man konnte in ihrem Antlitz lesen, daß sie den Jugendfreund einst geliebt hatte, ja leidenschaftlich geliebt haben mußte, es war in den funkelnden Augen auch noch ein Strahl der alten Leidenschaft, aber er war vergeistigt und verklärt in einer so schönen Weise durch die Freude, daß er den scharfen Zügen und dem bleichen Antlitz einen rosigen Schimmer und einen idealen Anflug verlieh.

Die Kammerherrin hätte jetzt gern das Zimmer verlassen, und fast fragend schaute sie der Major an, als er sein Haupt erhob und die Freundin neben sich sitzen sah, aber der fragende Ausdruck schwand rasch, um dem des innigsten Dankes Platz zu machen, und die schönen braunen Leist-Augen leuchteten zum ersten Male wieder seit vielen Wochen im Strahl warmer Freude: „Ich kann nicht vor dir knieen, Mariechen," brach er endlich in der Ueberschwänglichkeit seines Dankgefühls Worte findend aus, ich kann nicht knieen mit meinem steifen Knie, ich kann nicht einmal aufstehen, denn die Freude hat mich schwächer gemacht in einer Stunde als es die Krankheit in Wochen vermochte, ich kann dich nicht umfassen und ans Herz drücken mit meinen lahmen Armen —"

„Nun wenn du's nicht kannst, Hans," unterbrach die Wittwe und erglühete, „so kann ich's doch!" Sie umschlang den bleichen Mann, sie drückte ihre Lippen an seinen Mund, und dahin war die Fassung der stolzen, selbstbewußten Frau, die so sicher durch's Leben zu gehen gewohnt war, sie brach in ein heftiges Weinen aus und schluchzend barg sie ihr Gesicht in beiden Händen. Doch die Herrschaft, die Frau von Redow über sich selbst übte, war zu groß, als daß sie auf längere Zeit hätte gestört werden können, sie hatte der Schwäche ihren Tribut bezahlt, und nun saß sie dem Freunde wieder gegenüber mit ruhiger Haltung äußer-

lich, wenn auch in der Seele die Fluth der aufgeregten Leidenschaften noch nicht ganz verströmt war, sondern noch gewaltig genug wogte.

Jetzt begann nun ein leises eifriges Gespräch, Erklärungen mannigfacher Art wurden gegeben herüber und hinüber; hätte der Major noch einen Zweifel gehegt an der Wahrheit der Erzählung, die ihm die Wittwe von dem verhängnißvollen Ereigniß gemacht, er hätte nun schwinden müssen, aber er hatte schon lange keinen Zweifel mehr gehegt. Der Freund und die Freundin trafen ihre Verabredungen; Elisabeth sollte nie erfahren, daß Leist von dem brutalen französischen Attentat etwas wußte, bis sie, wie sich vorher sehen ließ, ihren Gemahl selbst davon unterrichten würde, was sie bis jetzt gewiß lediglich aus Rücksicht auf dessen Gesundheit unterlassen. Leist erfuhr nun auch, daß Elisabeth nach seiner ersten Genesung der Sehnsucht nach ihrem Kinde fast erlegen sei, daß sie die Gefühle der Mutter aber muthig bekämpft habe, um der Liebe willen zu dem Gemahl, deren Erfüllung damals ganz besonders schwer war, weil Leist von Wahn befangen glaubte, das schöne junge Weib habe ihm, dem Krüppel, ihre Liebe entzogen und erfülle nur aus Pflicht noch ihre Aufgabe bei ihm. Es war dieser vermeintlich kalten Pflichterfüllung, der er seine kalte Höflichkeit entgegen setzen zu müssen glaubte.

Nach und nach wurde das Gespräch ruhiger, Leist ergab sich darein, den Winter über noch in Königsberg zu bleiben, denn sein Zustand machte eine Winterreise geradezu unmöglich, aber er konnte sich nicht entschließen, jetzt seine Gemahlin zu entlassen, ihre Rückkehr nach Spankow zu dem Kinde zu gestatten; er erklärte der Freundin, es sei ihm zu Sinne, als habe er noch ein Mal sich mit Elisabeth vermählt. Obgleich nun die Nachrichten aus Spankow über das Befinden des Kindes sowohl als auch des alten Oheims höchst zufriedenstellend lauteten, so versprach die Kammerherrin doch auf der Reise von Danzig nach Berlin einen Umweg über Spankow zu nehmen und selbst nach dem Knaben zu sehen.

So weit waren die Beiden, als Elisabeth von Leist eintrat; ihr Gesichtchen war von der Winterluft lebhafter geröthet als sonst, unbefangen und glücklich, wie sie sich fühlte, seit Leist wieder mild mit ihr war, lächelte sie dem Manne zu, entzückt schmiegte sie sich dicht an seine Seite, als dessen Augen offen und klar die alte liebe Sprache zärtlicher Zuneigung zu ihr redeten. Sie gab sich keine Rechenschaft über diese Veränderung, ja, dieselbe fiel ihr gar nicht auf, sie fühlte sich beglückt dadurch, und das war dieser reinen sanften Seele vollkommen genügend.

Leise hatte sich Frau von Redow entfernt, die Gatten waren allein, aber sie sprachen nicht, selig litt Elisabeth jene kleinen Liebkosungen und Zärtlichkeiten, die sie sonst von ihrem Gemahl empfangen, und sie wußte in ihrem Glück nicht ein Mal mehr, daß Wochen vergangen waren, seit diese liebe Hand nicht auf ihrem Haupt geruht, seit diese lieben Finger nicht schmeichelnd ihre zarte Wange berührt.

Es dauerte lange, bevor ein Gespräch begann, als es aber einmal begonnen war, da wurde es lebhaft geführt von beiden Seiten, denn Vater und Mutter sprachen von ihrem Kinde, von ihrem geliebten Knäblein.

Draußen war es allgemach Abend geworden und tiefes Dunkel herrschte in dem Gemach, Elisabeth, dicht und zärtlich angeschmiegt an die Seite ihres Gemahls, bemerkte es nicht, vor all dem Licht in ihrer Seele; da wurde leise an die Thür geklopft, sie hörte es nicht, und der Major, der es wohl hörte, wollte es nicht hören, da das Klopfen aber jedesmal verstärkt mehre Male wiederholt wurde, fuhr Elisabeth endlich auf und öffnete die Thür.

Jetzt marschirte der alte Sternkieker ein, gravitätisch die halbgeblendete Schirmlampe in der Hand.

„Was giebt's Neues, alter Sternkieker, mein guter Bursche?" fragte der Major, der in seiner Herzensseligkeit das Bedürfniß fühlte mit Jedem freundlich zu sein.

„Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister!" antwortete der graue Dragoner.

„Sternkieker," fuhr der Major fort, „die Frau Kammerherrin von Redow reist nächsten Sonnabend nach Spankow, er reist mit ihr, sieht sich in Spankow gehörig und genau um, ob Alles noch in Ordnung ist mit meinem Oheim und mit meinem kleinen Junker, dann kehrt er auf der Stelle um, hört er, kommt wieder hierher und macht mir seinen Rapport, hört er?"

„Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister!" rief der Dragoner jetzt mit Donnerstimme und brach dann in ein dumpfes Lachen aus, das eben nicht anmuthig zu hören war, das er auch ganz plötzlich unterbrach, weil er fühlte, dasselbe sei nicht ganz vorschriftsmäßig. Der alte Kerl war nämlich fast gestorben vor Sehnsucht nach dem Obristlieutenant, nach seinen alten Herrn, und nach dem alten Hund, kurz, ganz nach Spankow; jetzt sollte er nun dahin zurückkehren, seinen alten Herrn sehen, einen Auftrag erfüllen, rapportiren, das machte ihn ungeheuer stolz und jenes dumpfe Lachen bezeichnete bei ihm den höchsten Grad des Vergnügens.

„Ist die Frau Kammerherrin unten?" fragte Elisabeth.

„Gnädige Frau," entgegnete der Dragoner, „die Frau Kammerherrin haben Besuch, ein Herr und eine mächtig schöne Dame sind unten!

Sternkieker ging jetzt, Leist und seine Gemahlin aber scherzten über den Ausdruck „mächtig schöne Dame" und waren einigermaßen neugierig, Sternkieker's Geschmack kennen zu lernen und zu erfahren, welche Dame der alte Kerl für „mächtig schön" halte.

Sie sollten darauf, nicht lange warten, denn die Kammerherrin fragte bald darauf mit einem Armleuchter in's Zimmer tretend: „Fühlst du dich wohl genug, lieber Hans, einen alten Freund, der sich nach dir sehnt, und eine schöne Dame zu empfangen?"

„Gewiß, gewiß," versetzte Leist, „wer ist's?"

„Mariechen und Sternkieker haben einen Geschmack!" flüsterte Elisabeth ihrem Gemahl zu.

„Treten sie ein, bitte!" rief die Kammerherrin, die Thür öffnend.

Mit festem Schritt trat ein kaum mittelgroßer Herr über die Schwelle, sein Antlitz war finster, scharf spähend lugten die dunkeln Augen unter den buschigen Wimpern hervor; als er den Kranken erschaut, näherte er sich rasch, streckte seine Hand aus und fragte: „Kennen sie mich noch, lieber Herr von Leist?"

„Der edle Pletz von Bessin!" rief der Major sich rasch aufrichtend und die Hand des märkischen Edelmannes ergreifend.

„Guten Abend, Herr von Leist!" sagte eine klare Frauenstimme.

Nun erst bemerkte der Major, daß Frau von Pletz ihrem Gemahl gefolgt war.

Vorstellungen und kurze Erklärungen folgten nun, und einige Minuten später hatte der Major das Vergnügen, drei Frauen um den kleinen Tisch vor seinem Lehnstuhl sitzen zu sehen. Die schlanke, jugendlich schöne Elisabeth mit ihren weichen, noch mädchenhaften Zügen, mit dem schwärmerischen Anflug in den milden braunen Augen, erschien fast noch schöner neben der hohen Gestalt und gesunden Fülle der Frau von Pletz, die mit ihren heiteren blauen Augen eben so fest und verständig drein blickte, wie Elisabeth mit ihren braunen weich und schwärmerisch; und wie verschieden von der behäbigen und verständig guten Schloßfrau von Bessin war wieder die bleiche Marie von Redow, deren Reiz ein rein geistiger ist, deren Augen, zwar ebenfalls blau, bald scharf hervorblitzen unter den langen Wimpern, bald sich wie Räthsel der Lösung entziehen. Der Major hatte seine Freude an diesen Vergleichungen, das leicht gelockte braune Haar Elisabeths gefiel ihm doch besser als das schlichte ganz hellblonde seiner Jugendfreundin und die starke Fülle röthlichen Haars der Frau von Pletz, kurz, der Major fand, daß seine Elisabeth doch die hübscheste unter diesen drei anmuthigen Frauen, und das interessirte ihn gerade heute mehr als die Mittheilungen des edeln Pletz von Bessin, der ihm auseinandersetzte, warum er sich mitten im Winter in Königsberg eingefunden.

Der wackere märkische Edelmann befand sich hier auf Einladung Sr. Majestät des Königs; der gewissenhafte Monarch wollte über verschiedene neue Gesetze und wichtige Veränderungen, die getroffen werden sollten, zuvor das freimüthige Urtheil von Männern hören, zu deren Einsicht er Vertrauen hegte, deren Treue er sicher war. Einer von diesen zu solch ehrenvollem Endzweck nach Königsberg berufenen Edelleuten war der edle Pletz von Bessin. Willig war er dem Ruf seines Königs gefolgt, er hatte sich mit seiner ganzen Familie nach Königsberg begeben, um hier den Winter zuzubringen. Da er, wie wir wissen, in Geschäfsverbindung stand mit Frau von Redow und stets in Briefwechsel

mit ihr geblieben war, so kannte er die harten Schicksale des Majors, den er im Oktober 1806 aus französischer Gefangenschaft gerettet, und sein erster Gang in Königsberg galt darum dem Rienäckerschen Hause. —

Zur Kriegstüchtigkeit der preußischen Armee.

Von dem Verfasser des in unserer vorigen Nummer abgedruckten Artikels „Zur praktischen Kriegsbefähigung“, einem älteren Stabsoffizier, geht uns noch folgender Aufsatz zu:

Die Vervollkommnung der Cadres des Heeres ist aus folgenden Gründen räthlich:

1) Da die Disciplin nicht durch längere Diensterziehung, wie bei anderen Heeren, befestigt und so in praxi erprobt werden könnte, vielmehr durch die bleibende Benennung „Landwehr“ in dem einheitlichen Heereskörper zweierlei Seelen vorherrschen, so sollte die militärische Ordnung wenigstens dadurch gesichert werden, daß bei jedem Landwehr-Bataillon Eine kriegsstarke Compagnie monatlich wechselnd (mit Ausnahme der Winter- und Erntemonate) fortbestände. Dazu lasse man die Landwehr-Bezirks-Commandeure oder den ältesten Stabsofficier jedes Regiments fungiren, deren Stellung in der Provinz nur vortheilhaft einwirken kann. Die Officiere der Landwehr sollten dazu mit denen der Linie gewechselt werden, desgleichen die Unterofficiere. Diese aber müßten überhaupt bedeutend vermehrt und verbessert werden. Nur befähigte und gebildete Unterofficiere können unser Cadresystem sichern, wodurch sie über die Qualification der auch immer mehr gebildeten Mannschaft gestellt bleiben. In den auch nur kurze Zeit dienenden deutschen Contingenten, wo man die Bildung beider Theile noch auf gleichem Niveau findet, haben sich dadurch mancherlei Excesse entwickelt. Ein halbes Werk kann es nur werden, wenn es entweder an der moralischen oder an der dienstlichen Autorität fehlt, weil dann der Untergebene dem Vorgesetzten in Einem oder dem Anderen mindestens gleich, wenn nicht überlegen wird. Daher geht dem gebildeten Landwehr-Officier die Achtung des viel länger geübten Dienstthuers verloren. Noch mehr macht sich das bei den nur im letzten Dienstjahre herangezogenen Landwehr-Unterofficieren mit doppeltem Nachtheil bemerkbar. Kommen dazu nun noch die in der Linie nicht bewährten und darum entlassenen Unterofficiere, welche wegen Mangel an sicheren Individuen dazu avancirt wurden, da geeignete Subjecte, ohne jährliche Verbesserung des Gehalts, nicht zu fesseln waren, so wird „der Kitt“ immer bröcklicher! — Durch die permanenten Cadres der Landwehr-Bataillone wird aus der angegebenen Stärke sich jedes Bild der Kriegsübung formiren lassen, wie auch daraus ein zwei-

gliedriges Bataillon sich darstellen läßt, wo das zweite Glied den Schützendienst übernimmt.

Ist die Unterofficier-Erwerbung nicht durch steigende Verbesserung und bestimmte Versorgung zu erreichen, so verdoppele oder verdreifache man die Potsdamer Unterofficier-Schule, entweder dort oder in mehreren Garnisonen. In Summa: „das Instrument darf nicht stumpf noch schartig werden".

2) Die Errichtung der Füsilier-Bataillone der 9 Reserve-Regimenter und damit ihrer doppelten Landwehr-Bataillone ist eben so nöthig als billig. Nöthig, weil der geringe Friedenscombattanten-Etat weder in den großen Garnisonen noch Festungen (ungerechnet denen des Bundes), bei einer der kurzen Dienstausbildung hauptsächlich bestimmten Zeit und bei den vielseitigen nebensächlichen Anforderungen, ausreicht. Seit dem ersten Armee-Etat hat sich die Staatseinnahme mehr als verdoppelt, während die Etatsstärke hinter der vor 1806 geblieben ist und en proportion hinter der anderer Großmächte steht. Je mehr Preußens Lage auf sich selbst und seine waffenfähige Nation angewiesen ist, je mehr muß es zur Wahrheit werden: daß alles Waffenfähige dazu befähigt wird! Die daraus entspringenden Lasten bilden den wahren gesunden Kreislauf im Staatenleben. Wo das abgeschwächt wird, da gehen wir dem moralischen und materiellen Verfalle zu, wie die Geschichte lehrt.

3) Indeß, da der Armee weniger mit einem unsicheren Brutto, als mit einem kräftigen Netto zur Kriegsactivität gedient ist, so nehme man alle sichtbar Schwächliche zu den Reserve- (Festungs-) Regimentern und außerdem per Armeecorps zu einem Handwerker-Bataillon. Durch solche Einrichtung wird die Feldarmee weniger durch Abgaben für Festungen und durch Abcommandirung ihrer kräftigen Handwerker geschwächt werden.

Wie jetzt schon die Reserve-Regimenter aus dem ganzen Provinzialverbande, nicht gleich den Landwehr-Bataillonen aus zugewiesenen Kreisen formirt sind, so läßt sich das auch analog, ohne letzterer Störung, bei der Errichtung der Reserve-Füsilier- wie Landwehr- und Handwerker-Bataillone arrangiren.

4) Wie des Salzes zum Brod, so bedarf die Armee per Armeecorps 1 Reitende-Jäger-Escadron, um den Commandirenden mit ihrem Generalstabe die dringend nothwendige Befähigung „eines ausgebildeten Nachrichten- und Verbindungswesens" zu sichern.

Drei Großmächte besitzen solches Element, trotzdem daß sich ihre länger gediente und kriegskundig erhaltene Mannschaft viel eher dazu eignet, als unsere unkundigen Leute. Von diesen ist es genug verlangt, wenn sie im gewöhnlichen Felddienstrayon gute Dienste leisten. Um aber allen Eventualitäten auf weiten Entfernungen, bei difficilen Aufträgen, im ungünstigen, auch oft insurgirten Terrain geistig wie tactisch gewachsen zu sein, bedarf es einer solchen befähigten Doppelwaffe. Dieselbe

wird dann durch Waldungen nicht in Verlegenheit kommen; sie wird Punkte so lange sichern, bis Infanterie herbeikommen kann ꝛc. Die Reitenden Jäger werden vermittelst der Eisenbahnen und Telegraphie als die entferntesten Kundschafter und Verbindungsorgane zu benutzen sein, von wo aus sie auch befähigt bleiben, selbstständig zu Pferde wie zu Fuß ihre Aufgabe zu lösen. Um den Naturföhnen des Kaukasus, Atlas und der Karpathen ꝛc. etwas Besseres entgegenzusetzen, müssen wir uns der gelernten Jäger bedienen. Derselben angeborene und anerzogene Qualification und geistige Bildung kann nirgends besser, als zu diesem wichtigen und difficilen Dienst verwerthet werden. Während wir jetzt, bei der überwiegenden Schießfertigkeit der Infanterie, mit der seitherigen Hälfte unserer „gelernten Fußjäger" genug für exceptionelle Fälle und als Führer des Felddienstes haben, wäre ihre fernere gänzliche Belassung zum „großen Kriege" eine Vergeudung!

Also nehme man all die „gelernten Jäger" zu den 9 Escadrons, welche zugleich in ihrem früheren Forstdienstverhältniß sich mit dem Pferde vertraut gemacht haben. Aber als die feinern und gebildetsten Organe für diese Elitenwaffe eignen sich besonders zu „Oberjägern" die seitherigen „reitenden Feldjäger", deren Courierdienst, bei jetziger Communication, ohnehin meist von andern Officieren ausgefüllt wird. Niemand hat eine bessere wissenschaftliche wie praktische Schule zu einem so nöthigen Eclaireur-Corps durchgemacht, als unsere reitenden Feldjäger-Corps.

So vereinigt sich Bildung, Intelligenz mit angeborener Fähigkeit zu anerzogener Urtheilskraft: als die nöthigen Vorbedingungen für Militärs, die zu spät nachher aus der Masse — unvorbereitet — herausgesucht werden müßten. Es giebt außerdem noch einzelne Persönlichkeiten, deren Befähigung und Lebensbetrieb eben sowohl für diese Dienstleistung geeignet ist, und die sich darüber auszuweisen hätten, um mit Lust und Liebe dabei zu dienen. — Im Frieden würde die halbe Stärke zur wechselnden Einübung genügen, welche, um alle Jahreszeiten benutzen zu können, auf ein Jahr Präsenzzeit zu bestimmen wäre. Am zweckmäßigsten möchten je 3 solcher Escadrons an den dazu geeigneten Terrain-Grenzpunkten der Monarchie zu vertheilen sein, von wo aus sie auch zu den betreffenden Uebungsperioden der Truppen hinzugezogen werden könnten. Natürlich sind zu dieser Waffe nur ganz geeignete Officiere auszuwählen. Am meisten wird es dabei auf die rechte Wahl eines „Chefs" dieser Schöpfung ankommen.

Im Kriege würde die vorräthige Stärke des Corps, da Alle, mit Ausnahme der Avancirten, demselben allein pflichtig bleiben müßten, eine theilweise Abkommandirung zu improvisirten Frei-Corps gestatten, deren eigentliche Seele berittene Jäger werden würden. Jeder reitenden Jäger-Escadron wäre eine Batterie von 12 Amüsetten beizugeben, deren Schützen dazu aus den besten Jägern abzugeben sind. Eben so anpassend

würde auch den Fußjägern und Schützen-Compagnien eine solche Batterie zu überweisen sein.

Der große Krieg entscheidet allerdings durch seine rechtzeitig vereinigten Massen, das wird aber eben nur gesichert herbeigeführt „durch zuverlässige Nachrichten und Verbindungen; wer darin am besten bedient, wird die Vorhand behalten.“

5) Eine jede, besonders eine junge und an Kriegsfatiguen nicht gewöhnte Armee bedarf „einer zahlreichen und tüchtigen Armee-Polizei“. Am geeignetsten würde dazu als Stamm „die berittene Schutzmannschaft Berlins“ dienen, wozu dann noch die Befähigtsten der Landwehr-Kavallerie beider Aufgebote zu ermitteln und anzureihen wären, um jedem Armee-Corps eine solche Escadron Gensd'armen zuzutheilen. Hierdurch würde besonders auch den zahllosen Blessirten vom Schlachtfelde schleunige Hülfe vermittelt werden, weil jene Gensd'armen am sichersten die nöthigen Fuhrwerke aus weiterem Umkreise herbeischaffen könnten. Denn so löblich auch die neu eingerichteten Ambulancen sein mögen, so verschwindet ihr Nutzen doch bei einer Schlacht wie ein Tropfen Wasser auf dem heißen Stein.

Wenn die neuesten Kriegserfahrungen leider wieder beweisen, wie das beste Instrument ohne Meistershand erfolglos blieb, so abstrahiren sich doch daraus auf's Neue diejenigen Lehren, durch deren Befolgung jeder Feldherr den Erfolg vertrauungsvoll dem Lenker der Schlachten überlassen darf!

Derjenige kann das, welcher die meisten Kräfte rechtzeitig auf der entscheidenden Stelle zu verwenden versteht.

Die Masse im „Haupt-, nach Umständen in ein oder zwei erreichbaren Flügel-Corps“, jedes in sich gehörig gegliedert, wird die Entscheidung bestimmen. Eine Analogie gilt innerhalb der Grenzen eines jeden Kriegstheaters.

Unentbehrliche „Mobile Colonnen“ mögen anderweitig bei ungeschickter Führung dann unterliegen, indirect befördern sie aber den Alles übertragenden Hauptstoß.

Davor und dazwischen liegt aber das reiche Feld „der reitenden Jäger“, als die feinsten und fernsten Organe und Fühlfäden aller Heerestheile!

Berliner Literaturbriefe.

XV.

Ein neues Hohenstaufen-Epos; Falke's Geschichte des deutschen Handels; das deutsche Marktbuch von H. Klenke.

Manche tapfere That ist vollbracht worden im Laufe dieses heißen Sommers, größere Tapferkeit aber hat kein Zuave bei Palestro, kein Turco bei

Magenta, kein Kaiserjäger bei Solferino bewiesen, als der wackre deutsche Dichter, der in diesen bewegten und doch so schwülen Tagen die alten Hohenstaufen besungen hat in einem starken Bande, volle 512 Seiten in Hochoctav, enthaltend: Die Hohenstaufen. Ein Epos in sechs Gesängen, Hildburghausen 1859, Druck und Verlag des bibliographischen Instituts. Wer ist der Dichter? wer hat dieses Wunder der Tapferkeit vollbracht? Er hat sich nicht genannt, er hat, wie er in der Vorrede erklärt, innere und äußere Gründe, anonym zu bleiben. Später vielleicht werde man erkennen — jetzt bitte er es zu glauben, daß sie rein und berechtigt seien. Das klingt mysteriös, aber wir glauben dem Dichter aufs Wort; Jemand, der in solcher Zeit eine solche Dichtung schaffen kann, dem ist's wirklich Ernst, der spielt nicht unnöthig Versteckens mit dem Publikum. Deshalb wollen auch wir die Anonymität ehren und unsere Vermuthungen über die Autorschaft zurückhalten, obwohl uns einige Stellen des Gedichtes wahrscheinlich auf die richtige Spur gebracht haben.

Viele werden dieses Gedicht als ein sogenanntes Zeichen der Zeit betrachten, werden sagen, daß sich der deutsche Geist rege überall im Vaterlande, ja, es soll uns nicht wundern, wenn man dieses Epos in's Gefecht führt für eine deutsche Volksvertretung, für eine Verbesserung des Bundestages oder für speziell gothaische Tendenzen. Wir sehen dieses Gedicht anders an: der deutsche Geist, der in diesem Werke sich geltend macht, braucht nicht erst rege zu werden oder zu erwachen, er hat auch nichts gemein mit den politischen Wünschen dieser oder jener Partei; dieser deutsche Geist war immer rege und wach unter den Dichtern und Schriftstellern deutscher Nation, und freilich wäre es zu wünschen gewesen, daß die andern Deutschen denselben in einem etwas höhern Grade getheilt hätten, als das bisher der Fall gewesen. Die Bewunderung für die Hohenstaufenschen Herrscher, die in den deutschen Dichtern lebt, ist im Volke bis auf das winzige Mährlein vom Barbarossa im Kyffhäuser zusammengeschrumpft; die Kinder hören's noch gern, daß dem Kaiser der rothe Bart durch die Marmorplatte des Tisches gewachsen; die andern Menschen aber, das hochgebildete deutsche Volk, ist viel zu klug und vornehm geworden für den alten Kaiser am Marmortisch, das glaubt nur noch, daß die Raben um den Kyffhäuser fliegen, sonst nichts. Hat also der Dichter die Absicht gehabt, auf das Volk zu wirken durch sein Epos, so hat er sich arg verrechnet, wie wir fürchten.

Betrachten wir das Epos einfach als dichterisches Kunstwerk, so müssen wir freilich gestehen, daß der Dichter desselben nicht jener Gewaltige an geistiger Schöpferkraft ist, der dazu gehört, um diesen riesigen Stoff der historischen Hohenstaufen-Tragödie zu bewältigen und ein poetisches Kunstwerk daraus zu machen. Das kann man beklagen, muß es aber ertragen und bis zur Erscheinung jenes Gewaltigen, der das Große leistet, sich genüegn lassen an dem Geringern. Es fehlt unserm Dichter an Phantasie und Schöpferkraft, aber es fehlt ihm nicht an edlen und schönen Gedanken, an patriotischer Empfindung, die er, angeregt durch seinen Stoff, in schwungvollem Pathos und lyrischen Ergüssen kundgiebt; er stellt nicht die Kaiser und ihre Paladine selbst handelnd seinen Lesern vor, aber er erzählt — oft zählt er freilich nur auf — was sie gethan, und knüpft seine Empfindungen und Reflexionen daran. Darum sind die schönsten und poetisch bedeutendsten Stellen des Buches diejenigen, die ganz abstracte und besondere Empfindungen schildern, so z. B. die Strophe, in wel-

cher der Dichter die Liebe des gewaltigen Papstes Gregor VII. (Hildebrand) und der Gräfin Mathilde von Tuscien schildert:

Doch diese Liebe hat kein Glück geboren;
Sie haben nie ein Wort davon gesprochen:
Die Treue, die sie ihren Pflichten schworen,
Hat niemals ein Gedanke nur gebrochen;
Ein's konnte nur des Andern Liebe ahnen,
Zwei Sonnen, die sich liebend wohl umkreisen
In ihren unermess'nen Weltenbahnen,
Doch niemals treten aus den festen Gleisen.
Die ihnen höh're Mächte vorgeschrieben:
Das war ihr großes, tiefgeheimes Lieben.

Ueberhaupt schöne Stellen finden sich genug in dem Epos, wir könnten noch manche citiren, aber immer werden sie einen lyrischen Erguß, eine Reflexion oder auch eine Situationsschilderung enthalten, niemals aber im großen Wurf ein Heldencharakterbild vor den Leser hinstellen. Eine Stelle wollen wir hier noch anführen aus der Schilderung des Krontags, den Friedrich Barbarossa bei Mainz hielt.

Als nun der Kaiser seinen Thron besteigt,
So milde grüßt mit den allmächt'gen Händen
Und allem Volk die jungen Ritter zeigt,
Will hohen Jubels Tosen nicht mehr enden.
Das deutsche Herz klopft da in heiß'ren Schlägen,
In höh'rer Lieb' entgegen seinem Rhein,
Und fühlt's mit Stolz als einen echten Segen:
Ein deutscher Mann auf deutschem Grund zu sein,
Und wer bis jetzt mit Haß und Furcht betrachtet
Das deutsche Reich, hat's nun geliebt, geachtet.

Man schreitet an zum festlichen Tournier,
Es stellen sich der Reiche erste Ritter
In höchstem Schmuck und heller Waffenzier;
Schon fliegen auf die gold'nen Lanzensplitter.
Es stürzt Hispaniens größter Kriegesheld,
Graf Barzellona, rasch durch Oestreichs Hand,
Von Hohenzollerns kühnem Stoß gefällt
Liegt Albions Plantagenet im Sand.
Vom deutschen Arm wird jedes Land bezwungen,
Doch Hohenzollern hat den Preis errungen.

Und als den Preis die Kaiserin ihm spendet:
Ihr Gatte weh des fernen Leu'n gedenkt.
Dann hat er sich zum Sieger mild gewendet,
Der, wie beschämt, das helle Auge senkt:
„O wachse auf, du junge, deutsche Eiche!
Kräftig hinein in eine neue Welt,
Daß, wenn das Haus der Staufen einst dem Streiche
Des unbezwingbar grausen Schicksals fällt:
In Deinem Schatten meine Völker liegen;
Der Staufen würdig, Deine Banner siegen."

Wir würden uns in der That sehr wundern, wenn man aus diesen Versen, aus dieser poetischen Anschauung von dem historischen Wesen der Hohenzollern, nicht eine Parteiwaffe für irgend ein politisches Stichwort, der „deutsche Beruf Preußens" etwa, machte und je nach Bedürfniß benutzte. Daß dem Dichter solche Gedanken fern gelegen, bezweifeln wir nicht, auch versichert er es ausdrücklich in der Vorrede.

Was die Form des Gedichtes betrifft, so sind die zehnzeiligen Strophen zwar mit etwas mehr Freiheit, als eigentlich gestattet war, behandelt, aber man läßt es sich gefallen, weil die Behandlung eine so gewandte und sichere ist. Die Sprache ist fast durchweg correct und ihr edles Pathos hilft über manche Längen und Lücken hinweg, und darum wird sich Mancher freuen an dem Gedicht und sich gern die große Geschichte der Hohenstaufen in so vollen und sonoren Tönen ins Gedächtniß zurückrufen lassen. Freilich fehlt es auch nicht an einzelnen Unzukömmlichkeiten und Fehlern. Es ist z. B. geradezu Unsinn, wenn es pag. 6 heißt: Auf seiner Stirne hohen Glanz sich wiegt der Aar des Ruhm's u. s. w.; schwicht'gend für beschwicht'gend pag. 16 ist weder gebräuchlich noch poetisch. Falsch ist pag. 32: Er rief das Reich zur Rüste, anstatt zum Rüsten oder zur Rüstung. Das gute deutsche Wort: die Rüste bedeutet Rast, Ruhe und ist auch eines Stammes mit diesen Worten; es ist wohl nur noch gebräuchlich in der Redensart: die Sonne geht zu Rüste, d. h. die Sonne geht unter. Man findet den Ausdruck öfter bei guten Dichtern, so z. B. bei Opitz:

> Muß doch zu Rüste gehen,
> So oft es Abend wird, der schöne Himmelsschild.

Ganz in dem Sinn von Ruhe bei Chr. Günther in einem Leichencarmen

> So gehst du denn so früh zu Rüste,
> Du angenehmes Sonnenkind!

Eine dritte Stelle in Göthe's Reinecke Fuchs, die uns vorschwebte, vermochten wir nicht gleich aufzufinden. Ob die Bezeichnung: Felonie, pag. 41 u. a. Stellen zur Zeit der Hohenstaufen vorgekommen, wissen wir nicht, es ist aber möglich; dennoch hätte der Dichter das modern klingende Fremdwort entschieden abweisen müssen, es stört den Eindruck. Thüringia für Thüringen will uns auch nicht sehr gefallen, entweder ganz lateinisch: Thuringia, oder um die häßliche Endsylbe „en" zu vermeiden: Thüring, etwas gewaltsam zwar, aber nicht unschön. Häßlich klingend ist pag. 49 und später öfter wiederholt: „Bußefahrt" für „Bußfahrt"; das Wort mag richtig gebildet sein, aber es ist nicht gebräuchlich und klingt schlecht. „Bußegang", pag. 56, ist natürlich nicht besser. Otto Nordheim, pag. 64, scheint uns falsch. Otto von der Weser oder von Nordheim kann unmöglich kurzweg Otto Nordheim genannt werden; es ist nicht etwa das sogenannte adelige Prädicat, das wir hier in Schutz nehmen wollen, aber Nordheim ist durchaus nicht so feststehend, daß es als patronymisch etwa gelten könnte, das „von" ist hier unerläßlich. Der Dichter kann sich leicht helfen, indem er Ott von Nordheim schreibt. Den Tod des Gegenkönigs Rudolph hätte der Dichter leicht schmücken können: bekanntlich war es Herzog Gottfried von Niederlothringen, der nachmalige König von Jerusalem, der dem Gegenkönige Rudolph den Schaft der Reichsfahne in den Leib stieß.

Wir könnten dieses Register kleiner Fehler und Mängel noch weit fortsetzen, das aber würde doch dem stattlichen Werke und der mannhaften Dichter-

that keinen Abbruch thun, wir haben uns aufrichtig gefreut, daß ein deutscher Dichter noch den Muth gehabt, ein solches Epos zu leisten; möchten sich nun auch recht viele Deutsche finden, welche den Muth haben, dieses Epos zu lesen! Muth gehört auch dazu, aber er bleibt bei diesem Gedicht wenigstens nicht ganz unbelohnt.

Von der großen und tapfern That des Dichters kommen wir auf ein Buch, welches sofort in das Treiben der Menschen hineinführt, hinab von den Höhen des Lebens, auf denen, unverbürgten Sagen zufolge, der Dichter mit dem Könige wandeln soll, auf den Markt des Völkerverkehrs.

Die Geschichte des deutschen Handels von Joh. Falke. Leipzig 1859. Meyer. Erster Theil. Den Freunden des germanischen Museums ist der Name des Verfassers kein fremder; Johann Falke war bis vor Kurzem, wo er einem Ruf nach Oestreich, wenn wir nicht irren, folgte, erster Secretair jener patriotischen Stiftung, deren Werth und Bedeutung erst die Zukunft anerkennen wird. Die vorliegende Geschichte des deutschen Handels ist nur ein Theil eines größern Werkes, betitelt: „Deutsches Leben", welches eine Sammlung geschlossener Schilderungen aus der deutschen Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte und der Beziehungen zur Gegenwart bringen soll. Wenn alle Abschnitte dieses Werkes der Geschichte des deutschen Handels gleichen, so haben wir in der That ein sehr schönes und sehr bedeutendes Werk zu erwarten, denn diese Geschichte legt ein sehr günstiges Zeugniß ab für die klare und scharfe Auffassung des Verfassers sowohl, wie auch für seine Kunst zu gruppiren und zu arrangiren. Johann Falke giebt uns zuerst eine Geschichte der verschiedenen Richtungen, in welcher sich der deutsche Handel nach und nach vorzugsweise ausgebreitet bis zum Schluß des Mittelalters; dann folgt eine Schilderung der Formen, in der sich der Großhandel des Mittelalters bewegte, der so mächtig war und in ferneren Theilen der Erde Niederlassungen und Colonieen gründete; darauf folgt der Kleinhandel mit seinen Märkten und Messen und endlich der Geldhandel mit den Lamparterhöfen ꝛc. Der Verfasser, der seines Stoffes in ganz vorzüglicher Weise Herr ist, hat es so glücklich verstanden, neben der allgemeinen culturgeschichtlichen Bedeutung des Handels auch dessen Einfluß auf die politische und sociale Bildung des mittelalterlichen Städtewesens hervorzuheben, daß wir in der That in seinem Buche einen höchst werthvollen Beitrag zur deutschen Culturgeschichte gewonnen haben. Uebrigens darf das Buch darauf Anspruch machen, auch in den weitesten Leserkreisen Eingang zu finden, denn es ist kein gelehrtes Buch in wissenschaftlich trockener, oder gar in pedantischer Form, sondern ein wohl arrangirtes und gut geschriebenes, das auch für den, welcher sich speciell nicht mit Handel beschäftigt, eine interessante und fesselnde Lecture bildet. Wir erwarten mit Spannung die folgenden Abschnitte dieses „deutschen Lebens".

Mehr auf das praktische Bedürfniß geht ein Buch ein, welches gar nicht im Bereich unserer Literaturbriefe liegen würde, wenn es nicht seinen Stoff in völlig wissenschaftlicher Weise abhandelnd, zugleich ein Zeichen wäre für die eigenthümliche Bedeutung, welche das Nützliche und rein Praktische, wie in unserm socialen Leben, so auch in unserer Literatur gewonnen. Im vorigen Jahre erschien ein chemisches Kochbuch von H. Klenke, das vielleicht der wüsten Empirik unserer bisherigen Kochbücher ein Ziel setzt; nun an dieses vorzügliche Kochbuch anknüpfend, hat H. Klenke jetzt ein Werk erscheinen lassen,

welches sehr glücklich: Das deutsche Marktbuch genannt wird. Seine ausgesprochene Absicht ist, in das häusliche Gebiet der Hausfrau das Denken einzuführen und jede bisher denklose Tradition zu einer Wissenschaft zu erheben, die das gebildete Weib mit Liebe zu seinem eigentlichen Berufe erfüllt. Das Buch zerfällt in 14 Capitel: 1) Einkäufe in der Colonial- und Materialwaaren-Handlung. 2) Einkäufe auf dem Wochenmarkt. 3) Einkäufe beim Fleischer. 4) Einkäufe von Milch, Bier und Spirituosen. 5) Einkäufe beim Delicatessenhändler. 6) Einkäufe in der Mehlhandlung. 7) Einkäufe beim Bäcker und Conditor. 8) Einkäufe beim Seife- und Lichtfabrikanten. 9) Einkäufe im Leinen- und Manufakturwaaren-Lager. 10) Einkäufe von Brennmaterial. 11) Einkäufe von irdenem Geschirr, Steingut, Steinzeug und Porzellan. 12) Einkäufe von Zinn- und Metall-Composition-, Silber- und Gold-Waaren. 14) Einkäufe verschiedener Artikel. 14) Rechenknecht. Ein alphabetisches Sachregister erleichtert das Aufsuchen und giebt ihm für den Gebrauch einen noch höhern Werth. Durch das Klenke'sche Marktbuch wird die Kunst des Einkaufens wirklich zu einer Wissenschaft; für kluge Hausfrauen aber muß das Marktbuch ein höchst werthvoller Rathgeber werden, denn es giebt nicht nur Belehrungen über Ursprung, Erzielungsart und Wesen der Waare, also Waarenkunde, sondern auch Anhaltpunkte zur Prüfung derselben, und darum den Hausfrauen die Möglichkeit, sich beim Einkauf vor Uebervortheilung und Fälschung zu hüten. Der Verfasser des Marktbuchs hat einen neuen Weg betreten, auf welchem ihm hoffentlich die deutschen Hausfrauen folgen werden. Außer dem chemischen Kochbuche haben wir von Klenke auch noch ein größeres sehr werthvolles Werk über die Verfälschung der Nahrungsmittel und Getränke (Leipzig, Weber). Er hat Jahre lang sämmtliche Nahrungsmittel Deutschlands Englands und Frankreichs chemisch und mikroskopisch geprüft. Das deutsche Marktbuch hat übrigens auch schon außerhalb Deutschlands eine glänzende Anerkennung gefunden, es wurde nämlich ins Norwegische übersetzt (Christiania, Verlag von Samballo) und wird in den Norwegischen Töchterschulen zum Unterricht benutzt. Das sollte in Deutschlands Töchterschulen Nachahmung finden, in denen so entsetzlich vielerlei gelehrt wird, was nicht annähernd die Bedeutung hat für die wahre Bildung und das Bedürfniß unserer Frauen, wie die Wissenschaft, welche das deutsche Marktbuch lehrt.

Keine Schweizer-Regimenter mehr!

Seit Jahrhunderten gab es an den bourbonischen Höfen in Frankreich, Hispanien, Italien, auch am päpstlichen und anderen, Schulen der reinsten militairischen Ehre und Treue, Musterschulen des soldatischen point d'honneur — die Schweizer-Regimenter. Ueberall, wo die Revolution anstürmte mit geiferndem Mund und schmutziger Faust, da fand sie zwischen sich und dem strahlenden Thron treue Schweizer! deß Zeuge ist der Leu von Thorwaldsen's Meisterhand, der ob Luzern liegt in der Felswand, dem Wanderer kündend, wie die freien Schweizer gar so lieb und treu fochten und starben für den französischen Lilien-Thron anno 1792! Der letzte legitime König Frankreichs war

„General-Obrist der Schweizer“, der letzte Schuß, der aus dem Schloß der Tuilerien 1830 für die Legitimität gegen die Revolution abgefeuert wurde, ein Schweizer feuerte ihn ab, der Posten am Pavillon des Marsan; in Rom in Neapel, überall, wo die Legitimität in's Gedränge kam, da fochten Schweizer, frei und treu, für das klare Banner, gegen welcherlei bunte oder gefleckte Fahnen es sein mochte. Das reizte den Grimm der Revolution und reizte ihn um so mehr, als sie doch vielfach Herr geworden in des Schweizers eigenem Hause, zwischen den ewigen Bergen. Dort schaffte sie zuerst die Militair-Conventionen ab (1848) und nun (Juli 1859) hat sie überhaupt die Werbungen freier und treuer Schweizer für fremden Kriegsdienst verbieten lassen. Zunächst lediglich, um dem Könige von Neapel und dem Papste die letzten Widerstandsmächte zu entziehen. Die Schweiz selbst hat sich einen schweren Stoß mit diesem Verbot gegeben, und einst kommt sicher der Tag, da sie sehnsüchtig aber umsonst nach den versuchten und kriegsgeübten Offizieren und Soldaten sich umblickt, die ja auch der heimischen Armee wieder zu gut kamen nach vollendeter Capitulation im Ausland und doppelt wichtig sein mußten für die Schweiz, deren „Neutralität“ sonst jede Kriegsübung ausschließt. Das legitime Europa thut nur seine Pflicht, wenn es jenen treuen Schweizer-Regimentern, die so oft seine Schlachten geschlagen, einen wehmüthigen Scheidegruß des Dankes und der Anerkennung nachruft. Die Revolution hat uns eine neue starke Waffe zerbrochen, denken wir an den Ersatz! Schmerzlich ist es, daß wir mit der Meuterei der Schweizer-Regimenter in Neapel gerade die Geschichte dieser Waffenträger der Legitimität schließen müssen, und es kann uns dabei nicht trösten, daß diese Meuterei von der Revolution veranstaltet worden ist. Ein conservatives Schweizerblatt, der Oberländer Anzeiger, schreibt darüber:

Wir halten es für Pflicht, gegenüber den vielfachen Entstellungen und Unrichtigkeiten, welche in Bezug auf die traurigen Ereignisse in Neapel verbreitet werden, unseren Lesern den Sachverhalt, wie er uns von ganz zuverlässiger Seite und übereinstimmend mitgetheilt wurde, in Folgendem darzustellen.

Der wahre Grund dieser Meuterei liegt allein in der vom Bundesrathe durch den Konsul Mörikofer bei dem König von Neapel befürworteten Maßregel, die Kantonswappen von den Regimentsfahnen zu entfernen, und es bedurfte wirklich einer so gehässigen, jedes militairische Ehrgefühl und zudem das schweizerische Nationalgefühl auf Tiefste verletzenden Ursache, um die bis dahin so oft und schwer geprüfte Treue dieser Regimenter zum Wanken zu bringen.

Die Unzufriedenheit nach geschehener Lostrennung der Kantonalwappen von den Fahnen schien sich gelegt zu haben, als am 7. Juli eine halbe Stunde nach dem Appell bei 150 Mann der 4. Eliten-Kompagnie des 2. Regimentes, welche das Fort Carmine besetzt hielten, den Ausgang erzwangen, wobei bereits mehrere von der Wachmannschaft verwundet wurden, und sich nach der Kaserne St. Apostoli, dem eigentlichen Quartiere ihres Regiments, begaben, um daselbst ihre Fahne zu holen und ihre übrigen Kameraden zum Anschluß aufzufordern. Nachdem auch hier ein Kampf stattgefunden, zogen die Meuterer nach dem Quartier des 3. Regiments, aus dessen Reihen sie bedeutende Verstärkung erhielten, und nun marschirte man nach St. Petito, der Kaserne

des 4. Regiments (Berner), welches man ebenfalls zum Anschluß bewegen zu können hoffte. Hier wurden die Schildwache so wie auch der Tambour, welcher Generalmarsch schlagen wollte, niedergeschossen und mehrere Offiziers verwundet. Den Meuterern gelang es, sich der Fahne zu bemächtigen, welche sie mitnahmen, und nun zogen sie, 300 Mann stark mit 15 Tambouren, ohne einen einzigen Offizier, mit Ausnahme des Lieutenant v. Reding, welchen sie als Geißel mit sich schleppten, lärmend und schießend durch die Straßen nach dem königlichen Schlosse von Capo di Monte, in der Absicht, von dem Könige die Herstellung ihrer entweihten Fahnen zu verlangen. Hier erhielten sie vom General Nunziante den Bescheid, der König werde ihnen am Morgen Gehör schenken, worauf sie beschlossen, die Nacht vor der Stadt auf dem Exercierplatz Campo di Mare zuzubringen. Unterdessen war den Meuterern das 4. Regiment, welches ihnen seine Fahne wieder abnehmen wollte, und das 13. Jägerbataillon (Mechel) auf dem Fuße gefolgt, um sie zur Ordnung zu führen, zu welchem Zwecke dann auch noch einige Abtheilungen Nationaltruppen beordert wurden.

Die Nacht hindurch verbrachte der meuterische, größtentheils betrunkene Haufe auf dem Marsfeld in wilder Aufregung, wobei Exzesse aller Art nicht ausblieben. Als die Meuterer jedoch gegen Morgen sich von den übrigen Truppen umgeben sahen, stellten sie sich auf und machten sich bereit zum Widerstand. Verschiedene Male wurden sie aufgefordert, die Waffen niederzulegen und sich zu ergeben; die Aufforderung blieb erfolglos, wurde vielmehr mit wildem Geschrei und Schießen beantwortet. Nun ward vom General Sury der Angriff kommandirt; von allen Seiten eingeschlossen, formirten sie das Carré und suchten, fortwährend auf die Truppen feuernd, sich nach der Stadt zurückzuziehen, allein die Kartätschenschüsse der Batterie des 4. Regiments machten der Sache bald ein Ende; der Haufe wurde größtentheils gefangen genommen und die Gefangenen wieder in's Fort Carmine abgeführt, von wo die Meuterei ausgegangen war und wo sie nun ihr trauriges Schicksal erwartet. Die Meuterer hatten 30 Todte und Verwundete und das Jägerbataillon 8 Verwundete. Todt blieb Lieutenant v. Roveréra, der kaum 6 Monate beim Regiment war; unter den Verwundeten nennt man die Lieutenants L. Thormann, Haller und Ed. Stettler, sämmtlich vom 4. Regiment.

Auch beim Berner-Regiment hatte die unselige Maßregel große Unzufriedenheit und Mißstimmung erregt, so daß mehrfach die Absicht laut wurde, der veränderten Fahne die Ehrenbezeugung zu verweigern; dem Zureden ihrer Chefs gelang es aber, die Mannschaft von diesem Vorhaben abzubringen, und endlich siegten Pflicht und Treue in unglücklichem Kampfe von Schweizern gegen Schweizer; *sie* aber sind es nicht, welche diese Blutschuld zu verantworten haben.

Bereits soll die Untersuchung herausgestellt haben, daß Sendlinge der Umsturzpartei es waren, welche das Nationalgefühl unserer Landsleute so geschickt zu ihren Zwecken auszubeuten und zu benutzen verstanden. Hoffen wir, daß die zu Tage geförderten Resultate der Untersuchung die *eigentlichen Anstifter* dieser herzzerreißenden, aber *keineswegs durch niedrige Leidenschaften* veranlaßten Episode unserer sonst so ruhmvollen Kriegsgeschichte gehörig zeichnen und vor aller Welt brandmarken werden. Das lauteste Geschrei vermag am Ende doch nicht alle Schändlichkeiten zu verbergen und zu

übertönen. Die Sache war fein angelegt von den Feinden der Schweizer-Regimenter in Neapel, und der Vorfall dürfte diesem Dienste einen schweren Schlag beigebracht haben; allem nach zu schließen, ist es übrigens das „freisinnige" England, welches jetzt gar zu gerne „den jungen König Bomba gegen seine Unterthanen schützen möchte", um zuletzt wie der Wolf im Schafspelz Hirt und Heerde zu verschlingen; darum eben müssen die Schweizer fort! Wie gesagt, die Revolution hat ihren Zweck zum Theil erreicht, die Kabale ist gelungen und der Bundesrath hat — eine glückliche Hand!"

Vielleicht haben andere Leute noch ein näheres Interesse gehabt, den jungen König von Neapel seiner Schweizer-Regimenter zu berauben, als die Engländer? Jedenfalls haben die Vorfälle wesentlich mitgewirkt auf das endliche Votum des Bundesrathes. Man hat in der Schweiz auch wohl das Bewußtsein gehabt, daß man ein Unrecht thue, wenn man die Werbung für's Ausland verbiete; das zeigt sehr klar folgender Artikel der neuen Züricher Zeitung, deren sonstiger politischer Radicalismus über allen Zweifel ist. Dieses Blatt, welches man gewiß keiner Sympathien für den fremden Kriegsdienst wird beschuldigen können, hat doch Unabhängigkeitssinn, Redlichkeit und schweizerisches Freiheitsgefühl genug bewahrt, um, wenn auch schüchtern, ihre Bedenken gegen das vom revolutionären Geschrei aller Länder dem Bundesrath abgenöthigte heillose Gesetz auszusprechen. Nachdem es die allgemein sich kundgebende Feindseligkeit gegen den Fremdendienst, natürlich vorzugsweise in Hinsicht auf Italien, constatirt, fährt es folgendermaßen fort:

„Von Süditalien her kam die Welle angerollt, bis sie über den Bundespallast hinwegging und als Niederschlag das neue Gesetz wider die Werbungen und Angeworbenen hinterließ, welches nun vor die Bundesversammlung gelangen soll. Wir kennen diese Sturzwelle der öffentlichen Meinung und ihren Andrang gegen den „Schandfleck des Schweizernamens" aus alter Erfahrung, aber noch nie hat dieselbe eine so rasche und eingreifende Wirkung hinterlassen.

„Es ist ziemlich schwer, auf einer hochgehenden Woge den Standpunkt einer ruhigen Betrachtung zu behaupten, mitunter auch ein undankbares Geschäft, wir halten es aber für unsere Pflicht, gerade hier aufs gewissenhafteste zu untersuchen, in wie weit man sich mit dem neuen „Reisläufergesetz" auf solidem, praktischem Boden befindet oder nicht.*)

„Die allererste Frage bei Erwägung solcher Maßnahmen wird immer die sein: Entsprechen die angedrohten Strafen und bürgerlichen Nachtheile dem Vergehen, welches damit bedroht wird? Eine zweite, nicht minder wichtige Frage ist die: ob der sittliche und politische Zweck, den das Strafgesetz im Auge hat, irgendwie erreicht werden kann — im vorliegenden Fall die Unterdrückung des Reislaufens, zunächst nach Rom und Neapel?**) Wir möchten beides noch etwas bezweifeln, namentlich das erstere.

„Als 1792 am 10. August die Schweizergarde zu Paris für die königliche Familie gefallen war, zollte die Welt dem Heldenmuth den Tribut der Hochachtung, und Thorwaldsen modellirte später seinen unsterblichen sterbenden

---

*) Wir denken, das Gesetz befinde sich ganz einfach auf dem Boden der Europäischen Revolution.

**) Ja wohl! diesen allein gilt jetzt das Gesetz; ehrlicher wäre es, das gerade heraus zu sagen, so wüßte man auch, wem zu lieb man in der Schweiz Gesetze macht.

Löwen, die Zierde des heutigen Luzern. Kein Schweizer, der daran vorübergeht, fühlt eine Schmach — über dem herrlichen Kunstwerk stehen die Worte: **Helvetiorum fidei ac virtuti.**

„Seither ist vieles über die Bühne und über die Schweiz gegangen, und mit Recht hat die neue (d. h. die radicale) Eidgenossenschaft dem Reislaufen den Krieg erklärt. Aber es war ja doch Italien, das Anno 1848 den Schweizern bei Vicenza Lorbeerkränze geflochten; Italien, das jetzt eine Conföderation organisiren soll, und dessen Bürger, nicht zufrieden mit der Entfernung der schweizerischen Insignien der Bataillone, gebieterisch die Ausrottung des Söldnerdienstes begehren, und zwar durch das Mittel der schweizerischen Behörde. *)

„Wir achten hoch die Gefühle, aus denen zur Zeit der Unwille gegen einen Söldnerdienst hervorbricht, und wir glauben auch, daß die Schweiz gut thut, ihre Bemühungen für die Verminderung des Reislaufens fortzusetzen; aber der Schritt, der jetzt gethan werden soll (der nun gethan ist), ist ein unverhältnißmäßig großer und thut manchen Orts weh. Es ist ein scharfer Schnitt in die persönliche Freiheit des Schweizers, ein schwerer Schlag auf eingewurzelte Uebung und Angewöhnung vieler Familien in einzelnen Kantonen (die innere Schweiz, Wallis, Freiburg, Graubündten), und eine Quelle der mißlichsten Verwicklungen und Streitigkeiten, die den schweizerischen Räthen selbst in Zukunft daraus erwachsen dürften.

„Das „schreckliche Mißverständniß" in Neapel beruht augenscheinlich und unzweideutig auf dem schweizerischen Ehrgefühl jener Leute, die vielleicht leichtsinnig von Hause weggelaufen sind, aber auf neapolitanischem Boden angelangt, alsbald das schweizerische Bewußtsein finden und glauben, ihrer Heimath durch Tapferkeit und Treue Ehre machen zu müssen. **) Man nehme ihnen die Fahne, sie werden sich's gefallen lassen müssen †) — man bestrafe hier in der Schweiz jeden Versuch zur Werbung, der entdeckt wird, man fasse alle Helfershelfer und warne tagtäglich vor dem unseligen Reislaufen — aber wozu eben jetzt ein Keulenschlag der bürgerlichen Entehrung, wenn doch alle Stimmen rufen, daß die traurigen Scenen in Neapel von selbst zum Ende des Drama's führen werden?

„Die italiänische Nation, wenn sie lebensfähig ist, wird die Furcht vor einigen Regimentern bald verlieren, oder den Dorn im Fleische ausziehen und zu einer nationalen Waffe umschaffen. Die Schweizer ihrerseits haben ein Recht, mit allen Mitteln einzuschreiten, wo eine alte, eingerostete Gewohnheit das Land in Schaden und Verwicklungen bringt, aber sie haben auch die Pflicht, in dieser Frage alle Gründe abzuwägen.

„Der Frembendienst hat nie unsere Sympathien besessen, doch der Gesetzes-

---

*) Was haben diese Italiäner uns zu „gebieten?" Ein feiges Volk, das sich eine Freiheit von Fremden auf dem Teller bringen läßt! Schaffen sie sich erst die Franzosen von dem Halse, dann erst mögen sie mit Fug begehren, daß die Schweizer entfernt werden.

**) Wir halten das keineswegs für ein Mißverständniß, sondern für ein sehr richtiges und ehrenhaftes Gefühl, welches eben den ächten Soldaten vom gemeinen Söldner unterscheidet.

†) Nein, es sei denn auf Befehl des Königs; die schweizerische Behörde hat sich durch den Kapitulationsbruch freiwillig eines jeden Einspruchrechtes begeben.

Vorschlag mit seiner Kantonal-Bewilligung und 10jähriger Einstellung im Bürgerrecht erscheint uns gefährlich und scharf.

Es scheint uns überhaupt, das Einschreiten der schweizerischen Behörden in der Frage des fremden Militärdienstes habe schon üble und unglückliche Folgen genug gehabt, man hüte sich daher, durch dieses neue Gesetz die Sache noch schlechter und unhandlicher zu machen, als sie bereits durch die Aufhebung der Kapitulationen gemacht worden ist."

Dies mag zeigen, wie tief in der Schweiz diese Frage einschneidet. Uebrigens meldet der „Oberländer Anzeiger", das bestätigend, was wir oben nur andeuteten, noch folgende Details aus dem Briefe eines Offiziers vom 13ten Jäger-Bataillon: „Auf dem Campo di Marte wurden von den Meuterern 25 Todte und 49 Verwundete zurückgelassen, von welch letzteren die meisten seither gestorben sind. Nach Abzug aller Derjenigen, welche ihren Abschied nahmen, verblieben dem 3. Regiment an 550 und dem 2. Regiment an 500 Mann; das erstere wurde nach Nocera, das letztere nach Maddaloni befehligt. Lieutenant Thormann erhielt seine Verwundung, als er mit der Parlamentärfahne sich den Meuterern näherte, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Oberst-Lieutenant Morel entging der Todesgefahr nur durch die Treue seines Bedienten, der einen Beilhieb und einen Bajonnettstoß, der ihm die Hand durchbohrte, parirte. — Die Meuterer waren durch Fremde, hauptsächlich französischer Herkunft, seit langem bearbeitet worden."

Eine Fußreise durch die Bretagne.

Narrative of a Walking Tour in Brittany. By John Mounteney Jephson.

Das ist wirklich ein köstliches Buch, trefflich passend zur jetzigen Jahreszeit. Wenn wir in Gedanken dem Verfasser auf seinen Fußwanderungen folgen, wie sehnen wir uns nach der Ferienzeit, um auch das Reisekleid anlegen zu können, um dem Staube, der Hitze und dem Lärmen der Residenz zu entfliehen und uns in dem Genusse der freien Natur zu ergehen!

Der Verfasser ist ein englischer Geistlicher, welcher im vergangenen Sommer einen fünfwöchentlichen Urlaub in der Bretagne zubrachte, um sich dort zu erholen. Er führt uns Hügel, Thäler, Felsen, Ströme und Waldland in malerischer Folge vor. Der Photograph Mr. Reeve hat den Geistlichen auf dieser Reise begleitet, aber zu Wagen, da er seinen Apparat mit sich führte. Die beiden Reisenden, welche so oft zusammen blieben, als die verschiedene Art ihres Reisens es gestatten wollte, haben die Erlebnisse ihrer Reise in diesem Lande gemeinschaftlich veröffentlicht. Den literarischen Theil verdanken wir größtentheils Herrn Jephson; Herr Reeve hat zu den landschaftlichen Schilderungen Noten hinzugefügt. Außerdem gehören zu dem Buche noch neunzig stereoskopische Ansichten von Herrn Reeve, welche beim Verleger für weitere fünf Guineen zu haben sind. Wenn man die Zahl der Bilder bedenkt, so muß man den Preis einen mäßigen nennen. Betrachtet man sie nur als Illustrationen zum Buche, nicht als besondere Kunstwerke, so wird dasselbe dadurch allerdings sehr kostspielig. Aber wir können unsern Lesern versichern, daß Herr Jephson

ein angenehmer und wohlunterrichteter Führer in einem romantischen Lande ist, welches — Dank sei es seinem Mangel an Eisenbahnen! — noch nicht von dem großen Schwarme der Sommer-Touristen überschwemmt worden ist. Unser Autor ist über Southampton und Jersey nach St. Malo gereist. Dann besuchte er zu Fuß die Städte der betragnischen Nordküste, St. Brieux, Treguier, Launion, ohne bis Brest zu gehen. Er wandte sich von dort vielmehr südwärts, ging nach Vannes, nachdem er Quimper und den Morbihan passirt; von da nach Rennes und über Dinan zurück nach St. Malo. Nur eine kurze Strecke seiner Reise hat Herr Jephson mit der Diligence zurückgelegt. In der Nähe des Morbihan hat er nicht verfehlt, die Ueberreste der Druiden zu Carnac aufzusuchen. Das Buch ist voll von alten Denkwürdigkeiten und Sagen, welche man immer im Ueberfluß bei einem Volke findet, welches sich in Sitten und Gewohnheiten seit Jahrhunderten verhältnißmäßig wenig verändert hat. Der erste Auszug, den wir hier folgen lassen, ist die Beschreibung eines bretagnischen Pfarrhauses. Die Aufnahme, welche unser Reisender bei dem würdigen Abbé fand, war gastlicher, möchten wir behaupten, als ein französischer Fußreisender mit Staub bedeckten Kleidern sie in einer englischen Pfarre gefunden haben würde. Herr Jephson scheint das auch gefühlt und daher gezögert zu haben, an die Thür des Pfarrers zu klopfen. Aber die Nothwendigkeit enthob ihn aller Skrupel.

„Ein bretagnisches Pfarrhaus.

Ungefähr um halb vier Uhr erreichte ich den Flecken oder das Dorf Lauloff und war sehr enttäuscht, eine ganz neue Kirche auf der Erhöhung, auf welchem der Ort sich befand, zu erblicken. Ich fragte nach dem Tempel — so hatte man mir die Kirche bezeichnet —, aber die Bauern verstanden nicht französisch. Während dieser Verlegenheit fielen meine Augen auf ein malerisch gelegenes Häuschen, welches mit Weinlaub umrankt und von einem Gärtchen umschlossen war. Es war das Pfarrhaus. „Soll ich anklopfen?“ fragte ich mich selber. „Ach nein, der Pfarrer ist bigott und engherzig. Ueberdies, was würde ich selber denken, wenn ein französischer Fußwanderer mit dem Reisesack über der Schulter an die Thür meiner Essex-Pfarre klopfen würde? Ich muß gestehen, daß ich ihn mit Argwohn betrachten würde. Aber es ist halb vier Uhr vorüber. Kein Gasthof ist zu finden; ich bin fünfzehn Meilen seit heut Morgen acht Uhr gegangen, ohne etwas anderes als eine Tasse Kaffee genossen zu haben. Vielleicht ist der Pfarrer doch gutmüthig, ich will es wagen.“ So klopfte ich denn an die Thür. Ein altes Weib öffnete mir, und auf meine Frage nach dem Pfarrer führte sie mich durch einen netten Garten in die Küche. Zuerst konnte ich nichts unterscheiden, denn dicker Tabacksqualm erfüllte die Luft. Nachdem sich meine Augen an diese Atmosphäre gewöhnt, erblickte ich den Herrn Pfarrer selber, welcher am Tische saß und seine Nachmittagspfeife rauchte. Es war ein kurzer, untersetzter Mann von ungefähr 50 Jahren mit einem so gutmüthigen Gesicht, daß ich mir gleich eine freundliche Aufnahme versprechen konnte. Nachdem wir einander in der üblichen Form begrüßt, eröffnete ich ihm meine Wünsche. Ich war als Tourist gekommen, um die berühmte Tempel-Kirche zu sehen, welche, wie ich gehört hatte, in seiner Parochie liegen sollte, und ich würde ihm sehr verbunden sein, wenn er mir einige Auskunft darüber, so wie auch über andere Merkwürdigkeiten der Um-

gegend geben wollte. Zuerst war er nicht sehr mittheilend, aber als wir auf Alterthümer zu sprechen kamen, für welche er sich doch zu interessiren schien, bot er mir eine Prise an und ging auf sein Studirzimmer, welches eine Treppe höher lag, um ein Buch über diesen Gegenstand zu holen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß er Holzschuhe trug. Ich hatte wohl schon von einem „poëte en pantouffles“ gehört, doch niemals von einem „abbé en sabots“. Als er mit dem Buche wiederkam, entschuldigte er sich, daß er mir keine Erfrischungen anbieten könne, da er schon zu Mittag gegessen habe, und daß er noch an demselben Abend mit zwanzig seiner Pfarrkinder nach St. Brieux gehen müßte, um dem Kaiser eine Adresse zu überreichen. Das waren trostlose Nachrichten für mich, doch war ich genöthigt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und so gingen wir denn zusammen aus, um den Tempel zu besuchen.“ —

Wir können nur einen kurzen Auszug über die Art und Weise, in welcher in Frankreich die Jagd ausgeübt wird, geben, aber diese wird für diejenigen, die sich mit dem edlen Waidwerk beschäftigen, nicht ohne Interesse sein.

„Französische Jagd.

Herrn B — 's Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit verdankte ich einen herrlichen Tag. Er ist ein leidenschaftlicher Jäger und hält auch Pferde beim französischen Wettrennen. Einer der Edwards von Newmarket ist sein Stallknecht. Wir unterhielten uns über die Verschiedenheit französischer und englischer Jagd, und er nahm für die französische den Vorrang in Anspruch. Die englische Jagd, meint er, erfordere keine Geschicklichkeit. Sie geht nur den Hunden nach, wogegen die französische Methode, nach welcher das Wild von einem Spürhunde aufgetrieben und die Hunde nicht eher losgelassen werden, bis der Aufenthalt des Thieres ausgekundschaftet ist, schon große Vorsicht und Gewandtheit erfordert. Um ein vollkommener Jäger in Frankreich zu sein, müsse man mehr als vierzig verschiedene Töne auf dem Horn blasen können. Einen besonderen Ton giebt es, wenn der Wolf ankommt, einen zweiten, wenn er verwundet, einen dritten, wenn er getödtet ist, und so geht es bei allen jagdbaren Thieren, für jedes andere Töne. Ich war selbst nicht Jäger genug, um mit ihm über diesen Punkt zu disputiren, und hätte es auch nicht gethan, wäre ich Nimrod selbst gewesen. Aber ich bin überzeugt, der verstorbene Asheton Smith hätte den Satz, daß Englisches Fuchsjagen keine Geschicklichkeit erfordere, nicht unterschrieben. Englische und französische Jagd sind im Prinzip schon ganz und gar verschieden. Wir würden es für durchaus nicht waidmännisch halten, ein wildes Thier zu schießen, wenn es eben ausbricht und im vollen Kampf mit den Hunden ist. Bei der französischen Jagd ist es Gesetz, jeden Vortheil zu nützen. Das Wild, so wie der Angeklagte vor dem französischen Gerichtshofe, hat keine Nachsicht zu erwarten. Sein Leben zu nehmen, ist der Zweck. Was das französische Horn und die Fertigkeit auf demselben betrifft, so würden Engländer das nur als Humbug betrachten. Mit der Jagd in der Bretagne bin ich vollkommen einverstanden, dort sind alle jene gepriesenen Kunstfertigkeiten unnütz; man würde derselben auch bald müde werden.“

Der Unterschied zwischen dem englischen und dem französischen Militär-System wird in der folgenden Stelle dargethan:

„Französisches Militair.

Als ich die malerische Straße, welche nach dem Strome führt, entlang ging, bemerkte ich verschiedene wohlgekleidete Gruppen, welche sich nach ein und demselben Punkte zuwandten. Ich richtete meine Schritte ebenfalls dahin, nachdem ich die Brücke am Thor überschritten und den terrassenförmigen Grund hinabgestiegen, der, wenn ich nicht irre, die Garenne oder Warren genannt wird. Dort machte das 57. Linienregiment seine Evolutionen vor dem General des Distrikts, welcher in demselben Hotel wohnte, wie ich. Nachdem die Soldaten eine Zeit lang manövrirt, legten sie die Waffen bei Seite und traten aus den Gliedern, denn das Musikcorps spielte Opernmelodien. Wir Engländer können uns von dergleichen keinen Begriff machen, aber es klang so anmuthig und frisch, daß ich ganz entzückt davon war.

Auch bemerkte ich, daß die Offiziere und die Gemeinen einander mit größerer Vertraulichkeit behandelten, als es in unserer Armee erlaubt ist. Sie zündeten sich gegenseitig ihre Cigarren und Pfeifen an, bildeten Gruppen und plauderten und lachten ohne die mindeste Zurückhaltung. Dies entsteht wohl hauptsächlich aus der Charakterverschiedenheit beider Nationen, zum Theil aber auch aus der verschiedenen Art und Weise, in welcher die beiden Nationen ihre Armeen zu recrutiren pflegen. Wenn Soldaten durch freiwillige Recrutirung gewonnen werden, sind es stets nur die niederen Volksklassen, welche Dienste nehmen. In Frankreich trifft dagegen die Conscription Jeden ohne Standesunterschied, und mancher arme Gentleman ist genöthigt, die Muskete zu tragen, mit der tröstlichen Aussicht indessen, zu avanciren. In der französischen Armee sind die Offiziere nicht, wie bei uns, von den Gemeinen wie durch einen Abgrund von einander getrennt. Was die Armee selbst betrifft, so ist kein Zweifel, daß das französische System vorzuziehen ist. Es macht das Soldatenhandwerk den höheren Klassen zugänglicher, als es bei uns der Fall ist. Aber es wäre schlimm für England, wenn einmal ein Tag käme, an welchem die Armee als das Höchste und Letzte betrachtet würde. Bei den Franzosen steht es schon so. Waffenruhm und Kriegs- und Paradepomp und Lärm sind ihnen Alles, und diesen opfern sie Vernunft und Freiheit.“

Wir wollen mit der Beschreibung einer guten Wirthin schließen.

„Ein Wirthshaus in der Bretagne.

Das Dorf Carnac ist nur klein, das kleine Wirthshaus aber, das den Namen „Hotel du Commerce“ führt, ist sauber und nett. Ich fühlte mich ermüdet und nicht sehr wohl auf, darum fragte ich die freundliche Wirthin um Rath, was ich zu Abend essen sollte. Sie trug mir sogleich eine Milchsuppe auf, ein vortreffliches Ding für einen Reisenden, der erschöpft ist und doch nicht essen kann. Uebrigens fand ich, daß, wie der Franzose sagt: „l'appétit vient en mangeant.“ Dies sei allen Reisenden ein nützlicher Wink. Aber die Wittwe Gildas, das war meiner Wirthin Name, meinte, eine Unterhaltung nach dem Dessert sei mir eben so dienlich, und begann mir einen Theil ihrer Lebensgeschichte zu erzählen, wahrscheinlich in der Meinung, daß ihre Offenheit auch mich zu ähnlichen Bekenntnissen bewegen würde. Sie war eine große Frau von stattlicher Figur, deren Stimme namentlich auf mich einen höchst angenehmen Eindruck machte. Es lag in derselben ein wahrhaft frommer und

Gott ergebener Ton. Die Beschreibung der Priorin in den Canterbury-Erzählungen paßte genau auf sie. In ihrem ganzen Hause herrschte derselbe Geist der Frömmigkeit. Die Kaminverzierungen waren kleine Altäre. Neben dem Bett stand ein Betschemel, und an den Wänden hingen Heiligenbilder. Alles dieses wurde erklärt, indem Madame Gildas mir erzählte, als sie hörte, daß ich so eben die Carthause besucht, ihr Vater sei auch unter den unglücklichen Royalisten gewesen, welche auf dem Felde der Märtyrer erschossen wurden. Ich erfuhr von ihr auch, daß ihre Mutter eine der Eifrigsten und Thätigsten in der ersten Zeit der Revolution gewesen, welche die Geistlichen beschützt und verborgen, und die mitternächtlichen Zusammenkünfte auf dem Ocean veranstaltet, wo die verfolgten Royalisten, gleich den ersten Christen in den Katakomben, Gott unter Gefahren und Tod anbeteten. Ich hatte am Morgen die Buchten besucht, wohin die verfolgten Priester flüchten mußten, als die republikanischen Soldaten jedes Dorf besetzten, alle Kirchen verwüsteten, und kein anderer Ort mehr zu finden war, wo sie Gottesdienst hätten halten können. Durfte doch kein Geistlicher Braut und Bräutigam zusammengeben, oder das neugeborene Kind in die Gemeinschaft der Christen aufnehmen, aber der Eifer des Volks und seiner Geistlichkeit boten den grausamen Gesetzen der Republik Trotz."

Garibaldi von Göthe.

„Garibaldi, sa vie, son enfance, ses moeurs, ses exploits militaires par Madame Louise Goethe. Paris, 1859. Septième édition."

Dieses Buch ist ein starkes Stück, aber interessant ist's doch, denn es zeigt, was man den Franzosen zu bieten wagen darf, ohne der Lächerlichkeit zu verfallen. Es ist an diesem Buch alles unbegreiflich, von dem Namen des Autors an bis zur siebenten Auflage, und Garibaldi selbst hat am allerwenigsten Ursache, sich bei dem Enthusiasmus der Madame Louise Göthe zu bedanken. Doch der Leser möge selbst urtheilen: Der „Held aller Helden", so wird der vergötterte Freischaarenführer genannt, ist der Sohn eines Fischers in Nizza und kam im Jahre 1807 auf dem Meere während eines wüthenden (natürlich! je wüthender desto großartiger!) Orkans zur Welt. Er trat noch sehr jung als Officier in die piemontesische Marine, nahm im Jahre 1834 an einer revolutionären Verschwörung Theil, flüchtete nach Marseille, wo er zwei Jahre blieb und sich in den mathematischen Wissenschaften vervollkommnete, schloß sich dann einer Empörung gegen Oestreich an, und als ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden war, suchte und fand er bei seinem Oheim, einem alten Priester in den schwarzen Bergen der Lombardei (wo liegen die schwarzen Berge der Lombardei? wenn man fragen darf) eine Freistatt. Unter einem falschen Namen konnte er dort in einem Schlosse le château de Ransbergue (sonderbarer Name für ein italienisches Schloß!) als Präceptor des jungen Grafen angestellt werden. Was thut er nun? Er verführt die Tochter des Hauses und wird von dem Vater überrascht, der ihn mit der Hundspeitsche (mit vollkommenem Rechte) fortjagt. Doch lassen wir Madame Göthe selbst

reden: „Er ergreift convulsivisch das Jagdmesser, welches seinen Gurt niemals verließ (man denke sich den Hauslehrer eines jungen Grafen, der immer ein Jagdmesser im Gürtel hat!), und war auf dem Punkte, den alten Grafen niederzustoßen, als Margaritha (so hieß seine Geliebte) mit thränenvollen Augen und vor Schrecken halb todt dazwischen trat. Bei diesem Anblick entfiel die Waffe seinen Händen. Dann sprach er zum Grafen: Dieser Peitschenhieb auf meinem Gesichte ist Ihre Unterschrift zu meinem Heirathsvertrage mit Ihrer Tochter. Ihr allein haben Sie das Leben zu verdanken. Nächstens komme ich aber wieder, meine Braut abzuholen, und dann werden Sie nicht daran denken, mir Ihre Hand zu verweigern. Sie werden sogar so gefällig sein, an diesem Tage die Kosten einer königlichen Beleuchtung zu übernehmen. Adies also! Ich bin weder ein Hund, noch ein Lakai — ein Lakai bückt sich — ein Hund leckt die Hand, welche ihn geschlagen; ich aber r ä c h e mich (pag. 24 und 25). Und in der That, der Held hat Wort gehalten; einen Monat später zündete Garibaldi das Schloß an und entführt Margaritha. „Komm, komm," sagte er zu ihr, „wir können jetzt wegziehen, das Feuer reinigt alles, und es wird kein Stein des Hauses übrig bleiben, in welchem ich die schändlichste aller Beleidigungen erlitten habe." Er wirft den greisen Vater, der sich verzweifelnd an seine geliebte Tochter angeklammert hat, gewaltsam zu Boden und trägt die Geliebte in den Armen fort, nachdem er einige Worte mit unbekannten, kraftvoll und energisch aussehenden Menschen, die sich unter das Dienstpersonal des Schlosses gemischt hatten, mit leiser Stimme gewechselt hatte. „Gehen wir, Kinder, den Bergen (wieder den schwarzen?) zu!" ruft der Parteigängerchef ꝛc. (pag. 32 u. 33). Der alte Graf verläßt sein gänzlich von den Flammen zerstörtes Schloß und erhält von Zeit zu Zeit den Besuch seiner nun die Frau des Condottieri gewordenen Tochter. — Garibaldi steht nun an der Spitze einer regelmäßig organisirten Anzahl Patrioten, die den Guerillaskrieg mit vieler Höflichkeit (avec beaucoup de courtoisie) vollführen, die Reichen werden von ihnen ein wenig gebrandschatzt ꝛc. (imposant quelque peu les riches) (pag. 44). Garibaldi dichtet Sonnette, seiner Margaritha zu Ehren, diese stirbt aber nichts desto weniger bald darauf im Hause ihres unglücklichen und tiefgebeugten Vaters an der Auszehrung. Garibaldi kömmt und nimmt dem Greise auch noch diese Leiche weg, um sie in den Bergen am Fuße eines Felsens zu verscharren.

In einer Anrede an seine Leute sagt Garibaldi: „Wir haben immer das Eigenthum und die Personen heilig gehalten, die Schwachen geschützt, den gefallenen Feind großmüthig behandelt u. s. w.... Will's Gott, so werden wir uns bald als die nämlichen erzeigen! ...“ (pag. 53) Das heißt: Schlösser, in welchen man Gastfreundschaft genießt, verbrennen, die Töchter entführen, die sog. Reichen brandschatzen u. dgl. m. Später begab sich Garibaldi abermals nach Frankreich, trat dann als Marineofficier in Dienste des Beys von Tunis, verließ aber nach wenigen Monaten diesen Dienst, um nach Südamerika zu wandern, wo er mit dem Obercommando des von der Republik Uruguay gegen Buenos-Ayres abgesandten Geschwaders betraut wurde. Dann bildet er in Montevideo die italienische Legion, die nach Angabe der Madame Göthe für Rosas der allergefährlichste Feind gewesen sein soll. Im Jahr 1848 kehrt er nach Europa zurück und wirft sich in die Tyroler Berge an der Spitze eines Corps von Freiwilligen. Bald darauf finden wir ihn in Rom wieder, wo er

nach der Versicherung seines weiblichen Biographen die neapolitanischen Truppen bei Palestrina schlägt und bis Velletri verfolgt. Dort aber, fügt Mad. Göthe ziemlich naiv bei, fällt er in einen Hinterhalt, kann jedoch, im Augenblick als er gefangen werden sollte, glücklich entwischen u. s. w. u. s. w. Nun begiebt er sich wieder nach Amerika und wird dort Kaufmann, dann Commandant der Peruvianischen Armee im Jahre 1852 und beim Schlusse des Kriegs besucht er San-Franzisko und China und kehrt nach Amerika und zuletzt nach Europa zurück. In Genua übernimmt er das Commando eines Kauffahrteischiffs, zieht sich dann auf die Insel Caprera zurück und treibt dort Landwirthschaft im Großen u. s. w. „Voilà l'homme!" ruft Madame Göthe aus; „J. Garibaldi stellt im höchsten Grade diesen persönlichen Muth dar, welcher in frühern Zeiten die wahren Tapfern auszeichnete. Ein Held ist er, wie Ajax und Roland, und die Verleumdung hat aus ihm einen Banditen gemacht. Lüge! Es ist uns um so mehr daran gelegen, gegen diese Lügen zu protestiren, die ihn als einen bewaffneten Mazzini darstellen wollen, da er gegenwärtig und zwar nicht ohne Ehre neben unsern Soldaten in Italien kämpft. Dieser Sohn eines Fischers, dieser Masaniello des 19. Jahrhunderts, ist nichts weniger als ein Banditenchef, ein Condottieri, ein Fra-Diavolo; er ist einer der ehrenhaftesten Männer Italiens." (pag. 66 u. 67.)

Zur Ehre Garibaldi's wollen wir glauben, daß dem nicht also sei und daß Madame Göthe einen Roman fabricirt und nicht Geschichte geschrieben hat; sonst aber, und sollten die von ihr erzählten Abenteuer Wahrheit enthalten, hoffen wir zur Ehre Italiens, daß unter den vielen Millionen Italienern, ganz gewiß noch viele ehrenhaftere Männer als der Garibaldi der Madame Göthe zu finden seien.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

Ende August.

— Der Stralauer Fischzug, der bürgerliche Kern der Volksfeste; Fischen; die Lichtergans; „die Stralauer Mädchen" ꝛc. —

Ein wirkliches, ein ächtes Volksfest wird stets einen frischen und angenehmen Eindruck machen, ein heruntergekommenes, entartetes Volksfest dagegen ist widerwärtig. Es ist nicht einer in ihrem Verfall noch schönen Ruine vergleichbar, sondern dem ekeln Zerrbild eines schönen Werkes. Wirkliche Volksfeste wirken veredelnd und erfrischend auf das Volk, entartete Volksfeste aber tragen wesentlich zur größern Entsittlichung der Masse bei. Der Stralauer Fischzug war einst ein ächtes Volksfest und bewahrte Jahrhunderte hindurch diesen edeln Charakter, selbst noch bei Menschengedenken, vor dreißig und fünfundzwanzig Jahren noch, war der Stralauer Fischzug ein Volksfest, an welchem ganz Berlin Theil nahm, für das sich König Friedrich Wilhelm IV. und seine Prinzen lebhaft interessirten. Seitdem ist das Fest völlig ausgeartet, wüste Völlerei und nackte Brutalität sind nach und nach an die Stelle heitern Frohsinnes und übermüthiger witziger Laune getreten. Die Masse ist seit dreißig

Jahren immer begehrlicher geworden, Neid und Gier kamen, oft künstlich gereizt, immer mehr zum Vorschein, die höhern Stände und die anständigern Bürgerklassen zogen sich nothgedrungen zurück von dem Feste, dessen Treiben sie nur noch aus der Ferne, vom gegenüberliegenden Treptow aus zu beobachten wagten, die untern Schichten der hauptstädtischen Bevölkerung hatten freies Feld, und so konnte sich dann die Bestialität, die keine sittliche Schranke, sondern höchstens die eiserne Faust der Polizei fürchtet, ungehindert offenbaren. Eine Masse aber, die nur durch die Polizei in Ordnung gehalten wird, kann gar kein Volksfest mehr feiern. Da tobt nun die wüste Ungebundenheit durch die Gasse des uralten Fischerdorfs, das Jahrhunderte hindurch am Bartholomäustage frohe Feste gesehen, da lagern sich zotige Gemeinheit und Völlerei neben der Kirche, die auch schon 1464 stand, da fließen Ströme gefälschten Schnapses und saures Bier, da wird der Grund zu Krankheiten gelegt, da folgt ein wahnsinniger Tanz dem andern und das gräuliche Toben bricht bald hier, bald dort in gefährliche Schlägereien aus, die das Einschreiten der Polizei und Verhaftungen nothwendig machen. An einem solchen Fest ist nichts zu sehen, darum haben sich die bessern Klassen des Bürgerstandes auch von dem gegenüberliegenden Treptow zurückgezogen. Der Stralauer Fischzug ist kein Volksfest mehr. Seine eigentliche Bedeutung als Fischzug hatte das Fest übrigens schon früher verloren, die Fischer und die Fische spielten nicht mehr die erste Rolle bei dem Feste, und das ist immer schon ein Uebelstand und ein Zeichen nahenden Verfalles, denn jedes Volksfest muß einen festen bürgerlichen Kern haben, an den es sich anschließt. Das aber war hier das Auftreten der Fischer als einer bürgerlichen Corporation, ihre feierliche Eröffnung des Fischzugs, die Vertheilung des ersten Fanges an die Mitglieder des Berliner Magistrats, welcher Erb-Lehn- und Gerichtsherr des Fischerdorfes war. Bei solcher Gelegenheit konnten sich die Fischer als Corporation fühlen in ihrem Werth, und das ging mehr oder minder auf die Haltung der Festtheilnehmer über. Aber das ist Alles dahin! Man sollte dieses entartete Fest, welches durch seinen übermäßigen Verbrauch von fetten Fischen, Würsten und sauren Gurken in Verbindung mit saurem Bier und Schnaps dem Gesundheitszustande der Hauptstadt geradezu gefährlich wird, geradezu aufheben. An solchem Fest ist nichts verloren.

Der Bartholomäustag, dessen Nacht noch immer ein blutiges Andenken unter den Protestanten sich erhalten hat, seit der sogenannten Pariser Bluthochzeit, bezeichnete sonst auch für den Berliner Handwerkerstand einen richtigen Zeitabschnitt, vom Bartholomäustage an wurde in den Berliner Werkstätten wieder Abends bei Licht gearbeitet. Wir wissen nicht, ob das jetzt noch so der Fall ist, vor zehn Jahren etwa aber kannten wir noch etliche ehrenfeste Handwerksmeister, die am ersten Abend, wo wieder bei Licht gearbeitet wurde ihre Gesellen und Lehrburschen mit der Bartholomäusgans, oder der Lichtergans (wohl richtiger Lichtgans) bewirtheten. Die Lichtergans war der erste Gänsebraten im Jahre. Solche Bedeutung hatte der dem Jäger so wichtige Bartholomäustag auch für die Städter. Jetzt scheint auch diese Verbindung, die das Stadtvolk noch mit der Natur verknüpfte, aufgehoben zu sein.

Stralau selbst, ein Fischerdorf, das schon in grauer wendischer Vorzeit bestand und vielleicht älter ist als Berlin selbst, war sonst ein Vergnügungsort der feinen Berliner Welt, die hier ihre Villen hatte und Sommerwohnungen bezog. Das Schickler'sche Landhaus war zu Ende des vorigen Jahrhunderts

durch seine Eleganz berühmt. Von dieser Herrlichkeit sind jetzt kaum noch Spuren zu bemerken und Sommerwohnungen suchen in Stralau nur noch die Enthusiasten für das Segelbootfahren, welche der Berliner Witz die „Süßwasser-Piraten“ nennt.

Im Bewußtsein des Volkes aber ist die einstige Bedeutung des Stralauer Fischzugs noch immer lebendig; es wird schwerlich eine Berliner Familie geben, in der am 24. August nicht die Rede vom Stralauer Fischzug wäre. Das erfuhr auch jener poetisch gesinnte Garde-Hauptmann, dessen Grenadiere ein Lied sangen, in welchem die Stelle vorkommt: Du strahlaugig Mädchen *rc.* Der Officier bemerkte, daß die Leute stets sangen: Du Stralauer Mädchen *rc.* Das verdroß ihn; er ließ Kreis schließen und setzte ganz sachgemäß die Schönheit des Beiworts: „strahlaugig“ auseinander. „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ antworteten die Grenadiere. Bei der nächsten Gelegenheit aber sangen sie doch wieder: Du Stralauer Mädchen *rc.* Jetzt gab der Hauptmann seine Opposition auf; er merkte, daß der Ruf des Stralauer Fischzugs auch in die Kasernen gedrungen und sich dort festgesetzt hatte.

Aus Paris.

25. August 1859.

Gas und Glanz; Laternenpfähle; bois de boulogne; die Franzosen als Biertrinker; Pariser Preise.

Der höchste Glanz des modernen Paris beruht auf dem Gas; darauf verstehen sich die Leute hier auch besonders; wir haben in Berlin doch auch Gas, aber ich stand doch verblüfft beinahe vor dieser feenhaften Beleuchtung, der Straßen und Plätze sowohl, als namentlich auch der Kaufläden. Wie Sirenen schwimmen die verkaufenden Frauenzimmer in diesem Meere von Licht herum, ich sage nicht zu viel, wenn ich Sirenen sage, denn hier hält jeder Kaufmann darauf, daß die Verkäuferinnen in seinem Geschäfte so schön als möglich sind, und an Putz läßt er's denn auch nicht fehlen. In Bezug auf Straßenbeleuchtung können wir noch viel von den Parisern lernen; hier wird das Gas mit einer Geschwindigkeit angezündet, von welcher unsere schwerfälligen Leitermänner gar keine Ahnung haben. Leitern bedarf man hier gar nicht zu diesem Geschäft. Die dünnen eisernen Laternenpfähle sind sehr hoch, die Anzünder haben nur einen langen Haken, mit dem sie die Laternen öffnen und schließen, über dem Haken aber befindet sich die Lunte, mit der sie anzünden. Das Ventil zum Oeffnen der Gasröhren ist unter dem Pfahl und wird mit einem Schlüssel geöffnet und geschlossen. Ich wette, daß der Pariser Anzünder sechs Laternen angezündet hat, ehe der Berliner seine Leiter nur ein Mal erklommen. An einigen Orten war mir sogar zu viel Gaslicht, z. B. in Mabille und im Chateau des fleurs, wo die vornehme demi-monde tanzt. Merkwürdig, fast alle diese vornehmen Loretten und femmes entretenues sind nicht hübsch, ich will aus Höflichkeit nicht mehr sagen. Aeußerlich hübsche Gesichter in Menge aber fand ich in der Closerie des Lilas und im Casino, wo die eigentliche Grisette ihrer unverwüstlichen Tanzlust fröhnt. Die Gesellschaft besucht jetzt vorzugsweise das bois de Boulogne, welches der Stadt Paris vom Staat geschenkt wurde, unter der Bedingung, daß dieselbe in vier

Jahren 2 Mill. Frcs. verwende, um einen großartigen Vergnügungsort daraus zu machen. Jetzt kostet das bois de Boulogne 5 Mill., aber hübsch ist's nicht, es ist gar kein Holz mehr, sondern ein Garten, wo man immer in Angst ist, irgend eine Seltenheit zu zertreten. Da lobe ich mir unsern ehrlichen Berliner Thiergarten! In das bois de Boulogne, der Weg führt durch die Champs Elysées, kommt man auch nur, um sich zu zeigen und seine Parüre bewundern zu lassen. Es fehlt diesem überladenen Vergnügungsort an Schatten. Komisch im höchsten Grade nehmen sich die Franzosen und Französinnen beim Bierkruge aus, Bier ist jetzt Mode in Paris; vor den Café's auf den Boulevards sieht man stets Leute sitzen, die Bier trinken, überall hört man „une choppe" oder „une canette" bestellen. Den Parisern geht es mit dem Bier wie es uns als Jungens ging mit den ersten Pfeifen Tabak, es wurde uns erbärmlich zu Muth bei dem Rauchen, oft blieben schlimme Folgen nicht aus, aber wir rauchten und waren stolz darauf. Den Parisern schmeckt das Bier abscheulich, aber sie trinken es, weils Mode ist, und sind stolz darauf. Sehr häufig habe ich gesehen, daß sie süßes Backwerk oder Bretzeln von Pfefferkuchenteig in das bittere Bier tauchen und es so genießen, das aber thut kein Mensch, der wirklich Geschmack am Bier hat. Uebrigens ist das Bier meist gut, im Durchschnitt besser als in Berlin. Theuer ist's hier, aber doch nicht so theuer, als ich fürchtete, die Wohnung ist das Theuerste; ich gebe für mein allerdings sehr elegant möblirtes Zimmer täglich 6 Francs, aber man kann für 2 Francs zu Mittag essen, fünf Gerichte, die man sich auswählt, und bekommt noch eine halbe Flasche allerdings sehr sauren Weines zu. Etwas schmal sind die Bissen für einen deutschen Magen, man kann aber in Berlin für mehr Geld viel schlechter essen, und der Wein war bei Kroll's sonst eben so sauer wie dieser hier, und man bekam ihn nicht auf sein Couvert zu, sondern mußte ihn theuer bezahlen.

Vermischtes.

[Dauer der europäischen Kriege.] Von allen Kriegen, welche seit der ersten französischen Revolution, dem Ausgangspunkt der neueren Kriegsgeschichte, unsern Welttheil heimgesucht haben, ist mit Ausnahme der kurzen Feldzüge 1815 kein einziger zu einem so raschen Abschluß gekommen, wie der jüngste Kampf zwischen Oestreich, Frankreich und Sardinien. Der erste Coalitionskrieg, der von Frankreich einer- und von Oestreich, England, Preußen, Spanien, Sardinien, Holland und einigen kleinen Staaten andererseits geführt wurde, brach am 20. April 1792 aus und ward, nachdem Oestreich von allen seinen continentalen Verbündeten verlassen worden war, am 18. April 1797 durch die Friedenspräliminarien von Leoben, denen der Friede von Campo-Formio folgte, beendet, dauerte also volle fünf Jahre. Der zweite Coalitionskrieg, an dem sich hauptsächlich Oestreich und Rußland betheiligten, begann im December 1798 und endete nach 2¼ Jahren am 9. Februar 1801 mit dem Frieden von Luneville; England, welches nach dem Vertrage von Campo-Formio den Kampf allein fortgesetzt hatte, schloß erst am 27. März 1802 zu Amiens den Frieden, um aber schon in Jahresfrist die Waffen von Neuem zu ergrei-

fen und sie erst nach der vollständigen Beruhigung Europa's aus der Hand zu legen. Auf dem Continent entbrannte am 9. September 1805 zwischen Oestreich und Rußland einer- und Frankreich andererseits ein dritter Krieg, der indeß bereits am 26. December, also nach kaum vier Monaten, durch den von Oestreich eingegangenen Frieden von Preßburg abgebrochen wurde. Der Krieg Napoleons gegen Preußen und Rußland begann im September 1806 und endete am 7. Juli 1807 mit dem Frieden von Tilsit, hatte mithin eine Dauer von zehn Monaten. Der Krieg von 1809, in welchem Oestreich allein gegen Frankreich und die süddeutschen Alliirten und Vasallen desselben stand, dauerte vom 8. April bis 12. Juli (Waffenstillstand von Znaym) oder etwas über drei Monate. Der große Kampf Napoleons, Anfangs gegen Rußland allein und dann gegen das verbündete Europa, nahm seinen Anfang mit dem Uebergang der Franzosen über den Niemen am 24. Juni 1812 und kam nach $1\frac{3}{4}$ Jahren durch den Einzug der Verbündeten in Paris zum Abschluß. Nach einer Waffenruhe von beinahe vierzig Jahren, die nur durch partielle Kämpfe — in Spanien, der Türkei, Italien, Ungarn 2c. — gestört wurde, erfolgte im Oktober 1853 der Ausbruch des orientalischen Krieges, der durch den Vertrag von Paris am 30. März 1856 sein Ende erreichte; da indessen die Westmächte erst seit Anfang 1854 thätig angegriffen hatten und der Waffenstillstand in der Krim schon im Januar 1856 zu Stande kam, so hatten die Feindseligkeiten in größerem Maßstabe eine Dauer von nicht ganz zwei Jahren. Der soeben beendete Krieg begann mit dem Uebergang über den Ticino am 28. April 1859 und fand durch die Friedenspräliminarien von Villafranca am 11. Juli d. J. nach $2\frac{1}{2}$ Monaten seinen Abschluß.

---

* Vom Neusiedler-See wird der „Presse" geschrieben: „Große Schwärme von Wander-Heuschrecken beginnen seit Kurzem einzelne Theile des Wieselburger Comitats zu verwüsten; diese gefräßigen Insecten haben sich schon im letzten Sommer an der südöstlichen Seite des Neusiedler-Sees, in den Rohrwiesen des Hansag zum ersten Mal in größeren Schaaren gezeigt und namhafte Verwüstungen angerichtet. Ihr Vorkommen wurde von den angrenzenden Ortschaften zwar schon seit mehreren Jahren bemerkt, wegen des unbedeutenden Schadens aber nicht beachtet. Die ihrer Vermehrung günstige Beschaffenheit des Bodens und die trockenen Jahre beförderten indessen ihre Vermehrung in so bedenklicher Weise, daß man sich im verflossenen Jahre von Seite der Behörde veranlaßt sah, umfassende Maßregeln zu ihrer Vertilgung zu ergreifen. Von Mitte August bis Anfang October wurden die um den Heuschreckendistrikt liegenden Gemeinden in Masse zum Einsammeln der ausgebildeten Insecten und zum Ausgraben ihrer Eier aufgeboten. Dies Vertilgungsgeschäft wurde in einer Ausdehnung betrieben, daß man bei 1509 Wiener Metzen Heuschrecken und 87 Metzen Eier zusammenbrachte. Insecten und Eier schüttete man in mehrere Fuß tiefe Gruben, stampfte sie ein und deckte sie schließlich mit Erde zu. Trotz dieser bedeutenden Ausbeute war doch nur der kleinere Theil der Heuschrecken-Eier gesammelt und das Resultat ein ungenügendes. Der diesjährige Frühling hat sie in ungeheuren Massen ausgebrütet. Bis Mitte Juli hielten sich die gefräßigen Gäste im Bereich der Rohrwiesen des Hansag, wo man mittelst ausgestreuten und angezündeten Strohes neue, aber vergebliche Vertilgungsversuche unternahm. Seit der Zeit

haben sie ihre verheerenden Wanderungen angetreten und sich in den letzten Tagen nördlich bis an die Leitha sehen lassen. Sie erheben sich von ihren Lagerplätzen fast immer in den Abendstunden, um Sonnenuntergang, und ziehen in so ungeheuren Schwärmen daher, daß sie wie tiefgehende graue Rauchwolken erscheinen und selbst die Sonne verdunkeln. Findet sich kein ausreichendes Mittel der Abwehr, so dürfte der Schaden schon in diesem Jahre ein bedeutender werden, denn wo sie sich niederlassen, und das geschah bis jetzt nur in Maisfeldern, da machten sie in einer Nacht so reine Arbeit, daß des Morgens nichts als nackte Stümpfe sichtbar sind, und ist der kommende Winter und Frühling der nächsten Brut eben so günstig, wie der letzte, so ist die Verheerung nicht abzusehen."

---

* Europa hat jetzt 22 Obelisken aufzuweisen, welche aus Aegypten herüber gebracht worden. In Rom sind deren 12, von welchen der der Lateran'schen Basilika gegenüber errichtete der höchste, 105 Fuß hoch, aus den Ruinen von Theben durch Konstantin herübergebracht. Der auf dem St. Petersplatze aus Heliopolis ist 83 Fuß 2 Zoll hoch. In Paris ist einer, welcher den Place-de-la-Concorde schmückt, und ein zweiter in Arles; in Florenz 2 und in Konstantinopel 2. England besitzt im Ganzen 4, deren höchster 22 Fuß, in Corfy-Castle, dann einen kleinern in Oluwick, auf dem Sitze des Herzogs von Northumberland, und zwei zertrümmerte aus schwarzem Basalt im British-Museum.

---

* In den Silberwerken der Sierra Almayrere hat man nach der „Indépendance" in einigen alten, dem frühesten Alterthume angehörigen Gruben nicht allein Bergwerks-Utensilien aller Art, sondern auch Kunstgegenstände und Münzen gefunden. Diese letzteren sind karthagischen, römischen, griechischen (300 n. Chr.) und arabischen Ursprungs, und es läßt sich daraus fast schließen, daß diese Silberwerke bereits von den Karthagern, Römern und so auch von den Arabern von Granada ausgebeutet wurden.

---

* Von verschiedenen literarischen Pseudonymen entnimmt die Enthüllung aus der „Europa" und ergänzt sie mit einigen dort nicht erwähnten, „Wigands Telegraph" (Göttingen) wie folgt: Von Constant, der Dichter der „Parallelen" heißt eigentlich Wurzbach, Edler von Tannenberg; Hieronymus Lorm, der bekannte Wiener Feuilletonist: Heinrich Landesmann; Berndt von Gusek, der rastlose Novellist, von dem vier Bände neuer Novellen bereits soeben in 2. Auflage erscheinen: Gustav von Berneck; Ernst Fritze, der Criminalnovellist: Gerichtsrath Reinhardt; Gustav vom See: Regierungsrath von Struensee; Jacob Corvinus, der Chronist der Sperlingsgasse: Wilhelm Rabe; Golo Raimund: Georg Dannenberg; Betty Paoli: Barbara Glück in Wien; Luise Mühlbach: Clara Mundt; Armand, der romantische Führer „bis in die Wildniß": Strubberg.

Preußische Briefe.

VI.

Die Stadtpolitik ist bereits schachmatt; zwei Menschenalter genügten, um sie und durch sie Staat und Gesellschaft auf den Hund zu bringen. Aber nicht allein, daß sie vieles Große entwurzelt und zerstört hat, sie hat an ihrem Busen einen schlimmen Gesellen groß gezogen, der noch ganz anders zu wirthschaften gedenkt, als seine Pflegemutter. Im Hause der Stadtpolitik ward die Revolution groß. Wir bemerken dabei, daß wir unter Revolution nicht einen geschichtlichen Akt, sondern eine bestimmte Richtung verstehen, welche, anknüpfend an eine in jedem Menschen unzweifelhaft vorhandene verkehrte Anlage und Neigung, nicht nur in dem (negativen) Haß gegen alles, was altgeordnet, objektiv gegeben, historisch verbürgt ist, sondern auch in wirklichen Thaten hervortritt, nämlich in der Aufrichtung einer sogenannten Ordnung der Dinge, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß ihr jeder feste Schwerpunkt mangelt und sie jeden Augenblick in Frage gezogen wird. Das System der Majorität, auf jedes Moment des Staatslebens angewandt, noch richtiger das System der Urversammlungen des Volkes, welche über jede Bewegung des Staates abstimmen, ist die volle Verkörperung dieses revolutionären Regiments.

Die Stadtpolitik hat in ihrem verdrehten Doctrinarismus eine Zeitlang geglaubt, sie könne sich der Revolution bedienen. Sie ging bei diesem Glauben wie überall von einem Theorem aus, von dem Satze: „Alle Menschen sind vernünftig oder doch die große Mehrzahl derselben, folglich kann aus ihrer Abstimmung stets nur das Vernünftige hervorgehen; was wir wollen, ist aber eben auch das Vernünftige, also deckt sich unser Wille und unsere Politik mit dem Willen und der Politik der Majoritäten."

Guizot so gut wie die badischen Staatsmänner der dreißiger und vierziger Jahre waren nicht wenig verdutzt, als sie, die mit fester Zuversicht an diesem Satze hielten, in den Kammern eine Mehrheit auftreten sahen, die durchaus mit ihrer Vernunft nicht übereinstimmte und einen ganz andern Willen hatte als die doctrinären Herren Minister. Guizot wurde dabei sackgrob, denn er war ein ehrlicher Mann und wußte sowohl ganz genau, daß er vernünftig war als auch, daß die Mehrheiten stets das Vernünftige wollen müssen. Er stellte sich also hin und bewies vor lachenden oder gähnenden Bänken, daß die Dinge so geordnet werden müßten, wie er wolle, und daß die Lacher und Gähner so wollen müßten, wie er wolle.

Der Fanatismus der Doctrin machte diese lächerlich; aus Fanatismus wurde die Vernunft unvernünftig.

Am 24. Februar 1848 gab es in Europa keinen Menschen mehr, der noch an die Vernunft der Mehrheit oder an die Stadtpolitik glaubte; Guizot und Louis Philippe selbst nicht. Ein frischer, reinigender Wind ging durch die politische Luft, endlich schien die Stunde gekommen zu sein, wo sich wieder für gesunde Staatsverhältnisse Raum und Gelegenheit fand. Eitle Hoffnung! Zwar der Glaube an die Vernunft der Mehrheit war zu gründlich erschüttert, um wieder hergestellt werden zu können, aber die Stadtpolitik war keineswegs todt, sondern nur zum Bewußtsein ihres Gegensatzes zur Revolution, dieser „Massen-Vernunft" gekommen. Von diesem Augenblick an verlor die Stadtpolitik ihren letzten Reiz und Schimmer; sie hörte auf, ehrlich zu sein, sie wurde diplomatisch und Intriguantin. Die Sache ist einfach:

Die Stadtpolitik war von ihrer Unentbehrlichkeit vollständig überzeugt, wenn sie auch bereits mit dem Kopfe wackelte und unaufhörlich davon ächzte und seufzte, wie gern sie zurücktreten möchte, wenn nur die Umstände es erlaubten und sie nicht ein so außerordentlich bringendes Bedürfniß bliebe; da sie nun aber nicht mehr, wie in ihrer Jugendzeit, an die Identität ihres Willens und dessen der Masse, der Mehrheit glaubte, sie aber doch — weil ohne selbstständigen Ursprung, sondern auf die Strömungen der Zeit, die öffentliche Meinung und die Modegedanken begründet — der Berufung auf die Masse, auf den Zeitwillen 2c. nicht entbehren konnte: so blieb ihr nichts übrig, als den Willen der Mehrheit zu bestechen und dadurch zu dem ihrigen zu machen oder ihn mit Absicht falsch zu deuten, so daß er dadurch dem ihrigen gleichlautend erschien. Damit mündet denn die Stadtpolitik in den Sumpf des modernen Staates, der zwischen zwei äußersten Grenzen, zwischen China und zwischen Frankreich, in tausend Formen und Modalitäten denkbar ist und sowohl ganz friedliche als auch ganz kriegerische Züge zeigen kann. Ueberall aber ist es der Staat, wo die Stadtpolitik mit Hülfe der Bestechung und Täuschung ihre Beglückungslehren als die

der Masse, der Mehrheit ausgiebt und wo im Namen des Volkes das ganze Volk gepeinigt und ruinirt wird.

Alle möglichen Tugenden und religiösen Mächte werden in solchen Staaten angerufen; es fehlt ihnen nichts, was den Vorfahren für heilig, ehrwürdig, groß galt; sie haben Kirchen und Bischöfe, Wissenschaften und Künste, Tugendpreise und reiche Zucht durch Gesetze, sie bedienen sich sogar derselben Formen und Redensarten, deren sich der alte gesunde Staat bediente, und doch ist alles entheiligt, alles entwürdigt; alles erlogen in diesem neuen Staate. Denn nichts hat seinen inneren Werth, seine objective Haltung, seine selbstständige Bedeutung in diesem Staate mehr; die Kirche ist nicht mehr eine Macht des Lebens für sich, sondern nur insofern sie sich innerhalb des ihr vom Staat umschriebenen Raumes hält und insofern sie die ihr zugewiesenen Polizeidienste thut, ähnlich Wissenschaft und Kunst, ähnlich Stand, Besitz, Corporation, Gemeinde, kurz, ähnlich alle die Formen, welche sonst ein selbstständiges Leben umfaßten. Die Stadtpolitik in dieser ihrer neuesten chinesisch-imperialistischen Wandlung kann unter Verhältnissen den Staat sehr lange erhalten; sie thut dann nichts, als trocknet alle die früheren Selbstständigkeiten zu Mumien aus und läßt ihnen den Anschein wirklicher organischer Wesen; China ist ein Beweis dafür.

Aber China ist ein so eigenthümlich präparirter Staat, wie es auf der Welt keinen zweiten giebt, und Preußen ist kein China.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Zweite Abtheilung:

Homines novi.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Tugendbündler.

Der Wind pfiff rauh und ungestüm um die scharfen Ecken und warf denen, die rascher als sonst die Straßen Königsbergs durchschritten, die eisig gekörnten Tropfen der Regenschauer ins Gesicht, die sich seit Mittag schon mit kurzen Pausen und fast immer verstärkt folgten. Tief nieder senkten sich die dunklen Wolken, durch deren schwarzen Schleier nur zuweilen der Wind hindurch fuhr und eine schmale Lücke riß, durch welche lichteres Gewölk eine kleine Weile schimmerte, bis die frühere Nacht wiederkehrte. Die Straßenbeleuchtung Königsbergs hatte den Kampf mit der Finsterniß noch nicht aufgenommen, dumpf knarrend schaukelten sich die schweren Laternen an den quer über die Straße gespannten Seilen, aber sie waren noch nicht angezündet, denn es war noch nicht sechs Uhr, aber wenn sie auch angezündet gewesen wären, ihr schwaches Licht würde von geringem Einfluß auf die schwarze Nacht gewesen sein.

Drei Männer, tief in ihre Mäntel gehüllt, folgten einem Diener, der, mit einer altmodig großen Handlaterne leuchtend, vorausging und sehr verständig die Laterne ganz tief und halb hinter sich haltend, das zum Theil sehr unebene Pflaster beleuchtete, so daß die Drei wenigstens die gefährlichsten Terrainschwierigkeiten zu erkennen und zu vermeiden vermochten.

„Ich mache mir wirklich Vorwürfe, lieber Herr von Leist, daß ich sie bewogen habe, heute bei diesem Wetter auszugehen, der Doctor wird mir dafür wenig Dank wissen, aber so schlimm habe ich's mir auch nicht gedacht — halt!"

Herr Gustav Heinrich Rienäcker unterbrach seine Rede und hielt seinen Hut fest, der eben im Begriff war, plötzlich seinen Rückweg allein anzutreten, und als es dem Kaufherrn glücklich gelungen war, den Flüchtling zu halten und ihm wiederum eine ziemlich problematische Haltung zu geben, hatte sich der Wind seines Mantels bemächtigt und riß so

gewaltig daran, daß es in der That dem rechtmäßigen Besitzer einige Anstrengung kostete, sich im Besitze dieses Kleidungsstückes zu behaupten.

„Sorgen sie für sich selbst, bester Herr Rienäcker," scherzte der Major, „sie sehen, daß ein alter Soldat sich mit dem Wetter noch ziemlich gut abzufinden weiß, zumal, wenn er eine so treffliche Stütze hat."

„Die Stütze dankt!" fuhr der edle Pletz von Bessin, der den Major führte, mit lauter Stimme fort, „ich habe in diesem Augenblicke das Heimweh nach meinem lieben Bessiner See; ich sage ihnen, lieber Herr Rienäcker, wenn da der Wind über die Fläche saust und die Wasser rauschend aufstehen und sich dann klatschend niederlegen, das ist eine wundervolle Musik für mein Ohr; ich bin ein wenig ein Narr mit meinem See, aber ich kann mir nichts heimischeres denken, als einen guten Nordwest, der über den Bessiner See kommt und gerade auf die Ecke meines Hauses stößt, auf der mein Schlafzimmer liegt; das rauscht und braust und heult mit hundert verschiedenen Stimmen, aber ich kenne die Stimmen alle und ich verstehe auch was sie sagen, ich höre sie gern und liebe sie; drum, wenn ich in der Ferne bin, und der Wind umrauscht mich, dann bedaure ich immer, nicht am Bessiner See zu sein, ich habe eine Art Heimweh, wie's die Schweizer haben sollen, wenn sie den Kuhreigen hören."

„Wahrhaftig, sie sind ein Dichter, Herr von Pletz," meinte der Major, „nun, ich kenne den Bessiner See auch, und als ich in ihrem Hause lag, das Gott schützen möge in alle Zeit! da tönte mir sein Rauschen auch gar lieblich, anders war's freilich in jener Nacht, als sie uns über den See ruderten, da war's mir nicht ganz so zu Muth."

Die beiden Edelleute drückten sich die Hand.

„Ihren See in Ehren, Herr von Pletz," meinte der Kaufherr, „aber wir haben hier die See, die Ostsee, ich dächte, das wäre ganz etwas anderes?"

„Ihre Ostsee in Ehren," entgegnete der edle Pletz lebhaft, „aber was geht sie mich an? ich kenne sie nicht, mir ist sie nicht vertraut, ich weiß nichts von ihr, sie weiß nichts von mir und von meinen Vätern, der Bessiner See aber, der ist mein See, mein eigner lieber alter See, der hat mit mir gelebt und ich mit ihm, so wie er mit meinen Vätern gelebt hat vorher manche hundert Jahr. Oh — mein alter lieber See!"

Der Ton, in welchem der märkische Edelmann das sagte, war scherzhaft, aber es klang der Ernst hindurch; es war kein Scherz, der Pletz hatte wirklich Heimweh nach seinem geliebten Bessiner See.

Die beiden Begleiter bemerkten das auch recht gut und sagten nichts weiter; sie gingen nun schweigend, bis der Mann mit der Laterne an der hohen steinernen Schwelle einer schmalen und niedrigen Hausthür stehen blieb und ihnen so einen Eintritt ohne Gefahren sicherte.

„Seid pünktlich um acht Uhr wieder hier, Schletter! hört ihr?" befahl der Kaufherr, der zuletzt eintrat.

„Sehr wohl, Herr Rienäcker!" entgegnete der alte Markthelfer, schloß die Thür hinter seinem Herrn und trat eilig den Rückweg an.

Die drei Herren standen in einem langen schmalen Flurgange, der mit rothen, sehr ausgetretenen Backsteinen gepflastert war und durch den schwachen Schein einer kleinen Lampe sehr bescheiden erleuchtet wurde, welche auf der Mitte etwa einer Treppe stand, die im Hintergrunde aufwärts führte. Ueber diese Treppe gelangten die Herren auf einen Vorsaal, der ganz finster war; sie bedurften hier aber eines besonderen Lichtes auch nicht mehr, denn matter Schimmer, der durch die Ritzen einer Thür kam, hinter welcher sehr laut und lebhaft gesprochen wurde, leitete sie sicher zum Ziel.

Auf das entschiedene Anklopfen Rienäckers antwortete ein energisches Herein! und die Drei traten in ein sehr einfach mit Aktenrepositorien decorirtes Zimmer, dessen ohnehin beengter Raum noch ganz außerordentlich durch einen gewaltigen Schreibtisch in Anspruch genommen wurde.

„Guten Abend meine Herren und lieben Freunde!" grüßte ein Mann in mittleren Jahren, der ihnen entgegentrat und ihnen behilflich war, die Mäntel und Mützen abzulegen.

In den scharfblitzenden Augen und dem lebhaften Mienenspiel dieses Mannes verrieth sich eine bewegte Seele; er war der Hausherr, der Königliche Oberfiskal Mosqua.

Es fanden sich schon etwa zehn oder elf Männer in dem engen Gemach versammelt, es waren Officiere, Alle waren unter sich sowohl als auch mit unsern Freunden bekannt, nur Herr von Pletz wurde Zweien oder Dreien noch vorgestellt.

Nach einer kleinen Weile kam noch ein Officier mit einem mehr freundlichen und wohlwollenden als geistvollen Angesicht, dessen Ankunft aber mit ganz besonderer Freude begrüßt zu werden schien, Jeder schüttelte ihm die Hand, und auch diejenigen, welche wegen der Enge des Zimmers nicht zu ihm gelangen konnten, riefen ihm ein: guten Abend, Herr von Boyen! zu.

Nachdem der Major von Boyen*) Platz genommen, stützte sich der Oberfiskal Mosqua mit beiden Händen auf eine Ecke seines Schreibtisches, beugte sich vorn über, ließ seine Blicke umher wandern von dem Einem zum Andern in der kleinen Versammlung und sprach dann mit einem gewissen Pathos, das dem Eindrucke seiner Worte durchaus nicht vortheilhaft sein konnte: „Meine lieben Herren und Freunde, wir haben unter einander oft gesprochen von dem Unglück unseres geliebten Vaterlandes und von den Mitteln ihm aufzuhelfen aus dieser Noth. Ich glaube die Zeit ist vorhanden, wo man seine Kräfte für König und Vaterland hingeben kahn und muß, ohne die Wirkung verfehlen zu dürfen. Was die äußere Macht nicht vermocht hat, wird gewiß die innere Macht ins Werk rich-

*) Nachmals Kriegsminister und General-Feldmarschall.

ten, welche wir erst kennen lernen müssen, um davon den zweckmäßigsten Gebrauch machen zu können, deßhalb habe ich mich entschlossen, Se. königliche Majestät um Erlaubniß zur Errichtung einer vaterländischen Privatgesellschaft, die ein großer Bund von Gesinnungsgenossen werden soll, zu bitten. Und der Zweck dieses großen Bundes von Gesinnungsgenossen? Ich will hier aussprechen, was wir alle fühlen. Ja, die deutschen Tugenden sind schon sehr tief untergraben, aber noch stehen ihre Grundvesten unerschüttert da; noch ist es Zeit dem Ungeziefer entgegen zu arbeiten, welches dazu gebraucht wird, das deutsche Vaterland zu zerstören. Noch sind wir Deutsche und in uns lebt noch die ächte deutsche Treue. Brudertreue hat bei uns allerdings schon schwer gelitten. Männer- und Weibertreue ist durch Einwirkung fremder Untugenden großen Theils dahin. Aber Bürgertreue, Unterthanentreue, die Treue des Volkes hat alle Proben bestanden; sie ist noch felsenfest. Die grausamsten Schläge des Schicksals haben uns nur noch fester mit dem Königlichen Hause verbunden. Auf dem Grunde dieser ersten aller staatsbürgerlichen Tugenden aber kann die Wiedergeburt der übrigen nicht fehlen, es kommt dabei nur auf die zweckmäßigsten Mittel an. Diese aufzufinden und sie für Wiederbelebung altdeutscher Tugenden wirksam zu machen, das ist das Ziel meiner Bestrebungen. Mit ihnen, meine lieben Herren und Freunde, so wie auch mit andern Gleichgesinnten, habe ich darüber viel gesprochen. Es fehlt uns an einem Vereinigungspunkt. Die Schriften unserer Schriftsteller, die Predigten unserer Geistlichen, die Beispiele unserer Kriegshelden sind dazu weder geeignet noch ausreichend, für diesen Zweck mit Erfolg zu wirken. Eine Gesellschaft aller deutschen Biedermänner von Kopf und Herz ist im Stande, mit vereinten Kräften einem Uebel entgegen zu arbeiten, das uns mit Vernichtung bedroht. Zu dieser Vereinigung will ich die Hand bieten, ich will mich nicht an die Spitze stellen, ich brauche ihnen das nicht weiter zu betheuern, mein Patriotismus ist größer als mein Ehrgeiz. Der Verein oder die Gesellschaft, zu deren Errichtung ich Seine Königliche Majestät um Erlaubniß bitten will, soll sich weder in die heutige Politik, noch in die Staatsverwaltung, noch in das, was weiter dazu gehört, einmischen. Um aber den Feinden der guten Sache den Anlaß zu benehmen, sie sogleich im Beginne zu verdächtigen, glaube ich, daß die Gesellschaft einstweilen unbekannt bleiben und nur in der Stille Gutes zu wirken suchen müßte. Weitere Mittheilungen über die Einrichtung der Gesellschaft und ihre äußere Form werde ich mich erst dann berechtigt halten ihnen zu machen, wenn mir Seine Majestät der König die allerhöchste Erlaubniß zur Errichtung der Gesellschaft ertheilt haben, jedoch habe ich mit den Meisten von ihnen schon öfter darüber gesprochen und Keinem werden meine Ansichten auch in dieser Beziehung unbekannt sein."

Als der Oberfiscal schwieg, erhob sich einer der Officiere, der ganz im Hintergrund gesessen, langsam und sprach mit volltönender Stimme:

„Herz und Verstand müssen den Plan billigen, durch eine Privatvereinigung die Uebung vaterländischer Tugenden zu befördern, und gewiß kann der Staat große Vortheile aus einem Vereine ziehen, der sich die Aufgabe stellt, der Beförderung der moralischen Wiedergeburt eines Volkes zu Hülfe zu kommen. Dennoch, verzeihen sie mir, ich begreife nicht, wie ein solcher Verein unbekannt bleiben könnte, wenn er landesherrliche Erlaubniß und Bestätigung seiner Statuten verlangt!"

Der Officier setzte sich wieder.

„Wer ist der Herr?" fragte der edle Pletz leise den Kaufmann Rienäcker.

„Der Major von Grolmann!"*) antwortete der ebenso.

Jetzt erhob sich der Kriegsrath von Tepper und schlug vor, der Oberfiscal solle den Plan der Gesellschaft mit einigen Männern besprechen, welche mit an der Spitze der Regierung standen, er schlug dazu den geheimen Finanzrath von Klewitz vor; ihm schloß sich der Major von Boyen an, der sich erbot, mit seinem Chef, dem General von Scharnhorst, die Angelegenheit zu besprechen. Das wurde von allen Anwesenden lebhaft gebilligt.

Wahrscheinlich um die Herren, welche diese Besprechung mit den höhern Staatsbeamten übernahmen, noch besser dazu in den Stand zu setzen, erklärte jetzt der Professor Lehmann, ein genauer Freund des Oberfiscals, in feuriger Rede die Grundsätze der Gesellschaft zusammenfassend: „Ein musterhaftes Leben, Humanität und Anfesselung jedes Menschen an jeden und an das Gesetz ist das Strebeziel des Vereines. Festigkeit des Sinnes und irgend welche gute Auszeichnung sind die Bedingungen der Wahl des Mitgliedes. Der Verein ist nicht geheim und scheut nicht das Licht, aber seine Mitglieder treten auch nicht vorschnell zu Tage, sondern treten verborgen zurück, wenn nicht die Pflicht sie aufruft. Die Mitglieder arbeiten mündlich oder schriftlich durch alle Mittel ihrer Macht darauf hin, daß Vaterlandsliebe, deutsche Selbstheit, Geradsinn, Liebe zu den natürlichen Verhältnissen der Familie, Anhänglichkeit an den Monarchen und die Verfassung, Achtung gegen Gesetz und Obere, festes Streben gegen Unsitte, Laster und Künstelei, Liebe zur Wissenschaft und Kunst, Humanität und Brüderlichkeit, daß der Haß gegen den Luxus, dieses Gift der Treue, der Natürlichkeit und offenen Schlichtheit und Pfleger von Falschheit, Selbstsucht und gekünstelten Sitten; daß die Tugenden des Muthes, der Hoffnung, der Freimüthigkeit und der körperlichen Festigkeit, daß endlich der Haß gegen Schmeichelei, Kriecherei, Verweichlichung und Menschenscheu wachse. Ueberhaupt soll wahre Menschheit die Seele des Vereins sein und das Laster sein Haß. Er entsagt aller Einwirkung auf Politik, Staatsverfassung und bürgerliche Behörden. Er soll kein Strafgericht gegen die Großen des Landes bil-

*) Der nachmalige General der Infanterie.

den, noch sich Anmaßungen in ihrem Wirkungskreis erlauben. Da er kein Orden ist, so bedarf er der Formen, der Zeichen und geheimen Zusammenkünfte nicht. Jedes Mitglied erhebt sich gegen zügellose Reden zum Nachtheil des Landesherrn, der Religion und der guten Sitten. Dagegen wird Jeder laut sprechen für den edeln Sinn unseres Königs und zur Belehrung über seine Anordnungen. Auch Werthhaltung des Gottesdienstes gehört mit in den Zweck des Vereins."

Der Eindruck, den diese rasch und feurig gesprochenen Worte auf die Anwesenden machten, war ein begeisternder, es folgte ihnen eine allgemeine Zustimmung, nur der edle Pletz schüttelte kaum merklich das Haupt. Ganz besonders enthusiasmirt zeigte sich der Major von Leist und gab das auch in seiner bescheidenen Weise zwar, aber mit großer Entschiedenheit kund. Er verstand nicht Alles, was er gehört hatte, aber das, was er verstanden hatte, gab ihm die Hoffnung, daß er als Mitglied des Vereins doch für König und Vaterland wirken und kämpfen könne, auch ohne zu Pferd zu steigen, er hoffte, der Verein werde ihm einen Ersatz geben für die verlorne soldatische Thätigkeit. Daher seine Begeisterung für die patriotischen Ansichten und Zwecke, von denen hier die Rede war, Absichten und Zwecke, von denen zwischen ihm und dem alten Herrn Rienäcker viel und oft die Rede gewesen in der letzten Zeit.

Es wurden noch mancherlei Abreden genommen und manches feurige Wort tapferer Vaterlandsliebe gesprochen, im gemeinsamen Gespräch entflammten sich die Seelen, und selbst dem märkischen Edelmann, der zu der Errichtung eines Bundes den Kopf so bedenklich geschüttelt hatte, wurde wohl in dem Gespräch mit Männern, die das Gefühl begeisterter Vaterlandsliebe hier zusammengeführt hatte.

Um die Stunde, wo die Männer also feurig berathschlagten, wie dem Vaterlande zu helfen sei in seiner großen Noth, saßen zwei Frauen neben einander im Rienäcker'schen Hause, in dem zierlichen Stübchen der Frau von Leist, zwei edle Frauen, die sich in kurzer Zeit in innigster Freundschaft an einander geschlossen hatten, Elisabeth von Leist und Hedwig von Pletz. Die Abreise der Kammerherrin von Redow hatte dieses innige Aneinanderschließen begünstigt, Frau von Pletz schien nach Königsberg gekommen zu sein, um Maria bei der sanften Elisabeth zu ersetzen, die in ihrer liebenswürdigen Weichheit immer eines Wesens zu bedürfen schien, an das sie sich lehnen und stützen konnte. Gewiß war der Gemahl Elisabeth's Hauptstütze, aber sie bedurfte neben ihm noch einer andern; die fast männlich starke Seele der Kammerherrin hatte sie verwöhnt und sie konnte einer mitfühlenden weiblichen Seele nicht entbehren, der sie ihre unendliche Sehnsucht nach ihrem kleinen Knaben anvertrauen und aussprechen durfte, denn dem Major verschwieg sie ihre Muttersehnsucht, ihre Angst und Sorge um das ferne geliebte Kind, um dessen Sehnsucht und Besorgniß, die ohnehin schon groß genug waren, nicht noch mehr zu steigern. Seit der Rückkehr des alten Sternkieker, der wirklich

wiedergekommen war und erwünschteste Botschaft von Spankow gebracht hatte, zählte der Major schon jeden Tag bis zur Abreise in die Heimath, die ihm der Arzt gestattet hatte für den Zeitpunkt der ersten milden Witterung.

Elisabeth fühlte sich zu der edlen Pletzin von Bessin noch viel mehr hingezogen, als zu der Kammerherrin; Frau Hedwig war milder, sanfter, nicht so fest und gebieterisch wie die Wittwe, auch freundlicher in ihrem Urtheil bei aller Klugheit, und stand darum in ihrem Wesen diesem Herzen voll schwärmerischer Hingebung näher. Ueberdem aber war sie auch Mutter und Hausfrau, zwei Eigenschaften, die edle Frauenherzen immer an sich schon mächtig an einander fesseln. Elisabeth lernte eifrig und gern bei der Hausfrau von Bessin, sie hatte in Spankow klar genug erkannt, was ihr fehle, um eine rechte Landedelfrau zu sein; sie hatte sich zwar leidlich zu helfen gewußt, aber eigentlich war es ihr ein tiefer Schmerz gewesen, daß sie nicht im Stande war, die Stelle ganz auszufüllen, auf welche sie Gott gestellt, und darum benutzte sie eifrig die Aufschlüsse, Lehren und praktischen Winke, welche ihr die Schloßfrau von Bessin gab, deren Wirthschaft ja für ein Muster gelten konnte in der ganzen Mark Brandenburg. War nun Elisabeth eine eifrige Schülerin, so war Hedwig eine fast noch eifrigere Lehrerin, denn die Schloßfrau sehnte sich lebhaft nach der gewohnten Thätigkeit in Haus und Hof, Garten und Feld, ja, es ging so weit, daß sie zuweilen klagte: es sei doch schade, keinen Fuchs hetzen zu können, denn das Wetter sei doch gar zu schön dazu. Sie konnte mit wirklichem Entzücken von ihren Fuchshetzen erzählen, bei denen sie die Hunde in ihren leichten mit zwei muntern Pferden bespannten Wagen nahm und sie von da aus auf den Fuchs los ließ. Freilich hörte ihr Elisabeth staunend zu, aber bald begriff sie, daß auch solche Dinge einer rechten Landedelfrau nicht übel ständen und nahm sich vor, künftig in Spankow Alles zu machen, was Frau von Pletz in Bessin machte. Wie die es aber machte, das erfuhr sie gründlich, denn da Frau von Pletz in Königsberg nicht wirthschaften konnte, wie in Bessin, so war ihr's eine wirkliche Freude und Genugthuung, eine wahre Erleichterung, der jüngeren Freundin immer und immer wieder zu erzählen von ihrer Wirthschaft. Zahllose Recepte schrieb sich Elisabeth ab, und Frau von Pletz theilte ihr sogar ihr Verfahren mit, Seife zu kochen Die Schloßfrau von Bessin war immer stolz auf ihre Seife gewesen, und Elisabeth freute sich schon im Voraus auf die großen Augen, welche die Weiber in Spankow machen würden, wenn sie plötzlich mit solcher Weisheit von Bessin ausgerüstet mitten unter sie treten werde.

Auch an diesem Abend hatten die beiden Mütter und Hausfrauen viel zu verhandeln gehabt, waren aber in ihrem Gespräche durch die gute kleine Madame Rienäcker unterbrochen worden, welche in ihrer rastlosen Weise drei oder vier Mal zu kommen und zu gehen pflegte, aber

niemals länger verweilte, als nöthig war, um die neuesten Ereignisse der Nachbarschaft mitzutheilen, für welche die gute Frau immer ein besonderes Interesse zeigte. Auf beinahe wunderbare Weise wurde Madame Rienäcker auch von Allem sofort in Kenntniß gesetzt, was sich in der näheren oder in der entfernteren Nachbarschaft ereignete. Die Dienstleute kannten die Schwäche ihrer Hausfrau und sie kamen nie von einem Gange zurück, ohne eine kleine Geschichte mitzubringen.

Am heutigen Abend hatte die kleine Frau mit höchster Entrüstung und in wirklicher Aufregung den Damen mitgetheilt, daß die Frau des Kriegsraths, der nur um die Ecke wohnte, flüchtig geworden und einem französischen Officier nachgezogen sei, der längere Zeit sein Quartier im Hause des Kriegsraths gehabt. In den stärksten Ausdrücken hatte Madame Rienäcker ihren Zorn und ihre Verachtung gegen die ungetreue Ehefrau und gewissenlose Mutter ausgesprochen, und ihre Energie dabei war so gewaltig gewesen, daß die beiden Damen ihr beinahe bestürzt nachsahen, als sie mit einem kräftigen Trumpfe das Zimmer verließ.

Die beiden Freundinnen saßen noch einige Minuten schweigend einander gegenüber, als Madame Rienäcker das Zimmer verlassen hatte, und blickten vor sich nieder, dann sagte Frau von Pletz im Tone tiefster Theilnahme: „die arme unglückliche Frau!"

Elisabeth fuhr zusammen, vor dem Tone mehr, in welchem diese Bemerkung gemacht wurde, als vor dem Inhalt derselben. Ihre empfängliche Seele hatte sich von dem Unwillen, den Madame Rienäcker aussprach, sofort hinreißen lassen, und war ihr auch die Form, in welcher die Verdammung der ungetreuen Ehefrau ausgesprochen wurde, zu herbe, zu heftig, so hatte sie doch in dieselbe, ohne sich weiter Rechenschaft zu geben, eingestimmt.

Sie sah Frau von Pletz verwundert an und fragte leise: „ist die Untreue nicht entsetzlich, abscheulich?"

„Die Untreue ist verabscheuungswürdig," entgegnete ernst Frau von Pletz, welche den Blick und die Frage Elisabeths sofort verstand, „aber ist die Frau, welche zur Untreue verführt wurde, darum nicht um so beklagenswerther?"

Eine feine Röthe färbte Elisabeths Antlitz, sie machte sich einen bittern Vorwurf daraus, daß sie eine Unglückliche einen Augenblick lieblos verdammt hatte.

„Ja, meine theure Elisabeth," fuhr nach kurzem Besinnen die Schloßfrau von Bessin fort, „ich vermag es nicht, so hart zu schmähen über eine Frau; sonst, ja noch vor wenigen Monden urtheilte ich fast, wie unsere liebe Rienäcker. Jetzt weiß ich, daß diese gute Frau in ihrer Treue niemals auf die Probe gestellt worden ist, daß ihr nie der Verführer genaht, Frauen aber, denen die Versuchung nahe getreten ist, deren Tugend auf die Probe gestellt wurde, die urtheilen nie hart über diejenigen Mitschwestern, die der Verführung erlegen sind, denn sie wissen es, wie

nothwendig es ist, daß sie täglich beten: Herr, führe uns nicht in Versuchung!"

Befremdet, mit großen Augen und ängstlichen Blicken, sah Elisabeth der Freundin, die fast feierlich sprach, ins Gesicht, sie hätte gerne gesprochen, aber sie vermochte nicht auszusprechen, was sie kaum zu denken wagte; aber was sie dachte, stand auf ihrem Gesicht geschrieben, und mild lächelnd antwortete Frau von Pletz auf die stumme Frage: „ich urtheile nicht milder über die Schuldigen, weil ich mich selbst schuldig fühle, nein, Gott sei Dank! ich bin nicht schuldig der Untreue, aber der Versucher ist auch mir nahe getreten, und ich weiß, daß es nicht meine eigene Kraft war, durch welche ich gerettet wurde, darum urtheile ich milde. Sie schauen mich so ungläubig an, liebe Freundin, in ihrer liebenden Seele kann auch nicht der Gedanke an die Möglichkeit einer Untreue aufkommen, ich begreife es wohl, denn so wie sie habe auch ich gedacht, ich liebte meinen theuern Herrn, so wie sie den ihrigen lieben, und dennoch sichert auch solche Liebe nicht vor der Versuchung."

Elisabeth ergriff die Hand der Freundin und führte sie an ihre Lippen, es regte sich in ihrer Seele etwas, was ihr sagte, daß diese starke, kluge, klare und muthige Frau ganz bestimmt Recht haben müsse, wenn sie also spräche; das erfüllte sie mit banger Besorgniß, aber ganz mit ihr übereinstimmen konnte sie doch nicht, denn ihre schwärmerische Liebe zu ihrem Gemahl schloß die Möglichkeit einer Untreue ganz aus.

Frau von Pletz schien dem Gedankengang der jüngeren Freundin gefolgt zu sein, denn plötzlich richtete sie sich auf, legte ihren Arm um Elisabeths Nacken und zog sie innig an sich, zugleich aber flüsterte sie „Kommen sie, meine theure Elisabeth, ich will ihnen eine Geschichte erzählen, eine Geschichte, die mir viel Thränen gekostet hat, ich will sie ihnen erzählen, weil sie ihnen nützlich werden kann. „Hören sie, im Herbst vorigen Jahres hatten wir französische Einquartierung in Bessin, den General Pelet —"

Elisabeth zuckte zusammen und blickte auf.

„Oh! nein," fuhr Frau von Pletz fort, „ich weiß, daß sie den General kennen, aber um ihn handelt es sich nicht; General Pelet hatte einen Adjutanten, einen jungen Chasseurofficier, der, von einem wilden Haß gegen Preußen gestachelt, sich meinem lieben Herrn verhaßt machte durch Uebermuth und Anmaßung, mir aber durch eine übermüthige, fast freche Huldigung, wenn man so sagen kann, höchst lästig fiel. Sie können denken, liebe Elisabeth, daß ich für diesen Mann keine Gefühle hegte, über die ich mir irgend Vorwürfe zu machen gehabt hätte, dennoch bemerkte ich, daß mein lieber Herr unruhig, ja, daß er eifersüchtig wurde. Damals lächelte ich darüber, jetzt weiß ich, daß der Mann, der eine Frau liebt, Ahnungen hat, die selten täuschen. Jener Lieutenant that einige Zeit später mehrere Schritte, die ihn mir noch verhaßter und widerwärtiger machen mußten, als er es schon war. Mein Oheim, der

General von der Carnitz war es, der einst im Kriege den Vater des Lieutenants als Spion hatte erschießen lassen, mit wildem Haß verfolgte er ihn dafür, um Rache zu nehmen; endlich denuncirte er sogar meinen lieben Herrn. Pletz wurde gefänglich eingezogen und kam nur durch die Großmuth des Generals Pelet frei. Während Pletz noch gefangen saß, erschien der Lieutenant wieder bei mir, er wagte seine Werbung also fortzusetzen, gewiß eine abscheuliche Beleidigung nach Allem was geschehen; ich wieß ihn zurück, wie er's verdiente, ich ließ ihn meine Verachtung fühlen. Wie ein Unsinniger sprengte er vom Hofe, kurz darauf fanden sie ihn mit zerschelltem Kopf und zerschmetterten Gliedmaßen unfern des Thores. Wie meine Pflicht war, nahm ich den entsetzlich gerichteten Feind auf in mein Haus und ließ ihm möglichste Pflege angedeihen; bis hierher war Alles gut. Nun aber nahete der Verführer, und oft sind es unsere besseren Eigenschaften, unsere sogenannten Tugenden, deren sich der Verführer bedient, um uns zu Falle zu bringen. Liebe Elisabeth, ich konnte die furchtbaren Qualen und Leiden des jungen Mannes nicht mit ansehen, ohne gerührt zu werden, ich konnte den unüberwindlichen Muth und die geistige Stärke, die der Verwundete wochenlang, mondenlang allen diesen Schmerzen und Leiden entgegensetzte, nicht sehen, ohne sie zu bewundern. Es ist eine lobenswerthe Eigenschaft der Frau, daß sie mitfühlend und leicht bewegt Anderer Leid zu lindern sucht, es steht der Frau wohl an, bewundernd aufzublicken zu der Stärke des Mannes; wohlan denn, ich hatte schon nicht den Feind, sondern nur einen schwer verwundeten Unglücklichen aufgenommen in mein Haus, jetzt beklagte ich die Leiden dieses Mannes und bewunderte seine Seelenstärke. Mitleiden und Bewunderung zogen mich zu ihm hin, schon mehr als recht war, ehe ich mir noch eigentlich Rechenschaft gegeben hatte. Nach und nach trat ein Zustand langsamer Genesung ein, mein Mitleiden und meine Bewunderung stiegen, denn muthig und unerschüttert schaute der junge Mann in die Zukunft, obwohl das für ihn eine Zukunft kaum noch war, denn an eine Fortsetzung seiner kriegerischen Laufbahn war gar nicht zu denken. Dabei zeigte er mir eine rührende Dankbarkeit; sein Unglück, sein Muth endlich nahmen mich so ein, daß ich der Vergangenheit ganz vergaß, daß ich in ihm nur noch mein Geschöpf sah, ein Wesen, das ganz allein durch mich dem Tode entrissen und dem Leben erhalten worden, der Stolz, diesen muthigen Mann gerettet zu haben, riß mich vollends hin. Zwar war ich mir des Abweges noch gar nicht bewußt, auf den ich gerathen, aber ich fühlte Sehnsucht nach ihm, ich sehnte mich nach meinem Platz an seinem Bette, wo ich ihm vorzulesen pflegte, und wie eine Flamme durchzuckte es mich, wenn er leise meine Hand küßte. Ich war wie blind, mit Mitleiden und Bewunderung, mit frauenhafter Theilnahme hatte mich der Versucher gefangen." Mein lieber Herr hatte auch keine Ahnung von meinem Zustande, auch er bewunderte nur meine rastlosen Bemühungen für den Unglücklichen;

in aufrichtiger Anerkennung, nicht im Spott nannte er mich öfter eine barmherzige Schwester, oh! ich hatte die Barmherzigkeit niemals so nöthig als damals, und sie wurde mir zu Theil, einen Schritt vielleicht noch vor dem Untergang. Ich weiß jetzt deutlich, daß ich verloren gewesen wäre, wenn mich nicht eines Tages zu ungewöhnlicher Stunde meine Sehnsucht zu dem Unglücklichen getrieben hätte — ich kam leise an sein Zimmer und ich lauschte, als ich lachen und lachend meinen Namen nennen hörte. Der Kranke ging bereits wieder, wenn auch auf Krücken und konnte einen Theil des Tages außer Bett sein, er unterhielt sich mit seinem französischen Diener. Was ich vernahm, war meine tiefe Schmach, aber zugleich eine bittre, rettende Arzenei. Sie erlassen mir, zu wiederholen, was der Elende seinem Bedienten, hören sie, seinem Bedienten? über mich sagte, kurz, er hatte meine erwachende Leidenschaft früher bemerkt als ich, er spottete darüber, er wollte sich, um mich völlig zu verderben, noch eine Weile kränker stellen als er war, und meine Schande sollte seine Rache sein an dem Hause Carnitz. Das ist meine Geschichte, liebe Elisabeth, die Augen waren mir geöffnet, ich dankte Gott für diese Rettung, und seitdem erst weiß ich, was es heißen soll: führe uns nicht in Versuchung! seitdem aber vermag ich's auch nicht, eine unglückliche Frau zu verdammen, die der Versuchung unterliegt, ich weiß, daß es nur Gottes Barmherzigkeit ist, wenn die Frau nicht erliegt. Ich gewann damals Stärke genug, dem Elenden, der mich verderben wollte, auch den Schatten von Triumph, den er bereits gewonnen zu haben glaubte, wieder zu zerstören; ich betrachtete es als eine gerechte Buße, ihn zu besuchen wie vorher, ihm alle Hülfe zu leisten, die er bedurfte, ich las ihm vor, wie bis dahin, ja, ich war vielleicht noch aufmerksamer und dienstbereiter, kurz für den Kranken wurde Alles gethan, so blutsauer es mir oft wurde, so gewaltig ich auch oft ringen mußte mit meinem sich steigernden Widerwillen, aber zugleich zeigte ich ihm nach und nach, daß er sonst nichts zu hoffen hatte von mir, weder für Liebe, noch für Rache, und ich hatte wenigstens die Genugthuung, mich zu überzeugen, daß er sich getäuscht zu haben glaubte, und ich hörte ihn sogar einst mit Bewunderung von diesen ihm unbegreiflichen deutschen Frauen reden, die einen todtkranken Mann mit einer Hingebung ohne Gleichen pflegen und sich von dem genesenen spröde zurückzuziehen vermöchten. Da haben sie mein Geheimniß, theure Elisabeth; eben so offen und ehrlich, wie ich's ihnen jetzt erzählt habe, habe ich's auch meinem lieben Herrn mitgetheilt, jedoch erst als der Franzose unser Haus verlassen hatte, erst da hatte ich Muth dazu, und wie seltsam diese Männer doch sind! denken sie, Pletz lächelte zu meinem Bekenntniß und meinte, ich hätte mir viel Sorge ohne Noth gemacht und wollte die Gefahr gar nicht zugeben, in der ich mich befunden, erst als ich fast ärgerlich wurde und ihm betheuerte, daß die Gefahr wirklich groß gewesen, schwieg er still und versuchte nicht weiter, mir das auszureden. Sie lächeln, liebe Elisabeth?“

„Oh,“ erwiederte die liebliche junge Frau, „ich lächle, weil ich glaube, daß ich hier Herrn von Pletz besser verstehe, liebe Hedwig, als sie ihn verstanden haben, Herr von Pletz ist aber ganz einverstanden mit ihnen gewesen über die Gefahr, in der sie geschwebt; wenn aber ein Mann eine Frau liebt, so wird er sie immer entschuldigen, wenn sie sich selbst anklagt, ich weiß das, darum klage ich mich so oft selbst bei Leist an, er entschuldigt mich dann sofort sehr eifrig vor mir selbst.“

Elisabeth blickte verlegen zur Seite, das letzte naive Bekenntniß war ihr wider Willen entschlüpft; Frau Hedwig aber küßte die Freundin zärtlich auf die Stirn und sprach: „sie sagen, sie hätten so viel von mir gelernt, liebe Elisabeth, ich sehe aber, daß ich auch noch mancherlei von ihnen lernen kann —“

„Oh! was die Liebe betrifft“ — fuhr Frau von Leist heraus, aber sie schwieg noch glücklich still, bemerkend, daß sie im Begriff war eine neue Indiscretion gegen sich selbst zu begehen.

Jetzt lachte Frau von Pletz, denn das plötzliche ängstliche Schweigen der jungen Frau war wirklich komisch, und lachend huschte im selben Augenblicke die kleine runde Madame Rienäcker ins Zimmer und rief: „Denken sie sich, meine Damen, da haben hier die Frauen und Mädchen einen Bund gestiftet, daß keine von ihnen ein Verhältniß, auf gut deutsch eine Liebschaft, mit einem Franzosen haben will, das muß jede beschwören, die in den Bund eintritt. Diese albernen Närrinnen haben gut Bund stiften und schwören, jetzt, wo keine Franzosen mehr hier sind, warum aber haben sie den Bund nicht gestiftet, ehe die Franzosen herkamen? oder da sie noch hier waren? saubere Gesellschaft das, und die schöne Frau Kriegsräthin von der Ecke hier, die dem elenden Franzosen nachgelaufen ist, die ihren Mann und vier Kinder im Stiche gelassen hat, die war auch mit in dem Bunde. Nein, meine Damen, was man in diesem Königsberg Alles erleben muß, sie glauben's gar nicht! Doch kommen sie, kommen sie, mein Alter macht schon ihren Punsch, meine liebe Frau von Leist, und die Herren warten auf sie!“

Rasch erhuben sich die beiden Damen und folgten der freundlichen Wirthin, die vorangehen wollte, aber kaum die Thür geöffnet hatte, als sie blitzschnell verschwand und halb klagend und halb zornig rief: „Ach, da läßt das dumme Thier wieder die Brodschnitten zu braun werden, ich rieche es schon, und unser Major will sie nicht braun haben!“

Die Schnelligkeit, mit welcher Madame Rienäcker die Treppe hinabflog und in der Küche verschwand, war ein völliges Räthsel für die beiden Damen, die lachend folgten. Als sie in das Zimmer traten, in welchem der trauliche, winterlich-nordische Theetisch aufgestellt war, hörten sie den edlen Pletz noch sagen: „mein letztes Wort: ich will die Strebungen dieses Vereins ehren, wenn ich Wirkungen sehe, Mitglied werde ich nicht, erstens, weil ich keine geheimen oder auch nur halbgeheimen Gesellschaften leiden kann, und zweitens, weil ich alles Das, was die

Gesellschaft von ihren Mitgliedern verlangt, ohne sie ganz allein thun kann, oder vielmehr allein zu thun schon längst gewohnt bin — doch da sind unsere liebenswürdigen Damen!"

Herr von Leist ging sofort den Damen entgegen, der edle Pletz machte Frau von Leist sein tiefes Compliment und nickte seiner Gemahlin freundlich zu, Herr Gustav Heinrich Rienäcker aber rief: „Ihr gehorsamster Diener, meine gnädige Frau, bin schon für sie beschäftigt, wie sie sehen!" dabei hob er das Punschglas auf, in das er eben etwas Erdbeersaft tröpfelte.

„Hier ist ihr geröstetes Brod, lieber Major! beinahe hätte mir's die Köchin zu braun werden lassen, aber ich kam noch glücklich in der letzten Secunde an!"

Damit überreichte die gute Frau Rienäcker keuchend und mit hochrothem, aber glückseligem Antlitz dem Major, der ihr entschiedener Liebling war, einen Teller, auf welchem ein tüchtiger Vorrath von Brodschnitten aufgehäuft lag.

In dem Augenblick fiel Elisabeth ein, daß ihr Gemahl auch verwundet und krank in der Pflege der guten Madame Rienäcker gelegen, ähnlich wie der französische Offizier im Herrenhause zu Bessin, sie konnte nicht unterlassen, lächelnd zu ihrer Freundin hinüber zu blicken, die aber mußte zu gleicher Zeit denselben Gedanken gehabt haben, denn sie erwiderte Elisabeths Lächeln mit einem wehmüthigen Blick. Solchem Blick konnte die junge Frau nicht widerstehen, mit zwei leichten Schritten war sie der Freundin zur Seite, drückte ihr verstohlen die Hand, was eine stumme aber liebliche Bitte um eine Verzeihung war, die ihr schon gewährt worden, noch ehe die Bitte gethan. Nun erst nahm Elisabeth Platz neben dem wackern Hausherrn, welcher der schönen Frau Majorin eben so väterlich zugethan war, wie die gute kleine Frau Mathilde Rienäcker ihren lahmen Major mit wahrer Mutterliebe und Sorge umgab.

Zur Geschichte der Familie.

Wir können nur in der Familie leben und bestehen, doch ist die Familie nicht Menschenwerk, sondern wird durch eine höhere Macht, welche den ganzen Weltorganismus hervorgerufen hat, erbaut nach dem Bilde und Gesetze, welches dazu gegeben ist. Die Natur drängt und zwingt uns, dabei zu dienen; wir vermögen aber das Werk zu begreifen und unsere Dienstleistung darnach zu ermessen. Die Familiengliederung hat ihr festbestimmtes Zeitmaß, worin sich das Einzelne gestaltet wie entfaltet mit stufenmäßigen Uebergängen und immer zwischen einem höchsten und niedrigsten Punkte laufenden Abgränzungen. Aus den Ver-

hältnissen dieses Zeitmaßes lassen sich die Dimensionen der vollkommenen Familiengliederung eben so sicher finden, als das Ebenmaß für die vollkommene Menschengestalt gefunden ist.

Das Familienbild, die Geschichte hindurch betrachtet, erscheint nicht selten weniger gekrüppelt und verwahrlost bei den Völkern, welche sich mit dem begnügt haben, wie es sich von selbst macht, als bei Denen, welche sich dem Dünkel überlassen haben, die Natur meistern und überbieten zu können, ja, welche das Familienleben nach Begriffen, welche nur in der Dichtung leben, haben einrichten wollen. Das Familienwesen erscheint dort und dann am meisten zerrüttet, wo und wann das Leben am raschesten verbraucht wird. Die Staatsgesetze ihrer Seits haben sich desto geltender gemacht, je näher und günstiger sie der Idee des Familienlebens gewesen sind. Das Kunstwerk, welches Moses als Staat aufgestellt, ist schnell verschwunden; aber die Grundsätze von der Familienordnung, welche er erkannt, sind in die Staatsgesetze der gebildetsten Völker übergegangen. Die christliche Kirche hat jedoch erst die wahre Basis für das Familienleben geschaffen, sie hat eine Familienordnung aus den einfachsten und doch künstlichen Bestandtheilen zusammengesetzt, deren Wesen und Werth aber nicht menschlicher Natur ist, und doch wiederum rein menschlichen Anforderungen allein entspricht.

Die ewigen Gesetze nun zu erkennen, auf welchen das Leben der Familie ruht, den fortschreitenden Geist in der Geschichte und das providentielle Walten in ihr zu erforschen und praktische Folgen für das Leben zu erreichen, ist das Ziel einer neuen historischen Untersuchung, welche unter dem Titel: „Vier Bücher Geschichte der Familie von Dr. Johann Joseph Roßbach. Nördlingen, Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung, 1858. 8. S. XII. u. 518“, an die Oeffentlichkeit getreten ist. Der Verfasser, nicht nur ein eben so vielseitiger als gründlicher Gelehrter, welcher, so viel wir wissen, in Würzburg lebt — sondern auch ein Mann, dem es um den sittlichen Ernst des Lebens und dessen Abglanz in der Wissenschaft wesentlich zu thun ist, erörtert in diesem historischen Familienbuche zunächst den Geist der Geschichte, dann die alte und die neue Zeit, endlich die Familie und das Christenthum.

Zur Charakteristik und, wie wir hoffen, zur Empfehlung des Werks, welches bei einer nicht immer leicht verständlichen Schreibart und unter mehreren wohl als nicht richtig anzuerkennenden Axiomen, doch sehr viele interessante Einzelheiten und bemerkenswerthe Grundsätze entwickelt, möchte nachfolgende Gruppirung einiger wesentlichen Gedanken des Verfassers am förderlichsten sein. „Persönlichkeit und Liebe quillen aus dem Schooße der Familie auf, und Sitte wie Humanität der Familie wird der Wellenschlag, der sich über Sitte und Humanität des Volkes ergießt. Darum geht auch die Kultur des Volkes mit der Kultur der Familie Hand in Hand, der Gott des Hauses ist auch der Gott des Volkes, auf

der Wehrkraft der Familie ruht die Wehrkraft des Staates, ihr Wohlstand ist auch der Wohlstand der Gesellschaft. So ist die Familie die Wurzel jeder höheren Ordnung des Lebens. Wo die Wurzel stark, da hebt sich auch der Stamm in stolzer Kraft, da entfaltet sich auch die Krone in reicher Lebensfülle. An dem Pulse der Familie fühlt man die Pulse des Staates. Wo jener matt und langsam geht, da sucht auch hier das Leben zu entweichen. Mit der Familie lebt und fällt die sociale Ordnung, deren Gesetze hier ihren Brennpunkt haben, aber auch den Rückschlag der Bewegungen, der Geschichte zu empfinden." Das Recht soll auf den Gesetzen der sittlichen Weltordnung ruhen, auf dieser Grundlage soll auch die Kultur ihre befreiende Macht entfalten. Die Religion insbesondere soll Recht und Kultur immer mehr durch den Geist der Gerechtigkeit und der Liebe befruchten; die äußere Rechtsordnung soll immer mehr zur Harmonie mit der inneren sittlichen Lebensordnung sich erheben und die Kultur im Göttlichen ihren Ausgangspunkt und ihr Ziel, ihre große Weihe finden. Nur auf dem innigen Lebensbunde von Ethos und Recht, von Kultur und Religion ruht die Aussicht in die Zukunft der Geschichte — — — „Die Ehe ist die Einheit und Versöhnung der geschlechtlichen Differenz, sie ist die Versöhnung nicht blos des leiblichen, sondern auch des seelischen Elements, das in seinem Fürsichsein beide Geschlechter auseinander hält. Sie ist eine Harmonie des Lebens, und nach solcher Harmonie ringt die Geschichte überall, nicht blos in der Sphäre des Geschlechts, sondern auch der Stände, der Völker. Die Besonderung will sie überall wahren, aber die Besonderung in der höheren Einheit versöhnen. Die Ehe ist für alle Gesellschaftsklassen und Völker das Vorbild der Einigung und Einheit, denn sie ruht auf einem entschiedenen Gegensatze der Lebenssphären und ist doch ihre Harmonie. Diese Einigung und Einheit ist eine Versöhnung des Gegensatzes, durch die Alles ausgleichende Liebe und muß daher jeder Gatte im anderen die ihm nach der natürlichen Weltordnung zugewiesene Sphäre anerkennen. Würde der Mann oder das Weib seine Lebenssphäre oder die herrschende, übermächtige allein geltend mache wollen, so wäre dieses keine Versöhnung, sondern ihr Gegentheil — Tyrannei und Knechtung." — — Der Familienrath ist ein nothwendiges Glied im Leben der Familien. Durch ihn schließt sich die Familie an das Geschlecht, wie das Geschlecht sich an den Stamm anschließt. Das Grundgesetz jeder socialen Association ist die Solidarität. Einer haftet für Alle, Alle haften für Einen. Darin allein liegt die Wiedergeburt unseres Lebens; Deutschlands alte Gilden ruhten auf dem Familienverbande, ihre Glieder wurden als Hausgenossen betrachtet, ihre Gesellung hatte eine religiös sittliche Grundlage, ihre Genossen sahen sich als Brüder an und hielten gegenseitige Beihülfe wie Freundschaft für Pflicht ihrer Verbindung, ihr Ziel war eine Gesammtbürgschaft der socialen und sittlichen Interessen. — —

Es war einst die Aufgabe des Ritterthums, Religion, Frauen und Schutzbedürftige zu schirmen, zu heben, zu beglücken; das Ritterthum der Gegenwart, die höheren Gesellschaftsklassen haben dieselbe Aufgabe zu erfüllen, wenn auch in anderer Gestalt; der Weltgeist sucht die höheren Gesellschaftsklassen zu zerstören, die christliche Civilisation aber will, daß Jene die niederen Klassen zu sich emporheben, sie social selbstständig machen, sittlich veredlen, den milden versöhnenden Hauch der Kultur in ihr Dasein pflanzen, damit Alle sich als Kinder Gottes, als Menschen fühlen. Das ist das Endziel der Weltgeschichte. C. R.

Berliner Literaturbriefe.

XVI.

— Blumenlesen und Theodor Fontane's deutsches Dichter-Album; Mythoterpe, oder der Karren für gliederverrenkte Poesie; Allan Orville von A. Rutenberg; eine Reclamation in Bezug auf Otto Müllers Klosterhof. —

Blumenlesen und Gedichtsammlungen zu besprechen, Dichter-Albums und dergleichen Werke, an denen unser Bücherhandel nicht arm ist, zu kritisiren, liegt eigentlich nicht im Bereich dieser Briefe, denn meist enthalten solche Werke ja nur das Bekannteste von dem Bekannten und haben nur für die einen Werth, deren Kenntniß in und Interesse an der Literatur außerordentlich mäßig ist, abgesehen von dem Autor und dem Verleger, die mit dem Werk eben auf das leider nur mäßige Interesse Vieler speculiren. Es versteht sich, daß wir hier von denjenigen Gedichtsammlungen absehen, die zu einem bestimmten Lehrzweck zusammengestellt werden, auch an solchen ist kein Mangel, auch von dieser Art giebt es mehr schlechte als gute, und das ist sehr erklärlich, denn es ist nicht leicht, das für einen bestimmten Zweck passende auszusuchen in dem „embarras de richesse," in den uns die Fluth der deutschen gereimten und ungereimten Poesie versetzt. Noch viel schwerer aber ist es, eine poetische Blumenlese — wir haben eine gewisse Vorliebe für diese etwas altmodisch gewordene und ein wenig zopfig erscheinende Bezeichnung — zu veranstalten ohne einen bestimmten Zweck, lediglich für die große graue Masse, die in den Buchhändleranzeigen auf schönem weißen Maschinenpapier sehr höflich „gebildetes Publikum" titulirt wird. Der Dichter Theodor Fontane, der in neuester Zeit auch als Tourist in Schottland (seine interessanten Mittheilungen aus diesem interessanten Lande erschienen in der „Voss. Zeitung", der „Neuen Preuß. Zeitung" und der „Berliner Revue") sich Geltung verschafft hat, wagte vor einigen Jahren einen solchen Versuch und gab hierselbst ein „Deutsches Dichter-Album" heraus, dessen Erscheinen in vierter Auflage beweist, daß der Versuch geglückt ist. Theodor Fontane hat sich, um es etwas derb auszudrücken, sehr geschickt aus der Affaire gezogen; er hat nämlich nicht von dem Bekannten das Bekannteste gegeben, sondern hat seine Bekanntschaft mit den begabtesten der jüngern und lebenden Dichter benutzt, dem Publikum auch noch ungedruckte Poesie vorzuführen. Da er nun dabei mit Vorsicht, Auswahl und Geschmack verfuhr, so ist der Erfolg seiner Blumenlese erklärlich, er hat etwas Neues gebracht und sich damit nach zwei Seiten hin Anspruch

auf Dank erworben. Mit Vergnügen hat das Publikum in diesem Album neben den bekannten poetischen Matadoren auch die Namen von jüngern Dichtern, als: Bernhard von Lepel, Fritz Eggers, W. von Merckel und andern gefunden, von denen noch Gedichte bisher nicht gesammelt erschienen, wenn sie auch sonst dem Publikum durch besondere Werke schon länger bekannt sind. Meist gehören diese Dichter zu dem Berliner Verein, wie Theodor Fontane selbst. Es versteht sich von selbst, daß wir, bei aller Anerkennung des Gegebenen, doch manches Gedicht in dem Album nicht an der Stelle finden, und daß wir Gedichte vermissen, die demselben sicher mit zum höchsten Schmuck gereicht haben würden, aber das wird mehr oder minder, Jedem nach seinem individuellen Geschmack, bei jeder Gedichtsammlung der Fall sein, und gewiß wäre es unbillig, dem Herausgeber des „Deutschen Dichter-Albums" daraus einen Vorwurf zu machen.

Weit weniger sind wir mit einem Sammelwerk einverstanden, welches Herr Alexander Kaufmann nebst seiner Gattin, die sich hinter dem höchst geschmackvollen Pseudonymen Amara George verbirgt, und deren ehemaligem Erzieher, dem durch die Kaspar Hauser'sche Angelegenheit bekannt gewordenen Professor George Friedrich Daumer, jüngst bei Brockhaus in Leipzig hat an's Licht treten lassen. Mythoterpe. Ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch; lautet der Titel dieses Sammelwerks, welches eine recht fleißige ethnographische Zusammenstellung der Erzeugnisse des dichtenden, poetisch schaffenden Volksgeistes der verschiedenen Nationen enthält. Es versteht sich von selbst, daß da sich viel Schönes zusammengefunden hat, wir sind der Herausgeberin und den beiden Herausgebern auch recht dankbar dafür, wir gestehen aber, daß wir keine Ahnung haben, aus welchem Grunde sie alle diese Sagen, Mythen und Legenden in, nicht immer gelungene, Verse gebracht haben. Dadurch haben viele Stücke ganz entschieden verloren, und das konnte doch unmöglich die Absicht des herausgebenden Dreiblatts sein? Freilich sind einige Gedichte des Herrn Alexander Kaufmann wirklich schön, aber er bedurfte diesen seltsamlichen Karren der Mythoterpe nicht, um sie dem Publikum vorzuführen; auch die zwar schwächeren, aber meist ansprechenden, weil glücklich herausgekommenen, wenn man uns dieses Wort gestatten will, Gedichte der Madame Amara George hätten der Mythoterpe nicht bedurft. Wir wollen annehmen, daß das Kaufmann'sche Ehepaar sich des Karrens der Mythoterpe aus purer Pietät gegen Herrn Georg Friedrich Daumer bedient hat, um dessen gliederverrenkte Poesie mit durchzuschleppen. Es ist doch wirklich schrecklich, daß der ehemalige Erzieher Kaspar Hauser's das Versemachen durchaus nicht lassen kann, daß er noch immer der Poesie und der Sprache auf die schnödeste Weise Gewalt anthun darf! Herr Alexander Kaufmann, der ein wirklicher Dichter ist, hat ein doppeltes Unrecht begangen dadurch, daß er Daumer behülflich gewesen, solche schwere poetische Sünden in das Publikum zu bringen. Hätte Herr Alexander Kaufmann seine ethnographische Sammlung von Mythen, Sagen und Legenden in schlichter Prosa allein herausgegeben, dann aber seine eigenen und der Madame Amara George dichterische Bearbeitungen auch allein, er hätte sicherlich der Literatur einen besseren Dienst geleistet und dem Publikum einen größeren Genuß bereitet.

Zu den schriftstellernden Damen, die vorzugsweise im Gebiet des Romans und der Novelle thätig sind, wir gedachten in unserm vorletzten Briefe (Nr. XIV. im vierten Hefte dieses Vierteljahrs) mehrerer, gesellt sich seit einiger Zeit

auch Agathe Rutenberg, ersichtlich ein sehr, aber wirklich sehr junges Talent, dessen erster Versuch „Rosa" betitelt uns zwar nicht zu Gesicht gekommen ist, auf das wir aber durch die Anzeigen dieses ersten Versuchs aufmerksam wurden. Daß diese Anzeigen aus befreundeter Feder, vielleicht von dem Herrn Lehrer einer talentvollen Schülerin herrührten, war uns auf den ersten Blick klar. Wir lassen uns bei dem ersten Auftreten eines jungen Talentes, namentlich wenn dasselbe generis feminini ist, viel gefallen, nehmen einige Ueberschwänglichkeit mit in den Kauf und denken höchstens: das junge Talent ist wahrscheinlich sehr hübsch; lange Erfahrung hat uns schon so ziemlich gelehrt, was von den Prophezeihungen einer glänzenden literarischen Zukunft zu halten. Es ist schon manchem braven Manne bei seinem ersten Gedichte enthusiastisch zugerufen worden: fave, Phoebe! novus tua templa intrat sacerdos! und der brave Mann ist hinterdrein doch kein Dichter geworden, sondern Geheimer Commerzienrath etwa, ist auch gar nicht in des fernhintreffenden Apollon Tempel getreten, sondern auf die Börse gegangen, wie's einem klugen Sohne der Zeit geziemt — und hat endlich, Alles reichlich erwogen! daran sehr wohl gethan. Bis jetzt aber haben wir geglaubt, daß doch ein Fünkchen Feuer wenigstens da sein müßte, wo eine so gewaltige Dampfwolke aufschlüge; Agathe Rutenberg aber hat uns durch ihren neuesten Roman belehrt, daß wir in diesem Punkt im Irrthum waren, wir haben hinter all dem Qualm, den ihre Freunde über ihr Talent gemacht haben, auch kein Fünkchen Feuer gefunden. Allan Orville, ein Roman in drei Bänden, in Leipzig bei Hübner erschienen, enthält nichts Wahres, nichts Wirkliches, nichts Erlebtes, nichts was tief gefühlt und innerlich durchgearbeitet, sondern lediglich die völlig irrigen und höchst confusen Anschauungen von Welt und Leben, die sich mit Hülfe von ungeregelter Lectüre und allzu nachsichtiger Lehrer in dem Kopfe eines geistig begabten und phantasievollen jungen Mädchens zu bilden pflegen. Für Jeden, der die vornehme Welt wirklich kennt, muß die Art, wie sie in diesem Roman geschildert wird, im höchsten Grade lächerlich sein und der Held, dieser bildschöne, oder besser puppenhaft schöne Engländer, natürlich mit dem riesenhaftesten Reichthum, ohne welchen ein modernes Mädchenideal gar nicht gedacht werden kann, dieser bezaubernd liebenswürdige Weiberhasser — oh! der kann ja nirgend anderswo auf der Welt existiren, als in dem Köpfchen einer jungen Dame, die vor Begierde brennt, diesen Weiberhasser zu bekehren und zu ihren Füßen zu sehen! Zu bewundern ist an diesem sogenannten Romane nichts weiter als die Keckheit, mit welcher er hingeschrieben ist, und zwar in einem Styl, der sofort unausstehlich geziert wird, sobald er den allergewöhnlichsten Gesprächston aufgiebt. Es ist zu beklagen, daß die ohne Zweifel noch höchst jugendliche Verfasserin auch nicht einen wahren Freund hatte, der sie von der Veröffentlichung so ganz unreifer Productionen zurückhielt. Entwickelt sich wirklich später aus ihr ein poetisches Talent — wir sehen zwar nirgends einen Ansatz dazu, aber man kann sich irren — so werden ihr diese Jugendsünden sehr unangenehm sein.

Wir schließen unsern Brief mit einer Reclamation, die aus Holstein gegen einen unserer frühere Literaturbriefe eingelaufen ist. Dieselbe lautet:

„Im zweiten Heft der „Berliner Revue" von diesem Quartal befindet sich im „13. Berliner Literaturbrief" eine Beurtheilung des Romans von Otto Müller „Der Klosterhof". In demselben heißt es u. A.: „— — Wir finden — — eine Armuth an Erfindung — — wie sie uns so stark in keinem der früheren Romane Müller's entgegengetreten ist. — — Dazu kommt noch eine gewisse

Verschwommenheit in den Lokaltinten, die vielleicht nur scheinbar ist und sich zu einem Vorzug gestalten könnte, wenn uns der Ort der Handlung geradeheraus bezeichnet würde. Die Zurückhaltung, die der Dichter in diesem Punkt gezeigt hat, ist uns völlig unerklärlich.“ Aus diesen Worten, so wie aus der ganzen Beurtheilung geht hervor, daß der Rezensent die näheren Umstände dieses Romans nicht kennt. Als Schauplatz desselben ist Bremen wohl leicht zu erkennen, wenn man dort gewesen ist, auch existirt dort noch ein Haus, das der Klosterhof heißt. In Bremen erkennt man aber auch die handelnden Personen sehr gut, in der Familie Franke, die Familie Fr . . ., und man ist dort allgemein empört über diese Veröffentlichung von Familien-Verhältnissen Nochlebender. Hat Otto Müller also erzählt, was wirklich geschah, so möchte er von dem Vorwurf „der Armuth an Erfindung“ wohl freizusprechen sein, doch wird ihm dagegen ein anderer gemacht, der in moralischer Hinsicht schwerer wiegt.

Man sagt nämlich, Müller sei mit jener Familie verwandt, glaube sich hinsichtlich des Vermögens beeinträchtigt und habe sich durch diesen Roman an der Familie rächen wollen. Ist es aber namentlich seine Absicht gewesen, den „Cyprian Franke“ als „Pietisten und Mucker“ lächerlich zu machen, so ist ihm das durchaus mißlungen, denn nach Allem was der Mann thut und wie er es thut, möchte man ausrufen: „Gehet hin und thut desgleichen.“

In Bezug auf diese Reclamation erklären wir zunächst, daß wir allerdings leider nie in Bremen gewesen sind, daß wir also natürlicherweise Bremen nicht zu erkennen vermochten; dennoch halten wir den Vorwurf der „Verschwommenheit“ gegen den Verfasser aufrecht, denn in dem Bilde einer so bekannten Stadt dürfen, unseres Erachtens, allgemein bekannte Züge, die auch denen nicht fremd sind, welche sie nie besuchten, nicht fehlen. In der Abwesenheit derselben liegt eben das, was wir verschwommen nennen. Die Phantasie will Namen haben für solche Bilder, und sie hat ein Recht darauf. Den Grund, den die Reclamation für die Abwesenheit der Namen angiebt, lassen wir gar nicht gelten; Otto Müller soll den Roman geschrieben haben, um sich an einer verwandten Familie zu rächen, mit der er über „mein und dein“ zerfallen, der „Klosterhof“ soll also ein Seitenstück zu Lady Bulwer's „Chevely oder der Mann von Ehre“ sein? Wir glauben's nicht, ein wüthendes Weib kann einen Roman aus Rache schreiben, aber ein Dichter thut's nicht, kann's gar nicht. Freilich schildert der Romandichter das, was ihm Zeit und Leben entgegenbringen, oder was er ihnen mühsam abgerungen, darum giebt es zwischen seinen Erlebnissen und den Vorgängen in seinen Romanen bald hier, bald dort schillernde Aehnlichkeiten. Solche schillernde Aehnlichkeiten, die indessen ganz unglaublich trügerisch sind und diejenigen, die ihnen vertrauen, unter hundert Fällen neunundneunzigmal auf die falsche Fährte locken, mögen sich denn auch in Otto Müller's „Klosterhof“ finden. Bremen wird seinen Klatsch haben wie jede andere Stadt, man hat Aehnlichkeiten zwischen Figuren des Romans und Figuren, die in Bremen leibhaftig auf der Straße herumgehen, gefunden, man hat geklatscht und gedeutet und endlich gefunden, daß der „Klosterhof“ lediglich aus Rache für einen verlorenen Proceß geschrieben ist. Das ist aber offenbarer Klatsch, und wären die in dem Roman vorkommenden Aehnlichkeiten noch dreimal so stark, als sie laut Versicherung der Reclamation sind! Das ist unsere feste Ueberzeugung, wir haben's zu oft erlebt,

wie keck übler Wille und Klatscherei dem Dichter Motive unterschieben, an die seine Seele nicht gedacht, und wie man Aehnlichkeiten auffindet oft gerade da, wo der Dichter ganz bewußt auf den Contrast gearbeitet hat. Andererseits sprechen wir, trotz der Reclamation, den Roman nicht frei von dem Vorwurf der Armuth in der Erfindung. Hat er wirklich nur eine armselige Wirklichkeit abgeschrieben, nun so ist das eben unser Vorwurf, warum hat er sich keine reichere gefunden, erfunden? Oder, wenn es denn eben diese sein sollte, warum hat er sie nicht reich geschmückt mit den Blüthen seines Geistes? Schließlich also, wir können den Vorwurf, den die Reclamation dem Dichter des „Klosterhofs" macht, nicht gelten lassen, beharren aber andererseits fest bei den Ausstellungen, die wir an diesem Roman in unserem XIII. Literaturbriefe gemacht haben.

Englands amerikanische Provinzen.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika spricht man von dem brittischen Besitzungen auf demselben Continente gewöhnlich unter den Namen der Provinzen, und zwar wie schon dieser Name im amerikanischen Munde andeutet, mit nicht eben großer Achtung. Oder besser man spricht überhaupt nicht viel von ihnen. Als Dependentien einer europäischen Monarchie kann der populäre Radicalismus nicht umhin sie zu bedauern; die Verschiedenheit des politischen Interesses und der Tradition hat überdies keine besonders herzliche Verbindung zwischen den Staaten und den Provinzen aufkommen lassen. Selbst der Handel, der doch in Amerika Jedermann mit Jedermann verbindet, ist in beiden Ländergruppen seinen verschiedenen Weg gegangen, ursprünglich weil er der verschiedenen Zollgesetzgebung wegen nicht anders konnte und selbst gegenwärtig nach Abschluß eines Handelsvertrages, weil er die einmal gebrochenen Bahnen unter übrigens ungünstigen Umständen nicht leicht verlassen will. Mit den ungünstigen Umständen meinen wir vor Allem den Mangel an gesellschaftlichem Verkehr zwischen den beiden Ländern. Die gegenseitige Abneigung hat Heirathen aus dem einen in das andere Gebiet überaus selten gemacht, und die einzigen Uebersiedelungen, welche zwischen beiden Gemeinwesen stattgefunden haben, sind wohl diejenigen der flüchtigen Sclaven gewesen. Die brittischen Colonisten haben die Geringschätzung der Amerikaner reichlich zurückgezahlt. Daß es bei ihnen keine Sclaven giebt, ist der ständige und mit eben nicht allzu großer Rücksichtsnahme auf ihre Nachbarn geltend gemachte Ruf der amerikanischen Engländer; daß in Canada die sogenannte öffentliche Meinung der Populace nicht in jedem Augenblick Gesetzgeber und Richter außer Funktion setzt und mit blutiger Unbesonnenheit selber vertritt — die Ungeheuerlichkeiten des Lynch-Verfahrens, welche wir hier schon so abscheulich finden, müssen denjenigen um so mehr so erscheinen, welche sie in größerer Nähe sehen und sich immer von solchen Scheußlichkeiten frei gehalten haben. Und dieses Selbstbewußt-

sein der brittischen Amerikaner ist um so merkwürdiger und um so werthvoller, als sie mit ihrer eigenen Lage keineswegs völlig zufrieden sind. Ein schleichendes Mißbehagen jener gefährlichsten Art, welche auf Meinung und Wünschen, nicht auf Bedürfniß und Gegenwart beruht, hat sich seit längerer Zeit in Canada kundgegeben. Blickt man auf das reiche und ausgedehnte Land, welches England noch in Nord-Amerika besitzt, seine wohlhabenden Bauern, seine geschäftigen Städte, seinen regen Handel, seine ruhige Pflege väterlicher Religion, seine für Engländer ungewöhnlich lebhafte Neigung zur Förderung des Unterrichts, seine geringen Steuern, die es nur für seine eigne Verwaltung aufzubringen hat — blickt man auf alles das, so möchte man versucht sein zu fragen, wo auf Erden sich die Zufriedenheit finden solle wenn nicht hier. Aber der politische Stolz ihres Nachbarlandes hat ein geheimes Mißvergnügen darüber in ihnen aufkommen lassen, daß sie der Theilnahme an solcher Macht und Größe entbehren. Engländer können sie sich nicht nennen, weil sie in der That eine von England völlig gesonderte Verwaltung haben und bis auf die neuste Zeit kaum ein oder der andere Mann aus ihrer Mitte im englischen Staatswesen zu Ansehen gelangt ist. Den Namen Amerikaner können sie sich ferner nicht beilegen, weil diese Bezeichnung schon von den Bewohnern der vereinigten Staaten für sich in Anspruch genommen und denselben in der That von der Welt zugestanden worden ist. Was sind die Canadier also? Colonisten. Aber das heißt ja fast sagen, daß sie Nichts sind, ein untergeordnetes Volk, ohne Namen, Flagge und ohne Auszeichnung.

In einer Rede, welche der Herr Joseph Howe in der Volksvertretung von Neu-Schottland gehalten hat (die in London publicirt worden ist) wird man eine ziemlich umfassende Zusammenstellung der Dinge finden, welche die zunehmende Verstimmung der Colonisten veranlaßt haben. Mr. Howe beginnt mit einer Aufführung des schweren Geschützes der Statistik. „Zwei und eine halbe Million Menschen“ sagt er, „beträgt jetzt die Einwohnerzahl der brittischen amerikanischen Provinzen, und was $2\frac{1}{2}$ Million vermögen, das kann man daran sehen, was sie im alten Schottland vermocht haben!“ Schade, daß wir dem nachfolgenden Pochen Mr. Howe's auf die politische Reife seiner Mitbürger nicht zustimmen können, nachdem er geglaubt hat, vermittelst der doch fast ausschließlich für ökonomische Zwecke arrangirten Verfassung der Colonie $2\frac{1}{2}$ Million Menschenseelen ebenso verwerthen zu können, als im alten Schottland, wo Macht, Kühnheit, Genie, Frömmigkeit, Würde des Geschlechtes, denkender Geist, Nationalunterschiede und dgl. m. jetzt veraltete Agentien in Thätigkeit waren. Wir können deshalb Mr. Howe's Ansprüche auf Selbstständigkeit der Colonie auch nicht billigen, wenn er sie weiterhin mit dem Grunde belegt, daß viele unabhängige Staaten Europas nicht halb so bevölkert wären. Die Reste mittelalterlicher Zustände, welche wir wenigstens noch nicht ganz verloren

haben, sind eben mit aller Gleichberechtigung und Freiheit der Canadischen Bürger nicht zu erschaffen. Weiter giebt Mr. Howe die jährliche Ausfuhr der Provinzen auf 8½ Million Pfund an, wozu noch eine Million für Schiffe kommt, welche in Canada für englische und amerikanische Kaufleute gebaut werden. 1791, sechszehn Jahre nachdem die vereinigten Staaten von Nordamerika ihre Unabhängigkeit erklärt hatten, führten sie nur für die Hälfte dieser Beträge aus. Die jährlichen Einkünfte der Provinzen belaufen sich nach einem niedrigen Tarife auf 1¼ Million Pfd., was 300,000 Pfd. mehr ist, als die dreizehn vereinigten Staaten im Jahre 1776 aufbrachten, wo sie der ganzen Macht Englands entgegentraten. Was die reißende Zunahme der Bevölkerung in Nordamerika betrifft, so stehen die Provinzen auch darin nicht zurück. Das eigentliche Canada hat sich in den letzten zehn Jahren um 68 pCt. seiner Einwohnerzahl vermehrt; Neu-Braunschweig ist in demselben Maßstabe vorgeschritten; Neu-Schottland hat sich in funfzig Jahren verfünffacht. Danach zu schließen, wird Brittisch-Amerika zu Ende dieses Jahrhunderts mindestens 10 Millionen Menschen enthalten.

Auf diese Thatsachen gestützt, beansprucht Mr. Howe, die Provinzen an der großen Politik der Welt theilnehmen zu sehen, von der sie in ihren jetzigen Verhältnissen ausgeschlossen sind. Macht England Krieg oder Frieden, so hat sein Parlament mitzureden, aber die Canadier frägt Niemand, ob auch der betreffende Krieg oder Frieden sie näher angehen möge, als das Mutterland. Dieses Gefühl wird besonders durch die politische Machtentfaltung der Vereinigten Staaten gefördert; eine den angelsächsischen Kreisen besonders eigenthümliche Neigung, persönliche Ehre zu haben, kommt dazu. Besucht ein angesehener Canadier England, so wird er in der That wie ein Provinziale behandelt, der in seinem Dorfe von Gewicht sein mag, aber in der Hauptstadt nicht in Betracht kommen kann. Ein reicher Amerikaner dagegen, der nach London geht, marschirt schnurstracks zu seinem Gesandten, der ihn mit Aufmerksamkeiten überhäuft, ihn mit der vornehmsten Gesellschaft bekannt macht, seinen Namen vierzehn Tage lang in allen Saisonberichten figuriren läßt und ihn schließlich Ihrer Majestät der Königin von England als seinen (wie ebenfalls in den Zeitungen zu lesen ist) höchst ausgezeichneten Mitbürger so und so vorstellt. Der britische Colonist sieht diesen Glanz seines nächsten Thürnachbars in neidvoller Dunkelheit mit an. Wäre er selbst von vorn herein nicht eitel, thatsächlichere und empfindlichere Uebelstände würden ihn dennoch zur Wahrnehmung dieser kleineren Verletzungen veranlassen. Dem Gebrauche gemäß kann kein Colonist in den Staatsdienst treten. Nicht zwar theoretisch, wohl aber praktisch sind dem Colonisten Armee und Flotte verschlossen, wenn er nicht als Gemeiner darin eintreten will. Das politische Bedürfniß des Mutterlandes absorbirt alle Stellen, die es zu vergeben hat; wer im Mutterlande keine Connexionen besitzt, im Mutterlande einem Parlaments-

mitgliede eine oder mehrere Stimmen geben kann, im Mutterlande mit keinem Lord, keinem Mitgliede der Gentry oder der hohen Geistlichkeit, keinem hohen Staatsbeamten, keinem hohen Officier, keinem ausgezeichneten Politiker, keinem einflußreichen Geldreichen bekannt ist, oder deren Bereitwilligkeit durch substantielle Gegendienste zu erwerben vermag, wird in England selbst den Posten eines Steueraufsehers vergeblich zu erhalten trachten. Wie sollte ein Colonist diese Bekanntschaft haben, wie sollte er ihre Bemühung vergelten, wenn er sie hat. Abgesehen von ein Paar Seejunkerstellen in der Marine, die man gegenwärtig für Colonistenkinder der seefahrenden Provinzen vorbehalten hat, ist ein englischer Colonist von jedem Staatsdienste in seinem Mutterlande so gut wie ausgeschlossen. Selbst im Colonialamte zu London, wo 40 verschiedene Provinzen, weit entlegen von einander und von der Heimath, verwaltet werden, findet sich kein einziger Abkömmling der Colonien unter den Angestellten. „Ist es nicht," fragt Mr. Howe, „als ob persönliche und Ortskenntniß der Colonien als eine Disqualification zur Anstellung im Colonialamte betrachtet würde? Ich beneide unsere Nachbarn in den Vereinigten Staaten nicht um ihr Land," fährt er fort, „noch um ihr Klima, noch um ihre Institution. Warum ich sie beneide, ist das Ehrenfeld rühmlicher Auszeichnung, rühmlichen Wetteifers, welches dem ärmsten Manne den Gewinn der höchsten nationalen Würden eröffnet. Hier findet der Unterschied zwischen dem britischen und dem amerikanischen Amerika seinen bezeichnendsten Ausdruck. Die Söhne der Rebellen sind vollberechtigte Männer, die Söhne der Loyalen sind es nicht. Von eben so trefflichem Erze wie jene, gelten wir unter der currenten Münze der Welt nichts, jene das Meiste. Es ist noch nicht lange her, da speiste ich zu Washington mit dem berühmten John Quincy Adams. Um seinen gastlichen Tisch saßen an zwanzig Herren von der höchsten Auszeichnung in den politischen Kreisen der Union. Zwei oder drei davon waren in gelehrten Kenntnissen, in Diplomatie und der Feinheit des gesellschaftlichen Verkehrs von Jugend auf erzogen und gebildet worden. Denen sah man natürlich die Vorzüge an, deren sie theilhaftig geworden waren, und Männer wie sie besitzen wir in der That in der Colonie nicht. Die übrigen aber waren Männer, wie ich sie in der gesetzgebenden Versammlung der britischen Provinzen von Nord-Amerika alle Tage gefunden habe. Der einzige Unterschied ist, daß Jene zu Namen und Ehren gelangen, und wir in unserm Krähwinkel sowohl ohne Macht als ohne Ruhm verbleiben. Jene Männer waren oder sind Senatoren in einer der ersten legislatorischen Versammlung der Welt, sie waren oder sind Gesandte, Staatssecretaire, Gouverneure, Generale, Befehlshaber von Flotten und Heerestheilen. Mein Herz sank, als ich unsere Lage mit der ihrigen verglich. Haben wir jemals einen Gouverneur einer Colonie, oder haben wir gar einmal einen Staatssecretair für England geliefert? Haben wir nur

jemals einen Vertreter in das englische Parlament entsendet? Wie lange sollen wir noch in dem Zustande der Schutzgenossenschaft, in diesem Verhältnisse eines Zöglings verbleiben? Wahrhaftig nicht lange. Schaffen die britischen Staatsmänner keine Abhülfe, so denken wir die Sache bald in unsere eigene Hand zu nehmen. Wir weichen Niemandem in Hochachtung vor der Flagge unserer Väter, aber wir wollen unter keiner Flagge leben, welche uns andern Racen gegenüber das Brandmal der Inferiorität auf die Stirne drückt."

Was wollen aber die Provinzen thun? Der aufrichtige Ekel, welchen sie vor dem Eintritt in eine sclavenhaltende Gemeinschaft haben, würde ihnen den Gedanken einer Vereinigung mit den uniirten Staaten von Nord-Amerika widerwärtig machen, wenn nicht schon die Besorgniß, auf diese Weise zu einem feindlichen Verhältniß gegen das Mutterland zu gelangen, derartige Ideen von den Erwägungen der Colonisten glücklicher Weise ausschlösse. Eine Conföderation der Provinzen zu einer unabhängigen Nation ist dagegen häufig besprochen und auch in dortigen Zeitungen häufig debattirt worden. Ohne den Schutz Nord-Amerika's sich von England loszureißen, würde aber erst recht nicht angehen oder würde mindestens einen um so blutigeren Kampf erfordern.

Ueberdies würden bei der großen Ausdehnung der Provinzen erst Eisenbahnen nöthig sein, um sie unter gegenwärtigen Zeitläuften zu einer gemeinsamen erfolgreichen Action zu vereinigen. Mr. Howe, der diese verschiedenen Eventualitäten unbedenklich erwägt, gelangt darauf zu einem Auswege, von dem er die Lösung aller Schwierigkeiten erwartet, nämlich: die staatliche Verbindung der Provinzen mit Großbrittanien. Der Begriff Colonie soll ganz aufhören. Nach dem Beispiele Californiens, welches doch auch nur eine weit entlegene Colonie der Vereinigten Staaten ist und dennoch als selbstständiger Mitstaat sofort zur Union zugelassen wurde, nach diesem Beispiele wollen die englischen Colonien Vertreter in das Großbrittanische Parlament schicken, wollen keinen mit besonderer Machtbefugniß ausgestatteten Gouverneur dulden, wollen die gesammte Gesetzgebung Englands acceptiren und nur, wie ja auch Irland und Schottland noch Sondergesetze haben, vom gemeinsamen Parlamente die für sie nöthigen einzelnen Bestimmungen empfangen. Es ist fast ergötzlich, wie unbefangen wenig Vorstellungen man in den Bevölkerungen der englischen Colonien von den eigentlichen Grundlagen haben muß, auf denen das englische Parlament beruht, um derartige Projecte zu discutiren. Denn selbst in Australien hat man sich mit solchen Plänen getragen, die man ja nicht blos eine wahre Reform, sondern eine wahre Revolution nennen müßte. Es kann kein Zweifel vorhanden sein, daß anständige und gemäßigte Leute, welche gegenwärtig in den gesetzgebenden Versammlungen der Colonien als Conservative sitzen, dem Londoner Parlament und der Verfassung des Mutterlandes gegenüber mehr oder weniger radikale Gesinnungen

hegen würden. So lange England mit seinen gegenwärtigen Zuständen nicht völlig tabula rasa macht, können diejenigen seiner Söhne, welche in einer lediglich nach Geldunterschieden gegliederten Gesellschaft leben und denken, nicht in Westminster mittagen. Im Uebrigen, so verbunden die Welt durch Dampf- und Handelsinteressen gegenwärtig sein mag, wird sich doch kein Vernünftiger zu der Annahme entschließen können, die Machtvertheilung in Europa, in Egypten oder am Ganges afficire die Leute in Quebeck und Montreal eben so fühlbar, als diejenigen in London und Manchester. Die Colonisten im englischen Parlamente würden also in Hinsicht auf die nächsten großen Interessen des Mutterlandes kein Interesse haben, und ihre interesselosen Stimmen würden andern Interessenten zu Gebote stehen — sei es dem Ministerium, sei es der Opposition — welche die Macht hätten, diese guten Dienste durch Förderung von Localinteressen der Colonien zu belohnen. Das kann man von der öffentlichen Meinung Englands sagen, daß sie von vorn herein jede Vermehrung der Parlamentsmitglieder als einen Zuwachs einer schon ohnedies kaum erträglichen Masse von Reden und Redensarten betrachten würde. Ob es gelingen wird bei dem Verfalle des parlamentarischen Systems Würden und Staatsämter Jedermann und somit auch den Colonisten zugänglich zu machen, möchten wir bezweifeln. Die Klassen, welche ihrem Stande nach an der Mitführerschaft des Staates betheiligt waren, es aber gegenwärtig bei der Schwächung innerer Gesinnung und äußerer Stellung zu sein aufhören, werden der Natur der Sache nach mit der Begabung von Würden und Remunerationen zunächst abgefunden werden. Was wir aus persönlicher Erfahrung in den competentesten englischen Kreisen hinzufügen können, ist, daß man den Abfall der brittischen Colonien von Nordamerika in einer in der That nicht allzuweiten Ferne vorauszusehen glaubt. Die englische Presse allerdings ist allzu beflissen, sich die Gunst des großen Publikums zu erhalten, um dergleichen Unannehmlichkeiten zu besprechen, ehe sie zu unmittelbar brennenden Fragen gediehen sind.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

Anfang September.

— Die Hitze läßt nach; Befinden Sr. Majestät des Königs; allgemeine Stille; eine Stadtverordnetenwahl. —

Mit dem September ist wenigstens einige Kühlung über die fieberhaft erhitzten, versengten Menschen, Thiere, Bäume und Pflanzen gekommen, Alles athmet auf, aber der frischen Luft wirklich zu genießen, wagt man noch kaum, aus Furcht, daß noch Tage mit 27 Grad Réaumur im Schatten wiederkehren

könnten; ängstlich tröstet man sich damit, daß im September der Herbst anfange, aber die abnormen Witterungsverhältnisse überhaupt lassen diesen Trost sehr problematisch erscheinen. Langsam schreitet die Besserung im Befinden des Königs vor, aber man wagt sich kaum noch darüber zu freuen, und die Abreise der meisten Prinzen und Prinzessinnen des hohen Königlichen Hauses in verschiedene Bäder hat den Meisten mehr Hoffnung auf ein wirkliches Fortschreiten der Genesung gegeben, als die ärztlichen Bülletins. Mit den Prinzen und den Prinzessinnen haben die Minister, die hohen Beamten u. s. w. jetzt erst ihre Bade- und Erholungsreisen angetreten; die Hauptstadt wird jetzt erst, wo sie sich wieder zu beleben begann, recht still. Es ist eben in diesem Jahre Alles anders, wie in früheren.

Die Universität hält Ferien, die königliche Bibliothek klopft den Staub aus den Büchern, die schüchternen Anfänge, in denen sich die königlichen Theater wieder zu regen beginnen, verlaufen ziemlich unbemerkt und die Vice-Redacteure der großen Blätter freuen sich, daß sie ihre Spalten mit den endlosen Erlassen der verschiedenen revolutionären Regierungen in Italien füllen können. Denn die Haupt-Redacteure ruhen fast alle in ländlicher Stille oder auf Reisen von den Strapatzen des heißen Sommerfeldzuges aus, denn auch die Zeitungen haben ihre Magenta's und Solferino's gehabt, allen ist, wörtlich übersetzt, eine Villafranca zu gönnen. Diese Zeit der Ruhe hat denn in letzter Zeit die Demokratie benutzt, um durch einen überlegten Ueberfall den Conservativen eine tüchtige Schlappe beizubringen; es mußte nämlich an Stelle des Oberhofbuchdruckers Decker ein neuer Stadtverordneter gewählt werden, da haben denn nun die Demokraten ihren Candidaten, den Buchhändler Dr. Veit, übrigens einen sehr achtbaren Mann mosaischen Bekenntnisses, durchgesetzt. Den conservativen Wählern war es natürlich viel zu heiß und unbequem gewesen, sich nach dem deutschen Thurm auf dem sonnigen Gensd'armenmarkt zu begeben. Bei der jetzigen Stille feiern die Demokraten diesen Wahlsieg als einen Hauptschlag gegen die Reaction, und die demokratische Volkszeitung droht bereits damit, daß nach diesem Anfang all die Zöpfe im Stadtregiment und der Stadtvertretung abgeschnitten werden würden. Der arme Magistrat und die arme Stadtverordnetenversammlung, die sich seit dem Beginn der neuen Aera so unendliche Mühe gegeben haben, liberal zu erscheinen, die bereits die Chimborassohöhen des Liberalismus erstiegen zu haben wähnten, sie müssen sich nun noch mit Zöpfeabschneiden drohen lassen! Solche Verkennung muß edle, strebsame Stadtraths- und Stadtverordnetengemüther doch tief schmerzlich berühren!

Aus Paris.

Ende August.

Memoirenliteratur; neue Memoiren; neue Bücher aller Art; Emil Souvestre.

Während das politische Paris freiwillig oder gezwungen feiert, ist das literarische fleißig genug; überall sieht und hört man von neuen Werken, oder wenigstens von neuen Auflagen älterer Werke, die zum Theil schon erschienen sind, zum Theil erst noch erscheinen sollen. Voran natürlich Memoiren-Werke, ein Artikel, an dem es auch der französischen Bücherwelt nie fehlen darf, weil die Nachfrage stets stark ist. Die meisten Franzosen kennen die

Geschichte ihres Vaterlandes überhaupt nur aus Memoiren, sie bieten eine persönlich gefärbte Darstellung der Begebenheit, die Historie ist ihnen ungeschmackhaft ohne den Assafötidazusatz von Verleumdung, ohne die Verlängerungsbrühe von kleinem Klatsch. Vielleicht thun sie gar nicht so übel daran, wie wir in unserer deutschen Gewissenhaftigkeit meinen, es ist ein ganz eigenes Ding mit der historischen Wahrheit und Unparteilichkeit, und wir sollten uns wenigstens nicht gar zu sehr aufs hohe Pferd setzen. Bei der starken Nachfrage nach Memoiren ist's nun nicht eben verwunderlich, daß es eine ganz unglaubliche Menge von ganz falschen, oder mehr oder minder gefälschten Memoire-Werken giebt; ich kenne deren, die so geschickt nachgemacht sind, daß nahe Freunde und Verwandte der angeblichen Verfasser oft ganz außer sich waren und mir gestanden, daß sie kein Mittel hätten, die Unächtheit zu beweisen. Auch scheinen die Memoiren nicht eben zu verlieren, wenn die Unächtheit zugestanden wird. So z. B. sind neulich die Memoiren des Grafen Bonneval in einer neuen Auflage erschienen, jenes bekannten französischen Renegaten, der als Achmet-Pascha von Caramanien und Chef der Lombardiere 1730 in Constantinopel starb; sie finden den besten Absatz, obgleich es allbekannt ist, daß die Memoiren unächt sind. Der Verfasser derselben ist bekanntlich der Marquis d'Argies, der in seiner Jugend, mit einem holländischen Buchhändler gemeinschaftlich, eine sehr glückliche Speculation damit machte. Er war damals noch nicht Königl. Preuß. Kammerherr, Berliner Akademiker und Stichblatt der stacheligen Witze des großen Friedrich. Von den neuen Memoiren, die wir zu erwarten haben, nenne ich Ihnen zunächst die der schönen Julia Recamier, der Freundin Chateaubriands, welcher Prinz August von Preußen einst seine Hand angetragen haben soll, was ich noch immer bezweifle. Sind das ächte Memoiren, so haben wir gewiß sehr viel Interessantes zu erwarten, sind sie nicht ächt, so werden sie vielleicht noch interessanter sein. Bekanntlich hat der alte Schlosser in Heidelberg behauptet, die Recamier sei eben so einfältig als schön gewesen, und hat somit frevelnde Hand an ein Götzenbild gelegt, das hier noch viel Anbeter zählt. Ferner steht zu erwarten an Werken der Art: Sophie Arnould d'après son correspondance et ces Mémoires inédits. Das wird ein ernsthaftes, gewissenhaftes und bedeutendes Werk, dafür bürgt uns der Name der Herausgeber, der Gebrüder Edmond und Jules de Goncourt, denen wir die bekannten trefflichen Werke über die französische Gesellschaft während der Revolution und unter dem Directorium, so wie in jüngster Zeit eine Geschichte der Königin Marie Antoinette verdanken, welche vor einiger Zeit in der „Berliner Revue“ eine verdiente Anerkennung fand. Ueber die schöne, unglückliche Königin ist übrigens so eben ein neues Buch erschienen: Marie Antoinette et la revolution von dem Grafen Horace de Vieilcastel, es wird gerühmt, ich habe aber noch nicht Muße gefunden, es zu lesen. Der alte dicke Jules Jauin, er ist sehr alt und sehr fett geworden, hat uns mit einer neuen Ausgabe seiner alten Novelle le chemin de traverse beschenkt; ich habe darin geblättert und mich gewundert, wie man aus dem Dinge jemals hat etwas machen können, aber ich erinnerte mich, daß ich selbst diese geschraubte Fadaise einst ausgezeichnet fand. Von Blaze, der seinem bürgerlichen Namen ein adeliges de Bury angehängt hat, fand ich Intermèdes et poëmes angezeigt, bin aber fest entschlossen, sie nicht zu lesen. Neuigkeiten sind weiter von F. Soulié: les quatres époques; von Leo Goslaz: le dragon rouge,

von Mery: Monsieur Auguste, von Alphonse Karr: Raoul. Da ist gewiß viel hübsches darunter, aber alle diese Dichter kommen doch nicht wieder und nicht von fern ein Mal an den verewigten Emile Souvestre; in ihm ist der beste Erzähler Frankreichs, der beste Sitten-Maler begraben. Ich freue mich, daß Souvestre in Deutschland, namentlich auch durch Huber, der ein Urtheil gerade in diesem Punkte hat, immer mehr Anerkennung findet, in Frankreich ist man ungerecht kalt gegen die Verdienste dieses Schriftstellers, er ist für den verdorbenen Magen und den verbrannten Gaumen der französischen Lesewelt nicht gepfeffert genug.

Aus London.

Ende August 1859.

— Poesie: Tenyson; Musik: Händelfest; Theater: Tom Taylor. —

Englische Musik, englische Poesie, Londoner Theater — Sie sehen, daß ich ein vortreffliches Gedächtniß habe und daß mir nichts von dem entfallen ist, was ich zum Gegenstand meiner Briefe zu machen versprochen dereinst auf dem Bahnhofe zu Verviers, da wir an Deutschlands Grenzen von einander schieden mit deutschem Gruß und deutschem Handschlag! Verzeihen Sie, daß ich so dreist beginne, meine Dreistigkeit ist die Tochter der Verlegenheit, und in der That, ich weiß nicht, wie ich mich vor Ihnen rechtfertigen soll! Volle drei Monat sind es her, daß wir zu Verviers schieden, und seit zwei Monaten wenigstens hätten Sie billig einen Brief von mir erwarten dürfen. Zum Glück waren Sie einst selbst in London, und wenn Sie es auch möglich machten und schon nach einigen Tagen Aufenthalt einen Brief an uns leisteten, so werden sie eine gleiche Hexerei doch von mir nicht erwartet haben. Genug, ich verschone sie mit meinen Entschuldigungen, Sie werden mir glauben, daß es mir im ersten Monat, den ich hier zubrachte, nicht möglich war meine Gedanken zu ordnen, und die beiden andern Monate decken Sie mit Großmuth und Schweigen zu, ich will dafür um so fleißiger sein von nun an. Englische Poesie also — hm! Die Reitergarden, die da hoch zu Roß vor dem Pallast Whitehall Schildwacht stehen, gewaltige Rosse und mächtige Reiter, unbeweglich wie Statuen, die Karabiner auf der Lende, und der große langhaarige prächtige Hund, der da nicht weit von ihnen liegt — da haben Sie ein Stück englischer Poesie! Das ist Whitehall, wo das schöne langlockige Haupt des Königlichen Stuart fiel, und da drüben in der nächsten Straße bietet man einen Bogen feil mit Schrift und Siegel-Facsimile, das ist das Todesurtheil, welches diese kühnen politischen Verbrecher gegen ihren König fanden und auch ausführten. A propos wir haben einen guten deutschen Dichter, er ist mehr werth als Martin Opitz von Boberfeld und die ganze schlesische Schule, zu der er gerechnet wird, heißt Andreas Gryphius mit Namen, von dem haben wir ein jetzt natürlich längst vergessenes Trauerspiel: „Carolus Stuardus oder die gemordete Majestät" betitelt, daraus ist mir hier vieles recht lebendig in die Erinnerung getreten, der alte Gryphius muß die Engländer ganz genau gekannt haben, diese Andeutung wird Ihnen sagen, welcher Art die Poesie ist, die ich in England finde, gefällt Ihnen aber diese Art nicht, nun so kann ich Ihnen nur rathen, sich bei Asher, unter den Linden, Berlin, Alfred Tennyson's neueste Dich-

tungen zu kaufen und sich an Tausenden von Versen zu erquicken, welche die „Idylls of the king" bilden. Mir haben diese Idyllen, offen gestanden, gar nicht gefallen, ich bin lieber in Belgravia herumgewandert und habe mir die rautenförmigen Trauerschilder betrachtet, denn die alten Geschichten von König Artus und der Tafelrunde, vom Zauberer Merlin u. s. w. wollten mir in englischen Versen gar nicht munden, liegt aber, wie ich gern zugeben will, wahrscheinlich an meiner mangelhaften Kenntniß der englischen Sprache, welche mich hindert, die Feinheiten der Diction und Rhythmik herauszuschmecken. Mit der Musik ist's mir ganz ähnlich gegangen, wie mit der Poesie, ich kam gerade recht, um die Hundertjahrsfeier unseres gemeinsamen deutschen und meines speciellen hallischen Landsmannes Händel mit zu feiern. Sie haben gewiß schon in der Times gelesen, daß 3000 Personen das Orchester bildeten, welches die Oratorien unseres Landsmannes ausführte, und daß 100,000 Zuhörer an den fünf verschiedenen Tagen zusammen waren in den Riesenräumen des Glas-Pallastes; ich wagte nichts zu sagen, da sich hier Alles so befriedigt zeigte, aber ich freute mich im Stillen, daß mein großer hallischer Landsmann gerade hundert Jahr todt war, daß ihn also selbst dieses furchtbare Getöse nicht mehr wecken konnte; nein, lieber Freund, das ist keine Musik mehr, wenigstens für mein Ohr nicht, und ich bin überzeugt, daß Händel, wenn er noch lebte, ganz meiner Ansicht wäre. Was nun schließlich das Theater betrifft, so ist's damit eben so bestellt wie bei uns, vielleicht noch etwas schlimmer, denn ich höre überall, daß es hier nicht mehr für anständig gilt, für die Bühne zu schreiben, so läßt z. B. Dickens seine Stücke nur auf einem Privattheater aufführen. Das beste, was ich gesehen habe, war ein specifisch englisches Stück: The contested election von Tom Taylor, es wird darin derb, sehr derb, aber nicht ungeschickt die Geißel der Satyre geschwungen über Wahlumtriebe, Kniffe, Bestechungen u. s. w. Das Haymarket-Theater hat mit diesem Stück glänzende pecuniäre Erfolge erzielt. Das nächste Mal mehr.

New-York, 17. August.

— Parteizerklüftung; Scandal und Uneinigkeit; Wollzucht; Aus Californien; Aus Sonora. —

Die große Zerrüttung innerhalb der Parteien bringt unsere Politiker von Profession fast zur Verzweiflung, weil sie gar keine irgend sichere Combination erlaubt. Die schönen Tage, in denen nur Whigs und Demokraten einander gegenüber standen und das ganze Land in zwei Heerlager getheilt war, welche in regelmäßig organisirten, von anerkannten Parteiführern geleiteten Wahlschlachten um die Herrschaft über das Land, oder besser gesagt, um die Vertheilung der Aemter, kämpften, — diese schönen Tage sind längst vorüber. Im Senate haben freilich die Demokraten noch eine Mehrheit, aber im Repräsentantenhause giebt es gar keine feste Majorität. Da sind die Knownothings auf 5 Mann zusammengeschmolzen, die Republikaner zählen 107 Mitglieder, die Demokraten 88, die Antilecompton-Demokraten 11, während die südliche Opposition durch die jüngsten Wahlen in Kentucky und Tennessee sich bis zu 26 Mann verstärkt hat. Diese werden also durch ihre Stimmen den Ausschlag geben und jede Maßregel, welche etwa die sclavenhaltenden Staaten

beeinträchtigen könnte, zu verhindern wissen. An mannigfaltigem Scandal fehlt es unter den rivalisirenden Politikern nicht, und wollte man glauben, was sie einander gegenseitig zur Last legen, so wäre unter ihnen auch nicht ein einziger rechtschaffener Mann. So viel ist übrigens richtig, daß es in diesen Parteigetrieben, wo der Zweck alle Mittel heiligt, sehr schwer ist, die Ehrenhaftigkeit zu behaupten. — Auch in unseren Bädern ist kein Mangel an Scandal und die Ueppigkeit dort viel ärger, als in Homburg oder Baden-Baden. Seit Eröffnung der Saison ist es Mode geworden, einander durch kostbare Diners zu überbieten, und in Soratoga stehen Thran- und Stockfisch-Aristokraten aus unserem Norden den südlichen Pflanzern gegenüber. Ein Yankee gab ein Mittagessen für zwölf Personen; es kostete 400 Dollars. Ganz Soratoga sprach davon. Ein Kaufmann aus unserer Stadt war sofort entschlossen, jenen Yankee zu überflügeln und gab ein Diner für 700 Dollars. Ueber solche Knauserei zuckte ein Baumwollenpflanzer aus Südcarolina die Achseln, sprach ein großes Wort gelassen aus: „I will beat him!“ und er „bitete“, wie unsere Deutschen sagen, den Thranhändler wirklich, indem sein Mittagsmahl die doppelte Summe kostete, nämlich 1400 Dollars. Ich weiß noch nicht, wer nun diesen Pflanzer „gebitet“ hat, oder ob das Narrenspiel der Eitelkeit und Verschwendung ein Ende nimmt. — Die Ernte ist besonders im westlichen Theile unseres Staates ganz außerordentlich ergiebig ausgefallen, namentlich an Weizen; auch in den westlichen Staaten schadete die lange Dürre weit weniger, als man besorgte. Minnesota hat eine neue Einnahmequelle an der Ginsengwurzel, die dort in großer Menge wild wächst; seit einigen Monaten sind davon etwa 70,000 Pfund trockene Wurzeln gewonnen worden. Im Süden fängt man an, dem Theebau größere Sorgfalt zuzuwenden; das Patentamt vertheilte neuerdings wieder Saamen aus Assam, Java und verschiedenen Gegenden China's und gab die erforderlichen Gebrauchsanweisungen. Mit der Wollzucht will es im Allgemeinen noch nicht recht vorwärts; am besten geht es damit bei deutschen Farmern, die schon seit Jahren im Lande sind, die ersten Schwierigkeiten der Ansiedelung hinter sich haben und den Schafen die nöthige Sorgfalt zuwenden. Auf dem Wollmarkte zu Cleveland in Ohio waren vor acht Tagen etwa 600,000 Pfund zum Verkauf ausgestellt; das beste hatten deutsche Züchter aus Ohio und Pennsylvanien geliefert. Bei einer Besprechung kamen interessante Thatsachen zum Vorschein. Ein Wollenwaaren-Fabrikant aus Boston bemerkte, daß die Vereinigten Staaten nur etwa 40 Millionen Pfund Wolle liefern, während allein in den sechs neuengländischen Staaten der Bedarf für die Fabriken sich auf 86 Millionen Pfund stelle; sie müßten deshalb jährlich nahe an 50 Millionen Pfund vom Auslande kaufen. Nach dem gewöhnlichen Streit, ob es besser lohne, auf grobe, feine oder Mittelwolle zu züchten, bemerkte ein Wollkäufer, zu den Tuchen, welche das Land jährlich verbrauche, seien 200 Millionen Pfund Wolle erforderlich. Ein Farmer aus Ohio hatte amtliche Erhebungen aus elf Counties; ihnen zufolge hatten dort die Hunde in einem einzigen Jahre mehr als elftausend Schafe aufgefressen; im ganzen Staat Ohio binnen zwölf Monaten 175,000 Schafe! Ein anderer bemerkte, daß auch sonst noch in vielen Gegenden und in den meisten Staaten derartige Verluste zu beklagen seien; der Farmer habe die schlechte Liebhaberei, ganze Hundemeuten zu halten, denen er nichts zu fressen gebe, es sei also ganz in der Ordnung, daß die Hunde sich schadlos hielten.

Von richtiger Pflege, Abwartung und dem Hüten verstehen die wenigsten amerikanischen Farmer etwas; nicht blos bei Schnee, sondern auch bei kaltem Winterregen läßt man die Heerde über Nacht in Feld und Wald: man sagt: die Thiere müssen sich daran gewöhnen! Es ist dieselbe Sorglosigkeit, welche das ganze Leben und Treiben der Amerikaner kennzeichnet. — In Californien sind wieder mehrere neue Goldlager von großer Ergiebigkeit entdeckt worden. Ueber die vielbesprochenen am Fraserstrome läßt sich jetzt so ziemlich ein Urtheil fällen, seit der Gouverneur von British Columbia die Goldausfuhr aus dem Hafen Victoria für die letztverflossenen zwölf Monate auf drei Millionen Dollars angegeben hat. Am obern Colorado ist im Juni gleichfalls Gold gefunden worden. — Die Nachrichten aus Sonora melden trostlose Dinge. Seit Jahren streiten dort zwei einflußreiche Familien um die Herrschaft: Pesqueira als Liberaler, Gandara als Anhänger der Klerikalen; doch wollen diese Benennungen nichts bedeuten, denn die Partei ist lediglich ein Vorwand. Als Gandara besiegt war, warf er sich den streitbaren Opata- und Yaqui-Indianern in die Armee, welche als eine 400 Mann starke Bande unter ihrem Häuptling Tanera überall raubten und plünderten. Pesqueira stand inzwischen am Stillen Weltmeere, rückte endlich mit 700 Mann ins Innere und schlug seinen Nebenbuhler. Alle Gefangenen wurden erschossen. In einem Briefe aus Magdalena vom 28. Juli heißt es: „So barbarisch wie hier wird wohl in der ganzen Welt der Krieg nicht geführt. Beide Parteien plündern, jeder Gefangene wird unbarmherzig niedergemacht, nachdem er Martern und Verstümmelungen erfahren hat. Deshalb ist auch die männliche Bevölkerung so sehr zusammengeschmolzen, daß auf je einen Mann sechs bis sieben weibliche Personen kommen.“ Sonora ist zwar ein Bestandtheil Mexico's, aber die Gouverneure haben sich längst nicht mehr um das bekümmert, was in den übrigen Theilen des Landes vorgeht. L. Z.

Vermischtes.

Die Franzosen in Algier.*)

Bei ausgebrochenen Feindseligkeiten, namentlich in Kabylien, ist es für einzelne Soldaten gefährlich, in die Hände der Araber zu fallen. Viele haben auf diese Weise schon ein klägliches Ende genommen. Nicht etwa, daß die Gefangenen auf kriegsgerechte Weise um's Leben kämen; nein, so gut geht es nicht ab. Die Opfer werden allen möglichen barbarischen Torturen unterworfen. Die Gefangenen werden entkleidet an einen Baumstumpf gebunden, die Zunge ausgeschnitten, am ganzen Körper mit glühenden Eisen gezwickt und blutig geritzt, dann mit Butter und Honig angestrichen, und den Myriaden von Insekten, namentlich den Mosquitos, den kleinen Löwenfliegen ist es überlassen, den noch lebenden Körper zu verzehren.

*) Aus: „Erlebnisse und Abenteuer eines Deutschen bei der französischen Fremdenlegion in Afrika“, von J. G. Sodeur, Leipzig, bei Christian Ernst Kollmann, 1859.

Einem ähnlichen Schicksale sollten auch zwei unserer Kameraden, welche in die Hände der Kabylen gerathen waren, verfallen sein. Im Kreise ihrer Zelte drängte sich eine große Anzahl der Feinde um zwei im Centrum des Platzes an einen Baumstamm gebundene, halb entkleidete Soldaten. Kinder spielten mit den abgelegten Waffen und Effecten der Gefangenen. Sie sollten auf bereits erwähnte Art gemartert und dann verbrannt werden, ein Verfahren, welches außer der Berberei nur noch in Ostindien und Vandiemens-Land wiedergefunden werden dürfte.

Wir waren wohl unser Funfzig in unregelmäßigen Zügen über einen steilen Bergabhang hinabmarschirt, dem Blicke des untenliegenden feindlichen Lagers entzog uns ein Dickicht von Wachholderbäumen und Gesträuch. Kaum hatten wir über einen kleinen Hügel gebogen, als wir die eben beschriebene Scene zu unseren Füßen hatten. Die Gefangenen waren am Marterpfahle gleichsam zur Schau ausgestellt und selbstverständlich wehrlos den Beleidigungen gemeinster Art Seitens der Kinder und fanatischer Weiber ausgesetzt. Mehrere Kabylen vergnügten sich, um die Opfer herum wilde Tänze unter teuflischen Geberden auszuführen und im Tacte denselben ihre langen scharfen Messer an die Kehle zu setzen, ohne einen gnädigen Schnitt zu thun, denn ein derartiger Tod wäre für die »Christenhunde« zu gelinde gewesen. Das »Tam, Tam« der Handtrommeln, nach welchem sie tanzten und den Kopf abzuschneiden drohten, vermischte sich mit dem ausgelassenen Jubelgeschrei der berberischen Sprößlinge.

Es genügte uns ein Augenblick, um das scheußliche Schauspiel mit anzusehen, als wir unser Gepäck zu Boden warfen und unter Hurrahgeschrei den Abhang hinabsprengten, die treue Muskete mit aufgepflanztem Bajonnet hoch in der Rechten schwingend, um eben so viele Kabylen zum Empfange daran zu spießen, als wir unser beisammen waren.

Kaum noch hundert Schritte vom Lager der Barbaren entfernt, wurden dieselben erst durch unser Geschrei aus ihrem eifrigen Thun gestört, und wie vom Blitzschlage getroffen stäubte die Menge auseinander unter dem Geheul der Kinder und den Verwünschungen der Weiber.

»Selam! Selam!« riefen uns die Kabylen entgegen, und nur ihren inständigen Bitten und dem unerwarteten Dazwischenkommen eines Officiers der Spahis, welcher ein Wildschwein im nahen Gehölze verfolgt hatte und auf den Lärm herbeigeeilt war, konnten sie es verdanken, dieses Mal mit tüchtigen Kolbenstößen davongekommen zu sein. Welche Rache wir aber später bei Erneuerung eines derartigen Vorfalles an dem Stamme genommen haben, werden wir bald vernehmen.

Kabylien ist das schönste Land von Algerien und wurde deshalb auch am längsten gegen fremde Eindringlinge in jährlich erneuertem Kampfe vertheidigt. In den schönen Schluchten des Atlas ist reichliche Bewässerung zu finden: Gebirgsbäche mit erfrischendem süßen Wasser fallen über Abhänge herab in die Thalebene, in welcher die Gärten der Kabylen in einer Ueppigkeit und Fülle des Wachsthums prangen, wovon man in Deutschland keinen Begriff hat.

Es thut dem Auge ordentlich wohl, wenn man über die meist sterilen, röthlichfahlen Gebirgszüge der Küste und die eintönigen, spärlich bewohnten Ebenen hervorkommt und ein Kabylendorf sieht, mit seinen hochstämmigen Orangen-, Kastanien-, Citronen- und mächtigen Feigenbäumen. Wer solche

Fruchtbäume nur im Süden Europa's, in Spanien oder Italien gesehen hat, kann sich keinen Begriff machen von der Mächtigkeit, zu welcher sie in den Thalebenen des Atlas gedeihen. Die Orangenbäume bieten zur Zeit der Blüthe einen prächtigen Anblick durch das vortheilhafte Abstechen des Weiß ihrer Blüthenbüschel gegen das saftige Dunkelgrün der Blätter. Kastanienbäume von über funfzig Fuß Höhe sind nicht selten, und in bescheidener Dimension steht der Citronenbaum mit zwei Faust großen Früchten da.

Der Feigenbaum erreicht eine Größe und Stärke wie unsere größten Aepfelbäume. Die Feigen werden von den Eingeborenen aufgeschnitten, an der Sonne halb getrocknet und dann in große Scheiben, ähnlich denjenigen der Schweizerkäse, gepreßt. Man schneidet von diesen Scheiben beliebig große Stücke mit dem Messer herunter und kauft das Pfund davon für fünf Kreuzer in den Küstenstädten. Diese getrockneten Feigen werden im Haushalte wie unser getrocknetes Obst verwendet, kamen aber auch uns in besonderen Fällen zu gut, wenn wir Mangel an Zwieback litten.

Die vor uns liegenden Spitzen des Djerdjera erinnerten mich an die Schweizergebirge; und etwa eine halbe Stunde von uns entfernt auf hohem Felsenplateau lag eins der größten Kabylendörfer, ein Dorn in unsern Augen.

In Kabylien finden wir größere Verschiedenheiten der Bewohner unter sich selbst, als in irgend einem anderen Theile Algeriens. Hier lebt in Höhlen und Zelten aus Kameelhaaren der größte Theil des Volkes fast ganz nackt, oder nur mit elenden Lumpen nachlässig behangen, — aber stattliche Dörfer, wie fast nirgends im Lande, finden sich dort. Solche Dörfer bestehen aus einer nicht unbedeutenden Anzahl weißgetünchter, fensterloser Häuser in maurischer Bauart. Viele ehemals in anderen Theilen des Landes einflußreich gewesene Personen haben sich hierher zurückgezogen, um vereinigt in derartigen Dörfern an gut gewählten Plätzen verschanzt den Europäern zu trotzen, und wenn sie sich auch nicht mit Kanonen von Wällen aus vertheidigen, so geschieht dies doch mit Felsblöcken, welche sie von den Bergen herunter den Feinden entgegen rollen.

In unserm Lager wurden Vorbereitungen zum morgigen Angriffe getroffen, denn es ließ sich eine auffallende Rührigkeit auf den umliegenden Hügeln bemerken. Der heutige Tag verstrich damit, daß wir Wäsche und Fußzeug in Ordnung richteten und Alles, was wir nicht unmittelbar nöthig hatten, fest in unsere Tornister packten.

In der folgenden Nacht waren fortwährend reitende Spahis als Botschafter zwischen den verschiedenen Lagern hin- und hergeeilt, es mußte nicht ganz richtig sein, denn die Zelte des Generalstabes waren die ganze Nacht hindurch erleuchtet und ein reges Leben darin bemerkbar. Die prächtigen Berberhengste der höheren Officiere waren die ganze Nacht hindurch gesattelt und gezäumt, und Alles mußte sich in den Kleidern niederlegen, um beim ersten Alarmzeichen auf den Beinen zu sein. Die Gewehre lagen geladen zu unserer Seite, damit bei allenfallsig nächtlichem Ausbruche der Feindseligkeiten keine Verwirrung entstehe und dem unangenehmen Verwechseln der Gewehre vorgebeugt sei.

Wenige Schüsse ausgenommen, welche die Kabylen abfeuerten, um uns zu necken, lief die Nacht ruhig ab; wir erwarteten bei Sonnenaufgang den Befehl zum Aufbruch, um den Kabylen zuvorzukommen, doch plötzlich ertönte das Kriegsgeschrei der Beni-Ratems.

Das auf dem jenseitigen Hügel liegende Dorf war der Sitz der anführenden Häuptlinge; es war unsere Aufgabe, uns derselben zu bemächtigen und sie zur Uebergabe zu zwingen. Während ihr Allah-il-Aallah (Herr Gott ist Gott) in den Bergen erscholl, schickten wir uns an zum Aufbruche. Unsere Effekten wurden compagnieenweise aufeinander gehäuft und Bedeckung dabei zurückgelassen.

In wenigen Minuten standen wir, mit weiten Trillichhosen angethan und auch im Uebrigen so leicht als möglich gekleidet, in Reih und Glied. Erste Zuaven, dritte Turkos, zweite Legion, neunzigste Linie: in Tirailleur- (Scharfschützen- oder Plänkler-) Linien auseinander. Einige Eskadronen Spahis und Chasseurs d'Afrique waren uns beigegeben. Wir vertheilten uns compagnienweise in einen weiten Halbkreis und sollten in diesen Stellungen einige Zeit lang die Manöver der Feinde beobachten, bevor Weiteres unternommen ward.

Während wir so in Gruppen beisammen auf dem Boden saßen, sprengten zwei Goums herbei, um zu melden, daß vergangene Nacht eine Abtheilung unserer Truppen den Kabylen zum Opfer geworden. Wir sollten in ein nahegelegenes Thal hinabsteigen, um selbst zu sehen, was vorgefallen. Sogleich wurden mehrere Compagnien aus verschiedenen Corps nebst einer Eskadron Spahis nach dem unsauberen Orte abgesandt.

Als wir hinkamen, lagen ihrer hundertundfunfzig Mann, Officiere und Alles mit einander, im Blutbade und zwar ohne Köpfe, denn diese hatten die Feinde mitgenommen, um dieselben als Sieges-Trophäen auf ihre Säbel zu spießen. Es war die Voltigeur- (Schützen-) Compagnie unseres Bataillons gewesen, welche allhier abseit auf Vorposten gelegen. Ermüdet und abgespannt von den unaufhörlichen Anstrengungen hatten die nächtlichen Wachen geschlafen, und die lauernden Kabylen hatten den Augenblick benutzt, um in massenhafter Anzahl herbeischleichend, die Vorposten lautlos niederzumetzeln.

Weiter zu uns heran hatten sich die Feinde nicht gewagt, denn wie schon gesagt, es war an unsern nächtlichen Wachtfeuern, wie beim Lagern einer größeren Truppe immer, stets ein bewegtes Leben, sonst wären auch wir vor einem derartigen Angriff nicht sicher gewesen. Der scheußliche Anblick der Mordscene hatte auf uns Eindruck gebracht und wir sannen nur noch mehr auf Rache Unzweideutige Spuren bewiesen uns, daß die That von demselben Stamme begangen worden sei, aus dessen Händen wir, wie ich erzählt, einige Kameraden vor dem Kopfabschneiden gerettet hatten.

Auf unser Vordringen nach dem arabischen Zeltlager kamen in gestrecktem Galopp zwei der Aeltesten uns entgegengeritten. Sie ahnten nichts Gutes und suchten auf alle mögliche Weise darzuthun, daß ihr Lager unschuldig an der Meuchelei sei. Sie wurden jedoch als Mithelfer überwiesen und als solche für mitschuldig erklärt, worauf sie zum letzten Mittel griffen und eine Entschädigung von baaren zwanzigtausend Francs boten.

Ihre Berathungen mit den Officieren wurden unterdessen von unserem Geschrei übertönt, laut und einstimmig forderten wir die Vernichtung des ganzen Lagers, und die beiden Parlamentaire sprengten flugs nach den Zelten zurück.

Bunt durcheinander, Infanterie und Cavallerie, stürmte Alles auf das Lager los, dasselbe in immer engeren Kreisen umzingelnd. An Widerstand war nicht zu denken, und so wurde Alles, was nicht von den kreuz und quer schwirrenden Kugeln getroffen ward, mit Säbel und Bajonnet niedergemacht.

Im Nu waren die Zelte von den Hufen der tummelnden Pferde niedergetreten; Vieh, Hunde und Geflügel stoben ängstlich auseinander, und in wenigen Minuten war das Gemetzel beendet.

Nur noch eine Frau saß auf einem Steine, ein neugeborenes Kind im Arme. Mit verzweifeltem Blick beobachtete sie die Greuelscene, und des eigenen Lebens überdrüssig, ballte sie die Faust gegen uns und schleuderte wuthentbrannt das Kind gegen einen Steinhaufen, damit es zerschmettert werde und nicht, wie es in ähnlichen Fällen schon vorgekommen, in die Hände der Franzosen falle und von diesen zum Feinde der Nation großgezogen werde.

Ehre, Vaterland, Familie, Vermögen, kurz Alles hatte ihr die Katastrophe geraubt, sie saß weinend, zornentbrannt, halb ohnmächtig auf dem Steine, ein wohlthätiger Schleier der Natur verhüllte ihren Geist für immer — sie war wahnsinnig geworden. Ein Augenblick noch, und eine Kugel aus dem Karabiner eines Chasseur d'Afrique durchbohrte ihr das Herz, sie aus der wolkenschweren Gegenwart erlösend.

Sterbend schien sie ihre Lebensgeister nochmals zu ermannen, denn sie stammelte noch mechanisch hervor: Allah-il-Allah! (Herr Gott ist Gott!), das et sidi Mahomed rassol Allah (und Mahomed ist sein Prophet) war ihr auf den Lippen erstarrt.

[Zur Geschichte des Tabacks.] Die Gemahlin Georg's II. von England hatte eine solche Vorliebe für spanischen Schnupftaback, daß sie ihre Lieblingsfrucht, die Melone, nicht anders genießen mochte, als wenn sie mit diesem kitzelnden Stoffe bestreut war. Gebraucht oder gemißbraucht, schreibt ein englischer Berichterstatter über Fairholt's Geschichte des Tabacks („Tobacco: its History and Associations“ cet.), der Taback hat sein Terrain behauptet und sich für Tausende zu einem der ersten Lebensbedürfnisse gemacht. Die schrecklichsten Despoten haben vergebliche Blitze gegen Blatt und Pulver geschleudert. Papst Urban konnte die Jansenisten niederschmettern, aber die Tabackraucher und Schnupfer lachten zu seinen Excommunications-Drohungen. Sultan Amurath wüthete noch ärger gegen diese Pflanze und ihre Verehrer; aber die Söhne des Islam rauchten fort, und mit der Schnur um den Hals pufften sie ihr letztes trotziges »Allah Akbar« hervor. Was Sultan Amurath gegen das Rauchen zu thun pflegte, thaten die französischen Aerzte gegen das Schnupfen. Sie hielten öffentlich Vorlesungen gegen das Pulver vor aufmerksamen und halb überzeugten Zuhörern; aber wenn ihr Gehirn umwölkt und das Gedächtniß schwach wurde und die Vortragenden unbewußt die Dose aus der Tasche zogen, Daumen und Finger hineintippten und die stimulirende Prise ihrer Nase zuführten, brach die ganze Versammlung in ein schallendes Gelächter aus, und Jedermann, welcher konnte, folgte sofort viel lieber der ausgeübten Praxis, als der vorgetragenen Theorie.

Die ursprüngliche indianische Tabackspfeife hieß Tobago, ein karaibischer Name, welchen Columbus später der jetzt so benannten Insel gab, weil er glaubte, sie gleiche dem Yförmigen Instrument, vermittelst dessen sich die Indianer nach seinem Dafürhalten »parfümirten«. Das dazu benutzte Kraut hat verschiedene Namen, und wahrscheinlich wurden in den verschiedenen Ländern

auch verschiedene Kräuter zum Rauchen verwendet. Hat man doch selbst die Vermuthung, daß es schon vor der Entdeckung Amerika's Raucher in England gab, und daß die Mönche, besonders diejenigen, welche in der ungesunden Nachbarschaft von Sümpfen und Marschländern wohnten, Huflattig (colt's-foot) zu rauchen pflegten, um die schlechte Luft von ihren kräftigen Magen entfernt zu halten. Huflattig wird nicht nur heute noch zur Verfälschung des indischen Krautes gebraucht, sondern für sich auf dem Lande von solchen geraucht, welche ihn für angenehmer und gesünder als den Tabacк halten. Wahrscheinlich wurde Huflattig besonders aus Gesundheitsrücksichten geraucht, während der Taback fast immer das Vorrecht genossen hat, blos zum Vergnügen ein- und ausgeathmet zu werden, obgleich manche Raucher dadurch allerdings auch gewissen Langsamkeiten der Natur abzuhelfen glauben. Der kirchliche Reformator John Wesley widersetzte sich jedoch auch dieser Bestimmung des Blattes. Einer seiner Prediger, welcher dem Taback sehr ergeben war, wurde durch den großen Führer zu dem Versprechen genöthigt, in seinem Leben keine einzige Pfeife mehr zu rauchen. Als Wesley einige Zeit darauf des Predigers Zimmer betrat, fand er ihn zwei Pfeifen zugleich rauchend.

Im Allgemeinen gilt das Schnupfen für eine ernstere und feierlichere Beschäftigung, als das Rauchen, und war besonders zu der Zeit Mode, als die Manieren noch steifer und die Gewohnheiten förmlicher waren. Was haben nicht allein die Tabacksdosen die Industrie gefördert, als die Hofsitte noch en vogue war, Künstler, Gelehrte und Diplomaten mit solchen zu ehren. Das Geschenk bestand regelmäßig in einer Dose mit dem Portrait des erlauchten Gebers, ringsum mit Diamanten besetzt. Sollte eine verdienstliche Persönlichkeit mit einem solchen Geschenk abgefunden werden, so erhielt der Hof-Goldschmied oder Juwelier Befehl, für ein passendes Souvenir zu sorgen. Der Goldschmied verfehlte nimmer, Ordre zu pariren, worauf der König oder Fürst die Gabe graciös in die Hand des Empfängers placirte, welcher die hohe, höchste oder allerhöchste Gegenwart kaum zu verlassen pflegte, als er auch seinem Kutscher befahl, bei dem Hof-Goldschmied vorzufahren, um diesem das Geschenk gegen eine zwar mäßige, aber immerhin annehmbare Summe wieder zuzustellen. So verrichtete eine und dieselbe Dose ihre Functionen zu wiederholten Malen; sie wurde Dutzend Male angekauft, verschenkt und in ihre ursprüngliche Werkstatt zurückgebracht, ohne daß dergleichen im Mindesten auffiel.

Von literarischen Berühmten haßte Goethe den Taback, und Heinrich Heine hatte denselben Widerwillen. Balzac, Victor Hugo und Dumas rauchten und rauchen nicht, während Alfred de Musset, Eugen Sue, Merimée, Paul de St. Victor und George Sand zu den Verehrern des Blattes gehörten. Die Damen Spaniens und Mexico's überlassen sich diesem Genusse ebenfalls nicht selten, und der englische Dichter Wordsworth schrieb in einem Briefe: „Taback ist seit fünf Jahren mein Abendlabsal und mein Morgenfluch. Seit zwei Jahren habe ich's im Kopfe gehabt, dies Gedicht (Farewell to Tobacco) zu schreiben; aber der Taback stand sich selbst im Lichte, als er mir Kopfweh verursachte, welches mich verhinderte, sein Lob zu singen.“ So ist der Taback vom Kaiserpalast (Louis Napoleon und Franz Joseph rauchen!) bis zur Hütte eine Erquickung gewesen; er hat dem Soldaten und Matrosen in der Ertragung manch' harter Entbehrung beigestanden, und Viele behalfen sich lieber

ohne ihre Rationen, als ohne ihre Pfeife. Im Krimkriege wurde einem Soldaten unter der Anwendung von Chloroform eine Zehe abgenommen. Die Wunde blutete außerordentlich, und der Chirurg schärfte es dem Aufwärter besonders ein, den Kranken unter keiner Bedingung aufstehen zu lassen. Der Wärter wurde auf einige Minuten weggerufen und fand bei seiner Rückkehr, daß der Patient fort war. Nachdem er ihn eine Zeit lang gesucht hatte, entdeckte er ihn endlich, durch Blutspuren auf dem Corridor und den Treppen geleitet, im Hofe sitzend und eine Pfeife rauchend, ohne sich das Mindeste aus den Vorwürfen zu machen, welche ihm zu Theil wurden; denn »ich konnte mir nicht helfen, ich mußte ein paar Züge thun, um den abscheulichen Geschmack des schmutzigsten Zeuges (Chloroform), von dem ich jemals betrunken wurde, aus dem Munde zu kriegen.«

Nach der Pfeife eine Prise, obgleich diese nicht immer gefahrlos sind. Wohlriechender Schnupftabak wurde bisweilen zu Vergiftungen benutzt. 1712 schenkte der Herzog von Noailles der Dauphine von Frankreich eine Dose spanischen Schnupftaback, welchen sie sehr liebte. Der Taback war mit Gift angemacht, und nach fünf Tagen starb die Prinzessin, indem sie sich über stechende Schmerzen in den Schläfen beschwerte. Natürlich erregte dies viel Aufsehen, und es herrschte eine Zeit lang eben so viel Furcht, eine Prise anzunehmen, als anzubieten.

Auch unabsichtliche Vergiftungen kamen vor, wie das Beispiel des Dichters Santeuil zeigte, welchen der Herzog von Bourbon, Enkel des großen Condé, bei einem Gastmahle nöthigte, eine große Quantität Champagner zu trinken, in welchen er zuletzt eine Menge spanischen Schnupftaback schüttete. Dies hatte ein heftiges Fieber zur Folge, an welchem Santeuil unter gräßlichen Schmerzen starb.

(15. August, Napoleonstag.) Der Name August-Monat ward in den Kalender zu Ehren des Glückes des römischen Kaisers Augustus eingeschoben und der frühere Name Sextilis ausgemerzt, und damit der neue August (Napoleon III.) nicht hinter seinem Vordermann, dem zu Ehren Julius Cäsar's umgetauften Julius, in der Zahl der Tage zurückbleibe, so entzog man dem Februar einen Tag; daher haben noch 1859 Julius und Augustus 31 Tage, und dies erleichtert die Unterscheidung der 31- und 30tägigen Monate an den Fingerwurzeln, und noch in unserer Zeit beschenkt der Februar den August mit einem Tage; ohne den 28. Februar 1848 würde es in Frankreich keinen 15. August geben.

Preußische Briefe.

7.

Doch es liegt mir jetzt fern, eine Geschichte der Stadtpolitik in Preußen zu liefern, und es war nur eine zur Erreichung größerer Deutlichkeit gebotene Abschweifung, wenn ich im vorletzten und letzten Briefe oberflächlich den zur Herrschaft gekommenen Gegensatz berücksichtigte, der sich neben der Landpolitik in Preußen aufgerichtet hat. Ich sagte am Schluß meines vierten Briefes, daß die Landpolitiker, die tüchtigen Junker und die derben Bauern, Preußen groß gemacht haben, groß gemacht nicht selten auf eigene Kosten, groß gemacht ohne viele Redensarten, ohne und gegen alles System, groß gemacht in jener steifen, trockenen, zähen Art, die der Freiherr von Stein an unseren Märkern und Pommern so wenig liebenswürdig fand. Mein Gott! Niemand kann zur Liebenswürdigkeit verpflichtet sein, aber dazu ist Jeder verpflichtet, die ihm überkommene Stellung mit ihren Lasten und Rechten getreulich auszufüllen und möglichst auszuweiten, natürlich sofern diese Stellung nicht mit dem christlichen Sittengesetze im Widerspruch steht. Und dies haben die märkischen und pommerschen Junker denn doch besser und redlicher gethan, als manche feiner gebildeten Reichsritter an der Lahn und am Neckar, die im Umsehen vom Volksthum abgeschnitten und recht eigentlich auf den Sand gesetzt worden sind. Was ist heut die sociale Stellung eines süddeutschen Edelmanns, verglichen mit der eines preußischen jenseits der Elbe?

Der süddeutsche ist der größte Kümmeltürke seiner Gegend, der preußische immer noch oberster Arbeitsherr, wirkliche Obrigkeit in seinem Bereich. Dieser Unterschied springt derartig in die Augen, daß es geradezu unerklärlich ist, wie ein einigermaßen im Denken geübter Mann an ihm vorübergehen kann, ohne den fruchtbarsten Anstoß zu weiteren Betrachtungen zu empfangen. Die „Kölnische Zeitung" hat noch niemals eine Ahnung von diesem Gegensatz gehabt, und sie regiert in einem großen Theile des westlichen Deutschlands die öffentliche Meinung!

Und doch würde es der „Kölnischen Zeitung" schwer werden, die Frage: „Woher die Größe Preußens?" anders zu beantworten wie wir. Die Landpolitik hat Preußen groß gemacht, und die Stadtpolitik wird dieses Königreich in einer wirklich mustergültigen Weise ruiniren.

Die Gründe für diese unsere Ueberzeugung anzuführen, war der Zweck der bisherigen „Preußischen Briefe“.

In der That sind beide Arten der Politik unversöhnlich, und selbst Herrscher, die wie Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm III. in einzelnen Stücken der Stadtpolitik gehuldigt haben, waren doch, was ihren obersten Gesichtspunkt anbetrifft, vollständig der Landpolitik gewogen und ergeben.

Ich komme dabei zum entscheidenden Punkte, den ich nach erster Ueberlegung an die Spitze dieser Briefe zu stellen Willens gewesen, den ich aber, um den Charakter der Abhandlung und die Langweiligkeit einer äußerlichen Schematisirung zu vermeiden, mit Absicht unterdrückt habe. Ich hatte meinen Grund dazu. Hier ist er: Auch in der Methode sollten wir uns von den Liberalen unterscheiden, und der Wirkung würden wir ganz gewiß viel sicherer sein, wenn wir uns mit Bewußtsein auf jenen Styl einließen, den die Engländer mit so großem Glück cultiviren, auf die darf ich es so ausdrücken? — empiristische Behandlung einer schwebenden Frage, auf eine analytische Bewegung des Gedankens, auf ein pünktliches und genaues Anknüpfen an viele einzelne Erscheinungen, ohne dabei zu große Eile zu verrathen, sogleich zu einem Schluß, zu einer Abstraction und zu einer sogenannten „Wahrheit“ zu kommen! Gerade dadurch nämlich, daß die deutschen Stadtpolitiker (vorzugsweise die „deutschen Denker“ genannt) stets so schnell mit der Abstraction, mit der mathematisch dargestellten „Wahrheit“ bei der Hand waren, ist es gekommen, daß unser gesammtes Verstandeswesen so faul und unschlüssig geworden ist und daß unsre Staatsmänner, Gelehrten und Zeitungsschreiber mit ihren Geschichtsconstruktionen, Vorschlägen und Ansichten gewöhnlich nicht weiter kommen, als bis dahin, daß sie sagen: „Das was da ist, ist gut, und was weiter werden soll, wissen wir nicht.“ Die Englische Art zu denken geht ganz anders vor sich; sie hält sich hübsch bescheiden erst recht lange Zeit im Gefolge der Dinge, der Erscheinungen, und bequemt sich den kleinsten Bewegungen und Veränderungen der werdenden Thatsachen an, ohne sogleich mit der Nase am Finger zu beweisen, daß dieser oder jener minutiöse Schachzug aus einem Gesetze der Nothwendigkeit entsprungen und daß, wenn Eins und Zwei nicht wäre, nimmermehr Drei wäre.

Nun wohl! Der englischen Art des Denkens innigst befreundet, und gründlichst abgeneigt, irgend eine für mich geltende Wahrheit auf einem strittigen Gebiete sogleich dem Leser im Eingang einer Erörterung aufzudrängen, hatte ich mich bald entschlossen, den Satz, der, wie für mich ausgemacht ist, den tiefsten Gegensatz zwischen Landpolitik und Stadtpolitik enthält, nicht an die Spitze meiner Briefe zu stellen, sondern ihm eine Anzahl scheinbarer Aphorismen vorauszusenden, die keinen anderen Anspruch machen, als den, Bemerkungen über eine Reihe genauer Beobachtungen über denselben Gegenstand zu sein. Dem deutschen Pro-

fessor erscheinen solche Einzelnbeobachtungen allerdings ebenso unbedeutend als unbrauchbar, er ist aber auch im Stande, ein glückliches Dorf nach der Musterverfassung einer ebenfalls glücklichen Stadt umzugestalten und — unglücklich zu machen.

Der entscheidende Punkt in dem Gegensatze zwischen Landpolitik und Stadtpolitik ist dieser:

„Das Eigenthum auf dem flachen Lande war bisher von einer durchaus anderen Art, als dasjenige, welches die Stadtpolitik als solches definirt.“

Dieser inhaltsschwere Satz kann auf die verschiedenste Weise ausgedrückt werden. Ein neuerer Gelehrter hat gesagt: „Der römische Begriff des Eigenthums überwiege immer mehr den germanischen“, Proudhon hat noch viel kürzer und schlagender gesagt: „Das (städtische) Eigenthum ist Diebstahl,“ die St. Simonisten haben — anknüpfend an einen bereits verkommenen Zustand derjenigen Eigenthumsart, wie die Stadtpolitiker sie sanctionirt haben, — gesagt, wenn denn wirklich wahres Eigenthum (nach dem System der Stadtpolitiker) in der Gesellschaft vorhanden gewesen sei und einerseits dies Eigenthum unsittlich und unhaltbar, andrerseits aber zweifelsohne auch die sittlichen Güter und Gaben (Talent, Weib rc.) zum Eigenthum zu rechnen seien, so müsse auch hinsichts der letzteren gerechte Theilung und gleicher Genuß Aller zugelassen werden; kurz, alle die denkenden und treibenden Elemente der Gegenwart, die schlechten wie die guten, sind auf die eigenthümliche Erscheinung des nach stadtpolitischen Begriffen eingefriedeten Eigenthums gestoßen und haben hinter dasselbe ihre Fragezeichen gesetzt. Nicht zu vergessen ist auch dabei, daß die hauptsächlichste Hebelkraft der Panslawisten in den von deutschem Sauerteig bereits durchdrungenen Gegenden (z. B. in Böhmen) darin besteht, daß sie mit einer schneidenden Logik den Begriff des „Eigenthums der einzelnen, von Familie, Erbordnung und Commune abgelösten Persönlichkeit“, des sogenannten „Einzeleigenthums“ discutiren und in dieser Discussion mit leichter Mühe Meister bleiben.

So lange ihnen das Eigenthum, welches ein „Fidei-Commissum,“ ein Lehn, ein Anvertrautes war, entgegenstand, waren freilich ihre Anfechtungen ohne Bedeutung.

Auf diese doppelte Anschauung vom Eigenthum werden wir näher eingehen müssen, um den Gegensatz zwischen Land- und Stadtpolitik in seiner ganzen Tiefe würdigen zu können.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Zweite Abtheilung:

Homines novi.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Unerwarteter Besuch.

Ein ganz eigenthümliches Leben herrschte damals in Königsberg, ein Leben, welches sich in kurzen Worten schwer charakterisiren läßt, das aber Jedem unvergeßlich sein muß, der einen Eindruck davon empfangen hat. Zunächst trat ein großer Ernst hervor, der ging, dem treibenden Sauerteig zu vergleichen, durch alle Schichten der Bevölkerung, von den Hofkreisen an bis zu den geringsten Handwerkern, und stach grell ab gegen manche Unsitte und Leichtfertigkeit, die entweder als schlechter Rest einer bösen Vergangenheit übrig geblieben waren, oder als Geschenke der französischen Einquartierung Eingang gefunden hatten und mit zäher Hartnäckigkeit sich behaupteten gegen bessere Einflüsse. Die Heuchelei ist die Huldigung, welche das Laster der Tugend unwillkürlich darbringt; solcher Huldigungen wurden der Tugend damals viele zu Theil, es wurde viel Tugend geheuchelt, weil eben auch viel wirkliche Tugend vorhanden war, welche diese Huldigung erzwang. Der Königliche Hof, an dessen Spitze um den König damals drei edle und ausgezeichnete Frauen standen, die Königin Louise, die Prinzeß Wilhelm und die Prinzeß Louise, vermählte Fürstin Radziwill, lebte in einer fast bürgerlichen Schlichtheit und Zurückgezogenheit, aber er ließ nichts Unreines in seiner Nähe aufkommen; der Adel, der im Drangsale des Krieges unermeßlich gelitten hatte und von den Folgen noch schwerer leiden sollte, nahm sich mit großer Energie auf und fand rasch die rechte Stellung sowohl zum Könige, als auch zu den andern Ständen, namentlich zu dem Landvolke, indem er klar erkannte, wie viele Interessen dem Edelmann und dem Bauer gemeinsam. Die großen Familien des Landes, namentlich die Dohna, die Dönhoff, die Finkensteine, die Auerswalde, die Kayserlingke, die Groeben und viele Andere waren von einem edlen Geiste opferfreudiger Hingebung an Staat und Zukunft beseelt. Bei Hofe und in der Gesellschaft fanden diese Geschlechter eine rechte und vollkommene Repräsentantin in jener edlen

Gräfin Dohna, welcher die Königin Louise, ihrer vier trefflichen Söhne wegen, den Ehrennamen der „spartanischen Mutter“ beigelegt. Auch die Städte hatten unendliche Last zu tragen nach großem Verlust, und mit Ernst und Fleiß strebten Kaufleute und Handwerker um die Wette, geschlagene Wunden zu heilen, Verluste zu ersetzen. Es war ein neues Band gewoben in der Nacht des Unglücks, welches den König und die Stände seines Volkes umschlang und sie zusammenhielt in einer Eintracht, die allein im Stande war, Preußen zu retten. Dieses neue Band wechselseitiger Liebe und Hingebung fand seinen äußeren Ausdruck bei der Taufe der Prinzeß Louise im Februar 1808; da standen die Edelleute, die Bürger und die Landleute, die Vertreter der Stände Preußens, unter den Prinzen und Prinzessinnen am Taufstein, sie legten ihre Hände auf das junge Kind ihres Königs und beteten für ihn und sein Haus. Das war die Weihe der Erneuerung des Bundes zwischen dem Könige und den verschiedenen Ständen seines Volkes.

Die hohe, aber gewaltige Aufgabe war, Preußen wieder aufzurichten. Verzweifelnd bebten selbst muthige Herzen vor dieser Aufgabe zurück, denn es war da Alles, Alles fast gebrochen und niedergeworfen, und überdem lag der Feind, er blieb der Feind trotz des Friedens, mit seinen Schaaren und seinen unerhörten Anforderungen wie ein Alp auf dem Lande; dennoch wurde muthig Hand ans Werk gelegt und mit Ernst und Ausdauer gewirkt und geschaffen. Muth und Kraft stärkten sich an der Arbeit selbst, die Zagenden faßten Vertrauen und auch zu den Verzweifelnden trat die Hoffnung mit ermuthigendem Gruße. Die erschütterten oder zerstörten Fundamente des Staates herzustellen mühte sich mit gewaltiger Energie und tiefer Einsicht der Freiherr von Stein mit der sturmfreien Seele und dem gläubigen Herzen; die umgeworfenen Säulen des Heeres richteten Scharnhorst wieder auf und seine Paladine Kleist, Boyen, Gneisenau, Grolmann und Andere; ein Zug von unbesieglicher Energie ging durch das ganze Volk, das sich gewaltig erhob in alter Kraft hinter den Trümmern des alten Staates, aus dessen starren Formen das Leben lange vor Jena schon gewichen, der zusammengebrochen war in dem wilden Kriegssturme. Das preußische Volk erhob sich, den Staat wieder aufzubauen in neuen Verhältnissen, in Formen, die allen Ständen Spielraum ließen, ihre Kräfte zu entfalten, auf daß Volk und Staat eins würden und nicht wieder zwei getrennte Wesen, wie es leider vor Jena gewesen.

Den besten Willen hatten Alle vom König an bis zu dem Letzten, der seine Hand ans Werk legte, und so entstand ein Werk, das man ein Wunderwerk nennen darf, obwohl es Nothwerk war und die Spuren eines solchen deutlich genug an sich trug. Es galt, den Bau unter Dach zu bringen, da konnten oft die Materialien nicht so sorgfältig gesichtet werden, als es zu wünschen gewesen wäre, da wurden auch Werkmeister und Bauleute öfter an die unrechte Stelle gestellt, da wurden die Pläne

des Bauherrn im Einzelnen oft nur mangelhaft ausgeführt oder ganz falsch verstanden, da wurde mancher treffliche Baustein aus dem alten preußischen Hause bei Seite geworfen oder an der unrechten Stelle vermauert, da wurde auch mancher mächtige Pfeiler in der Hast zertrümmert, weil er für den Augenblick im Wege war, dessen Erhaltung aber für die Festigkeit des Gebäudes von hohem Werth gewesen wäre oder später beim innern Ausbau dem Hause zu Schmuck und Zier gereicht hätte. Im Drange der Noth, unter dem Druck der Umstände wurde aus Eifer und Unkunde viel gesündigt und noch mehr verfehlt, viel übersehen und noch mehr unterlassen, weil man später nachzuholen die Absicht hatte; das Wunderwerk war eben ein Nothwerk. Leider hat man später oft nur das Wunderwerk preisen, das Mangelhafte daran aber nicht anerkennen wollen, ja, einzelne der Werkmeister und Bauleute von damals haben gerade das Mangelhafte an dem Bau am meisten gepriesen.

Alles, was von der Organisation des Staates gilt, das gilt auch von der des Heeres, auch sie war ein Wunderwerk, aber das Wunderwerk trug den breiten Stempel der Zeit der Noth, in der es geschaffen, an der Stirn. Auch die Mängel in der Heerverfassung galten Vielen und gelten noch Einigen als eigenthümliche Vorzüge.

Es gab schon damals, als man noch am Werke war, ja schon als man begann, scharfblickende Patrioten, welche die Gefahren erkannten, die für die Zukunft aus verschiedenen Einrichtungen hervorgehen müßten, aber sie schwiegen entweder, weil es sich eben um ein Werk der Noth handelte, das ja später verbessert werden konnte, und weil sie den schönen Einklang der Geister im patriotischen Schaffen nicht stören wollten, oder ihre treu gemeinten Warnungen verhallten ungehört oder wurden endlich, wenn sie gehört wurden, im Drange der Umstände nicht so berücksichtigt, als gut gewesen wäre.

In vielen Fällen mag eine volle Berücksichtigung solcher Warnungen damals gar nicht möglich gewesen sein, der König und seine Helfer haben gewiß die vollste Entschuldigung, aber schwere Mißstände und große Nachtheile für das Vaterland sind daraus hervorgegangen.

Zu den treuesten und eifrigsten Helfern aber auch den Warnern in jener Zeit, als das große Werk begann, gehörte der edle Pletz von Bessin. Der ehrenfeste märkische Edelmann war nach Königsberg berufen, seinen Rath zu geben und die Bauleute mit seinen Einsichten zu unterstützen, und man hätte keine bessere Wahl treffen können, denn obwohl Herr von Pletz, mit jenem bescheidenen Stolze, der ihm, einem unabhängigen Edelmann, so wohl anstand, es ablehnte, wirklich in den Staatsdienst einzutreten, so war er doch unermüdlich thätig. Der Freiherr von Stein hatte eine große Freude an dem Pletz, er wußte den ganzen Mann zu verstehen, weil auch er ein ganzer Mann war; Herr von Pletz wurde über all' die neuen Einrichtungen der innern Landesverfassung gehört, manches Gute wurde mit seiner Hülfe zu Stande gebracht, manches

wurde als gefährlich beseitigt, weil er seinen Widerstand entgegensetzte, und wenn dagegen auch viele Einrichtungen gemacht wurden, vor denen er treulich und eifrig warnte, so verkannte man bei seinem Widerspruch weder den Patriotismus, noch die Einsicht, sondern entschuldigte sich mit der Noth und vertröstete ihn mit der Hindeutung auf Abänderungen in der Zukunft. Damit war Herr von Pletz freilich wenig zufrieden, er wußte aus den Erfahrungen in seinen Lebenskreisen, wie schwer es ist, etwas wieder herzustellen, was ein Mal beseitigt worden, aber er schwieg, weil er nur bei dem zu beharren pflegte, was er wirklich verstand, sich für keinen großen Politiker und Staatsweisen hielt und seinen Widerstand seufzend aufgab, wenn man ihm erklärte, daß diese oder jene alte Einrichtung, für deren Erhaltung er kämpfte, nicht mehr in das Ganze der neuen politischen Organisation passe.

Es war für den edlen Pletz eine schwere Zeit, er sah klar manchen großen Uebelstand voraus, dennoch litt die feste patriotische Zuversicht auf die Erhebung Preußens in ihm keinen Schaden, denn er wußte, daß die kernhafte Unverwüstlichkeit, die in ihm selbst lebte, auch in den Herzen des Volkes in den alten Brandenburgisch-Preußischen Landen war, und er sah vor Augen, schon in den ersten Anfängen, was diese Unverwüstlichkeit vermochte.

Der ernste und feste Mann schloß sich im Laufe dieses Winters auf engste und innigste an den Major von Leist, der für ihn so recht ein Bild jener Preußischen Unverwüstlichkeit war, welcher seiner Ueberzeugung nach die Zukunft gehörte. Ernst, zurückhaltend, verschlossen selbst einer Frau gegenüber, die er mit der ganzen Manneskraft seines Wesens liebte, oft bis zur Unfreundlichkeit herbe gegen Alles, was von Außen an ihn kam, meist abweisend und abwehrend, oft sogar zurückstoßend im Verkehr mit Andern, suchte dieser Mann in auffallender Weise den Major, bemühete sich um dessen Vertrauen, warb so zu sagen um dessen Freundschaft. Da er Leist nicht in der Zeit gesehen, wo derselbe dem Verzagen und Verzweifeln nahe war, so bewunderte er dessen männliche Fassung, und der Eifer patriotischer Begeisterung, der sich auch bei Leist oft in schwungvoller, an Schiller'schen Pathos erinnernder Rede kund gab, entzückte den in Worten und Werken immer schlichten und nüchternen Sohn der Mark, der sonst alles was an Phrase erinnerte um so mißtrauischer betrachtete, je volltönender es klang. Außerdem fesselte den märkischen Edelmann auch das wunderbare Clavierspiel des Majors, das vielleicht auf ihn um so mächtiger wirkte, weil Leist wegen des steifgeschossenen linken Armes mit der linken Hand etwas unbehüflich geworden war. Der edle Pletz war nämlich ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, aber nicht, wie sich bei seiner Eigenart beinahe von selbst versteht, in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern in einer ganz andern. Sonntags Morgens saß er meist lange schon, bevor er sich zum Gottesdienst begab, am offenen Fenster und hörte wie die

Kirchenglocken in der Ferne gingen, deren Schall der Morgenwind über den Bessiner See trieb, und am Abend liebte er's, sich mit einem Trunk Wein in eine dunkele Ecke zu setzen und dem Spiel seiner Frau zu lauschen, obgleich deren Fertigkeit außerordentlich gering war und sich auf ein Paar Choräle und einige andere ganz einfache volksthümliche Melodieen beschränkte. Unermüdlich spielte Frau Hedwig alle ihre Melodieen, sobald sie bemerkte, daß sich ihr Gemahl in seine Ecke zurückgezogen, und wenn sie ihren Vorrath erschöpft hatte, so fing sie geduldig wieder von vorn an und fuhr unermüdet fort, bis Herr von Pletz hinter ihren Stuhl trat, sich über ihre Schulter neigte und ihre Wange küßte, dann aber fühlte sie oft, daß die Augen des harten festen Mannes naß waren. Ein solcher Musikliebhaber war der Erbherr von Bessin; als er nun in Königsberg Herrn von Leist spielen hörte und Elisabeth's Gesange lauschte, hörte er eigentlich zum ersten Male das was Kenner Musik nennen, und wie ein Zauber wirkten die meisterhaften Phantasien des Majors auf ihn; er verstand eigentlich nichts von der Musik, die er nun vernahm, und verstand sie doch wieder ganz, sie wirkte auf ihn ähnlich, wie das Brausen des Sturmes, wenn er über den Bessiner See fuhr und sich an der Ecke des Herrenhauses brach. Er hörte es gern, wenn Elisabeth sang, der Schmelz ihrer Stimme, der glockenreine Klang ihrer Töne rührte ihn, aber fesselte ihn doch lange nicht so, wie das geheimnißvolle, räthselreiche Clavierspiel des Majors, das ihn mit zauberischer Gewalt gefangen nahm und seine Seele vollauf beschäftigte.

Zu diesen Banden, welche den eigenthümlichen Mann an Leist knüpften, kam noch etwas; er fühlte sich dem Major in politischen Dingen überlegen, er sah den Einfluß, den er auf den jüngeren Mann übte, und so hatte er das Bewußtsein, daß er in diesem Verhältniß nicht der allein Empfangende war, sondern daß er Gegengaben zu bieten habe; das aber ist zwischen rechten Männern die wahre Grundlage dauernder Freundschaft.

Das war auch die Grundlage der Freundschaft zwischen Leist und Nostitz gewesen, und Herr von Pletz begann in Leist's Leben und Herzen nach und nach die Stelle des fernen Nostitz in ähnlicher Weise einzunehmen, wie Frau Hedwig bei Elisabeth an die Stelle der Kammerherrin von Redow trat. Dadurch wurde Nostitz aus dem Herzen des Majors eben so wenig verdrängt, wie Marie aus dem Herzen Elisabeths, im Gegentheil behielt Nostitz seinen Platz so fest, daß Leist, wenn er erregt war, sehr oft den Erbherrn von Bessin Nostitz nannte. Das gab denn auch zu manchem heitern Scherz Veranlassung und Pletz meinte, er müsse sich nun auch, um Herrn von Nostitz ganz ähnlich zu werden, dessen charakteristischen Cavalleriefluch: Der Schwarze soll mich reiten! angewöhnen. Diese Angewöhnung des fernen Freundes kannte er aus den Erzählungen des Majors.

Die Spanier haben ein Sprichwort: Je mehr die Freundschaft giebt,

desto reicher wird sie! Das zeigte sich in diesen Verhältnissen als eine unbestreitbare Wahrheit, denn je inniger sich diese beiden also verbundenen Paare an einander schlossen, desto reicher an Freundschaft und Liebe wurden ihre Herzen auch für die fernen Freunde.

Ueber einen Punkt nur war der Major nicht einverstanden mit dem Erbherrn von Bessin, das war die Stiftung jenes Vereins patriotisch gesinnter Männer zur Erweckung deutschen Sinnes, zur Beförderung reiner Sitten und wissenschaftlichen Geistes, jenes wissenschaftlich-sittlichen Vereins, wie er sich selbst, des Tugendbundes, wie ihn bald Andere nannten.

Herr von Leist war begeistert für den Gedanken dieser Stiftung, der märkische Edelmann verhielt sich, wie wir gesehen haben, von vorn herein abwehrend gegen denselben, und je mehr der Gedanke des Oberfiskals Mosqua Leben und Fortgang gewann, je fester und bestimmter sich der beabsichtigte Verein wirklich gestaltete, desto höher stieg einerseits die Begeisterung des Majors, andererseits aber auch die Abneigung des Herrn von Pletz. Charakteristisch war es dabei für beide Männer, daß Herr von Leist fortwährend bemüht war, seinen ältern Freund von der Wichtigkeit der neuen Stiftung, von der Bedeutung, welche dieselbe für die Zukunft haben werde, zu überzeugen und ihn zum Anschluß an den Verein zu bewegen suchte, während Herr von Pletz niemals den Versuch machte, den jüngern Freund der Stiftung zu entfremden. Freundlich hörte er die begeisterten Reden, die Leist für den Verein hielt, mit an, aber sie machten keinen Eindruck auf ihn, er blieb dabei, daß er nun ein Mal eine tiefe Abneigung gegen alle Vereine habe, die sich mit einem ganzen oder halben Geheimniß umhüllten, daß er aber auf eigene Hand für die Zwecke des Vereins thätig sein werde, auch in der Zukunft, wie er es schon immer gewesen. Der alte Herr Rienäcker, der anfänglich auch sehr begeistert für den Verein gewesen, wurde durch diese Haltung des edeln Pletz so stutzig gemacht, daß er immer mehr erkaltete und sich endlich ganz zurückzog, während der Major mit vollem Feuer sich an der Constituirung des Vereines betheiligte.

Es gehörte aber auch großer Enthusiasmus zur Stiftung des Tugendbundes, wie wir den sittlich-wissenschaftlichen Verein der Kürze wegen nennen wollen, denn es fand derselbe in den höhern Regierungskreisen keineswegs die freundliche Aufnahme und den Anklang, auf den die Stifter gerechnet hatten. Es gelang keiner Bemühung, den Staatminister von Stein zu einer Aeußerung zu bewegen, und eigentlich verhielten sich bis auf Wenige alle höhern Staatsdiener kalt und ablehnend. Mehr Anklang fand der Tugendbund in den militärischen Kreisen, der feurige Major von Boyen hatte Scharnhorst gewonnen, und das gab den Stiftern endlich auch den Muth, die Verfassung des Bundes und die Statuten auszuarbeiten, um dieselben Sr. Majestät dem Könige zu überreichen und um Anerkennung zu bitten. Eine Anerkennung, die dann auch schließlich

dem Tugendbunde nicht versagt wurde, ihn aber doch nur wenig förderte.

Obgleich nun Herr von Pletz sich hartnäckig weigerte, Theil an den Arbeiten für den Tugendbund zu nehmen, so sah er es doch beinahe gern, daß der Major so begeistert für diese Sache war; der wackre Mann fühlte, daß eben nicht alle Menschen dazu gemacht sind, einfach das zu thun, was ihre Schuldigkeit ist, sondern daß es für Viele des Anstoßes und des Beispieles bedarf, und daß namentlich Militairs auch im Leben gern in Reihe und Glied stehen, weil sie von Jugend auf zum Kampfe „Schulter an Schulter" mit treuen Genossen erzogen werden. Ganz klar war sich der Erbherr von Bessin darüber vielleicht nicht, aber er fühlte richtig und ließ darum den jüngern Freund gern gewähren. Darum war es der Major allein, der immer wieder Discussionen oder wenigstens sehr lebhafte Gespräche veranlaßte, weil er den Gedanken nicht aufgeben wollte oder konnte, seinen theuern Pletz zum Mitglied des Bundes zu machen.

Eines Morgens wurde eine solche sehr lebhafte Unterhaltung zwischen den beiden Freunden durch Sternkieker's unvermutheten Eintritt unterbrochen; Beide schwiegen und sahen den alten Dragoner fragend an, der sich seiner Gewohnheit nach steif und würdevoll einen halben Schritt rechts von der Thür aufstellte.

„Was giebts, Sternkieker?" fragte der Major, dem noch die Wangen glüheten von dem eifrig geführten Gespräch.

„Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister," antwortete der Getreue derer von Leist, „der Herr Graf sind unten und wünschen dem Herrn Obristwachtmeister aufzuwarten!"

„Der Herr Graf? Welcher Graf?" fragte der Major.

„Der Herr Graf," entgegnete Sternkieker ohne eine Miene zu verziehen, „der damals bei uns in Spankow gelegen hat, mit einer Kugel in den Knochen, der keinen Rheinwein nicht trinken wollte, der Herr Obristwachtmeister konnten ihn gar nicht leiden!"

„Graf Marcolini?" fragte Leist erstaunt, nach kurzem Besinnen.

„Zu Befehl, Herr Obristwachtmeister," rief der Dragoner, „so einen Namen hat er."

„Führe den Herrn Grafen herauf!" befahl der Major, „das ist ein sehr unerwarteter und sehr seltsamer Besuch!" sagte er, als Sternkieker das Zimmer verlassen hatte, zu Herrn von Pletz.

„Ein sächsischer Legationsrath Graf Marcolini," erwiederte Pletz, „ist seit einigen Tagen hier, um wegen der ehemaligen Preußischen Beamten im neuen Herzogthum Warschau zu verhandeln. Sachsen will die Beamten nicht übernehmen, auch nichts thun, das Loos dieser unglücklichen Männer zu erleichtern, kann auch vielleicht nicht, weil alle schlechten Leidenschaften des Polnischen Charakters sich jetzt in Groll und Haß überbieten gegen die deutschen Beamten. Der König, unser Herr, ist

sehr bekümmert über das harte Geschick, das diesen armen Menschen zu Theil wird, aber leider sind wir noch weniger als Sachsen im Stande etwas zu thun."

„Die neue Regierung in Warschau entfernt also alle ehemaligen Preußischen Beamten, den Polen zu Liebe?" fragte Leist bekümmert.

„Den Polen zu Liebe und auch aus Furcht vor den Franzosen, welche die Entfernung verlangen, lediglich weil sie wissen, daß sie uns eine neue Verlegenheit bereiten, wenn sie uns eine neue Armee von brodlosen Beamten zuschicken. Auf Wiedersehen, lieber Major!"

Leist war eben im Begriff, den Freund zum Bleiben zu nöthigen, doch ließ ihm dessen rasche Entfernung keine Zeit dazu, auch fiel ihm ein, daß derselbe vielleicht absichtlich ein Zusammentreffen mit dem sächsischen Diplomaten vermeiden wollte, deshalb drehte er sich rasch um und ging der Thür zu, durch welche Graf Marcolini eintrat.

Beide Männer blieben einen Schritt Einer vor dem Andern stehen und schauten sich mit unverhehltem Erstaunen an, der Diplomat faßte sich zuerst und rief: „Mein verehrtester Freund, ich habe so eben die Ehre gehabt, Frau von Leist mein Compliment zu machen, welche ich auf der Stelle wieder erkannte, welche sich gar nicht verändert hat —"

„Und nun," unterbrach Leist lächelnd, „verwundern sie sich, lieber Graf, daß ich mich so verändert habe; feindliche Waffen sind mir etwas stark in meine glatte Haut gerathen, das ist Alles, sonst bin auch ich unverändert, ganz der Alte, sein sie mir willkommen, lieber Graf!"

Der Major streckte die Hand aus und führte den Diplomaten zu einem Sessel. Graf Marcolini hatte sich im Lauf der letzten Jahre ebenfalls sehr verändert, aber nicht zu seinem Nachtheil, die kleine, einst hagere und eckige Figur hatte Rundung und Fülle gewonnen, der dunkle Teint hatte sich geklärt, das wohlgenährte Gesicht hatte die gelbliche Blässe des Marmors angenommen, die zu dem festen Gesichtsschnitt sehr gut paßte, und die dunkeln Augen, die sonst in tiefen Höhlen funkelten, hatten jetzt in ihrem gedämpften Feuer einen vorzugsweise behaglichen Ausdruck. Wirklich, der Major hatte seinerseits auch Ursache genug, sich über die Veränderung zu wundern, die mit dem maaßlos leidenschaftlichen, unruhigen, lebhaften Marcolini vorgegangen war, der nun neben ihm saß, das vollendete Bild leiblicher und geistiger Behäbigkeit, und ihm bald freundlich lächelnd in's Gesicht sah, bald nicht minder freundlich auf die rosigen Nägel seiner sorgfältig gepflegten Hände blickte.

„Die ganze Welt hat sich verändert," lieber Herr von Leist, „seit wir in Berlin von einander schieden, warum sollten wir uns wundern, daß auch wir uns verändert haben!"

Damit eröffnete der Diplomat zum zweiten Male das Gespräch.

„Es scheint als ob sie, mein lieber Graf, ganz zufrieden wären mit den stattgehabten Veränderungen!' meinte der Major gutmüthig lächelnd.

„Sie haben recht," bemerkte Marcolini, „was die politischen Ver-

änderungen betrifft, so ist es mein Metier, vor der vollbrachten Thatsache Respect zu haben, und meine geliebte Person befindet sich recht wohl, seit ich faul und egoistisch geworden bin; das Fieber der Leidenschaften hat mich verlassen, ich habe gelernt zu genießen, enfin, sie sind ein Kriegsheld geworden und ich ein Philosoph."

Leist staunte immer mehr; in diesem leicht plaudernden, gleichmüthigen Epikuräer war allerdings keine Spur mehr von dem leidenschaftlichen jungen Manne von ehedem, selbst der Ton der Stimme hatte sich geändert, die scharfen Accente und Kehllaute hatten sich ganz verloren, weich und glatt floß die Rede dahin.

Nachdem alle jene Reden und Fragen erschöpft waren, welche Männer, die sich Jahre lang nicht gesehen haben, an einander zu richten und mit einander zu wechseln pflegen, zog Graf Marcolini ein kleines Portefeuille hervor und sagte, indem er sich zurücklehnte: „Ich freue mich auch noch aus einem andern Grunde, daß ich sie hier gefunden habe, mein ritterlicher Freund; ich habe mir nämlich einen Auftrag an sie aufbürden lassen, den ich nicht übernommen hätte, das gestehe ich offen, wenn er nicht zum Theil wenigstens Angenehmes für sie enthielte. Ich übernehme fast niemals Aufträge, man hat selten Dank davon, wissen sie, aber oft Verdrießlichkeiten und immer Mühe; es versteht sich aber von selbst, daß ich mit Vergnügen eine Ausnahme machte, weil der Auftrag ihnen galt."

Der Graf öffnete sein Portefeuille und nahm einige Papiere heraus, dann fuhr er, immer freundlich und ruhig, fort: „Sie verzeihen, lieber Herr von Leist, wenn ich etwas weit aushole bei meinem Vortrage, es ist nöthig, um ihnen das rechte Verständniß zu verschaffen, und sollte ich dabei einige Saiten berühren, deren Klang ihnen nicht angenehm, so bitte ich im Voraus, mich mit meiner wohlwollenden Absicht zu entschuldigen."

Leist verbeugte sich lächelnd.

„In Paris, ich war vier Monate dort in besonderer Mission," begann der Diplomat, „hatte ich die Bekanntschaft des Commandanten Télieu, eines sehr unterrichteten Officiers, gemacht. Gleiche Neigungen führten uns öfter zusammen, er machte meinen Führer bei verschiedenen Vergnügungspartieen und gab mir einige vorzügliche Diners im Palais-Royal. Im vorigen Sommer traf ich diesen Mann in Dresden wieder, er war zwar Obrist geworden, war aber kein Schatten mehr von sich selbst, krank, unheilbar krank. Der arme Télieu war nämlich in einer eiskalten Winternacht von den Preußen überfallen worden; zwar war es ihm gelungen, in bloßen Füßen zu flüchten und sich so der Gefangenschaft zu entziehen, in der Aufregung und der Nacht aber hatten darmstädtische Truppen, die unter seinem eigenen Befehl standen, auf ihn geschossen und ihn schwer blessirt. Der bessern Heilung wegen hatte er

sich nach Dresden bringen lassen, aber die Kunst konnte für ihn kein Wunder thun."

„Erlauben sie einen Augenblick, Graf Marcolini," unterbrach hier der Major den Sprechenden, „ich weiß nicht, ob das Einfluß auf ihre Mittheilungen haben kann, aber ich halte mich für verpflichtet, sie zuvor davon in Kenntniß zu setzen, daß ich es war, der im Januar des vorigen Jahres den Ueberfall ausführte, der für diesen Télieu so verhängnißvoll geworden ist; ferner muß ich ihnen sagen, daß bei diesem Ueberfall Papiere in meine Hände gefallen sind, welche mir deutlich beweisen, daß dieser Télieu bei der schmachvollen Espionage betheiligt war, mit welcher mein Vaterland umgarnt wurde, schon lange vor der Katastrophe von Jena. Entschuldigen sie meine Unterbrechung!"

„Oh!" entgegnete der Graf milde lächelnd, „sie werden von diesem Herrn Télieu noch mehr hören und werden erstaunt sein, aber sie können nicht mehr erstaunen, als ich damals. Doch zur Sache! Colonel Télieu ließ mich bitten, ihn zu besuchen, und ich fand ihn, den Genossen mancher wilddurchschwärmten Pariser Nacht, hoffnungslos darniederliegend; er selbst wußte, daß er nur noch wenige Tage zu leben hatte, und obgleich ich sonst Krankenbesuche hasse und nicht gern mit sterbenden Menschen verkehre, so konnte ich doch nicht umhin, den armen Mann öfter zu besuchen, der ganz verlassen war. Sie sehen, ich habe auch meine Anwandlungen von gutmüthiger Schwäche. Eines Morgens nun sagte mir Télieu, ich müsse, wenn er sich recht erinnere, unter meinen Berliner Bekannten einen Herrn von Leist haben, Officier im Regiment Gensd'armen. Ich bejahte das und wunderte mich nur, daß er so genau über meine Berliner Bekanntschaften unterrichtet sei, zumal da er mir in Paris nie etwas davon gesagt hatte. Darauf erfolgte denn ein Bekenntniß, das mit ziemlich viel Cynismus abgelegt wurde und mir verrieth, daß ich in dem Herrn Télieu mit einer ziemlich unreinlichen Art von Menschen verkehrt hatte. Der Herr war nämlich, um es kurz zu sagen, einer von den militairischen Spionen des Kaisers der Franzosen, die dieser überall zu halten pflegt, um immer genau über die militairischen Verhältnisse in anderer Herren Ländern unterrichtet zu sein. Als solcher hatte sich Télieu längere Zeit in Berlin aufgehalten, unter falschem Namen natürlich, und in Berlin gerade hatte er dem Kaiser außerordentlich gute Dienste leisten können, weil er dort das Terrain ganz genau kannte. Der Herr Télieu war nämlich nicht nur ein geborener Berliner, seine Familie gehörte zur französischen Colonie in Berlin, sondern er hatte auch dort eine Schwester, die mit einem hochgestellten Manne verheirathet war."

„Dieser Télieu," nahm der Major ernst und gefaßt das Wort, als der Graf einen Augenblick schwieg, „war also der Bruder jener elenden Frau, die mein unglücklicher Schwiegervater nach dem Tode seiner Ge-

mahlin heirathete? Ich entsinne mich jetzt des Mannes vollkommen; er war im Reinbach'schen Hause und nannte sich Verrier?"

„Sie werden sich schwerlich täuschen," meinte Marcolini lächelnd, „obwohl ich mich des Namens nicht entsinne; der Herr Télieu hat deren zu viele geführt, als daß man dieselben alle behalten könnte; der Name thut indessen auch nichts zur Sache. Die Geschichte ist nun einfach die folgende: als sich Télieu aus Berlin entfernte, nahm er seine Schwester mit, welche, wenn ich recht verstanden habe, Ursache genug hatte, Berlin zu verlassen, um einer gefährlichen Untersuchung zu entgehen. Nicht Télieu, so versicherte er wenigstens, sondern diese liebenswürdige Schwester bemächtige sich vor ihrer Flucht des ganzen Vermögens, das heißt die flüchtige Gattin bestahl ihren Gemahl und ließ ihn als Bettler zurück. Ihrer Frau Gemahlin sind dadurch große Summen verloren gegangen, Télieu und seine Schwester vergeudeten dieselben in Amsterdam und Paris, zum großen Theil mögen dieselben auch verspielt worden sein. Uebrigens betrog der Bruder die eigene Schwester, sie hat es nicht besser verdient. Unter den Geld- und Werthpapieren aber aus dem Vermögen des Geheimen Finanzraths von Reinbach, welche die Schwester des Herrn Télieu geraubt, befanden sich auch mehrere, welche in der Ferne nicht zu Geld gemacht werden konnten, Télieu behielt sie, er dachte vielleicht an die Möglichkeit, sie einst in Berlin selbst anzubringen. Als er aber auf dem Sterbebette lag, als er die Ueberzeugung hatte, daß er sie nicht mehr nützen könne, faßte er in einer Anwandlung von Reue vielleicht den Entschluß, diese Papiere der rechtmäßigen Erbin des Finanzrathes von Reinbach wieder zuzustellen. Er bat mich um diesen Dienst, übergab mir die Papiere, und ich bin jetzt so glücklich, mein lieber Herr von Leist, ihnen dieselben, die immer noch eine respectable Summe bilden, zu übergeben."

Mit zierlicher Handbewegung und mit verbindlichem Lächeln überreichte der Diplomat dem Major das Packet, das er aus seinem Portefeuille genommen; Herr von Leist nahm die Papiere ruhig, legte sie achtlos neben sich und sah sinnend vor sich nieder. Graf Marcolini blickte einen Augenblick befremdet, daß die Sache anscheinend einen so geringen Eindruck auf den Major machte, dann lächelte er fein und legte sein Portefeuille wieder zusammen. Der kluge Epicuräer glaubte in diesem Augenblick den armen invaliden Kriegsmann ganz durchschaut zu haben und hatte sich doch in seinem ganzen Leben vielleicht noch niemals so gewaltig geirrt.

Nachdem der Diplomat seinen Auftrag erfüllt hatte, der ihm doch etwas peinlich gewesen sein mochte, obwohl er ihn gewiß nur in der freundlichen Absicht übernommen hatte, der Frau von Leist einen Theil ihres väterlichen Erbes zu retten, begann er eine heitere Conversation über die letzten Hoffeste, denen er beigewohnt, und fesselte den Major durch den eigenthümlichen Reiz, den er durch seine pikante Darstellung

auch den unbedeutendsten und nichtigsten Dingen zu verleihen wußte, Als er sich nach einer halben Stunde etwa empfahl, bat er um Erlaubniß, an einem der nächsten Tage Frau von Leist aufwarten zu dürfen.

Der Major war wieder allein und er fühlte sich erheitert, beinahe wider Willen; die glänzende Conversation des Diplomaten hatte seine Gedanken abgelenkt von den Gegenständen, mit denen sie sich sonst unaufhörlich beschäftigten, Marcolini hatte ihn wieder einen Blick thun lassen in eine Welt unbekannten Lebensgenusses, und lächelnd sagte sich der ernste eifrige Patriot, daß er nicht abgestumpft sei gegen den verführerischen Reiz eines glänzenden Salonlebens, aber fest und streng setzte das Mitglied des Tugendbundes hinzu, daß dem Patrioten Entsagung zieme in dieser Zeit des Unglücks.

Von ungefähr fiel sein Blick auf das Packet der Werthpapiere, das ihm der Graf gegeben, er nahm es und ging damit nach dem Ofen, denn er hatte geschworen, daß von dem unrechtmäßig erworbenen, oder doch nicht auf anständige Weise zusammen gebrachten Vermögen des unglücklichen Finanzrathes kein Groschen in sein Haus kommen sollte. Er öffnete schon die Thür und die Flamme leuchtete ihm entgegen, da trat er plötzlich zurück, ging zum Fenster, öffnete das Packet und sah die Papiere einzeln und genau an, er rechnete und zählte zusammen.

„Es sind über zwanzigtausend Thaler dabei,“ sagte er endlich, und helle Freude leuchtete aus seinen Augen, „über zwanzigtausend Thaler, die sich flüssig machen lassen werden. Nun, mein Herr Graf Marcolini, sie sind hierher gekommen, um uns zu sagen, daß ihre Regierung mehrere Hundert Preußische Beamte brodlos macht, sie haben uns aber glücklicher Weise auch die Mittel mitgebracht, den hülfsbedürftigsten Theil dieser Beamten wenigstens vorläufig vor Hunger zu schützen!“

Rasch und gefaßt in allen seinen Entschlüssen schob der Major die Papiere in seine Brusttasche, nahm Mütze und Stock und hinkte hinüber, um sogleich mit seinem Freunde, dem alten Herrn Rienäcker, Rücksprache über sein Vorhaben zu nehmen und dessen Rath zu hören, wie sich dasselbe am besten ins Werk setzen lasse, ohne daß sein Name dabei genannt werde.

Eine Stunde später war die ganze Angelegenheit aufs Beste eingeleitet, und Leist fühlte eine süße Genugthuung in dem Gedanken, daß das Geld des unglücklichen Finanzrathes nun doch zum Theil wenigstens eine edle und dem Vaterlande Nutzen bringende Verwendung finde. Es war ihm, als werde dadurch das Andenken des Mannes, der doch immer der Vater seiner geliebten Elisabeth war, von dem Vorwurf befreit, der auf demselben gelastet. Frau von Leist aber war es eine große Ueberraschung und rechte Herzensfreude, als sie ihren Gemahl bei Tische plötzlich sagen hörte: „Nehmen sie ein Glas Rheinwein zum Fisch, lieber Herr von Pletz, mein seliger Schwiegervater trank zum Fisch nur Rheinwein, und auf solche Dinge verstand er sich trefflich!“

Elisabeth hatte ihren Gemahl bis dahin nie von ihrem Vater sprechen hören, Leist hatte es vermieden, oft ängstlich vermieden, und die Tochter liebte ihren Vater doch, freilich hatte sie auch keine Ahnung von den tiefern Schattenseiten in dessen Leben. Der Major aber hatte an diesem Tage des Finanzraths in freundlicher Weise gedenken müssen, dazu hatte ihn sein Herz getrieben, aber vielleicht hatte es ihn darum so stark getrieben, weil er wußte, welche Freude er der Tochter des armen Mannes damit machen werde.

Den Lohn für die freundliche Erwähnung des Vaters konnte er ohne Mühe in den dankleuchtenden Augen der Tochter lesen.

Das sind wohl Kleinigkeiten und scheinbar unbedeutende Dinge, aber solche Kleinigkeiten sind es eben, von denen die Liebe lebt.

Slawen und Deutsche.

Unter dem Titel: „Slawen- und Teutschthum in cultur- und agrarhistorischen Studien zur Anschauung gebracht, besonders aus Lüneburg und Altenburg" liegt uns ein Buch vor, das größere Beachtung zu verdienen scheint, als es bisher gefunden. Es enthält „quellenmäßige Beiträge zur Geschichte der Dörfer und Landwirthschaft in Deutschland." Verfasser ist Victor Jacobi, Professor an der Universität Leipzig, ein in seinem Fache (Theorie der Landwirthschaft) so ausgezeichneter Mann, daß er wenig Seinesgleichen hat. Obiges Buch ist 1856 bei Carl Rümpler in Hannover erschienen. Das besondre Verdienst des Werks liegt — für uns wenigstens — in den Aufschlüssen über die Vergangenheit der wendischen Stämme, die so blutwenig bekannt ist, obgleich wir grade in Preußen, ja selbst ganz in der Nähe Berlins noch eine Menge Ueberreste von Wenden und Wendenzeiten haben. Wir sind entwöhnt, Acht darauf zu geben. Vielleicht dürfte es aber einen weitern Kreis von Lesern interressiren, ohne bedeutende Anstrengung einige Kenntnisse auf diesem Gebiet zu erwerben.

In der Lausitz (namentlich Niederlausitz) findet man noch ganze Dörfer von einem Schlag Menschen bevölkert, der durch athletischen Körperbau und riesenhafte Abhärtung gegen die Einflüsse der Jahreszeiten dem äußern Auge auffällt. Näher betrachtet, erscheint er wie ein wildfremdes Volk, denn er spricht seine eigne Sprache, in der ihm auch gepredigt und vor Gericht durch Dolmetscher Recht gesprochen wird, und hütet sich, daß kein deutsches Element in seine strenge Abgeschlossenheit dringe. Deshalb setzt er seine Dörfer, die aus vereinzelten Häusern bestehn, mitten in's Wasser, wozu besonders der Spreewald günstige Gelegenheit bietet, und nur der Kahn kann den Nachbar zum Nachbar tragen. So sind z. B. die Dörfer Lehde bei Lübbenau und Burg

gebaut. Und die Giganten, die dort wohnen — man trifft nicht selten Frauen von 6 Fuß Größe und darüber — das sind die echten, unverfälschten Wenden. Ihre Naturanlagen sind keineswegs schlecht, allein sie wollen sie nicht ausbilden, weil sie sich ja sonst mit deutschem Wesen vermengen, in's Deutsche hineinleben müßten. Daher erscheint ihr Charakter mißtrauisch, tückisch. Indeß unter sich sind sie bieder, ehrlich, ein Herz und eine Seele; und gehn sie im Trunk, den sie sehr lieben, auch mit Wagendeichseln auf einander los, so bewährt sich das Lausitzer Sprüchwort: „Ein Wendenschädel springt nicht, er dröhnt blos." Die Religion dieser Leute ist natürlich jetzt längst das Christenthum, allein ihre heidnische Vorzeit hat ihnen eine solche Portion von Aberglauben und Ammenmärchen vererbt, daß die herkulischen Gestalten bei den einfachsten seltnern Naturerscheinungen „wie Espenlaub" zittern. Es ließe sich ein Buch schreiben über ihre Furcht vor dem Monde, ihre Deutungen der alltäglichsten Vorkommnisse, ihr Beben vor der Begegnung gewisser Thiere, wie Spinnen, Katzen ꝛc. Die Spinnstuben der wendischen Bauern wissen davon zu erzählen. Doch zurück zu Victor Jacobi. Hören wir, was er von den Wenden berichtet. Er spricht hauptsächlich von den Gruppen an der Westelbe.

„Die heutigen Erkennungszeichen ehemaliger wendischer Cultur bestehen in folgenden Dingen: 1) In der jetzt schon allgemeiner bekannt gewordenen hufeisenförmigen Gestalt der Dörfer, die ich mit einem Gesammtausdrucke Rundlinge nenne, indem, wenn auch eine nicht geringe Zahl nicht rundlich, sondern eckig ist, doch alle überhaupt zum symmetrischen Abschlusse gekommenen Dörfer ursprünglich darin übereinstimmten, daß sie, bis auf eine, als Ein- und Ausgang zugleich dienende Oeffnung, rundum abgeschlossen waren. 2) In unverkennbar slawisch lautenden Namen selbst nicht rundlich gebauter Dörfer, deren frühere Hufform theils notorisch bekannt ist, oder sich aus andern Spuren ergiebt, welche in Kapitel VIII. besprochen werden sollen. 3) In den slawischen Benennungen einzelner Flurörtlichkeiten (Flurortsnamen). 4) In urkundlichen Nachrichten der früheren Benennung als villa slavica.

„Das ehedem von Slawen bewohnte Gebiet läßt sich in folgender Weise umgrenzen.

„Man zieht zuerst bei Marschacht an der Elbe eine schräge südliche Linie bis zu dem Punkte, wo die Ilmenau bei Dreck-Harburg eine scharfe westliche Krümmung einschlägt. Alsdann wird die Grenze durch die süd-nördlich fließende Ilmenau und den nord-südlichen, mit jener correspondirenden Lauf der Ise bestimmt. In der Wasserscheidegegend dieser Flüsse springen, ungefähr noch eine Meile nach Westen hin, wendische Hufeisen oder Rundlinge in das lüneburgische Sassenland hinein. Südlich wird das hannoversche und braunschweigische Wendenland von der Aller, und das preußische in der Altmark, von der Spetze und der Ohre, von der west-östlichen Biegung der letzteren an, umsäumt. West-

lich und nördlich schließt die Elbe, von Rogätz am Ohreeinflusse bis nach Marschacht ab.

„Durch diesen Anschluß der Altmark erblicken wir das hannöversche und braunschweigische Wendland im natürlichen Zusammenhange mit dem größten Theile des westelbischen Bodrizerlandes.

„Die Wenden haben die Gaue 1) den Lemgau, 2) den Oering oder Nöring, 3) den Drawän, 4) den Gein, 5) den Bröking und 6) den Gau in den Haiden inne gehabt.

„I. Zum Lemgow, früher Lemigau, auch Leinegau, gehörten: Boltzendorf, Predöl, Crimitz, Prezier, Witzeetze, Bockleben, Schmarsau, Schletau, Simander, Schweskau, Trabuhn und Puttball.

„II. Der Oering oder Nöring. Zu diesem haben gehört: Teplingen, Lübbau, Dangenstorf, Rebenstorf, Reddebeitz, Bösel, Woltersdorf, Lichtenberg und Thurau.

„III. Der Drawän ist der größte unter diesen Gauen gewesen und hat die ganze Gegend zwischen den Städten Lüchow und Dannenberg und dem Pfarrdorfe Rosche (w. 1½ M. v. Oldenstadt) in sich begriffen; die ganze Hausvoigtei des Amtes Lüchow; die Voigtei Kiefen und ein Theil der Hausvoigtei des Amts Wustrow wird noch heute der Drawän genannt und in den Ober- und Nieder-Drawän eingetheilt.

„IV. Der Gein. Zu diesem sollen die Dörfer der Kirchspiele Bühlitz und Zeetze, die um das herrschaftliche Geinholz liegen, gehört haben, namentlich Bühlitz, Besem, Cussebode, Gistenbeck, Luckau, Nauden, Steine, Zeetze, Sachau, Zargleben, Mammoißel und Püggen.

„V. Zum Bröking gehörten: Weitsche, Rhebeck, Serau, Künsche und Saaße; auch der Lage nach Tarmitz, Colborn, Loge, Ranzau und Crautze.

„VI. Der Gau in den Haiden aber hat in sich begriffen: Dünsche, Pannecke, Liepe, Klein-Breese, Lanze, Lomitz, Prezelle, Nemitz, Groß-Breese, Tobringen, Basentien, Trebel, Clautze, Marleben, Gedelitz, Gorleben und Meetschau."

Der wendische Rundling (Hufeisendorf) besteht aus folgenden Theilen:

1) Der Eingang oder die Oeffnung. 2) Der Dorfplatz. 3) Das Vorhaupt. 4) Der Platz für die Hofrheite. 5) Die Klanzei. 6) Das Prising. 7) Der Koreitz.

Der „Eingang" und der „Dorfplatz" erklären sich selbst. Also kommen wir gleich auf

3) Das Vorhaupt. So nennt man in vielen obersächsischen, slawischischen und deutschen Dörfern sowohl den Raum, welcher zwischen der Vordergiebelwand der Gebäude und dem Dorfplatze liegt, als zuweilen auch die Enden von Grundstücken, welche auf den Gemeindeweg vor dem Dorfe führen.

4) Der Platz für die Hofrheite oder die Baustelle. Derselbe ist

nur hinsichtlich der ihm angewiesenen Dimensionen in Breite und Tiefe verschieden, je nachdem ursprünglich, wie im Lüneburgischen, Wohnung, Stallung und Scheunenraum unter einem Dache, oder unter mehreren unter sich verbundenen oder von einander getrennten Dächern angebracht wurden. Letzteres war in Obersachsen, auch in Böhmen der Fall.

5) Die Klanzei. So heißt die natürlich sich abrundende Umgebung zwischen den Hintergiebeln und den Dorfzäunen.

Die Klanzei wird in obersächsischen Wendendörfern Kleinet, auch Kleinetgarten, mitunter auch Kleinod genannt. Diesem Namen hat man verschiedene Deutungen gegeben. Weil die Klanzeien zum Theil als Küchengarten, zur Erziehung des Kleinbedarfes an Gemüse benutzt werden, hat man geglaubt, die Benennung rühre von diesem Anbaue des Kleinen, Geringfügigen, her. Da aber die Klanzei theilweise auch als Grasgarten dient, auf welchem zeitweise auch das Klein- oder Jungvieh sich tummelt, so leiten Andere den Namen von dieser Viehgattung ab.

6) Das Prising. Hinter der Klanzei folgt ein natürlich sich erweiterndes Stück Land, oft Wiese und Holz, oft auch Garten- und Ackerland, zu demselben Hofe gehörig. Dieser Platz heißt Prising, und nicht nur so, daß die einzelne Parzelle diesen Namen führt, sondern auch das Ganze. So heißt es: „„düt is min Prising."" Auch sagt der Wende wohl von einem passenden Stück Ackerlandes, das er gepachtet hat: „„düt sall min Prising sin."" Dann heißt es aber auch „Woltersdorfer, Lichtenberger, Thurauer, Saaßer u. s. w. Prising." Der Lage des Dorfes nach ist dies in der Regel bruchiges Land. Oft sind diese Prisinge kleiner, oft größer.

Der Verfasser zählt hiernach die Reste des Wendenthums in verschiedenen Gegenden auf und knüpft an:

„Mit der großen Mehrzahl der Dörfer in der Umgegend von Berlin scheinen totale Veränderungen vorgegangen zu sein; denn obgleich sehr zahlreiche slawische Namen vorkommen, so lassen doch die wenigsten Dörfer etwas von Rundlingspuren erkennen. Man muß dort wieder sehr auf die Stellung der großen vorherrschend *U*förmigen Gehöfte und Umbiegung einer oder beider Häuserreihen am Ausgange der meist gassenförmigen Dörfer achten, z. B. bei Schmargendorf und Lichterfelde, n. v. Teltow, Lankwitz, s. v. Berlin, wegen des Osttheiles, Fahrland, n. n. w. v. Potsdam, wegen des S.-O.-Theiles, ferner Niebede und Zachow, n. w., Falkenhagen, n. ö., und Glindow, w. v. Potsdam. In Schönow bei Teltow ist die schmale, gegen den See gerichtete Sackgasse dort zwar nicht durch ein Gebände, wohl aber durch die Klanzei, geschlossen.

„Böhmisch-Rixdorf bei Berlin ist ein auffallend abgezirkelter Rundling."

Der Grund dieser Bauart ist zu suchen: 1) im Geselligkeitstrieb, 2) im Vertheidigungs-Zweck der Dorfbewohner.

Was nun die Geschichte der Wenden anbetrifft, so entnehmen wir unserem Buch folgenden Abriß:

Unsere lüneburgischen Wenden sind, wie gesagt, ein Zweig der Bodrizer, welche wieder einer der drei Hauptäste des großen Slawenstamms der Polaben waren. Diese zerfielen nämlich in die Sorben oder Serben in der heutigen Oberlausitz und Obersachsen, die Lutizer oder Weleten, nördlich über den vorigen zwischen der Oder, der Ostsee und der Elbe und in die schon genannten Bodrizer, westlich von den Lutizern im heutigen Mecklenburg und Holstein. Diese zerfielen in acht kleinere Völkerschaften: die Wagrier, Fembraner, Polabzer, Smolinzer, Glinjaner, Wjetniker, Wranewzer und Drewaner, unter welchen letzteren unsere lüneburgischen Wenden verstanden werden.

Nach Schafarik's Forschungen wanderten die polabischen Slawen im 2. und 3. Jahrh. v. Chr. aus den Gegenden der Weichsel, Düna und Beresina aus, rückten, erobernd und öde Strecken einnehmend, allmälig vor und setzten sich in der zweiten Hälfte des 5. und der ersten des 6. Jahrh. nach Chr. in unserem Norddeutschland fest.

Im Jahre 748 stießen bei hunderttausend verbündete Slawen mit ihren Fürsten im Mansfeldischen zum fränkischen Majordomus, nachmaligen König Pipin, und halfen ihm einen glänzenden Sieg über seinen Bruder Grippo erfechten.

Die folgende Berührung, welche uns zwischen Franken und Bodrizern gemeldet wird, geschieht im Jahre 780, als Karl der Große nach Beendigung des Sachsenkrieges am Einfluß der Ohra in die Elbe erschien, um die Angelegenheiten der Sachsen wie der Slawen zu ordnen.

Im Jahre 789 verband sich Karl mit den Bodrizern und Serben gegen die Lutizer und plünderte das Land derselben, indem er eine Beleidigung, welche den Brodrizern von letzteren angethan sein sollte, zum Vorwande seines Verheerungszuges nahm.

Im Jahre 793 empörten sich die Sachsen aufs Neue und der Bodrizerfürst Wltschan kam, indem er Karl zu Hülfe eilte, bei der Stadt Hljuni, (Kloster Lüne bei Lüneburg,) in einem Ueberfalle von Seiten der Sachsen um.

Im Jahre 798 verhandelten die Gesandten der Slawen, ohne Zweifel der Bodrizer, mit Karl im nördlichen Thüringen. Bald darauf kämpfte ihr Fürst Crazko bei der Stätte Swentifeld an der Elbe mit den Sachsen, auch half sein Kriegsvolk den Franken bei Bardewik.

Das Jahr darauf oder (nach Wedekind) im Jahre 804 war Karl Schiedsrichter zwischen den streitenden slawischen Fürsten zu Oldonostath (im Lüneburgischen); auf seine Anordnung bekam Drazko den Vorrang vor den Uebrigen.

Im Jahre 808 eilte Karl, des Kaisers Sohn, den Bodrizern gegen

die Dänen zu Hülfe. Damals befahl Karl zwei neue Festen an der Elbe zu errichten.

Nach Beendigung des dreißigjährigen Sachsenkampfes (803) strafte Karl die Widersetzlichkeit der Sachsen jenseits der Elbe an der Ostsee hin dadurch, daß er sie tief nach Frankreich hinein übersiedelte; die Treue der Bodrizer belohnte er durch Einräumung des sächsischen Landes, woraus sie indeß später, als die Sachsen (812 und 815 unter Ludwig dem Frommen) zurückkehren durften, wieder weichen mußten.

Im Jahre 817 entstand innerer Hader unter den Bodrizern, weil der Bodrizerfürst Slawomir sein Reich weder mit Drazko's Sohne Czedrag theilen mochte, noch die Deutschen mit seinem Heere gegen die Dänen unterstützen wollte.

Auf dem Reichstage zu Frankfurt im Jahre 822 waren Abgesandte der Bodrizer.

Im Jahre 839 ward ein sächsisches Heer gegen die, im Lauenburgischen und Mecklenburgischen sitzenden Glinjaner, ein bodrizisches Volk, gesendet.

Durch die Anlegung des hamburger Bisthums im Jahre 834 ward der Anfang mit den vielen kirchlichen Instituten, welche die Bekehrung der Slawen bezweckten, gemacht.

Schon die Streitigkeiten Ludwigs des Frommen mit seinen Söhnen hatten die Polaben benutzt, die ihnen von den Deutschen aufgelegten Bande zu lockern und gänzlich zu lösen, und nach dem Theilungsvertrage zu Verdun, in welchem Ludwig nebst Deutschland auch Polabien erhielt, begannen schon 844 die tapferen Bürger zuerst den offenen Freiheitskrieg, wurden aber, den deutschen Schriftstellern damaliger Zeit nach, unterworfen. Aber bald erhoben sie sich wieder.

Die Slawen erhoben sich immer kühner gegen die deutsche Herrschaft. Zwar brach Arnulf im Jahre 889 mit einem großen Heere gegen die Bodrizer auf; dieser Zug scheiterte aber so vollständig, daß der Kaiser eilig nach Frankfurt zurückkehrte und das Heer unverrichteter Sache entließ. Die Bodrizer machten sich damals vollkommen unabhängig und blieben es bis auf die Zeit Heinrich's I. Heinrich zwang um 928 die Lutizer und Bodrizer zur Bezahlung eines jährlichen Zinses, ebenso zur Leistung von Kriegsdiensten. Seitdem halfen Slawen, Slawen unterdrücken Im Lande der Ratarer, deren Sitze zwischen Havel, Oder, Peene und Tolense, auch mit der Dosse als Südgrenze, angegeben werden, wurde eine neue Mark unter dem Grafen Bernhard errichtet. Alsbald griffen die Ratarer und Lutizer (930) wieder zu den Waffen, setzten über die Elbe, überfielen die Stadt Wallisleben und verheerten die ganze Umgegend, bis sie endlich bei der Stadt Lentschin (Lankini, jetzt Lenzen) aufs Haupt geschlagen wurden. Die Slawen verstanden sich nicht nur nothgedrungen zur Zahlung von Tribut, sondern auch zur Annahme des christlichen Glaubens. Sodann focht Heinrich glücklich gegen

die Dänen und errichtete die schleswigsche Mark, wodurch er dem Bodrizerfürsten einen solchen Schreck einjagte, daß dieser sich zur Annahme des Christenthums bereit erklärte.

Heinrichs Sohn Otto I. sorgte durch Errichtung der drei Bisthümer zu Oldenburg (Stargard) in Wagrien, zu Havelberg (946) und zu Brandenburg (949) für die Bekehrung der Slawen. Er vollendete sein Werk durch Anlegung des Erzbisthums Magdeburg und der drei Bisthümer Merseburg, Zeitz (später Naumburg) und Meißen (968).

Unter Otto II., als die Kunde von der gewaltigen Niederlage der Deutschen bei Basentella (982) zu den Slawen gelangte, erfolgte noch vor Otto's Tode (983) ein allgemeiner Aufstand der verbündeten Bodrizer und Lutizer, wobei jene Hamburg, diese Havelberg und Brandenburg überfielen, die bischöflichen Sitze zerstörten, die Kirchen niederrissen und alle Deutsche theils erschlugen, theils verjagten, ja sogar Sachsen bedrohten. Seitdem sank das Uebergewicht der Deutschen in den polabischen Slawenländern bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts, wo Heinreich der Löwe ihre Kraft brach.

Wenn der Leser die Schilderungen Jacobi's weiter verfolgen will, wird er eine Fülle interessanter, die Sitten und Eigenheiten des Volks beleuchtender Züge finden, wozu auch (Cap. 18) die „Landwirthschaft der Wenden im Mittelalter" gehört.

Zum Schluß des Ganzen sind drei sauber lithographirte Tafeln mit 17 Figuren beigefügt, welche Bodenabbildungen aus verschiedenen wendischen Gegenden darstellen.

Gleichzeitig haben wir ein zweites, neueres Werk desselben Autors zu Händen bekommen. Es heißt: „Ortsnamen um Potsdam. Vom Standpunkte der Terrainplastik und Ansiedelungspraxis erklärt durch Victor Jacobi. Leipzig. Hermann Mendelssohn 1859." — Wir können uns mit diesem Buch bei Weitem kürzer fassen, als mit seinem Vorgänger, denn der Verfasser selbst erklärt es auf dem Titel für eine „Gegenschrift wider Herrn Dr. Cybulski in Berlin und die dortigen Sprachforscher und Geographen." Cybulski's Arbeit, auf welche Jacobi's Schrift eine wissenschaftlich untersuchende Entgegnung ist, hatte darin bestanden, in höherm Auftrag die Ableitung der slawischen Ortsnamen in der Umgebung der Stadt Potsdam zu erforschen und kritisch zu erklären. Professor Jacobi bemüht sich nun, seinem Gegner Irrthümer und Mißdeutungen nachzuweisen, und verbindet damit die Versuche richtigerer Auslegungen. Im Ganzen ist also sein Werk als eine Verbesserung des Cybulski'schen aufzufassen. Wenn er dabei auch in Zwiespalt mit andern Sprachgelehrten geräth, ja sogar mit Koryphäen im Gebiet der Etymologie, wie Jakob Grimm, so ist dies eine Kühnheit, welche im Interesse der Wahrheit nur zu billigen und zu loben ist. Ein Urtheil aber darüber abzugeben, welche von beiden Parteien im Recht ist

mit ihren Ansichten, fühlen wir uns vorläufig durchaus nicht competent, zumal da wohl zu erwarten steht, daß die Herren Grimm, Cybulski 2c. den Angriffen des geistvollen Gegners die Vertheidigung nicht schuldig bleiben werden. Sollten sie sich aber besiegt fühlen, so ist von solchen Männern andrerseits entschieden anzunehmen, daß sie dies offen gestehn werden; denn die Einräumung einer irrthümlichen Meinung und die Unterwerfung unter unwiderlegliche Belehrung ist eher eine Ehre, als eine Schande für Leute von wirklichem Geist und echter Wissenschaft.

Die chinesische Rebellion.

I.

Nicht Rußland und Oestreich allein wurde in neuer und neuester Zeit von Waffengewalt bedroht, ein drittes Kaiserreich, China, hatte ein gleiches Schicksal. Rußland aber und Oestreich wurden vom Auslande bekämpft, Chinas Zustände werden von denjenigen, welche sich die eigentlichen Chinesen nennen, zerrüttet. Der chinesische Kampf tobt im Innern dieses wunderbaren Reiches mit Jahrelang fast ungehemmter Wuth, und die Hefe, welche, wie wir vernehmen, den uralten Sauerteig des volkreichsten und eines der intelligentesten Staaten der Welt in so gährende Bewegung gebracht hat, diese Hefe ist dasselbe schlichte Wort, welches achtzehn Jahrhunderte früher von den Gestaden Judäas nach Westen getragen unsere abendländische Welt zersetzt und wiedergeboren hat. Langsam schreiten die Zeiten, stätig und unabweichbar, im rastlosen Umlaufe der Dinge ihrer Erfüllung entgegen. Einen Blick auf die physische und moralische Lage zu werfen, den Fußtapfen der Verkünder des Evangeliums unter ihnen nachzugehen und Ursprung, Fortschritt und gegenwärtige Lage der Insurrection, soweit sie aus den vorliegenden spärlichen Berichten erhellen, darzustellen, scheint uns gegenwärtig eine allgemein interessirende Aufgabe.

Etwa zwei Jahrhunderte lang hat die Tatsing-Dynastie über ein Gebiet geherrscht, eben so groß als das ganze christliche Europa und fast zwanzig Mal so bevölkert als der preußische Staat. Die mongolische tartarische Mantschu-Race, welcher diese Dynastie entstammt, soll nach Gützlaff einer tongusischen Völkerschaft angehören, und ihren Ursprung aus einer göttlichen Quelle auf der Japan gegenüberliegenden Halbinsel Koräa herleiten. Drei himmlische Mädchen, sagen die chinesischen Geschichtsschreiber, badeten eines Tages in den durchscheinenden Fluthen des Sees von Balkory, als eine Elster eine rothe Frucht auf die Gewänder der Einen fallen ließ. Weiberhaft konnte sie nicht widerstehen und aß. In Folge dessen gebar sie einen Sohn, dessen Erscheinen von übernatürlichen Wundern verkündet ward. Die Mutter starb früh; der Sohn

schiffte sich in einem Baumstamm auf den Fluthen eines Stromes ein, der ihn zum Meere und zu den Gestaden eines kriegerischen Landes trug. Zum Herrscher seiner Gastfreunde erwählt, nahm es den Titel Mantschu an. In der Stille unter und nach ihm wuchs die Völkerschaft zu einer mächtigen Nation, erstarkte zum Widersacher Chinas und machte sich der altersschwachen Ming-Dynastie so furchtbar, daß der Kaiser zu Peking den im Jahre 1636 regierenden Stammeshäuptling zu adoptiren genöthigt war. Der Häuptling bestieg unter dem Namen Tatsing, zu deutsch: „Große Reinheit", den Thron von China.

Die Hand der Mantschu-Könige lag nicht leicht auf den Schultern ihrer neuen Unterthanen. In das geistige Leben einer so weit und fest entwickelten Nation einzugreifen, war den tatarischen Halbbrüdern der Chinesen — denn als solche muß man die Eroberer ethnologisch betrachten — natürlich nicht möglich; überdies wissen wir zu wenig, um die Einzelheiten zu beurtheilen. Harte Willkür spricht sich in solchen Maßregeln, wie allgemeines Scheeren des Hauptes nach tatarischer Sitte, genugsam aus. Die Chinesen von vor 250 Jahren trugen, so sonderbar wie das gegenwärtig für uns zu denken ist, vollen Haarwuchs und eine weniger überhäufte und mannigfaltige Kleidung.

Die gegenwärtige chinesische Bevölkerung bietet reichliche Beispiele der verschiedenen Stämme, welche diesen Boden zu verschiedenen Zeiten bewohnt haben. Die Miautsen, in dem nördlichen Nannling-Gebirge, sollen das Urvolk der Chinesen sein, wie sie denn in der That den reinsten Typus der Race bewahrt haben und unzweifelhaften Nachrichten zufolge seit undenklichen Zeiten dasselbe Gebielt inne hatten. Von ihnen gilt vorzugsweise, was allen Chinesen im höheren Grade als den Europäern zukommt, die Zähigkeit in Bewahrung des väterlichen Typus. Der Sprosse einer chinesischen Mischheirath wird niemals die Kennzeichen einer andern, sondern immer die der chinesischen Race an sich tragen. Wie der Rhone durch den Genfer See, fließt das Blut der Söhne durch dasjenige anderer Racen kaum berührt von der Vereinigung. Immer jene bewegliche aber keineswegs magere Behändigkeit der Glieder, immer jenes krankhaft Gelbliche der Hautfarbe, immer jenes glänzende, fast struppige schwarze Haar, jener spärliche Backenbart, jene scheinbar schief stehenden, geschlitzten halb geöffneten Augen, jene hohen Backenknochen und nach unten breit werdende hohlgeschweifte Nase. Unter sämmtlichen Millionen von Chinesen giebt es keine einzige gekrümmte Nase, keinen einzigen Menschen, weder Mann noch Weib, der nicht schwarze Augen oder schwarze Haare hätte. Eine der Ursachen, warum die europäischen Ankömmlinge von den Chinesen „Fankwei", das heißt: fremde Teufel, genannt worden sind, liegt nach den Aussagen der Einwohner von Kanton darin, daß jene ja eingefallene blaue Augen und rothe Haare, wie die Dämonen des Abgrundes hätten. Die chinesischen Weiber sind unverhältnißmäßig klein, bei einem ausdrucksvollen Auge

und einer allgemeinen Gemüthlichkeit des Ansehens, jedoch nicht jeder Reize baar.

Unter den eingewanderten Tataren sind die sogenannt eigentlich Mongolischen ein vierschrötiger schwärzlicher Menschenschlag, von rohen Sitten und wenig, was an Civilisation erinnert, wenn es nicht ihre eigenthümlichen, ostindischen Charakteren nachgebildete Schreibschrift ist. Die herrschenden Mantschu-Tataren, ein weißer, auffallend kluger und scharfsinniger Stamm, sollen mit jenem gleichnamigen Volke, welches Süd- und Mittel-Rußland bis vor eben nicht langer Zeit unterjocht gehalten, nahe verwandt sein. Die wilden Tybettaner bilden das vierte Bestandtheil der verschiedenen Völkerschaften, welche die 360 Millionen, der dem Tatsing-Hause nominell unterworfenen Seelen ausmachen. Als einfaches, innerhalb seiner Grenzen zufrieden lebendes Gebirgsvolk, haben die Thybettaner ein tief innerlich wurzelndes religiöses Bedürfniß und erfreuen sich eines Gemisches von Hindu- und chinesischer Halb-Civilisation.

In der verwickelten religiösen Lage des chinesischen Volkes treten zwei Thatsachen als eine eigenthümliche Färbung dieses Heidenthums hervor, die Abwesenheit der Menschenopfer und das nicht deificirte Laster. Obwohl es keinen Staatspriesterstand in China giebt, hat es von jeher eine Staatsreligion gegeben, die nicht aus Lehren, sondern aus Ceremonien bestand. Der oberste Grad andächtiger Gebetsübungen richtet sich an den Himmel, die Erde, den Tempel der Altvordern und die beschützenden Gottheiten einer jeden Dynastie; im mittleren Grade werden dem Confucius, früheren Herrschern, der Sonne, dem Monde und den Sternen Opfer dargebracht. Unter den niederen Grad fällt Geringeres, wie z. B. der Nordpol, die Seelen großer Männer, Wolken, Berge und Ströme, Regen, Hagel oder Donner u. dergl. An der Spitze der Priesterschaft dieser Staatsreligion stehen der Kaiser und das Ceremonien-Ministerium; ihre abwärts steigenden Grade umfassen der Theorie nach schließlich Jedermann aus dem Volke in bestimmter Würde und Function. Thatsächlich ist dieses ganze religiöse Gemeinschaftsgerüst jedoch nichts weiter als ein leeres Gepränge, so zu sagen ein Etiquetten-Handbuch, welches sich der besonderen Protection der Literaten erfreut und durchaus nicht die wirkliche Religion des Kaiserthums bildet. In getreuer Nachfolge des Confucius bekennen sich diese chinesischen Literaten zu der Ansicht, daß die höchste, ja die einzige Pflicht des Menschen in geziemender Achtung der Rechte seines Nebenmenschen bestehe. Was einen über die Gesammtheit herrschenden Gott betrifft, so leugnen sie fast das Dasein eines solchen Geistes. „Wir, die wir nicht einmal das Leben verstehen," sagt Confucius, „was sollten wir vom Tode wissen?" – und so scheint er denn in der That die Unsterblichkeit der menschlichen Seele nicht zugegeben zu haben. Dennoch fließen seine Werke von moralischen Lehren, den Begriffen seiner Landsleute angepaßt, über, und sein Ge-

dächtniß wird von tausenden seinem Namen geheiligten Tempeln fortgepflanzt.

Aehnlich den Confucianern ist die von Laukion 600 v. Chr. gestiftete Rationalisten-Sekte. Seine Priester erzeigen ihm göttliche Ehren und ziehen von der Leichtgläubigkeit der Menge reichlichen betrügerischen Vortheil. Aber weder diese, noch irgend eine andere Sekte kann sich der Anzahl ihrer Bekenner und der Werthschätzung des Gouvernements nach der Buddha oder Fuhrer vergleichen. Etwa 66 Jahre n. Chr. eingeführt, ist sie von der Mehrzahl des Volkes acceptirt worden und bildet das Glaubensbekenntniß der gegenwärtigen kaiserlichen Dynastie. Sei es nun die Staatsreligion, welche alle diese verschiedenen Glaubensansichten in der Gemeinschaft ihrer religiösen Formen verbindet, oder daß es von einem anderen, nicht abzusehenden Grunde herrühre, genug, die verschiedenen Sekten leben in völliger Toleranz nebeneinander. Als das Christenthum den Chinesen noch nicht von Leuten dargeboten wurde, welche sie als fremdartige Barbaren verachteten und als brutale Feinde mit dem Banne eines erbitterten Hasses belegten, damals gewann selbst unsere vom dortigen Volksglauben eben nicht vorbereitete Religion einen festen Fuß im Reiche der Mitte.

Während bekanntlich selbst Spuren vorliegen, daß der Apostel Thomas in den frühesten Tagen unserer Religion die Erlösungsbotschaft unter den Chinesen gepredigt, ist es gewiß, daß christliche Mönche das Land um das 6te Jahrhundert besucht haben. Wahrscheinlich nicht später als 500 ist die Nestorianer-Religion gegründet worden, welche bis zum 14ten Jahrhundert bestand und zahlreiche Convertiten zählte.

Das von Europa dargebotene Christenthum erschien zuerst im Jahre 1288 in China, als Johann von Monte Corvino als Missionär vom Papste Nikolas IV. nach der Tatarei gesendet wurde. Seine Arbeiten waren so erfolgreich, daß Papst Clemens VII. ihn im Jahre 1307 zum Erzbischof des Landes ernannte und sieben Suffragane nach China nachsendete. Als aber bald darauf die Ming-Dynastie zum Thron gelangte, schwand das römische wie das nestorianische Christenthum still, aber stätig hinweg, wie der Schnee an Bergesseiten vor den Strahlen der Sonne. Wir wissen kaum, wohin er gegangen, obwohl er sicherlich verging.

Das gegenwärtige chinesische Christenthum datirt ausschließlich von Matteo Ricci und Ruggiero, welches zwei Priester waren, die Valignano, als Oberer der römischen orientalischen Religion, im Jahre 1581 nach Canton entsendet hatte. Rasch in den Landesbrauch sich schickend, durch vielerlei Kenntnisse ausgezeichnet und von unermüdlichem Glaubenseifer beseelt, gewannen die beiden Jesuiten das Vertrauen hochgestellter Chinesen und erweckten den Geist Vieler für die christliche Lehre, wenn sie sie nicht bekehrten. Sie hatten sich in allem Außenwerk so sehr in die Chinesen gefügt, daß man im christlichen Abendlande bald zu zweifeln

begann, ob sie nicht die Lebenswahrheiten der Religion einer ketzerischen Anpassung zu Liebe geopfert hätten. Dominicaner und Franziscaner, ihre Rivalen, erhoben einen solchen Sturm, daß die armen Jesuiten bald einen schwierigeren Herrn zu Rom, als zu Pecking fanden. Es ist in der That nicht unwahrscheinlich, daß Ricci auch in diesem Falle nach dem Grundsatze seines Ordens: der Zweck heilige die Mittel, gehandelt habe. Was am römischen Rituale den Chinesen mißfiel, schliff er hinweg, was an der Lehre ihnen unbegreiflich schien, ließ er hinweg. Dennoch ist es höchlich ungerecht, ihn einen Mantelträger zu heißen. Das Ziel, welches er im Auge hatte, war nimmer sein eigenes Wohlergehen, sondern der höhere Ruhm und die beseligendere Wirksamkeit des Glaubens, dessen Propaganda er angehörte.

Viele Jesuiten folgten nach einander ihrem Vorgänger Ricci, und obwohl häufig bedroht, eingekerkert, geschlagen, ja gemartert und getödtet, scheinen sich diese Feindseligkeiten mehr gegen ihre fremde Nationalität als gegen ihre Glaubenslehre gerichtet zu haben, es sieht vielmehr aus, als ob letztere einen Gegenstand des freien und friedlichen Disputes gebildet habe. Die Chinesen waren in keiner Weise gegen den Vorwurf der Gottlosigkeit unempfindlich, und im Jahre 1693 gelang dem apostolischen Vicar Maigrot, durch reine Ueberzeugung den chinesischen Kaiser zu der öffentlichen Staatserklärung zu veranlassen, das angebetete Wort Tien bedeutet nicht den sinnlichen körperlichen Himmel, wie das gemeine Volk annehme, sondern vielmehr den wahren Gott. Diese Interpretation paßte wohl für den Breitengrad von Pecking, genügte aber nicht zu Rom. Im Jahre 1704 entschied Papst Clemens XI., daß die von Ricci im geistigen Sinne aufgefaßte und gestattete Auffassung dieser Worte, wie Sonne, Mond, Sterne u. dgl. eitel Heidenthum sei. Jetzt entstand ein eigenthümlicher Zwiespalt, daß sämmtliche chinesische Christen, oder welche sich dafür gehalten hatten, vom Papste sich für keine erklärt sahen. Zugleich befahl der Kaiser von China, daß keine andere Form des Christenthums, als die von Ricci gelehrte, erlaubt sein solle. Auch die in China einmal anwesenden Missionäre gaben dem päpstlichen Gebote keine Folge, schienen vielmehr von dem Zwiespalte zu nur heftigeren Anstrengungen im alten Sinne getrieben zu werden. Niemals blühte der römische Katholicismus so sehr in China als gerade zu dieser Zeit, zahlreiche Kirchen wurden errichtet und Hunderte und Tausende füllten die neu geweihten Räume. Die Jesuiten waren beim Volke berühmt, standen bei Hofe in Gunst und wurden von den Literaten geschätzt. In allen geistigen und wissenschaftlichen Fragen wurden ihre Meinungen mit ungeheuchelter Achtung vernommen, und selbst die große geographische Vermessung des Reiches ward ihren Händen anvertraut.

Es ist unbekannt, warum der folgende im Jahre 1723 zur Regierung gelangende Kaiser Gumpching den Missionären seinen Schutz entzog und alle christlichen Priester mit Ausnahme derjenigen verbannte,

welche zu wissenschaftlichen Zwecken in Peking zurückbehalten wurden. Wie bald und in welchem Grade darauf das römische Christenthum in China erloschen ist, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Als traurige Gewißheit verbleibt uns das Martyrthum, dem die wenigen zurückbleibenden Priester oftmals unterworfen wurden, und die fast verschollenen sagenhaften Andeutungen, welche gegenwärtig von einem Reste des von ihnen gepflegten Christenthums zerstreut, wirr und halb vernehmlich an unser Ohr schlagen. Im Jahre 1840 schätzten römische Berichte die chinesische Kirche immerhin noch auf 3300 Bekenner, mit 114 eingebornen, 75 fremden Priestern und 8 Bischöfen. Fünf religiöse Orden theilen sich in diese kostbare Ernte, die Jesuiten, Franziskaner, Dominikaner, Lazaristen und die Priester der 1663 unter der Protection Ludwig's XIV. gestifteten Gesellschaft der Mission étranger. Gleichzeitig scheinen sich die Priester der verschiedenen Nationalitäten in die Provinzen getheilt zu haben. So wurden die Portugiesen ausschließlich in der katholischen Religion in der Provinz Kuangtung (Kanton, wie das Wort in der Aussprache europäischen Mundes verstümmelt wird); die spanischen Priester hatten die Provinz Fukien, die Italiener Chantung und Chansif, Hukuang und Kiangnan. Bei der gegenwärtigen geringen Anzahl ihrer Bekenner und dem verhaßten Geruche, in welchen bei den Chinesen verhältnißmäßig neuerdings alles gerathen ist, was ihnen von Europa zukommt, dürfen wir selbst den Werth dieser wenigen vereinzelten und, wie man annehmen darf, theilweise nur nominell chinesischen Christen nicht überschätzen. Daß einzelne bekehrte Chinesen noch immer vom heiligen Eifer ergriffen sind und ihre apostolische Mission unter dem Schwerte des Madarin in den volkreichen Städten ihrer Heimath, wie an den Grenzen Turkestans und in den Oeden Central-Asiens fortsetzen, melden die glaubenswerthesten Nachrichten. Was muß es gewesen sein in diesem so habgierigen, diesem mindestens so verweltlichten, so theoretisch an dem Diesseits hangenden Volke, selbst nur einzelne Seelen zu der Jenseitshoffnung des Christenthums zu erwerben, ihre so blindlings venerirten Traditionen umzustürzen, ihre Seelen von den Gräbern ihrer Väter zu reißen, mit einem Worte, ihre ganze Natur so umzugestalten, ehe sie zu der Gluth der Religiosität erhöht werden konnte, welche aus Menschen Märtyrer macht!

Der erste Mann, welcher die Lehre des protestantischen Christenthums in China unternahm, ist der weltbekannte englische Geistliche Morrison. Im Jahre 1807 nach China gekommen, übersetzte er das neue Testament in die Landessprache und verrichtete somit einen der herrlichsten Dienste, welche der Religion von Menschenhänden jemals gethan worden sind. Sieben Jahre dauerte es, daß er den ersten Convertiten gewann, aber sein mittlerweile verfaßtes Wörterbuch vermag nunmehr Alle zu der Quelle der Lehre selber zu geleiten. Siebenundzwanzig Jahre lebte er im Dienst seines Landes in China, bis er 1834 starb.

Sein und seiner wenigen Gehülfen unmittelbarer Erfolg war sehr gering. Verschiedene Missionen wurden von Zeit zu Zeit in Malacca, Singapore und Java errichtet, um auf die zahlreich dort lebenden und der unmittelbaren Aufsicht ihres Gouvernements entzogenen Chinesen freier einwirken zu können. Auch wurden chinesische Bücher geistlichen Inhalts und auch solche über die Elementar-Wissenschaften in ganz ungemeinen Massen gedruckt und nach jeder Richtung des Reiches hin gratis in Circulation gesetzt. In Hospitalen und Medicinhäusern, wo der Kranke und Dürftige unentgeltlichen Beistand erhält, wurden ebenfalls jährlich Tausende von Chinesen in Berührung mit solchen christlichen Leuten gebracht, deren stetiges Verlangen es ist, die Patienten dem großen Arzte zuzuführen. In den meisten derartigen Stationen zu Amoy, Hongkong, Macao, Kanton, Fudschufu, Ningpo, Schanghai theilten sich brittische und amerikanische Missionäre brüderlich und wachsam in das gemeinsame Werk.

Nichtsdestoweniger heißt alles das, was bisher gethan wurde, nur soviel, als den Samen legen. Wir hoffen, daß er keimen wird, daß dieses Körnlein hundert-, jenes sechszig-, ein anderes dreißigfach tragen werde, aber wir dürfen in der Saatzeit nicht nach der Erndte ausschauen. Indirect aber dürfen wir einen weiten und wachsenden Zug zum Evangelium annehmen. Wenn wir hören, daß viele Chinesen sich mit den zahlreich vertheilten Büchern ernstlich befaßt haben, und, wenn auch nicht völlig überzeugt, so doch heftig von ihnen angeregt worden sind, so können wir folgern, daß im Geiste des Volkes der Hauptprovinzen eine gewisse Bekanntschaft mit den Lehren des Tien-Chu-Kiau oder Religion des Himmelsherrn nunmehr ausgebreitet worden sei. Ehe die Empörung ausbrach und der Haß gegen die Engländer seine jetzige Höhe erreichte, war sogar eine Erschlaffung der herrschenden Vorurtheile gegen die Christen wahrzunehmen. So die kaiserlichen Verordnungen von 1844 und 1845, welche eine allgemeine Toleranz des Christenthums, sowohl des katholischen als protestantischen, einführten. Indem wir, was Gützlaff zu diesem Ziele gewirkt, umsomehr übergehen, als wir einige Bekanntschaft mit den Arbeiten dieses unsers Landsmannes voraussetzen dürfen, erwähnen wir nur noch, daß gegenwärtig 120 protestantische Missionäre verschiedener Länder und Kirchen sich in China befinden, und wenden uns zu einer Betrachtung der zeitlichen Aussichten des Reiches.

Was dem oberflächlichsten Beobachter des chinesischen Regierungswesens offenbar geworden sein muß, ist seine klägliche Unwirksamkeit. Gleichzeitig eins der künstlichsten, verwickeltsten und am wenigsten ausrichtenden Systeme der Welt, besteht es hauptsächlich in einer formellen Aufrechterhaltung des patriarchalischen Systems, lange nachdem die angewachsene Volkszahl und Gebietsausdehnung eine solche Staatsverfassung ihrer ursprünglichen Dienlichkeit beraubt hatte. Ein in seinen Mitgliedern gleichartiger Menschenstamm kann sich einem Oberhaupte mit Fug und Recht unbedingt unterwerfen, aber man denke sich einen Vater von

360 Millionen angesessener und in die verschiedensten Berufs- und Standesklassen gespaltener Personen. Die Integrität und Fähigkeit, welche die ausführenden und fürsorgenden Diener eines solchen Volksvaters haben müßten, um ihn seines Namens würdig zu machen, findet sich im Menschengeschlechte nimmer.

In China vielmehr finden wir Grausamkeit und Willkür bei jedem der Werkzeuge seines Herrschers, Tyrannei, Corruption und Spionage bilden das Trifolium, unter welchem so die Gesammtheit wie die Einzelnen in diesem Reiche leiden. Die käuflichsten Beamten unsrer westlichen Hemisphäre sind Ideale von Reinheit und Uninteressirtheit im Vergleiche zu den Mandarinen des himmlischen Reiches. Alles in diesem Staatsleben ist von dem gleichen Verderben angefressen, die Justiz gehört demjenigen, welcher am meisten bietet, und die öffentlichen Beamtungen bilden Gegenstand eines schändlichen Handels. Jene literarischen Institutionen, welche so oft in Europa und keineswegs ohne Grund bewundert worden sind, dienen gegenwärtig ebenfalls dem organisirten Plünderungs-System. Funktionäre, welche ihr Leben in Ausarbeitung eines voluminösen Commentars über die Moral des Confucius vollbracht haben, schämen sich so wenig der Erpressung, als hätten sie das Wort Moral niemals gehört. Der Sohn des Himmels, der souveräne Herrscher der Welt, lebt eingeschlossen in seinem Palaste bei Peking und erfährt fast nichts von Allem, was in seinem Reiche vorgeht. Seine höchste Gewalt verfällt thatsächlich einer Genossenschaft heuchlerischer Sklaven, die seinen vergeudeten Thron in Schaaren umstehen und ihm die Aussicht auf Volk und Land benehmen. Man hätte glauben sollen, der Ausgang des letzten (nicht des gegenwärtigen) Opium-Krieges würde den Schleier ein wenig zerreißen, welcher den Kaiser des Reiches verhüllte, aber man hat nicht das geringste Anzeichen davon bemerkt. — 700,000 Soldaten sollten nach chinesischer Statistik das Reich vertheidigen, während, wie sich in den letzten aufrührerischen Zeiten herausgestellt hat, die stehende Armee in der That nicht mehr als 60,000 Mann, und diese mit Bogen und Pfeilen oder altmodischen Feuergewehren bewaffnet, zählte. Die außerdem zahlreich enrollirte Landwehr hat sich in gegenwärtiger Epoche auch als nur theilweise vorhanden gezeigt; eine große Anzahl ihrer in den Listen verzeichneten Mitglieder war vor vielen Jahren gestorben, wurde aber ohne Neuersatz immer weiter verrechnet, damit die Mandarinen den für die Wehrpflichtigen ausgeworfenen Sold in ihre Tasche stecken konnten. Undisciplinirt, wild und zügellos, wie der Rest dieser aus den schlechtesten Elementen der Bevölkerung bestehenden Miliz ist, hat er, einmal aufgerufen, sich immer noch gefährlicher für seine eigenen Landsleute als für deren Feinde erwiesen, und mit solchem Truppenmaterial soll der Kaiser die erbitterte Revolution oder die gar von den Engländern ins Feld geführte europäische Pulver- und Blei-Chemie und Geometrie bewältigen.

Sehen wir auf den Stand der chinesischen Finanzen, so sehen wir eine nicht minder schlagende Verwirrung. Die von allen Seiten geplünderten kaiserlichen Einkünfte lassen, ehe sie zum Throne gelangen, einen so erklecklichen Bruchtheil in den Taschen der Beamten zurück, daß sie nicht mehr als 1500 Millionen Thaler an baaren Steuern betragen; worauf sich die Natural-Steuern von Reis, Thee, Seide ꝛc. belaufen, ist nicht zu berechnen.

Ungeheure Summen jährlich verschlingt die nothdürftige Erhaltung jener kunstreichen Kanäle, auf welchen die nothwendigen Lebensmittel in die ungeheuren Landestheile verführt werden, in denen die übermäßige Bevölkerung nicht entfernt das Nöthige produciren kann. Nichtsdestoweniger wissen wir, daß diese künstlichen Wasserläufe in einem rasch fortschreitenden Verfalle begriffen sind, und daß der große Kanal selbst in weniger als 30 Jahren für nicht mehr befahrbar gehalten wird. Die Beamten, welche ihn ausbessern sollen, nehmen das Geld und werfen es, anstatt ins Wasser, in ihre eigene Kasse, und es ist unter dem gegenwärtigen Regierungssystem nicht der Schatten einer Möglichkeit vorhanden, sie daran zu verhindern. Alle thun selbstverständlich das Gleiche, Richter und Aufsichtsbehörden natürlich ebenfalls; wer soll da hemmen, untersuchen, strafen? Der somit nicht allein auf öffentliche Anlagen beschränkte Unterschleif übersteigt im Steuer-, Monopol- und Privilegien-Departement jeden Glauben; bei den Salzrevenuen allein betrug der schuldige Rückstand der Pächter noch kürzlich 5 Millionen Thaler, die sie natürlich niemals ganz und möglicher Weise auch nicht halb zu zahlen gedachten. Die reichlich angelegten Hospitäler und öffentlichen Vorrathshäuser werden von einer Horde gieriger Mandarinen nebst Unterschuften zu einer Stätte hülflosen Elends verwandelt, wo sie überhaupt noch geöffnet erhalten werden. Institutionen, wie man schon hieraus ersieht, hat China die Hülle und Fülle, nur daß sie seinen gegenwärtigen Zuständen nicht mehr entsprechen und deshalb vor den Augen der ohnmächtigen Nation von einem seiner Zwecklosigkeit bewußten und somit zum gewissenlosen Mißbrauch seiner Amtsgewalt verleiteten Beamtenthum mißbraucht werden. Befremdet es uns, daß solche verfallende Zustände sich nunmehr schon seit einem Jahrhundert erhalten und erst seit letzterer Zeit eine Reaction hervorgerufen haben, so läßt der Stand unserer Kenntnisse wenig mehr als eine allgemeine Erklärung dieser merkwürdigen Langlebigkeit einer nur noch für Unterdrückungszwecke vorhandenen Regierung zu. Das kühle und geduldige Temperament des Volkes, die harte Arbeit, in welche die socialen Verhältnisse die chinesische Menschheit schon seit Jahrhunderten hineingepeitscht haben, ihr Respect vor alten Sitten und Gewohnheiten, ein gefügiger Instinct der Unterordnung haben den Untergang des gegenwärtigen Regierungssystems so lange verzögert. Jetzt freilich sieht derjenige Theil des Volkes, welcher nicht insurgirt

ist, zum Mindesten gesagt mit Gleichgültigkeit auf die Fortschritte der Insurgenten.

Schließen wir diesen kläglichen Theil unserer Betrachtung mit der pomphaften Beschreibung des Glanzes, in welchen das chinesische Kaiserthum sich annoch zu hüllen gewohnt ist. Am 26. Februar 1850, so erzählen Augenzeugen, waren um 7 Uhr Morgens die Pforten des kaiserlichen Palastes von einem dichten Gedränge von Mandarinen, unterer Ordnung, in weißen Gewändern und gelben Gürteln umlagert. Sie sprachen flüsternd und trugen den Amtsausdruck des Kummers auf ihren Gesichtern. In der Mitte dieses Oceans von Subalternen befanden sich sechzehn Personen, hinter deren jedem ein gesatteltes und gezäumtes Pferd von einem Reitknecht gehalten wurde. Sie trugen seidene Hüte mit einer schneeweißen Kugel darüber, Glocken am Gürtel, gelbfarbige Bänder über ihren Schultern und hielten eine lange Peitsche in der Hand. Einer der hohen Würdenträger kam aus dem Palaste und gab Jedem der Sechzehn ein gefaltetes Document, gesiegelt mit dem rothen Siegel des Kaisers. Die Sechzehn verbeugten sich, steckten das Dokument in eine Büchse, setzten sich zu Pferde und sprengten durch die Platz machende Menge in sausender Eile davon. Der Inhalt des Dokumentes, welches die Sechzehn den sechzehn General-Gouverneuren der Provinzen des himmlischen Reiches überbrachten, lautete wie folgt:

„Das Ceremonien-Ministerium kündet in größter Eile dem General-Gouverneur, daß am 14. Tage des 1. Monat der allerhöchste Gouverneur auf einem Drachen reitend nach den ätherischen Regionen abgefahren ist. Um die Maostunde des Morgens übergab seine himmlische Majestät die kaiserliche Würde seinem vierten Sohne Segoko, und des Abends um die Stunde Hai reiste er ab nach der Heimath der Götter."

So bestieg denn Segoko im Alter von nur 19 Jahren den chinesischen Thron unter dem Namen Hienfung. Sein Vater, der ein kluger und keineswegs schlaffer Mann gewesen sein soll, hatte in den letzten Jahren Ansätze zu Reformgelüsten gezeigt, welche sich unter den obwaltenden Umständen auf die Ersetzung einiger ganz besonders nichtswürdiger Minister durch weniger offenbare Diebe und Betrüger beschränken mußten. Letztere wiederum schmählig zu entlassen, bildete den ersten Regierungsact des jungen Kaisers. Unmittelbar darauf brach der Aufstand der Kwangsi los.

Feldmarschälle des Hauses Oestreich.

Vor einiger Zeit (Band 17 d. B. R. p. 113 u. p. 189) haben wir eine Liste der französischen Connetables und Marschälle gegeben, wir lassen hier eine solche der Generalissimi, Generallieutenants (d. i. im eigentlichen Sinne

des Wortes: Vertreter des Kaisers) und Feldmarschälle folgen, welche das Erzhaus Oestreich im Laufe der Jahre an die Spitze seiner Truppen gestellt:

I.

Generalissimi oder Generallieutenants des Kaisers.

1529. Philipp Bellicosus, Pfalzgraf bei Rhein.
1564. Lazarus Schwendy, Reichsfreiherr, Schöpfer des Kaiserlichen Fußvolks.
1595. Carl, des heil. röm. Reichs Fürst zu Mansfeld.
1596. Graf Nicolaus Salm.
1598. Graf Adolph Schwarzenberg, der Eroberer von Raab.
1601. Philippus, Herzog von Lothringen und Bar.
1620. Maximilian, der erste Churfürst in Baiern.
1621. Graf Bucquoy.
1622. Hieronymus Fürst Carafa.
1628. Graf Albrecht Waldstein, Herzog von Friedland, Sagan und Mecklenburg.
1630. Graf Tserclaes von Tilly
1634. Graf Gallas, genannt der Heerverderber.
1648. Ottavio de Arragona, Graf Piccolomini, des heil. R. R. Fürst und Herzog von Amalfi.
1664. Fürst Montecucolli.
1683. Carolus, Herzog zu Lothringen und Bar.
1697. Ludewig Georg, des heil. R. R. Fürst und Markgraf von Baden.
1707. Eugen, Prinz von Savoyen, der edle Ritter.
1806. Erzherzog Carl von Oestreich.
1848. Alfred Fürst von Windisch-Grätz.

II.

Feldmarschälle.

a. Von der Ernennung Kaiser Karl's V.

1. Carl von Bourbon, Herzog von Bourbon, französischer Prinz und Connetable von Frankreich.

b. Von der Ernennung Kaiser Rudolph's II.

2. Graf Nogarola 1580.
3. Graf Ungnad von Weißenwolff 1594.
4. Redern.
5. Rusworm.
6. Graf Altthann.
7. Freiherr von Herberstein.

c. Von der Ernennung des Kaisers Mathias.

8. Freiherr von Hoffirchen.

d. Von der Ernennung des Kaisers Ferdinand II.

9—20, zwölf Feldmarschälle, darunter: Graf Mansfeld, Graf Holck, Aldringer. Götzi Tiefenbach.

e. Von der Ernennung Kaiser Ferdinand's III.

21—32, zwölf Feldmarschälle, darunter: Graf Colloredo, Graf Altthann, Graf Stadion, Graf Hatzfeld, Graf Puchhain, Lobkowitz, Leslie, Graf Schlick.

f. Von der Ernennung Kaiser Leopold's I.

33—87. Vierundfunfzig Feldmarschälle, darunter: Fürst Gonzaga, Philipp Pfalzgraf bei Rhein, Graf Sparre, de Souches, Hohenlohe, Thüngen, Churfürst von der Pfalz-Neuburg, Pfalzgraf von Sulzbach, Joseph Carl, Prinz von Lothringen., Herzog von Holstein-Plön, Markgraf von Baden-Baden, Graf Rüdiger von Starhemberg (der Vertheidiger von Wien gegen die Türken, 1683), Montecucolli, Graf zu Waldeck, Markgraf von Brandenburg, Markgraf von Brandenburg, Veterani, Graf Palffy, König August II. von Polen, Graf Aspremont.

g. Von der Ernennung Kaiser Joseph's I.

88—96. Acht Feldmarschälle, darunter: Graf Philipp Daun, Markgraf Carl Wilhelm von Baden-Durlach.

h. Von der Ernennung Kaiser Karls VI.

96—144. Neunundvierzig Feldmarschälle, darunter keine besonders hervorragende Namen.

i. Von der Ernennung der Kaiserin Maria Theresia.

145—217. Dreiundsiebenzig Feldmarschälle, darunter: Prinz Carl von Lothringen, Joseph, Herzog zu Sachsen, Prinz von Hildburghausen, der Regenerator der Militairgrenze, Graf Heinrich Daun, der östreichische Fabius Cunctator, der Fürst von Ligne, 1754 ernannt, gestorben 1815, Graf Browne, Graf Aspremont-Linden, Franz III., Herzog von Modena, Fürst Paul Esterhazy, Graf Franz Nadasdy, Graf Lascy (1766), Herzog von Aremberg, Graf Haddick (1775), Freiherr Laudon (1778),

k. Von der Ernennung Kaiser Josephs II.

218—225. Acht Feldmarschälle: Fürst Joseph Lobkowitz 1785, Fürst Carl Lichtenstein 1788, Graf Carl Pellegrini 1788, Herzog Josias zu Sachsen, Prinz von Coburg 1788, Graf Joseph Colloredo 1788, Graf Michael Wallis 1789, Fürst von Nassau-Usingen, Freiherr von Bender 1790.

Kaiser Leopold II. hat keinen Marschallsstab vergeben.

l. Von der Ernennung Kaiser Franz' II. (I.) sind
226—252. vierundzwanzig Feldmarschälle, als:

1792. Erzherzog Ferdinand, Großherzog von Toskana.
1795. Graf Clerfayt und Graf Wurmser.
1796. Graf Nostitz und Graf Joseph Kinsky.
1798. Baron de Vins.
1799. Fürst Suwarow-Italinsky.
1805. Herzog Ferdinand von Württemberg.
Fürst Adam Czartorysky.
1808. Erzherzog Joseph, Palatinus von Ungarn.
Fürst Carl von Ligne.
Graf Johann Joseph Ferraris.
Graf Wenzel Colloredo.
Graf Heinrich Bellegarde.
Baron Alvintzy.
1809. Fürst Johann Lichtenstein.

Graf Johann Carl Kolowrat-Krakowsky.
1812. Fürst Carl Schwarzenberg.
1814. Georg, Prinz-Regent von Großbritannien (nachmals König Georg IV.)
Der Herzog von York.
1815. König Wilhelm I. der Niederlande.
1818. Der Herzog von Wellington.
1824. Heinrich XV. Fürst Reuß.
1825. Marquis Camillo Lamberti.
1830. Erzherzog Ferdinand von Oestreich.
Franz Xaver, Prinz von Hohenzollern-Hechingen.
1833. Baron Christoph Lattermann.

m. Von der Ernennung Kaiser Ferdinand I.
253—259, acht Feldmarschälle, als:

1836. Erzherzog Ferdinand von Este.
Erzherzog Johann von Oestreich.
Graf Joseph Radetzky.
1844. Baron Max Wimpffen.
1846. Philipp, Landgraf von Hessen.
1848. Baron Ignatz Lederer.
Fürst Alfred Windisch-Grätz, der oben schon als Generalissimus erwähnt wurde.

n. Von der Ernennung des Kaisers Franz Joseph:

1849. Graf Laval Nugent.
1850. Fürst Paskewitsch-Erivansky.
1852, Graf Eugen Wratislaw von Mittrowitz-Nettolitzky.

Oestreich zählt also bis jetzt 262 Feldmarschälle.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

Im September.

(Befinden des Königs und des Prinzen Carl; das Hausministerium; Erdmannsdorf; Ostende. Zur Situation von Graf Pinto; Humboldt's Bibliothek.)

Man erfährt wenig über das Befinden Sr. Majestät des Königs, und das was man erfährt ist wenig erfreulich; die Schwäche des geliebten Monarchen soll kaum abgenommen haben seit der Zeit, daß keine Bülletins mehr ausgegeben werden. Augenblicklich Gefahr drohende Symptome sind nicht vorhanden, das ist wohl noch das Beste, was sich sagen läßt, und das hat wohl auch dem durchlauchtigsten Prinzen Friedrich Wilhelm und seiner jungen Gemahlin den Muth gegeben, nächstens eine kleine Erholungsreise nach Schlesien anzutreten. Die hohen Herrschaften werden in dem lieblichen Erdmannsdorf verweilen, einst ein Sitz des Feldmarschalls Gneisenau, der dort mit den in nächster Nähe residirenden Radziwill'schen Herrschaften, dem Grafen Anton Stolberg, der Gräfin Redern und andern geistig hochstehenden Persönlichkeiten

ein mächtig bewegtes und bewegendes Leben führte. Später war Erdmannsdorf bekanntlich ein Lieblingsaufenthalt unseres Königs-Paars. Aber nicht nur der König Friedrich Wilhelm liegt krank, auch sein zweiter Bruder Prinz Carl liegt schwer erkrankt auf seinem Schlosse Glienecke; die Aerzte wollen ihn gern aus dem wasserreichen Glienecke, das den Fieberzuständen des hohen Patienten wenig angemessen ist, nach Berlin bringen, es ist aber bis jetzt noch nicht möglich gewesen. Mit tiefer Trauer blickt das Auge des Patrioten auf das schwer heimgesuchte Königshaus. Dabei geht Einer nach dem Andern heim von den treuen Männern, die dem Herzen und der Person Friedrich Wilhelms nahe gestanden so viele Jahre; in voriger Woche ist den Dohna, den Raumer und Andern, auch der Minister des Königlichen Hauses, der Wirkl. Geheimerath von Massow gefolgt, ein Mann aus altem Geschlecht, das seit drei Generationen dem Königlichen Hause persönlich nahe gestanden, denn der Großvater war Minister Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II., der Vater Hofmarschall Friedrich Wilhelms III. schon zur Zeit, da derselbe noch Kronprinz war, später Oberst-Marschall, der Bruder des Hausministers endlich, der General Valentin von Massow, war lange General à la suite in der nächsten Umgebung unseres jetzigen Herrn. Geradezu unzart erschien es, daß die Kölnische Zeitung schon am Tage nach dem Hintritt Massow's das Königliche Hausministerium an den Staatsminister von Auerswald verlieh; wir sind überzeugt, daß Herrn von Auerswald dieses empressement seiner Freunde sehr unangenehm gewesen ist; dasselbe zeugte überdem von einer großen Unkunde der Verhältnisse. Da die weitere Besetzung des hohen Amtes aber einmal zur Sprache gekommen war, durfte man sich nicht wundern, daß nun plötzlich eine ganze Reihe von Männern genannt wurde, u. a. der Oberst-Truchseß Graf Redern, der Vice-Ober-Jägermeister Graf Eberhard Stolberg, der Oberhofmarschall Graf Keller, der Wirkl. Geheimerath von Kleist und der Wirkl. Geheimerath Graf Voß-Buch. Alles das ist müßiges Gerede, bis jetzt ist von einer Wiederbesetzung der Stelle noch gar nicht die Rede gewesen, und des Prinz-Regenten Königl. Hoheit hat den ältesten vortragenden Rath im Ministerium des Königl. Hauses von Obstfelder interimistisch mit den Geschäften des Ministeriums beauftragt; voraussichtlich wird das Interimistikum von längerer Dauer sein. Die Nachrichten von dem Befinden Sr. Königl. Hoheit des Prinz-Regenten in Ostende lauten günstig, die nun beendete Badekur ist von gutem Erfolg gewesen, doch scheinen dort auch politische Geschäfte abgewickelt zu werden, denn der Minister von Schleinitz ist dort mit zwei Räthen, sowie der Gesandte in Paris, Graf Pourtalès, der Gesandte in Constantinopel, Graf von der Goltz, der Gesandte in Brüssel, Graf Redern. Das Ministerium des Auswärtigen wird hier durch den Kammerherrn Ihrer Königl. der Prinzessin Friedrich Wilhelm, den Geh. Legationsrath Grafen Perponcher, vertreten, der seinerseits die bisher von ihm geleitete Verwaltung des Prinzlichen Hofstaates wieder an den Prinzlichen Hofmarschall Major von Heinz abgetreten hat. Herr von Heinz ist, von langer und schwerer Krankheit genesen, kürzlich aus der Schweiz hierher zurückgekehrt. Eine kleine Broschüre über die gegenwärtige politische Lage, betitelt: Zur Situation, hat Aufsehen gemacht; Verfasser derselben ist der frühere Redacteur der Berliner Revue Graf Clemens Pinto. Die kleine Schrift hat das entschiedene Verdienst, daß sie die letzten Vorgänge in ihrem Zusammenhang mit den früheren betrachtet, den italienischen Krieg als einen zweiten orientalischen ansieht und daraus ihre Schlüsse zieht. Es ist von

Bedeutung, daß es dem Beherrscher Frankreichs nicht gelingt, die Augen Europa's von seinem eigentlichen Ziel, von dem, was er wirklich will, abzulenken; für das Endziel der französischen Politik aber hält Graf Pinto nicht die Rheingrenze, sondern die Erwerbung Aegyptens und die Alleinherrschaft auf dem Mittelmeere. Man kann darüber anderer Ansicht sein, aber jedenfalls sind die Ausführungen der Broschüre sehr beherzigenswerth, auch haben dieselben, wie wir hören, auch am rechten Ort Aufmerksamkeit und eine für den Verfasser der Broschüre sehr schmeichelhafte Anerkennung gefunden. Die Nachricht, daß Humboldt's Bibliothek von dem britischen Gesandten Lord Bloomfield für 40,000 Thlr. angekauft worden sei, hat sich als falsch erwiesen; der Verlust dieser Bibliothek wurde hier von manchen Seiten schon lebhaft beklagt, während man auf der andern Seite hört, daß derselbe gar nicht so groß gewesen sein würde, denn die Bibliothek soll lange nicht die literarischen Schätze enthalten, die man in derselben vermuthet hat.

Aus Bern.

Anfang September.

— Beginn des Herbstes; Verkehr im Innern; Kriegsübungen: neueste Taktik; Tigersprung; Wahlen. —

„Bunt sind schon die Wälder, gelb die Stoppelfelder, und der Herbst beginnt; rothe Blätter fallen, graue Nebel wallen, kühler weht der Wind"; so singen wir heute mit unserm gemüthvollen vaterländischen Dichter von Salis; denn in der That scheint endlich die etwas überschwengliche Gunst der Sommersonne sich in mildes herbstliches Wohlwollen zu verwandeln und uns dadurch den Genuß der in ihrer reifen Schönheit prangenden Natur um ein Bedeutendes angenehmer machen zu wollen. Dieses herrliche Sommerwetter hat denn auch nicht allein zum Flor der Felder und Gärten, sondern auch jenes andern modernen Kulturproduktes, der Eisenbahnen, mächtig beigetragen, welche in der ganzen Schweiz mit vielem Glück, hier und da etwa auch mit »Unglücken« gearbeitet haben. Daß der Verkehr, namentlich der briefliche, dabei im Allgemeinen viel gewonnen, ist unzweifelhaft, denn ein Brief von London nach Bern gelangt jetzt schneller an seine Adresse, als z. B. einer von Münsingen nach Rubigen oder von Belp nach Kirchdorf; doch auch vom Personenverkehr läßt sich Aehnliches sagen: wirklich erstaunlich ist die Masse von Passagieren, welche vom Genfersee nach dem Bodensee, oder auch nur von Bern nach dem kaiserlich-französisch roth, weiß und blau gefärbten Gießbach »verführt« werden; nur möchten wir demjenigen, welcher zufällig beabsichtigt, von einer Zwischenstation in's Innere zu dringen, wohlmeinend rathen, falls er mit einem Koffer oder derartiger Beschwerde behaftet ist, zugleich auch den Kohli sammt Wägelein mit auf die Bahn zu nehmen, ansonsten es ihm begegnen könnte, an besagter Zwischenstation auf seinem Koffer sitzen zu bleiben bis zum jüngsten Tag; denn die Posten, welche sonst in ihrer gelben Pracht mit Conducteur, Postillon und Peitschenknall so üppig auf allen Straßen einhertrabten, scheinen bald gänzlich in's Reich der Fabel verwiesen werden zu sollen. — So dankbar wir aber für das schöne Sommerwetter sind, so lebhaft wünschen wir auch noch schönes Herbstwetter; denn nun beginnt die Eidgenossenschaft auch wieder ihr jährliches Kriegsspiel, und zwar diesmal im wässerigen Theil unseres

Vaterlandes, bei Aarberg nämlich, im Seeland, Kantons Bern. Da wird die Eidgenossenschaft, wenn es nicht regnet, den übrigen europäischen Großmächten zeigen, wie wir es ihnen machen wollten, wenn sie mit uns Händel anfangen thäten. In dieser Beziehung aber wünschten wir sehr, es möchten die Truppen vorzugsweise in der von den Franzosen empfohlenen neuesten Taktik, welche zwar im Grundsatz schon zu Moses Zeiten florirte, geübt werden, und die darin besteht, „den Feind gleichsam mit einem Tigersprung niederzuwerfen, d. h. sich mit dem Bajonnet auf denselben zu stürzen, ohne sich erst lange dem Feuer der ferntreffenden Präcisionswaffen (nach welchen auch bei uns in letzter Zeit so nöthlich geschrieen wird) auszusetzen.“ Beim „Zusammenzug“ dürfte diese Fechtart indessen sich kaum großer Gunst zu erfreuen haben; wollte man indessen den Truppen sämmtliche Weidenstöcke des Seelandes als Feind designiren, so dürfte dieselbe dennoch mit einigem Erfolg prakticirt werden; kurzweiliger, das geben wir zu, bleibt immerhin das Schießen mit allen möglichen Büchsen und Kalibern; macht viel Rauch und klepft schön! Nichtsdestoweniger halten wir die erwähnte Taktik für die den Verhältnissen und dem Charakter unseres Volkes angemessenste. Sie ist in allewege die wohlfeilste und einfachste in Bezug auf Armatur, Instruction und Munition, und abgesehen von der Zahl, in welcher Hinsicht wir so wie so riskiren zu kurz zu kommen, ist unsere tapfere, gewandte und baumstarke junge Mannschaft vorzüglich geeignet zu jener Fechtart, sofern nämlich die Kolben währschaft sind, und gewiß jedem Feinde gewachsen, wenn nicht gar überlegen. Die Taktik des Tigersprunges und der Kolbenlauferei sei daher unsern Kriegsobersten aufs angelegentlichste empfohlen. — Unter die anderweitigen Herbstvergnügen unseres Kantons, welche des schönen Wetters sehr bedürfen, sind gewöhnlich irgendwelche politische Wahlen zu rechnen; doch haben wir von solchen bis jetzt, Gottlob! noch nichts gehört, dürfte indessen schon noch kommen; wir wollen daher für den möglicherweise eintretenden Schlechtwetterfall einstweilen das Buß-Fränklein bei Seite legen. Apropos von Politik, hören wir aus dem Kanton Waadt, daß man daselbst an eine Verfassungsflickerei denke; bei uns, denkt dabei vielleicht Mancher, könnte eine solche auch nicht schaden, und da unsere Regierung dermalen sich so ruhig verhält, daß man kaum weiß, ob noch eine vorhanden ist, so könnte am Ende das „Volk“ Langeweile bekommen und vielleicht zum bloßen Zeitvertreib dieselbe „an die Hand nehmen“ wollen. Was uns betrifft, so denken wir, „es kommt nichts Besseres nach,“ und wenn wir einen Finanzminister haben, der „zur Sach lugt“ und uns nicht mit Steuererhöhung plagt, so glauben wir uns einstweilen auch bei diesem „niedrigen“ Standpunkte der Volkswohlfahrt glücklich schätzen zu können.

Aus Stockholm.

Anfang September.

— Literarisches: Aus Svedenborgs Nachlaß; Ahlquist's Sprachstudien; vom Wettersee. —

Der hiesige Bibliothekar G. E. Klemming hat so eben ein bisher völlig unbekanntes Manuscript Emanuel Svedenborg's herausgegeben, über welches ich Ihnen einige Mittheilungen machen will, da das Werk schwerlich nach Deutschland kommen dürfte; es ist dasselbe nämlich mit allem ersinnlichen typoprahischen nnd photographischen Luxus ausgestattet und in 99 Exemplaren

gedruckt worden, welche lediglich zu Geschenken bestimmt sind. Das Original befindet sich in der Königlichen Bibliothek und enthält auf wenigen Bogen theils wenig bedeutende Reisenotizen, die Svedenborg auf einer Reise nach Holland im Jahre 1743 niederschrieb, theils aber Anmerkungen über verschiedene Träume, die für die Charakteristik und den Bildungsgang Svedenborgs von großer Wichtigkeit sind. Diese Anmerkungen zu Träumen sind nämlich im Jahre 1744, also gerade zu der Zeit niedergeschrieben, da Svedenborg entschiedener jene mystisch-schwärmerische Richtung einschlug, die ihn endlich zum Geisterseher und Sectenstifter machte. Es geht aus diesen Anmerkungen klar hervor, daß Svedenborg im Jahre 1744 das, was er später Gesichte nannte, noch für Träume hielt, ja, man kann ziemlich deutlich erkennen, wie bei ihm aus den Träumen Gesichte wurden. Die weiblichen Figuren, die später bei seinen Beschwörungen eine so große Rolle spielen, kommen auch in diesen Anmerkungen schon vor, und man kann annehmen, daß er durch Ueberreizung zu Hallucinationen gelangte. Ueber das Weitere bleibt freilich der alte Schleier und die große Frage: wo hörten die Hallucinationen auf, wo fingen die Gesichte an? Für die Secte der Svedenborgianer, die sich bekanntlich bis nach Amerika verzweigt hat, dürfte diese Publication von besonderer Wichtigkeit sein. Von dem finnischen Sprachforscher Ahlquist ist jüngst eine interessante Abhandlung über die Sprache der Wepser erschienen. Die Wepser (Wepsäläiset) sind ein Volksstamm, der mit den Finnen stammverwandt ist und in den russichen Gouvernements Olonetz und Nowgorod seine Wohnsitze hat. Ahlquist durchreiste vor kurzer Zeit diese Gegenden; die Bevölkerung von diesem Stamm ist etwa 16,000 Seelen stark. Bei dem Interesse, welches man hier noch immer an Allem nimmt, was Finnland betrifft, hat man sich sehr lebhaft mit dieser Abhandlung beschäftigt, dieselbe steht in den „Akten der finnischen Gesellschaft der Wissenschaften“ unter dem Titel: „Aufzeichnungen aus dem Nord-Tschudischen.“ Sie enthält eine Grammatik, ein Wörterbuch und verschiedene Sprachproben; die Verwandtschaft mit den Tschuden ist unbestreitbar. Von Medevi, dem bekannten Badeort, wird der „Gotland Läns Tidning“ über eine merkwürdige Naturerscheinung folgendes berichtet: „Wir hatten neulich Gelegenheit, eine oft besprochene merkwürdige Eigenheit des Wettersee's bestätigt zu finden. Es war am 23. Juli, an demselben Tage, als der Mondwechsel in's letzte Quartier gekommen, die Sonne in das Zeichen des Löwen getreten war und die Hundstagsperiode begann, als wir uns in einem kleinen Boot, gelockt von der auf dem weiten See herrschenden spiegelhellen Wind- und Wasserstille, auf dessen völlig windlose Fläche hinausbegaben. Plötzlich und gerade in dem Augenblick um 12 Uhr Mittags, als die Glocken von dem Kirchthurm in der Nachbarschaft die Töne des Todtengeläutes zur Erinnerung an das Ableben des Königs über Land und Wasser hinaussandten, begann der See zu wallen und zu schäumen, ob sich gleich kein Blättchen zu rühren oder ein Windhauch am Strande zu hausen schien und auch auf dem See keiner zu vernehmen war. Dennoch ward der Wettersee innerhalb zehn Minuten in einen heftig brausenden Wogengang versetzt, dessen Ungestüm immer zunahm und im Laufe des Tages in wirkliche Sturmschwellung überging. Wir freuten uns, bald Land suchen zu können. Es schien, als ob irgend ein beim Mittagssonnenstand schleunig hervorbrechender Windwirbel mitten auf dem See die leicht beweglichen Wassermassen in Bewegung gesetzt, wovon die Wirkungen sich schnell zum Strande

verbreiteten, wo kein Wind zu merken war. Unser alter Rudermann war solcher Ansicht nicht. Im Allgemeinen sollen Fischer Aberglauben zugethan sein. Dieser machte davon keine Ausnahme. Nach seiner Ansicht waren ganz andere Kräfte, als die auf gewöhnliche Weise erklärlichen, hier wirksam: „Der Wettersee wisse ganz gut, daß der König von Schweden gestorben sei."

Vermischtes.

[Der beste Kaffee.] Unter dieser Aufschrift enthält das „Leipz. Tagebl." folgende, von Herrn Dr. Heinrich Hirzel unterzeichnete Mittheilung: „Es ist allbekannt, daß man selbst bei Benutzung der besten Kaffeesorte nur dann das beliebte Getränk recht wohlschmeckend zuzubereiten vermag, wenn der Kaffee vorher gut gebrannt worden ist. Zu wenig gebrannter Kaffee giebt ein herbes, zu stark gebrannter ein fades, übelriechendes, und ungleich gebrannter ein mit beiden schlimmen Eigenschaften behaftetes Getränk. Trotzdem gelingt es selbst der sorgfältigsten Hausfrau oder Köchin bei der jetzigen Methode der Darstellung des gebrannten Kaffee's nicht, den Anforderungen, welche an einen gut gebrannten Kaffee gestellt werden müssen, völlig zu genügen, wovon man sich allerdings erst dann vollständig überzeugt, wenn man seinen vermeintlich gut gebrannten Kaffee mit dem wirklich gut gebrannten zu vergleichen Gelegenheit hat. Diese Gelegenheit — und noch mehr — die Gelegenheit, eine ganz einfache, keine besondern Kosten verursachende, im Kleinen wie im Großen von Jedem ausführbare Methode zur Herstellung eines gebrannten Kaffee's von ganz ausgezeichneter Beschaffenheit zu erlernen, ist uns jetzt durch den hier anwesenden Herrn Julius August Grobe, Chemiker aus Hannover, geboten, welcher sich schon seit längerer Zeit mit diesem Gegenstande beschäftigt hat. Derselbe hat den 14. Juni Nachmittags bei Unterzeichnetem vor einem zwar kleinen, aber zu diesem Zwecke besonders gewählten Kreise von Kaffeekennern und Kaffeekennerinnen einen überraschenden Beweis der Vorzüglichkeit des nach seiner Methode gebrannten Kaffee's geliefert. Dieselbe Kaffeesorte wurde zur gleichen Zeit in gleich großem Quantum einestheils von Herrn Grobe nach seiner Methode, anderntheils im Hause des Unterzeichneten nach der gewöhnlichen Methode gebrannt; sodann wurde zu gleicher Zeit, auf gleiche Weise, aus gleich viel Kaffee, mit gleich viel Wasser, aus den beiden Proben das Kaffeegetränk zubereitet, wobei sich als einstimmig anerkanntes Resultat ergab, daß der nach Herrn Grobe's Methode gebrannte Kaffee ein viel aromatischeres, wohlschmeckenderes und stärkeres Getränk lieferte, als der nach der gewöhnlichen Weise gebrannte, der übrigens den gewöhnlichen Anforderungen entsprechend gefunden wurde. Herr Grobe gedenkt nun allen Denen, die sich mit seiner sehr beachtenswerthen Methode bekannt machen wollen, dieselbe für ein Honorar von 5 Thlrn. vollständig mitzutheilen und wird zu diesem Zwecke eine Subscriptionsliste circuliren lassen und seiner Zeit zu einer Versammlung behufs der Mittheilung einladen (Solche, welche privatim unterrichtet sein wollen, haben 10 Thlr. Honorar zu zahlen). Unterzeichneter glaubt Vielen, namentlich Gastwirthen, Kaufleuten 2c., selbst vielen Hausfrauen, die einer einfachen, aber täglich Genuß bereitenden Verbesserung nicht abhold sind, einen Dienst zu erweisen, wenn er hierauf aufmerksam macht und die Vorzüglichkeit des nach Herrn Grobe's Methode gebrannten Kaffee's hierdurch öffentlich beglaubigt." — Der Redakteur des „Leipz. Tagebl.", Herr Dr. Diezmann, liefert zu Vorstehendem folgenden Nachtrag: „Herr Grobe hat am 21. Juni auch mir und meiner Gesellschaft, Herren und Damen, in meinem Hause Gelegenheit gegeben, seinen in der That vorzüglichen Kaffee kennen zu lernen, und so kann ich bezeugen, daß der von ihm aus vollkommen gleichmäßig gut gerösteten Bohnen bereitete Kaffee außerordentlich rein, kräftig, aromatisch und ungewöhnlich wohlschmeckend war, obgleich dazu die allergewöhnlichsten Javabohnen genommen wurden."

Preußische Briefe.

8.

Der tiefste Gegensatz zwischen Stadt und Land beruht auf der Stellung, die dort nnd hier das Eigenthum hat. Heut ist freilich dieser Gegensatz zwischen ländlichem und städtischem Eigenthnm schon vielfach abgeschwächt, und die Stadt ist auch in diesem Punkte über das flache Land Meister geworden; aber bei jeder Gelegenheit, wo tiefer greifende Erörterungen über den Zustand unserer gesellschaftlichen und politischen Verfassung angestellt werden, klingt dieser Gegensatz stärker oder schwächer durch, und nirgend zeigte er sich greller, als in den Debatten über die Wucherfrage, über die Erbfolge, über die Strafen für Diebstahl, aber in schwächerem Maaße zeigt er sich in jeder politisch-socialen Erörterung.

Seit ältesten Zeiten in der christlichen Weltepoche charakterisirte sich bei den Menschen das Eigenthum vorzugsweise als Gemeinschafts-Eigenthum; bei Germanen, Slaven und wohl auch Celten gleicher Weise finden wir das Gemeinde-Eigenthum, welches merkwürdiger Weise auch in der Verfassung des jüdischen Volkes schon angedeutet war: gemeinschaftlich besitzen eine Anzahl Familien den Acker, die Wiese, den Wald, die Mark; bei den Russen hat sich die Vorstellung von der Gemeinsamkeit des Besitzes noch bis heut erhalten, in Frankreich zeigen noch die Ortsnamen, welche im Pluralis auftreten (so les Asnières), daß hier einst eine familienartige Gemeinschaft das Land besessen und bebaut habe. Es fehlt auch nicht an Urkunden, welche diesen Zustand bestätigen.

Daneben fand sich allerdings, besonders in dem Stamme, in welchem mit der Innerlichkeit des männlichen Gemüthes und der Heilighaltung der Frauenwürde das Bewußtsein der engeren Familie am weitesten ausgebildet war, beim sächsischen und friesischen, schon in ersten Zeiten ein mehr persönliches Eigenthum, aber es war alsdann doch in sofern auch Gemeinschaftseigenthum, als es eng an die Familie geknüpft und darum sicherlich durch ein strenges Erbrecht vor Zersplitterung, vor der Aufsaugung durch die Individuen, beschützt ward.

Ueberall in den ersten Zeiten der christlichen Weltordnung tritt uns aber bei den Germanen, den Slaven und den Bewohnern des flachen Landes im heutigen Frankreich dieselbe Bestimmung des Eigenthums entgegen: Es gehört nicht dem Individuum, sondern es wird im Interesse der Gesammtheit, und dieser zugehörig, von einem Einzelnen verwaltet.

Aenderte sich auch später, mit dem Emporkommen des Lehnstaates, der äußere Anblick dieses Eigenthums, so blieb es in seinem Wesen doch unverändert, und der große Vasall, der wiederum das ihm verliehene

Eigenthum an seine Hintersassen vertheilte, lieh doch auch nur aus und übernahm, aus dem einmal fest bestimmten Begriff des Eigenthums heraus eine ebenso bestimmte Pflicht zur Erhaltung dieser Hintersassen, d. h. er erkannte ihnen ein unzweifelhaftes Recht an einem in Wirklichkeit noch vorhandenem Gesammteigenthum zu.

Die Kirche mit ihrem massenhaften Grundbesitz geht von vornherein auf denselben Begriff von Eigenthum ein, und freiwillig wird ihr von allen Seiten eine immer weiter gehende Vermehrung ihres Eigenthums dargeboten. Freiwillig, sage ich, denn nichts ist philiströser und „stadtpolitischer", als die moderne Auffassung, daß die Kirche besonders in der Kunst des Erbschleichens seit jeher geübt gewesen sei. Der Rittersmann, der städtische Patricier, der ihr einen Acker, einen Schloßhof, einen fischreichen See schenkte, hatte eben nicht diesen Sinn für den Geldpracher, welcher heut die Welt beseelt, er kannte diese Versessenheit auf das sogenannte persönliche Eigenthum nicht, welche uns leider heut kennzeichnet; er behandelte die ihm anvertraute Verwaltung des Eigenthums als eine Pflicht, die er in geeigneten Fällen gern abtrat, sobald er nämlich sah, daß der, an den er das Eigenthum abtrat, zur Verwaltung desselben geschickter war, als er selbst. Mit nichts haben sich die liberalen Geschichtsschreiber, besonders der Aufklärungsperiode, mehr lächerlich gemacht, als mit ihrer falschen Auffassung des Eigenthums, wie es die Vergangenheit gekannt hatte: weil sie so eng und klamm zwischen ihren zusammengekauften Scharteken und „Mobilien" da saßen, dachten sie, anders hätten auch die alten Fürsten, Ritter, Patricier, Bischöfe nicht auf ihrem Eigenthum sitzen können, und ein Grundverhältniß der mittelalterlichen Weltordnung, auf welches wie weissagend das hohe Wort hinweist, daß Geben seliger sei denn Nehmen, erschien ihnen als eine Thorheit.

Wer den Ursprung des deutschen Philisters ergründen will, wird bei dem Gegensatz im Eigenthumsbegriffe beginnen müssen; dort, wo das bornirte Eigenthum des Individuums beginnt, das keine Pflichten mehr kennt und nach der Laune seines augenblicklichen Inhabers heut so und morgen so verwandt wird, steht die Wiege dieses dickhäutigen, eselsgrauen Geschöpfes, neben welchem der französische Sausewind und der englische Verschwender ordentlich wie edle Gestalten aussehen.

Es ist nicht zu läugnen, daß um die Zeit der deutschen Reformation eine dem bisherigen gemeindlichen Eigenthum fremde Macht bereits bedeutend an Stärke gewonnen hatte, und es ist eine seltsame und wahrhaft merkwürdige Erscheinung, daß diese Macht, aus dem antik-römischen Gesetzesthum stammend, sich mit der römisch-katholischen Kirche innigst befreundet hatte und nun doch dem im edlen Sinne communistischen Gedanken der Kirche schroff entgegentrat und zu Gunsten des „Individualismus in der Sphäre des Eigenthums" gegen den Eigenthumsbegriff, den die Kirche bis dahin im Anschluß an den Geist der ihr zugethanen

Völker und zugleich in richtiger Erkennung ihrer universalistischen Aufgabe aufrecht erhalten hatte, in's Feuer ging, um damit einem der begleitenden Momente der Reformation zu dienen. Denn vielfach war ja die Isolirung des Individuums und auch des Eigenthums Folge der Reformation.

Daß in der Tiefe des Volks diese begleitenden Momente als eine Unzulänglichkeit und Bedenklichkeit der Reformation gefühlt wurden, davon geben die Annalen der Münster Wiedertäufer, Thomas Münzer und die Bauernkriege einen vollständigen Beweis. Diese Bewegung im Volke, aus einem richtigen Instinct hervorgehend, aber ohne den rechten Halt und darum rasch in die Irre geleitet, zeigte sich äußerlich als letzte Consequenz der geistlichen Reform und war doch in Wirklichkeit von einer geheimen Sehnsucht nach dem in Frage gestellten Weltzustande, den die katholische Kirche bestätigt hatte, beseelt!

Der über die Bauern, die Wiedertäufer und über die römische Kirche gleichmäßig siegreiche Individualismus in Sachen des Eigenthums zeigte sich leider bei Fürsten, Rittern und Magistraten in oft widerlicher Form; jeder riß an sich, was er an sich reißen konnte, ohne daß einer sich angemaßt hätte, dabei auf ein Recht zu pochen. Außerordentlich naiv, aber auch treffend, sagten die pommerschen Adeligen, als sie das katholische Kirchenvermögen angriffen, sie müßten wohl so thun, denn der Herzog habe ja auch die Klöster eingezogen, und in diesen hätten ja früher ihre mittellosen Kinder eine nähernde und standesgemäße Freistatt gefunden. (Ich glaube, daß Kantzow darüber Näheres meldet.) Die pommerschen Edelleute verkannten also nicht, in welch schöner und nutzbringender Form das gemeindliche Eigenthum bis dahin durch die Kirche verwaltet war; aber da nun einmal die Sehnen dieser Verwaltung durchschnitten waren, so griffen auch sie in norddeutscher, derber und praktischer Art zu. Sie hätten indeß Besseres thun können.

Dennoch erhielten sie, und im weiteren Umfange auch die Fürsten, noch lange den Begriff des gemeindlichen Eigenthums; jene auf ihren Gütern durch die Art der Bewirthschaftung derselben und durch die Stellung, die sie ihren Hörigen gewährten; diese, indem sie, mit einem ganz schiefen und unglücklichen Ausdruck auf eine richtige Idee deutend, sich offen als „erste Diener des Staates" bezeichneten und gerirten. Diese eigenthümlich brandenburgisch-preußische Fürstenstellung ist darum von dem modernen, französischen oder chinesischen Despotismus himmelweit verschieden.

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Zweite Abtheilung:

Homines novi.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Hoffiscal Müller an Pletz von Bessin.

. . . .

. . . . Sie werden meine geschäftlichen Auseinandersetzungen dieses Mal länger als sonst gefunden haben, mein hochverehrter Gönner und Freund, sie werden sich darüber gewundert haben, denn sie kennen seit Jahren mein Bestreben, in allen Geschäftssachen so kurz und bündig als möglich zu sein, aber sie sind heute selbst Schuld an meiner Weitschweifigkeit, so wahr ich August Müller heiße! Ich fürchtete mich nämlich vor dem zweiten Theile meines Briefes, weil ich fühle, daß sie mir da eine Aufgabe gestellt haben, die weit über meine Kräfte geht. Sie verlangen von mir einen eingehenden Bericht über die Lage der Dinge hier, über die jetzige Haltung der Berliner, über ihr Verhältniß zu den Franzosen, kurz, über das gesammte Leben und Treiben in dieser Stadt. Ist das eine Aufgabe für einen Königlich Preußischen Justiz-Commissarius, der überdem Hoffiscal ist und seinen Schreibtisch nur verläßt, um vor Gericht zu treten, oder sich bei einer Partie Domino in der Ressource bei Theerbusch zu erholen? Wahrlich, ein Anderer als der von mir so hochverehrte Herr von Pletz hätte ein solches Begehren gar nicht stellen dürfen! Sie wissen aber, mein hochverehrter Gönner und Freund, daß ich ihnen nichts abschlagen kann, daß ich Alles thun muß, was sie verlangen und darum bitte ich sie herzlich, wünschen sie nicht etwa noch, daß ich Flöte blase, oder auf den Ball gehe, denn — so wahr ich Müller heiße! ich würde auch das thun, aber es wäre doch schrecklich! Doch zur Sache! Im Allgemeinen muß ich zugeben, daß sich im hiesigen Leben eine Wendung zum Bessern zeigt, die Noth hat nicht nur Einige, sondern Viele beten gelehrt, die sonst nicht daran dachten. Eine ernstere Richtung macht sich in allen Kreisen der Bevölkerung bemerklich. Preußische und patriotische Gesinnung verbergen sich nicht mehr, sind nicht mehr Ausnahmen, wie das bis zum Tilsiter Frieden der Fall war, sie geben sich

öffentlich und sehr ernst kund, es ist kein Zweifel, daß die Guten an Muth und Zuversicht gewonnen haben, sie wagen dem Hohn und dem Spott entgegen zu treten und ihn derb zurück zu weisen, wenn er sich, wie im vorigen Jahre, über den theuren König, die Königin und die Armee ergießen will. Freilich ist auch dabei nicht Alles Gold, was glänzt, aber es ist immerhin doch besser geworden, und die Franzosen haben durch ihre schweren Forderungen mächtig zur Sinnesänderung mit gewirkt. Die gemeinsame Noth hat die Leute nicht nur einander genähert, um eine Erleichterung zu finden im gemeinsamen Tragen der Lasten, sondern sie hat auch zu Vergleichungen des Jetzt mit dem Einst aufgefordert, und da ist denn manches wieder lebendig geworden, was lange schon schlief in den Herzen und vielleicht niemals erwacht wäre ohne das große Unglück. Das ist die gute Seite, die Kehrseite zeigt dagegen auch eine tiefe Zerrüttung nicht allein der Vermögensverhältnisse, diese ist Manchem sogar zum Heil geworden, sondern der Familienverhältnisse. Französische Sitten oder besser Unsitten haben namentlich in dem sogenannten bessern Bürgerstande, so wie in den Beamtenkreisen gewaltig Platz gegriffen und werden sich schwer, sehr schwer, wieder beseitigen lassen. Der eigentliche Handwerkerstand ist weniger dem ausgesetzt gewesen, er hat sich in der Mehrheit viel reiner erhalten und seine altväterische Sitte trotzig gewahrt gegen den Eindrang des Fremden, das die Thüren der sogenannten Gebildeten meist schon geöffnet fand, bevor es noch anklopfte. Es war ein Unglück, daß man hier schon lange, ehe noch die Franzosen hierher kamen, so großen Werth auf französische Sprache, französische Sitten und französische Bücher legte, mit einem Wort, daß man sich seit Menschengedenken daran gewöhnt, Alles für vornehm zu halten, was französisch war. Das ist ein Stück der Erbschaft des großen Friedrich, das uns keinen Segen gebracht hat. Es kann eben nicht Jeder französische Verse machen und die Franzosen doch bei Roßbach schlagen!

Die Franzosen hier haben ihr Benehmen nicht geändert, es ist die alte Verachtung in ihnen gegen die linkischen, steifen, tölpelhaften Deutschen, sie fühlen sich immer noch nur als Sieger den Besiegten gegenüber, sind voller Uebermuth und Geringschätzung und kommen sich selbst ungemein erhaben vor, wenn sie diese Gefühle unter glatten Manieren etwas verstecken. In Gegenwart preußischer Offiziere werden französische sehr selten von ihren Heldenthaten sprechen, sie sehen sich ungern unter preußischen Uniformen, aber sie werden auch selten spotten, wie das so viele nichtswürdige Deutsche seit dem großen Unglück thaten. Das ist einerseits gewiß lobenswerth, auf der andern Seite aber ist diese kalte Zurückhaltung, deren Geflissentlichkeit immer zu Tage tritt, oft empörender, als roher Spott. Ich hörte selbst einen französischen Offizier erzählen, daß man in Frankreich sonst eine sehr hohe Meinung von der preußischen Armee gehabt habe, ja, daß Napoleon noch vor der Schlacht bei

Jena seine Marschälle ermahnt habe, sich vor der preußischen Kavallerie zu hüten, weil dieselbe der französischen weit überlegen sei. Der Mann erzählte das so fein, so glatt, man hörte aus jedem Wort die Aufforderung heraus: bewundert den unendlichen Edelmuth, die Großmuth, die ich, der Sieger, gegen den Besiegten zeige! Einige schlechte Narren und einige Frauenzimmer bewunderten ihn denn auch und priesen sein Benehmen aus allen Tonarten; einem alten Artillerie-Lieutenant aber, der mit zuhören mußte, wurden die Augen naß, und ich habe den glatten Kerl und seine eitle Großmuth verflucht und verwünscht, so wahr ich Müller heiße! Unter diesen Umständen ist's wohl natürlich, daß unsere Militairs noch immer ihre Wuth gewaltsam unterdrücken müssen, wenn sie genöthigt sind, mit den Franzosen in Gesellschaft zu verkehren. Nicht besser stehen die Civil-Beamten zu den Franzosen, vor dem Frieden waren sie meist viel zu demüthig gegen die Sieger, so daß sie jetzt fast regelmäßig von denselben verlacht und verspottet werden, wenn sie sich wieder einiges Ansehen geben und sich als Beamte Sr. Majestät des Königs benehmen wollen. Mit vernichtendem Hohn fragen dann die Franzosen gleich: wie? haben sie nicht dem Kaiser den Eid der Treue geleistet? Darauf giebt es denn leider, leider keine Antwort. Die Civil-Beamten spielen hier den Franzosen gegenüber entschieden die traurigste Rolle.

Viel besser ist in dieser Beziehung der Handwerker daran. Der Franzose kann sich mit ihm gar nicht verständigen, seine Sitte ist der französischen so fremd, daß die Franzosen — ich hab's öfter von Franzosen selbst gehört — unsere kleinen Bürger und Handwerker für närrisch halten und jeden Verkehr mit ihnen fast ängstlich meiden.

Die Franzosen hassen und verachten unser Militair, verachten und verhöhnen unsere Civilbeamten, vermeiden den Umgang mit den Handwerkern, weil sie dieselben für närrisch halten; da bleibt ihnen denn freilich nichts weiter übrig, als der Umgang mit den Franzosenaffen, den sogenannten gebildeten Ständen, und mit den — Frauenzimmern.

Das ist ein böser Punkt, ein wunder Fleck — ich habe Dinge gehört und selbst gesehen, ja, es geschehen täglich noch Dinge, über die man lachen müßte, wenn man vor Zorn und Schmerz dazu kommen könnte. Ich habe es nie für möglich gehalten, daß der Eitelkeitsteufel Frauen so weit zu führen vermöge, wie das hier der Fall gewesen ist. Die Wuth, sich zu französiren, war im vorigen Jahre hier auf's höchste gestiegen, überall französische Manieren, französische Tänze, französische Gerichte, es war als ob ein französisches Delirium die Frauenzimmer befallen, doch scheint es seit einiger Zeit etwas nachzulassen. Wo man hin hörte, vernahm man französische Conversation; selbst wenn die Franzosen ganz gut deutsch sprachen, so redeten die Weiber doch lieber schlechtes Französisch mit ihnen. Ich will kein Wort über die Schaamlosigkeit verlieren, mit der sich viele, viele Weiber hier um die französischen Offiziere geradezu gerissen haben, mit welcher empörenden Verachtung sie

unsern Offizieren begegneten; ich will nicht hinunter steigen in die tiefe Schmutzgrube von Unzucht und Niedertracht, die sich hier geöffnet hat seit den finstern Octobertagen vor meinen schaudernden Augen, Sie haben ja alles Das selbst gesehen, mein verehrter Gönner und Freund! Ich will nnr auf einen Punkt aufmerksam machen: auf die zahlreichen Ehen, die hier zwischen französischen Offizieren und preußischen Frauenzimmern geschlossen worden sind. Ich bin weit entfernt, diese Ehen zu verurtheilen, gewiß giebt es ja unter den französischen Offizieren auch viele brave Menschen, aber ich frage mich doch, wie es kommt, daß kein preußischer Offizier 1792 in Frankreich ein französisches Mädchen geheirathet hat. Sind die deutschen Mädchen, die Vaterland und Familie verlassen, um dem fremden Krieger in die Fremde zu folgen, sind sie besser oder schlechter als die Französinnen, die keinem Fremden ihre Hand reichen? In Etwas wird diese Erscheinung durch die französische Betriebsamkeit bei den Frauen erklärt, es ist selten einem Deutschen gegeben, daß er sich so um ein Weib zu bemühen im Stande ist, wie das der Franzose vermag. Will ein Franzose ein Weib gewinnen, so spart er weder Mühe noch Zeit, weder Geld noch Worte, um zum Ziele zu gelangen; er besticht die Dienstboten durch Geld und freundliche Worte, instinctmäßig benutzt er alle Schwächen der Geliebten und aller Personen, mit denen sie verkehrt; er kann lachen, weinen, schwören und drohen, ganz wie's gerade paßt. Mir hat eine ebenso hübsche als verständige Frau neulich in vollstem Ernste versichert, daß es einer deutschen Frau gar nicht möglich sei, einem Franzosen zu widerstehen, wenn sie nicht wirklich fromm sei. Ich glaube, diese Frau hat vollkommen recht, aber dann ist's mit der Frömmigkeit der Berliner Frauen sehr übel bestellt gewesen in unsern Tagen. Gott besser's! Rührend und doch komisch war mir der Eifer eines meiner Collegen, der seine Mündel von der Ehe mit einem liederlichen französischen Offizier dadurch abzubringen gedachte, daß er ihr aus dem Code Napoléon bewies, wie viel weniger Rechte das französische Eheweib vor dem Gesetze habe, als das deutsche. Der alte Herr ereiferte sich gewaltig, aber natürlich ohne allen Erfolg. Ebenso, wie die Offiziere in den Städten, wissen die gemeinen Soldaten sich auf dem Lande geltend zu machen; in den Marken und in Pommern ist's ihnen weniger gelungen, wie ich höre, mit den Frauen und Töchtern der ländlichen Bevölkerung vertraut zu werden, wohl aber in Schlesien und noch mehr in den polnischen Landestheilen. Einer meiner Bekannten sah eine französische Quadrille von wasserpolackischen Dirnen und französischen Soldaten in einem schlesischen Kruge tanzen; das mag denn wohl sehr lustig anzusehen gewesen sein!

Hoffentlich genügen Ihnen diese Bemerkungen, mein hochverehrter Gönner und Freund, ich leiste, was ich vermag; Sie wissen ja: ultra posse nemo obligatur.

In den Kreisen der ächten Patrioten herrscht bei aller Demuth und

allem Schmerz feste und unerschütterliche Hoffnung auf die Zukunft und eine Sehnsucht nach der Rückkehr des geliebten Königspaar's, die ich nicht beschreiben kann. Nachrichten aus Königsberg sind immer willkommen und es ist recht gut, daß das hochmüthige Berlin jetzt immer auf Königsberg blicken muß. Auch kleine Dinge dienen zu heilsamer Zucht. Bemerkenswerth ist eine patriotische Literatur, die durch Abschriften und durch mündliche Tradition auf die Herzen wirkt. Ich bin überzeugt, daß manches ohne Anstoß gedruckt werden könnte, was sehr geheimnißvoll mündlich oder in Abschriften verbreitet wird, die Franzosen dürften in den meisten Fällen selbst derbe Anspielungen nicht bemerken, man muß aber leider den Verrath der Franzosenfreunde und der Spione fürchten. Daß die Zeitungen sehr vorsichtig sind, kann ihnen nicht zum Vorwurf gereichen. Poetische Sachen sind sonst nicht besonders mein Fach, neulich aber hat mir einer meiner Hausgenossen eine Ode auf den Tod des Prinzen Ludwig gebracht, die mich tief ergriffen hat. Ich schreibe ihnen diese Dichtung hier ab, mein verehrter Gönner und Freund, weil ich glaube, daß auch sie daran eine Genugthuung finden werden. Beiläufig bemerkt, ärgere ich mich immer, wenn ich diesen preußischen Held so geziert französisch den Prinzen „Louis Ferdinand" nennen höre. Der heroische Fürst ist ganz deutsch: Friedrich Ludwig Christian getauft und dabei sollte es bleiben, zumal da es jetzt nach seinem Tode gar nicht mehr nöthig ist, den Großneffen des großen Friedrich durch den Namen seines Vaters des Prinzen Ferdinand von dem nun auch verewigten Bruder des Königs, der auch Ludwig hieß, zu unterscheiden. Der Verfasser der Ode ist ein Herr von Schleicher, ein geborner Westphale, der als Lieutenant bei den Kürassieren stand, oder noch steht, die schönen Verse aber lauten wie folgt:

Es schloß sich der Tempel des Janus,
Bluttriefend floh von uns die Eris.
Gefallen sind sie, die schrecklichen Schläge des Schicksals,
Doch Asche, Verwüstung und blutige Tritte
Bezeichnen uns seinen zermalmenden Gang. —
Nun tönt, o Klage, den Opfern des schrecklichen Krieges,
Nun heule, o Todten-Gesang, durch öde Provinzen!
Doch trocknet, ihr Thränen verwaiseter Kinder,
Verstumme, o Klage verwittweter Gatten,
Entfliehe, o Trauer, verlornen Brüdern geweihet;
Vereinet nur Einem die Klage, die Thränen, die Trauer,
Dem Einen nur töne die Lorbeer-umwundene Lyra,
Dir Herrlichstem unter Teutoniens Söhnen,
Ludwig Leonidas!

Gefallen o bist du, dein Heldenblut strömte in Staub,
Du Heros im Heere der Preußen;
Hier sankst du am Grabe Germaniens! —
Mit Löwenkraft kämpfend war Sieg oder Tod deine Losung.
Entschlüpfend entfloh dir die flatternde Göttin des Sieges,
Da blicktest du kühn in's grinsende Antlitz des Todes,
Und starbest für König und Ehre!

Ertöne, o Klage, strömt, Thränen, umhülle uns, Trauer,
Er fiel! er starb von Teutschlands Söhnen der Hehrste,
Ludwig Leonidas!

Wer wagt es, ihr Jünglinge Teutschlands,
Wer wäre so stolz wohl, mit ihm sich zu messen?
In Bildung des Mannes ein Halbgott,
Vollendet wie Phoibos Apollon,
Doch kräftig und kühn, wie Kastor und Pollux
Die Schützer des krieg'rischen Sparta's:
So stand er, der Hohe, ein Abgott Borussiens Heere.
Ihn weihend, belebten mit sprühendeu Funken des Geistes
Die Götter die hohe, vollendete männliche Bildung.
Nichts war ihm fremd, das Wissen der Menschen ein Leichtes.
Mit Allmacht der Seele umfaßt' er
Die Kunst und der Wissenschaft Inhalt.
Vertraut mit dem Genius Mozart's
Erklang ihm, wie diesem die Saite.
Wie Sonnenstrahl mächtig das Dunkel,
Durchdrang er die Tiefen des Geistes.
Gebot nur sein Wille, vollbracht' er. —
Ha! stürmt' er einher in den Schlachten,
So jubelte freudig der Krieger.
Ein Himmlischer schien er, wie Jene,
Die einstens vor Iliums Mauern,
Gehüllet in menschliche Bildung,
Mit Götterkraft stritten für Hellas.
Dann flammte ihm dunkel das Auge
Und schnaubend flog mit ihm sein Roß.
Ein Blitzstrahl aus finsterer Wolke,
So zuckte er vor seinem Phalanx
Der Erste, ihm folgte der Donner!
Nie kannt' er Gefahren des Todes;
Die bleiche Furcht krümmte sich zitternd,
Matt unter dem Huf seines Rosses.
Ha! sah ich ihn so nicht bei Altdorf? —
Getroffen von wichtigem Eisen,
Sank unter ihm Albions Stürmer. —
Bei Zahlbach, wo strömend sein Blut floß?
Und dennoch der blühende Lorbeer
Die Locken des Jünglings bekränzte.
Bei Roth, wo er Felder des Weines
Mit Blute des Feindes besprengte?
So war er als Mann, so hob er sich strahlend,
Weit über die Schwachen der Zeit!
D'rum sahen die Jünglinge Preußens
Mit Stauuen zu ihm auf und strebten
Nur ferne sein Bild zu erreichen.
D'rum folgten vertrauend die Krieger,
Wenn er sie voll Heldenmuth führte;
D'rum sahen die welkenden Greise,
Sich tröstend, voll Hoffnung auf ihn.
Mit Tugend des Mannes verband er
Die mild're des fühlenden Herzens.

Nicht achtet' er Stand, nicht prunkende Zierden
Am Aeußern des Menschen, vom Zufall
Geschenkt oft dem wenigst Verdienten.
Ihm galt nur das Inn're. Den Menschen
Nur schätzt' er und nimmer den Günstling
Der Laune des blinden Geschickes.
D'rum reichtest du, Humanität, Ihm,
Dem Liebling, die duftende Krone,
Zum Stern-Diademe des Mannes.
D'rum weinet auch ihr, ihr Töchter Tuiston's,
Er war euch Idol und richtiger Maaßstab,
Den Werth zu ermessen des Mannes,
Den ihr euch für's Leben erkohret.

D'rum töne, o Klage, strömt, Thränen, umhülle uns, Trauer!
Er fiel, er starb von Teutschlands Söhnen der Hehrste,
Ludwig Herrmann!

Mit Riesengewichte drückt uns der Gram,
Doch Wohl ihm und Heil, daß er fiel!
Ihm waren die Götter gewogen,
Sie bargen ihm gnädig die Scene,
Voll Trauer und stechender Schmach.
Er sollte die Tage nicht sehen,
Wo sie, die die Krone umstanden
Des edelsten, gütigsten Königs,
Sich wälzten in Schande und Schimpf.
Was wär' es gewesen dem edlen,
Nach Thaten heiß dürstenden Manne,
Dem Ehre die Religion war,
Zu sehen, wie schimpfliche Furcht
Und schurkische Bosheit die Söhne
Borussiens ließen zertreten! —
O Wohl ihm, er starb noch als Held,
Noch unüberwunden und frei! —
Sie schlug, sie schlug, die fürchterlichste Stunde,
Die Hore zog in Flor gehüllt herauf;
Da floh aus offner, tiefer Herzens-Wunde
Das Leben, endend seinen Heldenlauf.
Das Edle fiel mit Schönheit, Kraft im Bunde,
Das Ew'ge schwang sich aus dem Staube auf.
Er opferte die Blüthe seiner Tage
Auf Teutschlands blutbesprütztem Sarkophage.

Seit Jahren schon dacht' er nur den Gedanken
Zu messen sich mit ihm, dem Weltbezwinger.
Willkommen war ihm nun die Losung
Zum heißersehnten Kampf. Die Tuba klang! —
Vom Heldengeist getrieben stürzt' er kühnlich
Zum zweifelhaften Streit mit fünfmal stärk'rer Zahl.
Den Spartern gleich, die weihend sich dem Tode,
Einst bei Termopylä Legionen widerstanden.
Das Saalthal ward Termopylä!
Getrieben vom Heldengeist stürmt' er zur Schlacht,
Zu lange schon hatt' er getrachtet,

Den Lorbeer zu reißen dem Franken vom Haupt,
Er wollte das erste Reis haschen.
Doch ach, das ernste Schicksal zog verhängend
Schon über Preußens blühendem Staat!
Die Schaaren, die der Held zum Kampfe führte,
Vermochten nicht den mächt'gen Feind zu stürzen.
Sie stritten — starben — floh'n!
Da schlug die schrecklich fürchterliche Stunde,
Die Hore zog in Flor gehüllt herauf.
Allein stand er, die blasse Furcht verhöhnend,
Im Thal der Saale, wie Leonidas.
Umringt von Feinden war er noch ein Wetter,
Und wohin er traf mit blitzendem Schwert',
Floh Seele auf Seele zum Orkus.
Schon häuften sich zum Hügel todte Feinde,
Scheu vor dem Greuel bäumte sich sein Roß;
Gelähmt war ihm die rechte Hand, die linke
Blitzt' mit dem Schwert Verderben um sich her.
Schon mehrmals war ihm Gnade angeboten —
Ha! Gnade ihm! dem edeln Brennen=Sohn! —
Willkommen Tod für Vaterland und Ehre!
Da fuhr ein Stahl ihm tief in's edle Herz. —
Er wankte — sank — und starb im blut'gen Thal der Saale
Unüberwunden, frei!

Ertöne, o Klage, strömt, Thränen, umhülle uns, Trauer!
Er fiel, er starb von Teutschlands Söhnen der Hehrste,
Ludwig Leonidas!

Sein Geist entfloh hin, wo ihm schön're Kränze,
Wie die des irb'schen Sieg's, geflochten sind;
Der Kranz des höher'n Sieg's: des Willens über's Leben.
Der Einz'ge winkt — ha! immer noch der Einzige! —
Der große Oheim krönt den würd'gen Neffen.
Dort lodern seines Geistes Gottes=Funken,
Die hier erstickend nied're Erde dämpft',
Empor zur hohen, hellen Gottes=Flamme,
Die leuchtend über beff're Sterne strahlt. —
Den edeln Leichnam hoben bärt'ge Krieger
Voll Ehrfurcht auf, die Thräne rann darauf.
Dem kurz zuvor von Wuth entflammten Auge
Entstrahlt jetzt mild des Herzens weiche Trauer.
Ein Gotteshaus, geweiht dem stillen Frieden,
Nahm sanft ihn auf in seinen kühlen Schooß.
Laut weinend stürzt' die Schaar gefang'ner Krieger
Zum hohen Todten, der ihr Abgott war.
Der Anblick löst das harte Eis der Herzen
Der rauhen Männer auf zum Thränen=Bach.
Des Feindes Erste nahen selbst voll Ehrfurcht
Und zitternd löst die Heldenhand die Locken
Des Helden=Haupts zum theuren Heiligthum.
So heischt die nun entseelte, kalte Hülle
Im Tode noch, was lebend sie gebot:
Ehrfurcht und Liebe Jedem, der ihr nah't.

Ertöne, o Klage, strömt, Thränen, umhülle uns, Trauer,
Er fiel, er starb der Herrliche!
Ergreifend faßt uns der Erinn'rung Schauer
Und des Verlust's unendlich Weh.
O klagt um ihn in ew'gen Trauertönen
Es starb der Edelste von Deutschlands Söhnen.

O wäre ich mit dir, mit dir gefallen,
O hätte doch der Opferfleck
Mein Blut vermischt mit deinem eingesogen
Im schönen Tod für's Vaterland.
Geheiligt ist der Platz für alle Zeiten,
Kein Fuß entweihe je dies Heiligthum.
Die stärkste Eiche aus Tuiskon's Haine
Entgrüne d'rauf. Es wall' am Todestage
Dahin die Schaar der Edelsten des Volks,
Um sie mit ew'gem Lorbeer zu bekränzen,
An dem aus Männer-Augen Thränen glänzen.

Was nun das Aeußere, das öffentliche Leben und Treiben auf den Straßen Berlin's angeht, so werden sie gegen früher nur geringe Veränderung finden; Berlin hat sich schon so zur großen Stadt gemacht, daß selbst das gewaltige Unglück in der Physiognomie der Stadt auf längere Zeit wenigstens keine große Veränderung hervorbringen konnte. Ja, mich dünkt, als sei es auf den Straßen, unter den Linden z. B. jetzt noch lebhafter, als vor dem Kriege. Im vorigen Sommer machte sich das Unglück noch bemerkbar bald hier bald dort, mit diesem Frühling aber scheint das alte Leben ganz wieder erwacht zu sein. Ich bin vor einigen Tagen, zum ersten Male seit fast zwei Jahren, seit dem Juni 1806 nach Charlottenburg gewandert und bin ganz weich geworden dabei, so wahr ich Müller heiße!

Es war ein herrlicher Abend. Die Vögel begrüßten mich vielstimmig, ich hatte sie so lange nicht gehört; die leicht schwebenden zwölf nackten Puppen am Wege erinnerten mich an die Nothwendigkeit, mich alles Dessen zu entladen, was mir als Menschen nicht angehört, wenn ich die Freuden der Natur genießen will. Diese Zollhäuser standen wie zwei Kapellen am Wege, die mir den Ablaßpfennig für die unvermeidlichen Schwachheiten und Verirrungen des großstädtischen Lebens abforderten, an denen mein Herz keinen Antheil hat. Die holde Dämmerung schwärzte schon Busch und Wald um mich her, und doch ward es erst Licht in meiner Seele. Sirius und Orion umschwebten mich als Schutzgeister. Ich sah die Thurmspitze, ich hörte Musik und Menschenstimmen, ich war, wo ich mich hin wünschte — in Charlottenburg.

Ich eilte zu meinen Freunden und Bekannten, sie saßen alle in dem Kreise ihrer Familien vor den Thüren. Der kalte Händedruck, das kalte Kopfnicken, mit dem wir uns noch vor wenigen Wochen, in der Stadt im Vorbeigehen begrüßten, brach hier in ein freudiges Willkommen aus, die Empfindung

lag schon damals in uns, aber das Streben und Weben des Städters erstickte sie in ihrer Geburt. Wo soll ich bleiben? wo anfangen und endigen? Jeder will mich diese Nacht beherbergen, Jeder etwas Neues aus der Stadt hören. Ich schließe mich an den Besten, oder wenigstens an den Geprüftesten unter ihnen, und durchschwärme mit ihm die Straßen von Charlottenburg. Ueberall Leben und Munterkeit! Die Aktenmänner, die ich am Tage noch in der Stadt bei ihrer Arbeit gesehen, spielten hier die arkadischen Schäfer; die Eheleute fühlen vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben den neuen Reiz, welchen die Abwesenheit des einen oder des andern Theils auch nur nach einem einzigen Tage beiden Theilen gewährt; die Liebhaber gewisser Damen verrichten pünktlich ihren Kammerherrendienst, den kurze Geschäfte vielleicht am Tage in der Stadt unterbrochen haben; die Cicisbeo scheinen besser bei Kräften zu sein auf dem hiesigen weichen Boden, als auf dem zehrenden Steinpflaster in Berlin; überhaupt ist die Liebe hier mehr Bedürfniß, als dort, wo sie nur von Eitelkeit, Kokretterie und Langeweile erzeugt wird. Hätte ich Berlin noch nie gesehen, so würde diese freundliche Nacht, dieses Gruppiren, Geflüster und Lustwandeln mich die Nähe einer Hauptstadt haben ahnen lassen.

Wir durchstreiften die Wirthshäuser, überall hielten noch Wagen und Reitpferde, deren Stellung das Ziel ihrer heutigen letzten Reise nach Berlin verrieth. Madame Weichleben, den Berlinern und einer Menge Fremden unvergeßlich wegen ihrer ehemaligen Gastfreundlichkeit und guten Gesellschaft in der Behrenstraße, führt ganz fälschlich das Schild des Hirsches, der nach dem Brunnen lechzt; denn sie ist noch immer dieselbe, unermüdet und zuvorkommend.. Sie hat viel Verkehr, Hunderte fühlen sich schon durch die alte Gewohnheit und das Andenken an frühere Zeiten zu ihr hingezogen; außer den täglichen Gästen finden sich gute Gesellschaften bei ihr ein, bald zum Mittags-, bald zum Abendtische, und im Winter zu sogenannten Wurstpicknicks, die oft aus hundert und mehreren Personen bestehen. Das türkische Zelt in ihrer Nachbarschaft ist auch noch mit seiner ganzen Buntheit beleuchtet, die Gesellschaft zahlreicher, aber ziemlich gemischt; seit Kurzem erst errichtet, entzog es durch den Reiz der Neuheit dem Hirsche etwas von seiner Nahrung; da aber die Hirsche mehr bei uns gelten als die Türken, so werden sich jene wahrscheinlich länger erhalten als diese. Auch der Schwan ist noch lebendig — sonderbar, daß hier eine gewisse Frau von Berlin mit ihren Pflegetöchtern ihre Niederlage hält, vielleicht der Entlegenheit wegen von anständigen Zusammenkünften.

Mein Freund schlug mir noch eine Partie an das Wasser vor — wir biegen in den Schloßhof ein, der Mond beleuchtet uns schon die Brücke in der Nähe. — Welche freundliche Ansicht! Hier stehen wir zwischen zwei Schlössern, die, kennte ich sie nicht schon lange, schwer zu unterscheiden wären, welches von beiden einem Könige, oder einem Pri-

vatmanne gehörte, so still, häuslich und einfach liegen sie, vom Monde beleuchtet, halb in der Helle, halb im Finstern. Rauschender eilt die Spree an der ehemaligen Sommerwohnung der ehemaligen Gräfin von Lichtenau vorbei, und senkt sich stiller, wiewohl tiefer gegründet, an die Mauern des Königlichen Schloßgartens, wo sie, ihrem geraden Laufe diesseits der Brücke nicht mehr getreu, einen Halbzirkel bildet, gleichsam als wünschte sie, ganz nahe an den Fenstern des nun so stillen Schlosses vorbeizuschleichen, wo einst das hohe Königspaar wohnte. Ostwärts zeigt uns der Mond einige Thurmspitzen von Berlin in dem schönsten Schmelze; wie ein stehendes Heer ist der bläulicht dämmernde Wald des Thiergartens das Ufer entlang gelagert, und harrt des kommenden Morgens zum Aufbruche für die ganze Schöpfung; der Rauch von dem Kaminfeuer naher und ferner Schiffe spielt mit den Ausdünstungen des Wassers in tausend verschiedenen Gestalten, und die von dem Mondlicht in den schönsten Transparent versetzten schwellenden Segel bilden eben so viel einzelne Luftballons.

Es schlägt zwölf Uhr. — Wir nehmen unsern Weg zwischen dem vormaligen Lichtenau'schen, jetzt Eckartstein'schen Sommerpalais und dem Ufer der Spree. Das gothische Gebäude hier zur Rechten versinnlicht uns das Schicksal seiner vertriebenen Bewohnerin, es ist früher alt geworden, als es dazu bestimmt war, ein Zeitraum von wenigen Jahren hat schon ganze große Stücke von den verwitterten Wänden losgerissen, diese Gegend war noch bei Menschengedenken mit Moos und Schilf bedeckt, und schon schreien nächtliche Vögel über diesem versinkenden Lusthause. Wir stehen und staunen hier, wie irrende Wanderer; das Geräusch des Wassers, der späte Ton einsamer Glocken und das Rufen des Nachtwächters erinnert uns an die Nothwendigkeit unsers Rückzuges. Auch in dem Städtchen Charlottenburg sind die Freuden der Gesellschaft einzelner und stummer, ein Licht verlischt nach dem andern, und kaum wandelt noch hie und da ein vertrautes Paar unter den schwärzeren Schatten der Linden- und Kastanienbäume.

Wir legten uns unentkleidet auf das frische Strohlager, um mit Tagesanbruch wieder die ersten zu sein, so wie wir die letzten um Mitternacht gewesen waren. Die Industrie der Charlottenburger kam aber unserer städtischen Schläfrigkeit lange zuvor, die Hauptstraße war schon früh mit einer Menge Menschen und Wagen angefüllt, die mit den frischesten Gemüsen aller Art und andern Lebensmitteln nach Berlin eilten. Die Geschäftsmänner rissen sich aus den Armen ihrer Weiber und Kinder los, um ihrem Berufe zu folgen. Die Milchkarren waren in voller Bewegung, damit es ja den schönen Berlinerinnen beim Erwachen nicht an frischer Milch und Sahne fehlen möchte, ihre mit vieler Mühe wieder eingesetzten falschen Zähne zu färben und zu erweichen. Die an diese Karren gespannten Hunde sind als eine Art neuer Colonisten anzusehen, welche dem Staate oft wesentlichere Dienste leisten, als Men-

schen, die mit einem Fußeisen versehen, oder an die Karre geschmiedet, arbeiten sollen. Das Geschlecht dieser armen Thiere wird aber durch diese Arbeit verdorben, und sein gewöhnliches Alter künftig nicht mehr erreichen, der angeborene Instinkt, zu bellen, verträgt sich mit ihrer Anstrengung nicht, und so kränkeln sie frühzeitig, wie das Menschengeschlecht bei seiner erkünstelten Lebensart, um an der Schwindsucht zu sterben. Es wäre des Studiums eines geschickten Zeichners werth, die Physiognomien dieser arbeitsamen Kreaturen zu beobachten, wenn sie dem müßig herumlaufenden Völklein berlinischer Hunde begegnen, und durch ihren gegenseitigen Anblick Thätigkeit und Faulheit, Demuth und Stolz, Verdienst und Anmaßung in das gehörige Licht setzen.

Auch mich drängt und treibt es nach der Stadt zurück, um durch einen längern Aufenthalt mich von einer weniger angenehmen Lage nicht zu entwöhnen. Nur will ich noch das Vergnügen mitnehmen, unter dem freien, heitern Himmel zu frühstücken. Mein Freund begleitet mich bis an den Ausgang von Charlottenburg und zeigt mir die Stelle, wo die Accise sich schon wirklich niederlassen wollte, welches aber durch einen Befehl des menschenfreundlichen Königs vereitelt wurde, um den Berlinern ihren Sommeraufenthalt nicht zu erschweren, oder die Nahrung der Stadt Charlottenburg durch Abschreckung seiner Sommergäste zu schmälern.

Unter der vorigen Regierung kam dieses niedliche Städtchen eigentlich in Aufnahme; die Baulust, nicht zufrieden mit einzelnen neuen Häusern, erschöpfte sich beinahe in allen Gegenden und Straßen; die Preise der Miethen stiegen von Jahr zu Jahr, wie die Mode, im Winter und Sommer nicht den nämlichen Wohnort zu haben, und wie die Lust oder Nothwendigkeit, dem Hofe zu folgen. Das neu erbaute Königliche Theater, der Schloßgarten, der freie Zutritt in beide, das Palais und die Schweizerei der Gräfin von Lichtenau, die Annehmlichkeiten der Gegend und Nachbarschaft zwangen ganz Berlin, aus seinen Thoren und hierher zu gehen. Hunderte warteten sonst mit Sehnsucht auf die Zeit der Retraite vor der Gardes du Corps-Wache, wo die Königliche Familie, unter dem Geräusche der Janitscharenmusik, und in dem Hintergrunde der Alles mildernden Abenddämmerung oft zu sehen war. Ein schöner Sonntag in Charlottenburg enthebt mich der Mühe, die Gesichter, die Sitten und Kleidungen verschiedener Jahrhunderte in Büchern nachzusuchen; ich sitze vor einem lebendigen Guckkasten und brauche vor lauter Bequemlichkeit am späten Abende nur einzuschlafen, um, bis auf die bemoosten Karpfenköpfe in den Teichen des Schloßgartens, alles noch einmal durch meine Phantasie passiren zu lassen.

Das mit Charlottenburg zusammenhängende Dorf Lietzow an der Spree hat einen eigenen Charakter von ländlicher Abgeschiedenheit und Anmuth. Betäubt von dem ewigen Lärm in den Hauptstraßen, flüchtet sich Mancher hierher, als in ein stilles, sicheres Asyl; die Ruinen einer

Kirche, ein unermeßlicher freier Platz, dessen Sandboden hie und da grüne Rasendecken durchschlängeln, und einzelne Landhäuser wohlhabender Privateigenthümer gewähren dem zuvor angestrengten Auge einen wohlthätigen Anblick. Vor Allem zeichnet sich die buschumkränzte Villa der Wittwe des bekannten Bankiers Daum aus, einer eben so gebildeten als verehrungswürdigen Matrone, deren Gastfreundschaft viele ihrer Freunde den schönsten Genuß auf dem Lande zu verdanken haben. Die Aussicht von dem Thurme ihres Landhauses ist bezaubernd und trägt bis in die entferntesten Partieen des Schloßgartens, das Belvedere, das Otahaitische Haus, die neuen Anlagen u. s. w. und jenseits nach Berlin und seinen Umgebungen von allen Seiten der Spree. Sie hatte einst den Geheimen Rath Schmidts zu ihrem Nachbar, dessen frohe Laune sie noch vermißt, wiewohl sein Leben ein beständiges Ersticken in seinem eigenen Fette und Riesenkörper war. Die romantischen Gärten dieser Gegend laufen hinter den Landhäusern bis an das Ufer des Flusses, und ziehen mit dem Schlosse und der von Eckartstein'schen Wohnung eine reizende Linie. Die Kirche von Charlottenburg hat ein besonderes und bleibendes Interesse dadurch erhalten, daß der Professor Eberhard in Halle vor Zeiten Prediger an derselben war, und hier die Apologie des Sokrates geschrieben hatte. Die Wohnung des Grafen von Ramecke, zuvor dem Geheimen Rath und Leibarzt Brown gehörig, bildet einen besondern Garten in dem Paradiese von Charlottenburg, und ist sammt den großen herrschaftlichen Gebäuden von einer Mauer umgeben. Auch im Winter verläßt der Gemeingeist des gesellschaftlichen Lebens Charlottenburg nicht, weil viele Particuliers für beständig hier bleiben, und Familien sich an Familien schließen. Der bekannte Sänger Concialini hatte sich hier auch niedergelassen und bearbeitete als Blumenliebhaber sein lachendes Terrain, um, so viel als möglich, in den Schooß der Natur zurückzukehren, aus welchem ein stiefmütterliches Schicksal, mit einer zwar ergiebigen, aber doch immer unseligen Kunst verschworen, ihn frühzeitig herausgeworfen hatte.

Vermuthlich werden sie, mein verehrter Gönner und Freund, spöttisch lächeln über meinen Charlottenburger Enthusiasmus, wer, wie sie, immer auf dem Lande lebt, vermag gar nicht zu begreifen, wie die freie Luft auf einen Städter wirkt, der Jahre lang an den Schreibtisch und die Gerichtsstube gefesselt, endlich ein Mal hinaustritt in das offene Feld. Landluft hat für mich etwas Berauschendes und ich habe ein Paar Tage bedurft, um wieder in das alte Geleis meiner Arbeiten zu kommen. Die grünen Blätter, die der liebe Gott macht, sind doch viel schöner als die weißen, die ich beschreibe! Warum ich aber ihnen meinen Ausflug nach Charlottenburg geschildert habe, das werden sie leicht begreifen, ich bilde mir nämlich ein, daß ich ihnen damit doch ein Stück von dem jetzigen Berliner Leben dargestellt habe. Es versteht sich von selbst, daß ich ein Stümper in solchen Dingen bin, wenn sie aber von einem Justiz-

Commissarius und Hoffiscal mehr verlangen, so ist das Unrecht auf ihrer Seite, so wahr ich Müller heiße! . . . .
. . . .

Die chinesische Rebellion.

II.

Bei diesen vielen Ursachen zur Unzufriedenheit, welche dem chinesischen Volke von seinen Beamten gegeben wurden, finden wir in diesem fernen Morgenlande ein Widerstandsmittel des Nationalgeistes, welches uns in wunderbarer Weise an die westlichsten Theile unseres alten Continents erinnert: Geheime Gesellschaften. Lange Jahre hindurch haben diese Geheimbündnisse in China als eine gemeinsame Verbrüderung zur gewaltsamen, listigen oder gütlichen Erlangung desjenigen Rechtschutzes für ihre Mitglieder bestanden, welchen die ohnmächtige und verwahrloste Regierung ihren Unterthanen nicht gewähren konnte. Die einzelnen Gesellschaften sind zugleich von einem oder dem andern der herrschenden Glaubensbekenntnisse mehr oder weniger gefärbt und verfolgen überdies alle ganz bestimmte politische Ideale. Noch ist es nicht fünfzig Jahre her, daß die Wasserlilie oder Secte, wie man sie nennen will, ihren Zweck der Vertreibung der Mantschu-Dynastie offen aussprach und in den mittleren und nordwestlichen Provinzen einen Volksaufstand hervorrief, der erst nach acht Jahren blutigen Kampfes unterdrückt werden konnte. Dieser Secte entspringt aller Wahrscheinlichkeit nach der unmittelbare Anlaß zur gegenwärtigen Rebellion. Ihre Formen nähern sich denen unserer Freimaurer-Vereine, Schweigen und Gehorsam sind die Cardinalpunkte. Der Novize wird mit gewissen graulichen Ceremonien eingeweiht und durch eine von nackten Schwertern starrende Thür zu einem Idol geleitet, wo, während er den Eid des ewigen Schweigens ablegt, ein Hahn als Symbol der Geschwätzigkeit geopfert wird. Wie die Freimaurer haben sie ihre Worte und Zeichen, um sich gegenseitig zu erkennen und beizustehen. Die Mitglieder der Gesellschaft gehen mit einander durch Dick und Dünn und machen gegen Jedermann, der nicht zu ihnen gehört, gemeinsam Front. Im Jahre 1845 verordneten die Engländer zu Hongkong, daß jeder Chinese in der Colonie, welcher nachweislich ein Mitglied der Wasserlilien, oder wie sie auch genannt wird, Triaden-Gesellschaft, wäre, eben so als wie für betrügerischen Diebstahl bestraft werden solle, d. h. mit drei Jahr Gefängniß, Brandmarkung und Austreibung aus der Colonie. Die Ursache, welche „die rothaarigen Teufel" zu diesem Akte der Gewaltsam-

keit veranlaßte, war, daß sich die Triaden-Gesellschaft in Hongkong gegen Jedermann, der nicht zu ihnen gehörte, in der That als eine wahre Räuberbande benahm. So giebt es noch viele andere Secten oder Gesellschaften, welche ursprünglich zur gemeinsamen Beschützung zusammengetreten sind, in der allgemeinen Schlechtigkeit der Zustände aber zu genossenschaftlichen Plünderern entarten.

Die prächtige Provinz Kwangsi war zur Pflanzschule der ersten Revolutionsbewegungen so recht geeignet. Nirgend in der Welt wohl erscheint die Natur in einer so prächtigen Schönheit, als in diesem eigenthümlichen Lande. Phantastische Klippen, belebten Wesen ähnlich in ihrer Form, strecken ihre erhabenen Häupter überall einzeln in die Luft; sie wurden seit uralten Zeiten als göttliche Versteinerungen angebetet, düstere Waldungen stehen auf nacktem Boden, den donnernde Gebirgsströme durchbrechen. An dem Abhange der Berghalde wohnen die Miautses, die Urbewohner China's, welche von den gebildeten Leuten zu Peking und Canton als Wärwölfe verschrieen werden. Kein Fremder naht diesen Gefilden und die Einwohner verlassen sie nicht. Einzelne Flüchtlinge fanden unter dem harten Bergvolk dann und wann eine Aufnahme, und die Empörerschaar, welche die gegenwärtige Rebellion entzündete, war aus volkreicheren Gegenden hierher gezogen, um zuerst Schutz und Beistand zu erflehen.

Schon 1850 begannen hier die ersten Reibungen der Rebellen mit kaiserlichen Beamten und Polizisten. Als sie im langsamen Fortschritt immer mehr angewachsen waren und einen größern Truppenkörper geschlagen hatten, rückten sie endlich in die Provinz Kuangtang vor und erregten von diesem Augenblicke an in Peking nicht geringe Besorgniß. Waren sie so lange vom Hofe ignorirt worden, so befahl der Kaiser nunmehr einem schreckenerregenden Generale, wie es im chinesischen Style heißt, sie sofort auszurotten, d. h. zu köpfen. Der bewußte Schreckenerregende hatte in der That die zu einem solchen Auftrage erforderlichen Eigenschaften, wenn seine Sendung nur nicht überhaupt einen kindischen unmöglichen Zweck verfolgt hätte. Der General war der famose Lin, welcher seiner Zeit die indischen Opium-Kästen ins Wasser geworfen und dadurch sein Land in den bekannten unglücklichen Krieg verwickelt hatte. Zum Glücke für ihn selbst starb er diesmal, noch ehe er mit den Rebellen zusammengetroffen war, doch hatte er lange genug gelebt, um durch seine Entsendung die Aufständischen zu einem Schritte fortzureißen, vor welchem sie sich bisher gehütet hatten. Kaum war es den Insurgenten bekannt geworden, daß man den Lin, der wirklich ein schreckenerregender Tyrann gewesen sein soll, gegen sie geschickt habe, so erließen sie eine Proklamation, in welcher sie zum ersten Male die Verjagung der Dynastie und als neuen Herrscher den Jüngling Tiente, einen Abkömmling der alten Mingkönige, proklamirten. Ob dieser junge Mann gefangen und enthauptet worden ist, wie die

kaiserlichen Chinesen sich rühmen, ob er gestorben, bei Seite gebracht, in das Dunkel zurückgetreten oder sonst wie verschwunden, läßt sich nicht entscheiden. Gewiß ist nur, daß er schon während seiner hervortretenden Rolle als unbezweifelter Abkömmling der alten Königsfamilie von einem anderen Mann, Namens Hungsiutsiun vorgeschoben wurde, und daß Letzterer gegenwärtig an der Spitze des Aufstandes steht.

Im Anfange des Jahres 1851 hatte die Insurrection die Gestalt eines Bürgerkrieges angenommen. Kaiserliche Zwangs-Anlehen wurden im ganzen Reiche, zumal von den vermögenden Kaufleuten Cantons angenommen und ein halb Dutzend Vice-Könige, Feldmarschälle und Oberhenker nach den empörten Provinzen abgeschickt. Im Juli 1851 machte ein Mandarin einen mißlungenen Mordanfall auf den Kaiser selbst: er und achtzehn Mandarinen seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft wurden sofort hingerichtet.*) Um dieselbe Zeit bediente sich Tiente eines neuen Mittels zur Verkündung seiner Prätension. Er münzte Geld mit seinem Namenszuge, und nichts in der That konnte besser ausgedacht sein, um die Chinesen von seinem Anrechte auf die Kaiserwürde zu überzeugen. Stadt auf Stadt ergab sich den Rebellen, deren Wuth durch die Hunderte und Tausende von Executionen ihrer hier und da von den Kaiserlichen gefangen genommenen Brüder nur noch mehr gestachelt wurde. Wie unsäglich und unglaublich viele dieser Hinrichtungen in Canton stattfanden, das übersteigt eben allen Glauben und soll hier nicht des Weitern ausgeführt werden.

So geschah es, daß, als die Rebellen die ganze Provinz Kuangsi mit einziger Ausnahme der Festung Kneiben erobert hatten, sie von einer Kanton nicht allzuweit enfernten Stadt eine Proklamation erließen, welche das tiefere Geheimniß ihrer Ursprünge und Ziele zuerst an das Tageslicht förderte. Der Rebellenchef, Tiente, verkündete hierin die Verjagung der tatarischen Dynastie und die Vertheilung China's unter eine Anzahl einheimischer Könige. Viele Ausdrücke dieser merkwürdigen Proklamation erinnern so lebhaft an einen christlichen Gedankengang, daß man ihren Ursprung mit Recht von dem überdies hauptsächlichsten Rebellenführer Hungsiutsiun hergeleitet hat, welcher, wie man aus sicheren Missionsnachrichten vernommen hat, sich in der That einen Christen nennt und

*) Die Sitte, den Schuldigen mit den Unschuldigen zu bestrafen, und so nicht allein den Sündhaftigen, sondern mit ihm seine ganze Umgebung auszurotten, findet sich durchgehends und in einem entsetzlichen Grade in China. Ein englischer Reisender erzählt, daß ein wegen Brutalität gegen seine Ehefrau verurtheilter Literat in eine große Anzahl kleiner Stücke gehauen wurde, die in allen Provinzen, Bezirken und Kreisen des Reiches auf Dornensträuche angesteckt wurden. Gleicherweise wurden seine zehn nächsten Verwandten aufgehängt. Sein Weib, die ursprüngliche Ursache des Streites, ebenfalls aufgehängt, der Ober-Mandarin der Stadt nicht weniger aufgehängt und jeder seiner Diener mit zweihundert, der alte Schwiegervater aber, welcher für seine Töchter die Anklage gemacht hatte, mit fünfhundert Peitschenhieben regalirt.

eine Ausgabe des Evangeliums in chinesischer Sprache besorgt hat. In einem Briefe, welchen Rev. Mr. Yates, ein amerikanischer Baptisten-Missionär in China, aus Schanghai an Verwandte in den Vereinigten Staaten gerichtet hat, und aus mehreren andern Quellen wissen wir, daß einige junge Verwandte des südlichen Königs, wie einer der vier großen Rebellenhäuptlinge genannt wird, sich freiwillig zur Aufnahme in die Mission gemeldet haben. Von diesen jungen Leuten, deren Verwandtschaft zu einem der Prätendenten unzweifelhaft erscheint, hat man nicht allein Mittheilungen über den Ursprung der Revolution erhalten, sondern auch die vielen Nachrichten, welche den Missionären von verschiedenen Seiten über die Fortdauer des Kampfes zugingen, einigermaßen würdigen und sichten gelernt. Die jungen Leute schildern Hungsiutsiun ursprünglich als einen Lehrer an einer Hochschule, welcher vom Evangelium ergriffen wurde, alle Idole in seinem Hause zertrümmerte, seine Schüler bekehrte und als zwei der Neophyten von den kaiserlichen Behörden geköpft worden waren, Familie und Besitzthum verließ und mit seinen rasch anwachsenden Anhängern zu den Waffen griff. Nicht weniger die politischen Pamphlete, welche sie gegen die kaiserliche Regierung erließen, als die religiösen Ansprachen, mit denen sie mündlich und schriftlich gegen die Idole eiferten, verschafften ihnen erst Gehör und dann Beifall unter dem Volke. Sie führen einzelne Theile der heiligen Schrift in chinesischer Sprache in vielen Exemplaren bei sich und vertheilen sie überall. Von diesem besten Bestandtheile der Insurgenten unterliegt es durchaus keinem Zweifel, daß sie für das Christenthum einzustehen glauben; von den Schaaren des südlichen Königs ist dasselbe wahrscheinlich, über die Völker der beiden anderen Rebellenchefs indessen ist nichts Aehnliches vernommen worden.

Unter wechselnden Kämpfen waren zu Anfang des Jahres 1853 drei von den sechzehn chinesischen Provinzen, dazu die den gesammten Küstenhandel beherrschenden Inseln Hainan und Formosa in die Hände der Bewegung gefallen. In allen Ecken und Winkeln des Reiches brachen gleichzeitig locale Empörungen aus, wie plötzlich aufschießende Krater, die einem vulkanischen Untergrnnd Luft geben. Ueberall sank die Achtung vor der bestehenden Regierung, außer in Peking, und auch in Peking begann man erhebliche Zweifel an der Consistenz der Dynastie zu hegen, seitdem es bekannt wurde, daß sie kein Geld mehr hatte. Dennoch war die Achtung vor dem etablirten Rang- und Kasten-Systeme mächtig genug, um einen massenhaften Ankauf der nunmehr öffentlich ausgebotenen Würden und Gewaltstellen zu erwirken. Und mit diesen Beamten, welche sich in die Pfauenfedern eingekauft hatten, hoffte man das Reich vor dem Christenthum und den todesmuthigen Rebellen zu retten! Welche Summen Geldes aus dieser Quelle in den Staatsschatz geflossen sein mochten, sie wurden durch die Mängel und Schlechtigkeit

derjenigen, welche sich für dieses Geld zu Staatssteuermännern hatten machen lassen, natürlich alle wieder über Bord geworfen.

Im Frühjahr 1853 rückten die Rebellen vor die Wälle von Nanking, eine der bedeutendsten chinesischen Städte. Ihre Speicher herbergen das wichtigste Lebensmittel dieser vielen Millionen Menschen, die Reisernte. Nicht weniger als 28 Millionen Menschen bewohnen die Provinz, deren Stapelplatz es bildet. Große Flotten von Dschunkuen führen den Ueberfluß von hier nach Canton und Peking. Peking gerieth in Bestürzung ob der Gefahr, eine solche Stadt zu verlieren. Der Kaiser nahm zum Trost ein junges Weib, und im Monat April fiel der Platz in die Hände Jung-China's.

Aus Gründen, die wir nicht absehen können, vertheilten die Insurgenten gerade während sie vor Nanking lagen eine ungewöhnlich große Menge von Büchern und Schriften aller Art, von denen eine Anzahl ihren Weg in die Missionsstationen und Factoreien genommen hat. In den allgemeinen Ansprachen dieser Art heißt es, daß Jedermann ruhig seinem Geschäfte nachgehen und es dem Tiente überlassen solle, die Mantschus zu vertreiben. Europäer werden aufgefordert, sich bis zur Wiedereinsetzung der Ming-Dynastie von China fern zu halten, wo sie dann wiederum zugelassen und in eine angemessene Lage versetzt werden sollten. Was aber die blödsinnigen Buddha-Priester und die Gaukler des Taose beträfe, so müßten sie alle niedergemacht, ihre Tempel und Klöster zertrümmert und sammt andern scheußlichen Insecten völlig ausgerottet werden. Ist das nun im christlichen Sinne gesagt, oder geht es von Anhängern des Confucius aus? Nichts liegt vor in den betreffenden Documenten, unsere Entscheidung über diese Frage zu leiten.

Ein anderes der vor Nanking von den Rebellen vertheilten und in europäische Hände gelangten Bücher lautet in seinem Titel: „das Buch der religiösen Lehren, der Täping-Dynastie". Das Buch beginnt mit Lehren und Argumenten, welche dem rein chinesischen Geist so entlegen sind, daß ihr fremder Ursprung keinem Zweifel unterliegen kann. „Wer hat jemals in der Welt gelebt, ohne daß er gesündigt hätte gegen die Gebote des Himmels?" So lautet der erste Satz mit seinem Bekenntniß allgemeiner, wenn nicht ursprünglicher Sünde. Der Verfasser fährt sodann fort, daß kein Mensch bis zur gegenwärtigen Zeit gewußt habe, wie er sich von Sünde zu befreien, daß aber nunmehr durch Gottes Gnade dem Menschengeschlecht die Verkündigung gemacht worden sei, auch der Reuige käme in den Himmel. So weit sie reichen, sind das gutchristliche Lehren und müssen auch christlichen Ursprunges sein, da weder sie, noch die ihnen folgenden Schilderungen von Himmel und Hölle irgend wie in den chinesischen Philosophemen oder in den Schriften des Confucius vorkommen. In einer angeknüpften Hymne aber erhebt sich der Verfasser zu dem himmlischen Gedanken der Erlösung:

Wie verschieden sind die wahren Lehren von den Lehren der Welt!
Sie retten die Seelen und leiten zum Genusse endloser Seligkeit.
Mit Freuden empfängt sie der Weise als die Quelle seiner Glückseligkeit,
Und der erwachte Thor begreift, daß in ihnen der Weg zum Himmel liegt.
Unser himmlischer Vater in seiner großen Gnade und unbegrenzten Güte
Schonte nicht seinen erstgebornen Sohn, sondern sandte ihn herab in die Welt,
Sein Leben zu geben für die Sühne all' unserer Fehltritte.
Wer dieses weiß und dann bereut, die Seele des Mannes ist gerettet!

Der Verfasser setzt dann auseinander, daß Sündenvergebung die Folge von Gebet und Reue sei. Die Gebete dürfen von einer bestimmten Form sein oder auch nicht, aber sie müssen regelmäßig Morgens und Abends, bei jeder Mahlzeit, bei allen außerordentlichen Gelegenheiten und in vermehrter Zahl am Sabbath dargebracht werden. Die Gebete, welche für die schwächeren Brüder, wie der Verfasser sagt, in dem Buche aufgesetzt sind, die sich keine allein machen können, lauten alle im Namen Jesu und enthalten meistentheils Anspielungen auf die beseligende Gnade des heiligen Geistes. Ueberdies scheinen sie das Vaterunser zum unmittelbaren Vorbilde gehabt zu haben. Man vergleiche z. B. das folgende Gebet:

Und führe uns nicht in Versuchung,	O lasse uns niemals betrügen von Dämonen,
Sondern erlöse uns von dem Uebel,	Erlöse uns von dem Teufel,
Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.	Dieses ist unsers Herzens aufrichtiges Verlangen.

Was überdies als in erfreulicher Weise auffällig erwähnt wird, ist, daß mehrere Sätze dieses und anderer Gebete mit verschiedenen Stellen in den von Gützlaff und Medhurst übersandten Evangelien und herausgegebenen Gebetbüchern übereinstimmen. In dem erwähnten Gebetbuche befinden sich noch Bitten für die Todten und verschiedentliche, mannigfachen Gelegenheiten angepaßte Formeln für die Opferung von Thieren, Wein, Reis und Thee. Trotz der letzteren unchristlichen Abirrungen zeigt die Aufnahme des von der amerikanischen Baptisten-Mission veröffentlichten Glaubensbekenntnisses, welches der Verfasser zum großen Theile in seinem Buche wiedergiebt, wiederum deutlich genug, aus welchen Quellen er geschöpft:

Wir preisen Gott, unsern heiligen himmlischen Vater,
Wir preisen Jesus, den heiligen Herrn und Heiland der Welt,
Wir preisen den heiligen Geist, die heilige Einsicht,
Wir preisen die drei, die vereint bilden den wahren einen Geist.

Die Verdolmetschung der zehn Gebote haben die Insurgenten dagegen den Missionaren nicht unmittelbar entlehnt. So sagen sie für das erste und zweite: „Du sollst Gott verehren" und „Du sollst keine bösen Geister verehren". Auch was der Verfasser über die Sacramente denkt, hat noch fremdartige Beithaten genug. Ein Reumüthiger, der Vergebung sucht, soll sich in einem Waschbecken waschen; thut er es in einem Flusse, desto besser. Was das heilige Abendmahl betrifft, so findet sich in dem religiösen Büchlein der Insurgenten keine Andeutung davon.

Eine andere wichtige Broschüre, welche man in der chinesischen Religionsgeschichte des Franzosen Callery völlig übersetzt finden kann, beginnt mit den Geschlechtsregistern Israels, welcher nunmehr auf der ganzen Welt genannte Name im Chinesischen als Esilon erscheint. Dieses Buch wendet sich übrigens danach zu wundersamen Abstrusitäten, an deren Ende es sich als vom Sohne Gottes selber geschrieben proclamirt.

Das Buch der himmlischen Befehle und Erläuterungen des Willens Gottes kann uns eine Probe von denjenigen anderer Broschüren der Aufständigen geben, welche den Christen am wenigsten befriedigen. Dieses Buch giebt sich als eine Reihe fortlaufender Offenbarungen, welche Gott und Jesus den Anführern der Insurgenten von 1848 bis 1852 hätten zukommen lassen. Daneben befindet sich eine Anzahl militairischer Tagesbefehle. Ist die Einheit eines Gottes von unendlichen Attributen, dem alle Herrscher und Könige verantwortlich sind, eine der ersten im Buche gelehrten Wahrheiten, so wird sie in diesem Buche doch auf Grundlage einer speciellen Erscheinung Gottes verkündet. Ein himmlisches Decret, wie der Soldat dem von Gott zur Execution seiner Befehle herniedergesandten Anführer zu folgen habe, verschiedene Berichte über die häufigen Erscheinungen Jesu, welche innerhalb der letzten fünf Jahre in China stattgefunden, bilden den weiteren Inhalt. Jesus ermahnt in diesen Schilderungen zu Frieden und Eintracht, warnt vor den Lüsten der Welt, die keine Helden erzeugten, und verspricht erhöhte Würde dem standhaften Dulder. Einmal sagt Jesus in diesem Buche wie folgt: „Geht ihr in Reihe und Glied zum Gefecht, so dürft ihr nicht weichen. Thut ihr es dennoch, so wundert euch nicht, wenn ich euch umbringen lasse. Einigen Herzens und einiger Kraft müßt ihr Berge und Flüsse besiegen; ihr dürft nicht in die Dörfer gehen und der Leute Güter wegnehmen, und wenn ihr zu Geld gelangt, müßt ihr es sagen." Bei einer andern Gelegenheit läßt der Verfasser einige Männer heftig von Jesus getadelt werden, weil sie für sich selber behalten hätten, was sie bekommen.

Um auf den activen Fortschritt des Krieges zurückzukommen, so wurden auch in Nanking wie überall nach der Einnahme der Stadt die alten Regierungsbeamten abgeschafft und militärische Befehlshaber und eine Art Belagerungszustand eingesetzt, ohne daß man sich mit der Umgestaltung des Rechts- oder Verwaltungswesens befaßte. Die Vernichtung der alten Herrschaft wurde in Nanking zuerst mit Grausamkeit betrieben. 20,000 Mantschu-Tataren jeden Alters und Geschlechtes, die sich in der Stadt befanden, wurden nach der Eroberung mit kaltem Blute und in aller Ruhe bis auf den letzten niedergehauen.

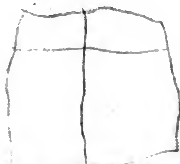
Ein Monat später fiel auch Amoy, welches einer der fünf den Handel treibenden Europäern geöffneten Hafen ist, in die Hände der Insurgenten, die hiemit in den Besitz von Seeschiffen gelangten. Langsam wartend, bis der rege Geist der Unzufriedenheit ihrem Vorschreiten den

Weg gebahnt, blieben die Insurgenten einige Zeit in der dortigen Gegend stehen, nahmen noch eine oder die andere Stadt und zeigten bei mehreren Gelegenheiten den sie nun näher beobachtenden Europäern, wie merkwürdig wenige Kämpfer sowohl von ihrer als der Kaiserlichen Seite ins Gefecht gebracht wurden. 50,000 Mann — sollte man es glauben! — beträgt der ganze Heerhaufen, welcher das 360 Millionen zählende Reich umzugestalten unternommen. Eine noch geringere Anzahl von Soldaten schützten den Thron des großen Kaisers, das Volk steht dabei, läßt sich erobern von dieser und jener Seite, sendet einzelne Bekehrte oder Enthusiasmirte, auch wohl Banden Unzufriedener in die Reihen der Kämpfer und geht im Uebrigen seinen Geschäften nach — es ist wie ein Duell.

Später wurde auch Schanghai und zwar mit Unterstützung der in dieser Stadt mächtigen Triaden-Gesellschaft von den Rebellen genommen, wurde ebenso wie Amoy von den Kaiserlichen wiedererobert, von den Aufständischen wieder genommen und zum erbitterten Kampfplatze gemacht, wo die Kräfte der Gegner sich zum ersten Male in mehr als rasch beendeten Schlachten oder langsamen strategischen Operationen gegen einander maßen. Mittlerweile rückten die Rebellen noch einige Male bis in die Nähe einiger Meilen von Peking, wo ihnen der kriegsmuthigste Kern der Bergtatarentruppen entgegengeworfen wurde. So nahe dem Angriffe auf die Person des Kaisers selber gerieth das Vordringen seiner Feinde ins Stocken. Die wahrscheinlichste Ursache ist die große Entfernung, in welcher sich die Rebellen bei ihren nunmehrigen Operationen von denjenigen Provinzen befinden, aus welchen der Ursprung ihrer Bewegung gekommen. Daß sie nichtsdestoweniger siegen werden, ist aus ihrem unbesiegbaren Ausharren innerhalb der letzten Jahre eben so sehr wie aus ihren siegreichen Fortschritten in der ersten Zeit ihrer Bewegung mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen. So wenig wir noch in Europa die leitenden Gedanken und arbeitenden Kräfte des chinesischen Geistes in ihrer Eigenthümlichkeit kennen gelernt haben, ist es dennoch offenbar geworden, daß die Angriffskraft der chinesischen Insurgenten überlegen sei der Schwerkraft und Vertheidigungskraft des Kaisers zu Pecking.

Und wenn nun der junge Hienfung durch Hungsiutsiun vom Throne China's gestoßen ist, wenn Letzterer der sogenannte Taeping-wang oder große Friedenskönig, wenn er, dessen Befehlen seine Schaaren gegenwärtig ebenso blindlings gehorchen, wie sie ihn selber als den jüngeren Bruder Jesu verehren, wenn er wirklich die Regierung des Reiches beginnt oder sich mit den anderen Anführern in die Herrschaft des Reiches theilt, was wird dann die Folge sein? Die Antwort auf diese Frage ist um so ungewisser, als ihre Prämissen vielleicht unmöglich sind: der Taeping selbst ist schon zu verschiedenen Malen todt gesagt worden. Aber selbst in letzterem Falle scheint die Leitung der Bewegung Händen an-

vertraut zu sein, welche nicht weniger standhaft, wenn auch vielleicht mit weniger Energie und Begabung nach ihrem Ziele greifen. Gewiß dürfen wir hoffen, nach einem Siege der Insurgenten die Chinesen den Europäern zugänglicher zu finden, wenn nicht die Engländer mit ihrem gegenwärtigen Opiumkriege allzu großen Haß heraufbeschwören.



Berliner Literaturbriefe.

XVII.

— Die Musen im Preußischen Officiercorps; Jähns: Reinhardt; Retcliffe: Nena Sahib; Lohmann: ein Sieg der Liebe. —

Wir wundern uns in Preußen nicht mehr darüber, wenn wir Dichter und Schriftsteller in Menge aus dem Officiercorps unserer Armee hervorgehen sehen, und blicken vielmehr befremdet, wenn wir bemerken, daß man an anderen Orten in Deutschland das Portd'epée für unvereinbar mit der Lyra zu halten pflegt. Die Armee ist eben wirklich die wahre Repräsentantin des Preußischen Volkes, wie der jetzige Staatsminister von Auerswald 1849 als Präsident der ersten Kammer sagte, und darum finden wir's in der Ordnung, daß Preußische Officiere auch den Pegasus zu reiten wissen. Wir sehen hier ganz ab von militair-wissenschaftlichen Arbeiten, wollen aber ein Mal auf die doch wirklich recht anerkennenswerthe schönwissenschaftliche Thätigkeit aufmerksam machen, die sich unter den jüngeren Officieren, namentlich der Garde, über welche im Auslande noch immer so wunderbar schiefe Urtheile umlaufen, seit längerer Zeit schon kund giebt. Das Kaiser-Franz-Grenadierregiment z. B. zählt oder zählte jüngst unter seinem Officiercorps mehrere Schriftsteller. Außer dem Major à la suite von Witzleben, der jetzt das Coburg-gothaische Bundescontingent commandirt, und sich durch mehrere historisch-erzählende Schriften außer den fachwissenschaftlichen einen geachteten Namen gemacht hat*), den Hauptmann Friedrich von Gaudy, dessen Talent zwar nicht dem seines älteren Bruders, des Freiherrn Franz von Gaudy, gleichkommt, dem wir aber doch manches schöne Gedicht und viele interessante Reiseskizzen verdanken; den Premier-Lieutenant Fedor von Köppen, den Dichter von „Preußens Erhebung“ und vieler anderer bedeutender meist patriotischer Gedichte; den Premier-Lieutenant Bernhard von Lepel, der die „Zauberin Kirke“ sang und zu den talentvollsten Verskünstlern und Schülern Platens zählt; endlich den Premier-Lieutenant von Dedenroth, der unter dem Namen Eugenius Hermann Novellen schreibt und ein etwas sehr wunderliches, aber keineswegs unbedeutendes Gedicht: „die Schöpfung“ veröffentlicht hat. Alle diese Schriftsteller dienen, oder dienten doch vor Kurzem zusammen in einem Garderegiment. In einem andern Officiercorps finden wir einen Hauptmann Freiherrn von Kayserlingk, der eine vortreffliche Geschichte seiner Familie schrieb, zwei Freiherren von Ledebur, von denen der Eine ein

*) Der Major von Witzleben ist ein Sohn des Obersten von Witzleben, der unter dem Namen v. Tromlitz lange Zeit ein Lieblingsschriftsteller der Lesewelt war.

vorzüglicher Heraldiker, nebenbei ein begabter Dichter, der Andere aber ein sehr talentvoller Bildhauer ist. Dieser ist der Schöpfer des Winterfeld-Denkmals auf dem Berliner Invalidenkirchhof. Beide sind Söhne des bekannten Historikers und Geschichtsforschers Freiherrn Leopold von Ledebur, Hauptmanns a. D., Domherrn zu St. Peter und Paul in Zeitz und Directors der Königl. Kunstkammer. Der beliebte Dichter der Garnison-Geschichten und mehrerer ähnlicher Dichtungen, Uebersetzer Bellmann's und Historiker des Johanniter-Ordens, von Winterfeld, stand bis vor Kurzen als Lieutenant bei Königin-Kürassieren, und der Major von Berneck ist seit vielen Jahren schon als beliebter belletristischer Schriftsteller unter dem Namen Bernd von Guseck bekannt. Beim ersten Garde-Regiment zu Fuß steht der Hauptmann von Reinhardt, ein begabter Dichter, bekannt als Uebersetzer von König Friedrichs Gedicht über die Kunst des Krieges und als Verfasser der kleinen trefflichen Schrift: „Ich Dien'!“ Wir könnten diese Liste noch sehr verlängern, aber die genannten Namen werden hinreichen, um zu beweisen, daß die Musen dem Preußischen Heere nicht fremd sind. Vor uns liegt ein neues Gedicht, dessen Verfasser ein Officier ist.

Reinhart von Max Jähns (Berlin bei Alex. Duncker). Der Verfasser ist ein Infanterie-Lieutenant, Sohn eines in der Armee wohlbekannten Musik-Directors. Sein Gedicht hat er Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzeß Friedrich Wilhelm widmen dürfen, nachdem dasselbe in den höchsten Kreisen gelesen und mit großer Anerkennung aufgenommen worden war. Das hat dem Gedicht eine Aufmerksamkeit zugewendet, die nicht jedem poetischen Erstling zu Theil wird, die aber, wir gestehen es offen, auch selten so verdient war; wir haben uns unser Urtheil nicht gefangen nehmen lassen, im Gegentheil, wir nahmen das Gedicht mit jenem Mißtrauen zur Hand, die den Kritiker von Fach immer zu ergreifen pflegt, wenn über ein Erstlingswerk viel Lobeserhebungen gemacht werden; aber hier ist das Lob gerechtfertigt. Freilich haben wir im Einzelnen an der Dichtung mancherlei auszusetzen; aber gern und freudig gestehen wir, daß uns der Herr Lieutenant mit einer wirklich schönen vaterländischen Dichtung beschenkt hat. Der Dichter ist nämlich auf den glücklichen Gedanken gekommen, die schönsten deutschen Mährchen zu einem poetischen Ganzen zu vereinigen, einen prächtigen duftigen Mährchenkranz aus vielen einzelnen lieblichen Blumen zu winden, und er hat diese nicht leichte poetische Aufgabe mit Feinheit und Geschmack, mit Tact und Erfolg zu lösen gewußt. An Dornröschen, König Marculfs Töchterlein, wer kennt sie nicht aus seinen Jugendtagen? mit den zwölf guten Feen, die sie mit Reizen begaben, und mit der Dreizehnten, der schlimmen Ardiva, die ihr den Tod durch die Spindel verheißt, knüpft die Dichtung an. Reinhard, König Heinrichs Sohn, soll auch Dornröschen erlösen, nachdem ihm schon die Erlösung Schneewittchens gelungen und der Prinzen Bär, Adler und Fisch, lauter Personen, die wir Alle als Kinder schon lieb gehabt haben und denen wir nun hier mit innigem Vergnügen wieder begegnen. Alle Erinnerungen der Jugend wachen wieder in uns auf, wir freuen uns wieder wie Kinder über die Tödtung des grausamen Drachen, der die schöne Regine umarmen wollte. Der Dichter hat es verstanden, uns völlig gefangen zu nehmen unter dem alten Zauber der Kindheit, und wir rücken mit in Reinhardts Schlachtordnung an gegen König Worolf und seine Söhne und alle Freunde des Guten, wir nehmen entschieden

Partei für den Helden, wir jubeln über seinen Sieg und über die Erlösung Dornröschens, die des Siegers herrlicher Lohn ist. Eine edle Sprache, eine Gewandtheit im Vers, die selten auf einen Anfänger schließen läßt, eine poetische Fülle und doch wieder eine Begrenzung in der poetischen Schilderung, die sehr überraschend gerade bei einem Anfänger ist, sind ganz unbestrittene Vorzüge dieser Dichtung. Daneben hätten wir freilich an einzelnen Stellen eine weniger äußerliche Verknüpfung der einzelnen Mährchen gewünscht, hätten es gern gesehen, wenn die einzelnen Figuren in ihren Endschicksalen ebenso glücklich motivirt worden und so zu ihrem vollen Rechte gekommen wären, wie Schneewittchen und Regine; unsere alten Freunde Bär, Adler und Fisch scheinen uns z. B. etwas zu kurz gekommen zu sein, aber das kann uns nicht hindern, dem Dichter unsere volle Anerkennung auszusprechen. Es ist kein Talent ersten Ranges, welches uns in dieser Dichtung entgegentritt, die Dichtung ist keine selbstgeschaffene, aber es ist schöngestaltendes maaßvolles Talent, das aller Ehren werth ist. Damit wollen wir dem Dichter durchaus nicht die Schöpferkraft absprechen, vielleicht zeigt er uns dieselbe bald in einer eigenen Schöpfung; wir meinen nur, daß sie in diesem Gedicht nicht hervortritt, nicht hervortreten konnte, weil ihm der dichtende Volksgeist die Stoffe als fertige Bestandtheile zu seinem poetischen Bau geliefert hat. Wir rechnen es zu den besonderen Vorzügen der Dichtung, daß der Dichter in zarter Scheu sich vor Veränderungen gehütet hat und mit großer Treue bei dem geblieben ist, was ihm die poetische Ueberlieferung anvertraute.

Aus dem lieb anheimelnden Reiche der Sage und des Mährchens versetzt uns in daguerreotypische und photographische Wirklichkeit ein Roman: „Nena Sahib oder die Empörung in Indien; von Sir John Retcliffe. Berlin 1859, C. Röhring,“ dessen drei starke Bände in Lexikonformat uns gleich in dritter Auflage vorliegen. Das Werk muß gewaltig rasch sein Publikum gefunden haben; ein deutscher Roman in dritter Auflage ist überhaupt eine Seltenheit, in drei Auflagen aber während eines Jahres, das ist geradezu unerhört in der deutschen Literatur, das hat selbst Gustav Freitag trotz der gefälligen Kameraderie, trotz der so höchst zeitgemäßen Verhimmelung des Kaufmannsthums und trotz wirklicher Verdienste, die wir bei aller Vergötterung des Verdienens Freitag nicht absprechen wollen, nicht zu erreichen vermocht. Was mag der Grund dieses beispiellosen Erfolges sein, den dieser Roman und auch schon sein Vorgänger, „Sebastopol“ betitelt und in dieser „Revue“ seiner Zeit besprochen, errungen hat? Literarische Kameraderie ist's gewiß nicht, denn bei unserer aufmerksamen und ziemlich ausgebreiteten Journal- und Zeitungs-Lectüre ist uns der Titel so wie der Name des Verfassers kaum zu Gesicht gekommen. Diesem und ähnlichen Werken sichert ihren Erfolg, das heißt in diesem Falle ein großes Publikum und einen raschen Absatz, gerade das, was die Kritik an andern Romanen zu tadeln pflegt. Das klingt paradox, aber es ist doch die volle Wahrheit. Sir John Retcliffe, wenn wir es hier wirklich mit einem Britten und nicht nur mit dem englischen Ueberzieher eines Deutschen zu thun haben, hat die realistische Darstellungsweise seiner Landsleute auf die Spitze getrieben, der Realismus Thackeray's, von Boz gar nicht zu reden, genügt ihm lange nicht, selbst der Franzose Flaubert bleibt in der „Madame Bovary“ weit hinter ihm zurück; es ist ihm niemals weder um die poetische Entwickelung eines Charakters, noch um die künstlerische Grup-

pirung, noch um folgerechte Motivirung eines Ereignisses, niemals um die dichterische Verklärung einer Thatsache zu thun, mit einem Wort, Sir John Retcliffe hat die Wahrheit von ihrem Thron gestoßen, die Schönheit ins Exil gejagt, die Wirklichkeit ists allein, die er auf den Schild hebt, der Wirklichkeit allein huldigt er in seinen Schriften. Daher kommt die daguerreotypische Aehnlichkeit gewisser Figuren, darum giebt er keine Gemälde, sondern Photographien. Das allein schon mußte ihm einen großen Erfolg sichern in einer Zeit, die das ästhetische Gefühl und die ästhetische Bildung so weit schon verloren hat, daß sie im Allgemeinen eine gelungene Photographie einem Gemälde vorzieht, aber der Verfasser des „Nena Sahib" faßt sein Publikum noch fester; er hat nämlich Phantasie, und mit Hülfe derselben steigert, übertreibt und übergipfelt er die Wirklichkeit; bei ihm wird die Dämmerung zur Nacht, der Fehler zum Verbrechen, das Verbrechen zum Ungeheuerlichen, das Entsetzen selbst ist bei ihm immer noch dreimal unterstrichen, kurz, die platte Wirklichkeit steht bei ihm immer im Superlativ, ohne dadurch weniger platt zu werden. Das erklärt die Erfolge der Retcliffe'schen Romane vollständig, sie sind auf die Nerven des großen Lesepublikums mit ganz unbestreitbarem Geschick berechnet und mit einer Sicherheit hingeschrieben, die kaum ihres Gleichen haben dürfte. Der vorliegende Roman nun ist ein Tendenz-Roman, dessen offen einbekannte Absicht dahin geht, alle die Schändlichkeiten darzulegen, deren sich die brittische Politik sowohl, als auch einzelne Britten, in Bezug auf Ostindien, und nebenbei auch auf andere Länder, schuldig gemacht haben. Fleißige Studien haben den Verfasser in Stand gesetzt, ein langes Sündenregister zusammenzubringen, über welches dann durch den Aufstand in Indien durch Nena Sahib mit Blut und Scheußlichkeiten aller Art quittirt wird. An das Haus der berühmten Begum Somroo anknüpfend, läßt der Verfasser seine Erzählung, deren Sprünge über Land und Meer, deren überkecke Spannungen mit großem Geschick verknüpft sind, bis auf die neuesten Ereignisse einen bedeutenden Zeitraum durchlaufen, was ihm Gelegenheit giebt, eine Menge von Persönlichkeiten zu schildern, die während desselben eine hervorragende Rolle gespielt haben. Durch diese bekommt der Roman auch nach einer andern Seite hin Interesse, das durch die landschaftlichen Schilderungen, die mit Glück und Sorgfalt nach den neuesten und besten Reisewerken gearbeitet sind, unterstützt wird. Es wäre Thorheit, an einem solchen Werke Scenen zu tadeln, welche die Nerven aufs Unerträglichste spannen, Sir John Retcliffe hat eben für Leute geschrieben, die ihre Nerven nicht berücksichtigen; es wäre lächerlich, an die Gemälde scheußlicher Unzucht und haarsträubender Grausamkeit einen ästhetischen Maßstab anlegen zu wollen, der Verfasser schlägt uns mit einer Anmerkung zu Boden, in welcher er für die Wirklichkeit seiner Schilderung die Akten der untersuchenden Parlaments-Commissionen citirt. Dagegen hat die ästhetische Kritik keine Waffe. Einen Roman hat Sir John Retcliffe nicht gegeben, sein „Nena Sahib" ist so wenig ein Roman, wie es sein „Sebastopol" war, von den ästhetischen Anforderungen, deren Erfüllung die Kritik an die Kunstform, die man Roman nennt, zu stellen genöthigt ist, hat er keine erfüllt, geflissentlich keine erfüllt. „Nena Sahib" ist kein schlechter Roman, es ist gar kein Roman, das hindert aber allerdings nicht, daß es ein interessantes Buch ist. Man kann es in mehr als einer Beziehung beklagen, daß interessante Bücher der Art jetzt das größeste Lesepublikum finden, aber es wäre un-

gerecht, dem Verfasser daraus einen Vorwurf zu machen. Er hat sich kein Publikum geschaffen, aber er kennt das Publikum, auf das er wirken will und zwar in einem antirevolutionären Sinne wirken will. Ob in der That durch Werke der Art die Revolution zu bekämpfen ist, ob die Waffe nicht eine zweischneidige ist, das wollen wir hier nicht entscheiden, wenn wir auch unseren ernsten Zweifel daran nicht zu bergen vermögen. Wie wir lesen, ist bereits ein neuer Roman von Sir John Retcliffe, „Villafranca" betitelt, unter der Presse.

Wir haben in unserer Literatur eine hübsche Menge von dramatischen Werken, welche niemals auf die Bühne gekommen sind; es ist das ein poetisches Capital, ein eiserner Bestand an dramatischer Poesie, der nicht flüssig gemacht werden kann aus den verschiedensten Gründen und wie es da liegt, auch nur geringe Zinsen trägt. Trotzdem wird dieser Schatz, indem sich neben vielen Kieselsteinen und schlechten Ziegelbrocken auch manche Edelsteine und wirkliche Kostbarkeiten befinden, von Jahr zu Jahr mit einem Eifer vermehrt, der etwas Rührendes hat gerade in diesen Tagen der klugen Berechnung. Nur wenige dieser dramatischen Dichtungen werden gedruckt, weil die Dichter von vorn herein begreifen, daß dieselben überhaupt den Anforderungen nicht entsprechen, die man an ein Werk stellen muß, das auf die Bühne kommen will; bei weitem die Meisten hoffen, durch die Verbreitung im Buchhandel die Bühne zu finden, die sie auf dem Wege der Manuscriptversendung nicht gefunden haben, aber nur wenigen davon mag das glücken. Die meisten werden nicht aufgeführt, weil sie, trotz der entgegenstehenden Ansicht ihrer Verfasser, wirklich überhaupt nicht aufführbar sind; eine Minderzahl dagegen scheitert allerdings nur an den traurigen Verhältnissen, in dem sich das Theater, nicht das deutsche allein, gegenwärtig befindet. Das neueste dramatische Werk Peter Lohmann's: „Ein Sieg der Liebe", Trauerspiel in fünf Aufzügen (Leipzig 1859, Luppe) gehört nach der Ansicht des Verfassers selbst zu den Stücken, welche durch die gegenwärtigen Bühnenverhältnisse genöthigt sind, schwarz auf weiß zu bleiben, das heißt nicht aufgeführt werden können. Wir glauben auch, daß dieser „Sieg der Liebe" keinen Sieg auf der Bühne erringen wird, und wenn der Verfasser Entschuldigung dafür verlangt, daß er die sogenannten Bühnenregeln wenig oder gar nicht berücksichtigt hat, so sind wir gern bereit, ihm diese Entschuldigung zu gewähren; er hat aber dann auch kein Recht, mit der Bühne zu grollen. Dem Leser kann, wie er sehr richtig sagt, eine Idee Ersatz bieten für den fehlenden sinnlich greifbaren Charakter, für den Helden; auf der Bühne aber darf der Held nicht fehlen, der Leser kann „die Mangelhaftigkeit des Kunstwerks vergessen über der Durchführung eines ethischen Gedankens", die Darsteller auf der Bühne aber und die Zuschauer vor der Bühne können das nicht und dürfen das nicht, wenn sie es auch könnten. Da nun in diesem „Siege der Liebe" der Held fehlt, da ihn die ethische Idee nicht zu ersetzen vermag, so wird das vorliegende Drama nicht erst spät, wie sich der Verfasser schmeichelt, auf der Bühne dargestellt werden, sondern gar nicht, niemals. Es ist recht fatal, daß diese Verfasser von Lesedramen à la Peter Lohmann immer das große Wort haben über die Elendigkeit der gegenwärtigen Bühnenzustände, die ja Niemand bestreitet, aber sich durchaus nicht herablassen wollen, Hand an eine Reformation zu legen. Schwer ist ein solches Unternehmen, aber je schwerer desto mehr Ehre, desto höher das Verdienst. Warum hat denn nun Herr Peter Lohmann keinen Hel-

den geschaffen, keinen Träger der sittlichen Idee, die er entwickeln wollte! Hätte er das gethan, so wäre sein „Sieg der Liebe“ ein wirklicher Sieg geworden und er hätte immerhin schon einen Schritt für Verbesserung deutscher Bühnenzustände gethan. Aber freilich den Träger einer sittlichen Idee plastisch hinzustellen, die Idee in ihm und an ihm zu entwickeln, das ist nicht so leicht, wie verschiedene Personen in gebildeter Sprache schöne Redensarten über die Idee wechseln zu lassen. Wir haben das Stück gelesen, sehen möchten wir's wahrhaftig nicht, es enthält Manches, was recht gut ist, es hat keinen Mangel an sogenannten schönen Stellen, aber es ist selbst für den Leser schon langweilig und läßt durch und durch kalt. Wir möchten dem Verfasser nicht zu viel thun, er hat sichtlich den besten Willen und ist auch nicht ohne ein gewisses pathetisches und rhetorisches Talent, aber er ist überhaupt kein Dichter und am allerwenigsten ein dramatischer. Wir begreifen nicht, warum er gerade die dramatische Form gewählt hat, seine Ideen vorzutragen, eine Form, die er nicht zu handhaben versteht, die ihm überall im Wege ist; warum hat er nicht, wenn es denn durchaus eine poetische Form sein sollte, ein einfaches Lehrgedicht geschrieben, schlicht und eindringlich, damit hätte er ohne Zweifel weit größeren Erfolg gehabt! Wir wollen hier nicht weiter auf Einzelnheiten eingehen, es lohnt nicht der Mühe bei einem so völlig verfehlten Werke, nicht die gesprächsweisen Reden tadeln, bei denen man vor Ungeduld vergehen möchte, nicht die Verstöße gegen Zeit und Zeitsitte rügen, nicht fragen z. B., was ein „Großcardinal“ ist, sondern nur noch auf einen allgemeinen Punkt kommen, den der Verfasser in seiner Vorrede berührt. Er polemisirt nämlich gegen die Meinung, die deutsche dramatische Kunst werde durch die Behandlung deutscher, nationaler Stoffe gefördert. Nun, es wird Niemandem einfallen, zu behaupten, daß allein schon durch die Behandlung nationaler Stoffe ein deutsches Drama geschaffen werden könne; aber gegen das patriotische Bestreben, vorzugsweise vaterländische Stoffe auf die Bühne zu bringen, sollte doch kein Deutscher eifern und am allerwenigsten in so höhnender Weise, wie das Herr Peter Lohmann thut. Es wäre lächerlich, zu verlangen, daß der deutsche dramatische Dichter nur deutsche Stoffe behandle, aber anerkennenswerth, und zwar in mehrfacher Hinsicht, bleibt es immer, wenn er's thut. Unsere größten Dichter verdanken ihre schönsten Lorbeeren vaterländischen Stoffen, wir brauchen nur an Faust, an Götz von Berlichingen, an Egmont, an Wallenstein, an Tell, die Räuber, Kabale und Liebe, Prinz von Homburg, Käthchen von Heilbronn u. s. w. u. s. w. zu erinnern. Mag uns Herr Peter Lohmann verzeihen, aber die blassen Gestalten, die er uns in diesem Werke vorführt, hätte er dreist mit deutschen Namen und Kleidern behängen können, sie würden ebenso wenig zu deutschen geworden sein, wie sie durch maurische und spanische Namen und Costume Mauren und Spanier geworden sind.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.

Von K. A. Varnhagen von Ense.
Neunter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1859.

Schon glaubte die Welt die umfangreiche Sammlung der Varnhagenschen „Denkwürdigkeiten" geschlossen, als die Nichte des Verstorbenen, Fräulein Ludmilla Assing, ein halb Jahr nach seinem Tode den achten Band mit einem kurzen Vorwort veröffentlichte. Und nun erscheint plötzlich noch ein neuer Band, der seinen Vorgängern an Volumen nicht nachsteht — ebensowenig an Interesse. Der Inhalt umfaßt vier Abschnitte diplomatischer Thätigkeit des Verfassers. Bekanntlich wurde Herr von Varnhagen, obgleich er nie ein officielles Staatsamt bekleidete, vielfach zu politischen Missionen verwendet, bei denen es darauf ankam, fein und scharf Verhältnisse und Personen zu beobachten, demgemäß höhern Orts Mittheilungen zu machen und Maßregeln vorzuschlagen, wie dies und jenes Hinderniß bei politischen Absichten zu beseitigen, dieser und jener Vortheil zu gewinnen wäre. Es ist nicht unsre Absicht, hier eine Biographie niederzulegen. Er war eine zu allgemein bekannte Persönlichkeit; und außerdem weist jedes Conversations-Lexikon nach, daß er 1785 zu Düsseldorf geboren, 1809 als östreichischer Officier, 1813 als russischer Hauptmann gefochten, 1814 die berühmte Rahel geheirathet, seit 1819 in Berlin ansässig gewesen u. s. w. Wichtiger ist für uns der Charakter des Mannes. Ein Schriftsteller schreibe noch so objectiv, er wird seinen innern Menschen doch in seinen Werken abmalen. Wenn er aber vollends Denkwürdigkeiten des eignen Lebens zusammenträgt, also ganz subjectiv verfährt, so will er eben, daß man ihn erkennt, und die Erforschung seines Wesens verursacht gar keine weitre Mühe. Bisweilen wirft er, wenn er aufrichtig ist, dann sogar hier und da Lichter auf sich selbst, welche die vortheilhafte Meinung, die man sich so gern von jedem bedeutenden Manne schafft, beeinträchtigen müssen. Dies gilt vor hundert Andern ganz besonders von Varnhagen.

Er war keine der energischen Naturen, die ungescheut geradeaus durch die Welt gehn mit dem Wahlspruch: „Die Stirn dem Feind, die Hand dem Freund!" Er verstand vielmehr die Kunst, zu laviren, in der Diplomatik wie im vertrauten Umgang. Niemand wußte recht, ob er sein ganzes Herz besaß. Seine Urtheile hielten sich stets eine Hinterthür offen. Wen er lobte, der konnte häufig zweifeln, ob er ihm nicht einen Tadel unter der Form des Lobes gegeben. Die versteckte Satyre war seine liebste Art, sich zu äußern. Der Witz fehlte ihm nie, wenn auch mitunter die Geistesgegenwart des Muthes. Er war recht eigentlich zum Präses eines Salons geboren, denn zu den eben aufgezählten Eigenschaften kam noch der feinste Umgangston, die gebildetste Beherrschung der Rede, die Vielseitigkeit seines Wissens, die Liebenswürdigkeit, mit der er den Wirth machte und jeder Unterhaltung den Schimmer behaglicher Geselligkeit anhauchte. Hatte ihn aber Jemand verletzt, beleidigt, sein Verdienst seiner Meinung nach zurückgesetzt, so ließ er's ihn nicht auf der Stelle entgelten, sondern wartete eine passende Gelegenheit ab, wo der Gegner, den er von dem Moment der gefaßten Abneigung an beständig im

Auge behielt, sich eine Blöße gab. Dann kitzelte es ihn, die Schwäche wundzuschlagen oder besser kaustisch zu tupfen, und er weidete sich mit Genugthuung an dem Schmerz des dergestalt Beschädigten. Sehr gern rächte er sich so in Gegenwart hochgestellter Personen, zu denen der Gegner in abhängigem Verhältniß stand, und in deren Augen lächerlich gemacht zu werden Letzterm doppelt empfindlich sein mußte. Doch nahm er hierzu immer die Zeit wahr, wo des Gekränkten Wuth ihm nicht mehr schaden konnte. Er gewann zweierlei dadurch: erstens die gewünschte Herabsetzung dessen, der ihn herabgesetzt, und dann gab er seinem eignen Ansehn ein frisches Relief, indem er Geistesüberlegenheit offenbarte.

Um diese, um Geistesüberlegenheit, ist es so vielen Leuten in der guten Gesellschaft zu thun. Nichts schmeichelt ihnen mehr, als der bewundernde Seitenblick stummlächelnder Zeugen ihrer treffenden Bemerkungen. Das Bewußtsein, Andern zu imponiren, thut ihnen gar zu wohl. Sie bedenken nicht, daß minder begabte Hörer ihnen nur deshalb schweigend lauschen, um den Witzpfeil für ihren eignen leeren Köcher zu stehlen und später gelegentlich wieder zu verschießen, natürlich als Original-Erfindung. So wirkt das eine mit Absicht scharf gespitzte Wort schädlich fort, beunruhigend und aufregend, wie ein ins Wasser geworfener Stein, der nicht bloß einen Punkt erschüttert, sondern durch eine aufspritzende Welle weite Wellenkreise erzeugt. Wie ganz anders steht dagegen der geniale Humor, der nicht die Wirkung seines Witzes vorausberechnet, ihm keine Absicht unterlegt und nur darum Andere verspottet, weil er weiß, daß Alles, er selbst mit eingeschlossen, des Spottes werth ist!

Doch bleiben wir bei der Sache. Das Buch, welches uns vorliegt, schließt, wie gesagt, vier größere Abschnitte ein: 1) den Aufenthalt Varnhagens in Karlsruhe, Baden und Mannheim 1816, 2) sein Verweilen wiederum in Karlsruhe und Baden, ferner in Brüssel und Berlin 1817, 3) erneuter Besuch in Karlsruhe, dann Stuttgart und Baden 1818, 4) nochmals Karlsruhe und Baden 1819.

Gleich in der ersten dieser 4 Abtheilungen findet der Leser einen vollkommenen Beleg zu der oben von uns entworfenen Charakterskizze des Verfassers: in seinem Verhältniß zu dem badischen Minister des Auswärtigen und Intendanten des Karlsruher Hoftheaters, Herrn von Hacke. Er hat es diesem nämlich bitter übel genommen, daß er seine Vorstellung bei Hofe hingehalten und ihn dadurch längere Zeit um den Genuß gebracht, die Gunst der fürstlichen Herrschaften zu erobern. Hören wir ihn selbst.

„Das Mißgefühl, welches die gesellschaftliche Dürftigkeit, die Aussicht auf die darin zu verlebende Zeit uns gaben, wurde noch durch den übeln Willen verstärkt, der meine Vorstellung bei Hof verzögerte. Ich war dem Großherzog, wie ich wußte, auf das Vortheilhafteste angekündigt und empfohlen, er selbst und die Großherzogin hatten mich im Voraus versichern lassen, sie freuten sich meiner Sendung, und sie würden alles thun, mir meine Stellung und meinen Aufenthalt angenehm zu machen. Ich durfte an ihrem aufrichtigen Verlangen, mich zu sehen, nicht zweifeln. Gleichwohl verging Woche auf Woche, ohne daß meine Vorstellung erfolgte; der Minister von Hacke suchte sie absichtlich in unbestimmte Ferne hinaus zu schieben. Wenn ich ihn erinnerte, hatte er stets eine andere Ausflucht. Zuletzt gab er zu verstehen, es

beliebe ihm noch nicht, und ließ deutlich hervorblicken, ich dürfe überhaupt nicht darauf rechnen, einen Freund in ihm zu finden, er werde nur thun, was das Geschäft erfordere. Diese Art Kriegserklärung hatte ich weder erwartet noch verdient, ich stand im Augenblicke dabei sichtlich im Nachtheil; allein indem ich meine Aufwallung unterdrückte, ließ ich doch ein paar scharfe Worte fallen, und ließ ihn merken, daß ich seine Feindschaft anzunehmen bereit sei, und er gefaßt sein möge, auch seinerseits Nackenschläge zu empfangen, wozu die Gelegenheit nicht fehlen werde.

„Blößen wenigstens gab er genug, und seine Stellung war schon längst von der Art, daß er eher hätte Freunde suchen sollen als Widersacher. Ein geborener Pfälzer, in der geschmackvollen und lebhaften Gesellschaft Mannheims aufgewachsen, und voll Dünkel auf die dortige Bildung, die doch ihm selbst nicht eben reichlich zugekommen war, glaubte er auf die Karlsruher vornehm herabsehen zu dürfen. Er nannte sie nur Böotier, deren dicke Köpfe zu keiner Geistesarbeit geschickt und deren karge Sinne nicht einmal eines rechten Lebensgenusses fähig wären. Der letztere beschränkte sich für ihn aber einzig auf die Mittagstafel, deren Freuden ihm die höchsten waren, die einzigen auch, die er noch genießen konnte. Aufgeschwollen zu einer unförmlichen Fleischmasse, die in einem schweren Hängebauch auslief, zeigte er schon durch dieses Aeußere, daß er mehr ein Fresser als eigentlich ein Gutschmecker sei, besonders aber ein Koch, in dessen Verrichtungen er gern persönlich eingriff. Mit plumper Unbefangenheit trug er seine Neigung zur Schau, ließ sich von den Geschäftsleuten in der Küche finden, und legte, wenn er mit ihnen sprach, kaum die weiße Schürze ab. Er war nicht ohne Witz, besonders von der derben Art, machte sich über Alles lustig, behauptete Alles obenhin, und meinte, der rechte Staatsmann sei Derjenige, welcher an nichts glaube, auf nichts rechne, für nichts eingenommen sei, und vor Allem sich selber bedenke und sich einen guten Tag bereite. Diese Grundsätze, dabei sein leichtsinniger Aufwand und seine üppigen Mahlzeiten, seine rücksichtslose Dreistigkeit auch in den Staatsgeschäften, in denen ihm Vieles über Erwarten gelungen war, imponirten den Kollegen, dem Hof, dem Großherzog selbst, und man glaubte, er sei der Mann, um Baden durch manche drohende Gefahr glücklich durchzubringen. Aber Niemand konnte ihn eigentlich leiden, und er hatte nirgends eine wahre Stütze. Während der Rheinbundzeit hatte er es mit den Franzosen gehalten und sich auf die Macht des Kaisers verlassen; nachdem diese zerfallen war, hatte er um andern Anhalt sich nicht gekümmert, im Gegentheil noch zuletzt als Gesandter in Wien die Empfindlichkeit Oestreichs bitter gereizt, und dessen Benehmen mit dem Fußtritt verglichen, den in der Fabel dem Löwen der Esel giebt.“

Die wohlgefällig ausführliche Beschreibung der Persönlichkeit Hacke's erscheint denn doch mindestens als eine sehr kleinliche Rache. So oft es irgend angehn will, nimmt der Verfasser Veranlassung, den Gegner wieder vorzuführen, um ihm Eins zu versetzen. So z. B., nachdem die Vorstellung bei Hofe endlich doch stattgefunden:

„„Die Hoheit ist ja sehr gnädig gegen Sie gewesen, Sie müssen ihr angenehme Dinge gesagt haben, so lange hält sie sonst nicht aus““, sagte mir Hacke beim Weggehn mehr spitz als artig, und ich erwiederte ihm eben so, daß ich recht gut wisse, welchen Dank ich ihm dabei schuldig sei, zugleich macht' ich

ihm die Anzeige, daß ich nochmals nach Mannheim zurückkehren würde, was ihm offenbar unerwartet kam.“

Und weiter:

„In der That zeigte der Großherzog mir bei den wenigen öffentlichen Gelegenheiten, wo ich ihn sprechen konnte, — denn Hacke suchte mich sogar mit Unhöflichkeit entfernt zu halten, — die freundlichste Gewogenheit, und gleicherweise that die Großherzogin, so daß die widriggesinnten Hofleute ihren Aerger darüber nicht verbergen konnten, und Hacke gegen meine Kollegen spöttisch davon sprach, was doch dem Großherzog so besonders an mir gefallen möge?

„Bei dem erklärten Kriege durft' ich den Feind in keiner Weise schonen. Für meine Angriffe gegen ihn war kein Boden günstiger, als der Salon der verwittweten Markgräfin Amalie; sie liebte es, daß an ihrer Mittagstafel und in ihren Abendkreisen etwas vorging, das anregte und belustigte, und wenn der Scherz nur nicht alles Maaß überschritt, so konnte er auf ihren Beifall rechnen, dem das Einstimmen der Andern nicht fehlte. Anwesend und abwesend mußte Hacke mir als Zielscheibe dienen, die gar leicht und gut zu treffen war. Die Markgräfin gab ihn völlig preis; ihre Tochter aber, Prinzessin Amalie, nahm mich eines Tages bei Seite, und sagte, sie sehe hinter dem Scherz einen schweren Ernst, und wünschte, daß ihr Bruder der Großherzog hören könnte, wie über seinen Minister gesprochen werde, der nach ihrer Einsicht zum großen Schaden des Landes jetzt diesen Platz einnehme.“

Außer diesen rein persönlichen Angelegenheiten enthält das Buch jedoch auch höchst fesselnde Schilderungen hervorragender und wichtiger Männer jener Zeit. Um nur Eins von Vielem zu erwähnen, ist das Gemälde Rostoptschin's, des Helden und Tyrannen in Einem Wesen, der Moskau vor den eindringenden Franzosen 1812 den Flammen preisgegeben und dabei 3000 Menschen und 500 Millionen Rubel geopfert — das Gemälde dieses Mannes ist mit wahrhaft dramatischen Strichen gezeichnet. Ueberhaupt ist das in diesen neunten Band zusammengehäufte Material so reichhaltig, daß wir unsere Leser nicht zu langweilen hoffen, wenn wir in Kurzem das Werk noch einmal von andern Seiten, als heut, in's Auge fassen und Episoden zur Mittheilung wählen, die geeignet sind, uns mit den Schwächen des Herrn von Varnhagen glänzend auszusöhnen, indem sie durch den Zauber seiner meisterhaften Darstellungskraft uns Bewunderung und Entzücken abnöthigen. Für dies Mal wollen wir nur noch eine Stelle ausziehen, die den deutschen Bundestag bei seiner Eröffnung angeht. Varnhagen sagt folgendes:

„Für Deutschland erschien denn auch nach langem Harren endlich der Bundestag; er wurde am 5. November feierlich eröffnet. Der östreichische Präsidialgesandte unterhielt in einer schwerfälligen ungelenken Rede die Versammlung und demnächst die Nation — denn die Verhandlungen mußten damals vorschriftgemäß im Druck erscheinen — von den guten Absichten und großen Zwecken, welche die Regierungen durch den Bund erreichen wollten, und belehrte sie ausdrücklich, daß der Bund kein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund sein solle, ein Unterschied, auf den man eben erst aufmerksam geworden war. Wilhelm von Humboldt, der preußischerseits bei dieser Eröffnung auftrat, sagte nichts Erhebliches, und auch die andern Gesandten gaben nur längere oder kürzere Zustimmung. Alles ging kühl, träge, pedantisch her.

Dem entsprach die öffentliche Theilnahme; durch das lange Zögern und durch alles, was von den vorbereitenden Anstalten und Berathungen bekannt geworden, hatte sich die Täuschung, als werde hier den Deutschen ein neues Heil aufgehen, längst verloren, man sah Preußen mit Oestreich einverstanden oder diesem nachgiebig, und von Oestreich wußte man, daß es nur den alten Einfluß in Deutschland anstrebte, um jede neue Entwicklung zu hemmen. Mit gleichgültiger oder höhnischer Neugier vernahm man die mannigfachen, oft lächerlichen Vorgänge, in denen der Bundestag sich bemerklich machte. Für Oestreich und Preußen war er eine auswärtige, das Volk so gut wie gar nicht berührende Angelegenheit; Baiern und die übrigen ehemals rheinbündnischen Staaten fürchteten eine Beschränkung ihrer theuer erworbenen Souverainetät; Sachsen und Hannover, ersteres durch Verlust, letzteres durch zu geringen Gewinn mürrisch, zeigten keine Neigung zum raschen Fortschreiten; die Kleinsten der Bundesglieder wußten noch nicht, ob der Bundestag ihre Selbstständigkeit aufheben werde oder befestigen, die Mediatisirten sahen schon, daß ihren Ansprüchen der Boden nicht günstig sei, und eben so war die katholische Partei schon völlig überzeugt, daß die Wünsche und Strebungen ihrer Kirche hier nie durchdringen würden. Daß der Bundestag nicht dazu da sei, die Sache des Volks und der Freiheit, der gemeinsamen Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes zu fördern, diese Ueberzeugung war allgemein verbreitet, und leider nur zu sehr begründet."

Man sieht, mit besonderer Vorliebe zeichnet Varnhagen den Bundestag nicht. —

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

Mitte September 1859.

— Befinden Sr. Majestät des Königs; aus dem militärischen Leben; die Literaten auf dem Eise; die spärlichen Anfänge der Saison. —

Der leidende Königliche Herr hat in warmen Mittagsstunden ins Freie gehen dürfen; man sah ihn hin und her wandeln, langsam, auf den Arm Elisabeth's, der Getreuen, gestützt. Diesen Zunamen sollte man der Königin geben, denn sie ist wahrhaft getreu befunden worden im Größesten wie im Kleinsten. Es hat wohl Niemand den kranken König gesehen ohne nasse Augen, wie er dahin wankte, von der Königin geführt und auf der anderen Seite gestützt von dem Kastellan seines Schlosses Sanssouci, das seinen Namen jetzt mit Unrecht führt. Mit unbeschreiblicher Freude soll der König niederblicken auf seine Anlagen, die jetzt in voller Herbstpracht stehen; so ist das doch eine von den wenigen Freuden, die unserm theuren Königlichen Herrn nicht verbittert und vergällt worden sind in seinem an harten Prüfungen so reichen Leben. Das, was die Aerzte Besserung im Zustande des Königs nennen, schreitet fort, er giebt die alte ihm eigene liebevolle Theilnahme kund,

die Krankheit seines Bruders, des Prinzen Carl, beschäftigt ihn oft; er fragt nach seinen Getreuen, und am 14ten gedachte er auch des Geburtstages seiner Nichte, der jugendlichen Prinzeß Friedrich Carl, und deren Tochter, der kleinen Prinzeß Marie. Sonst ist der Königliche Hof einsamer als je; die Prinzen und Prinzessinnen sind fast Alle noch abwesend und werden erst im Anfange des künftigen Monats zurückerwartet.

Im militärischen Leben haben bis jetzt Felddienstübungen die erste Stelle eingenommen, und werden die ausgedienten Soldaten, die ihr Triennium absolvirt haben, entlassen, aber nicht in die Heimath, sondern zu den erst neu eingerichteten Landwehr-Stammbataillonen, welche auch den sogenannten einjährigen Freiwilligen die vielen nicht sehr erwünschte Gelegenheit bieten, sich noch besser im Waffendienst auszubilden. Nur die Ausgedienten des Garde-Reserveregiments gehen unmittelbar in ihre Heimath zurück, weil dieses Regiment noch keine entsprechende Landwehr-Einrichtung hat. Außerdem beginnt jetzt die schwere Zeit für die sogenannten Offizier-Pflanzen, d. h. diejenigen, welche das Offizier-Examen machen wollen.

Das politische Leben ist still, denn es ist doch kaum ein Lebenszeichen zu nennen, daß die Literaten sich zusammenthun und mit vollem Munde erklären, daß sie Hab und Leben einzusetzen gedächten bei Unterstützung der Preußischen Regierung, wenn dieselbe sich bewogen finden sollte, ein neues deutsches Reich zu stiften. Da die Preußische Regierung nicht daran denkt, solche Unternehmungen auszuführen, und da die Herren das auch recht gut wissen, so können sie immerhin sehr tapfer bei ihren Erklärungen sein, sie gefährden dabei weder ihre Habe noch ihr theures Leben. Anders ist es mit den Demokraten, welche diese sogenannte deutsche Frage zu einer Agitation benutzen möchten und wiederum mit vielem Glück den liberalen Philister, dem's zu wohl ist, auf's Eis zu führen und da tanzen lassen bis er's Bein bricht, wie anno 48 und wie das bekannte Thier in der Fabel.

Aus dem literarischen und geselligen Leben wüßte ich noch weniger zu melden. Die Abende werden schon länger, aber die poetischen Unterhaltungsrequisiten fehlen noch, sie kommen dieses Jahr etwas später als sonst. Nur der alte Professor Gubitz, ein Mann, der „drei Menschenalter“ sah in der Literatur, ist schon mit seinem bekannten Volkskalender angerückt. Im Königl. Theater hat man ein neues Stück von Max Ring gegeben, auch hat, wenn ich nicht irre, schon ein Concert stattgefunden. Das sind die spärlichen Anfänge der Saison.

Aus Stockholm.

Anfangs September.

— Thronwechsel; Feldmarschall Wrangel; Gustavs III. Reichstagsspruch; neueste Literatur. —

Politische Vorgänge, die im Auslande Interesse erregen könnten, habe ich nicht zu melden, denn obwohl Schweden in den letzten Wochen eine Thronbesteigung erlebt hat, so war dieselbe doch kein Regierungswechsel, da Karl XV. schon als Kronprinz längere Zeit für seinen erkrankten Vater regiert hat. Es war mir auffallend, daß man trotzdem von der Thronbesteigung so mancherlei

Veränderungen hoffte und zum Theil noch hofft. Unter den vornehmen Würdenträgern, welche von fremden Potentaten hierher gesandt worden waren, um dem Enkel Johann Bernadotte's von Pau ihre Glückwünsche zu seiner Thronbesteigung auszusprechen, erregte Ihr preußischer General-Feldmarschall der Baron Wrangel die meiste Aufmerksamkeit; bei den Einen wegen seines Feldzugs gegen Dänemark, wegen seines Sieges über die scandinavischen Brüder, bei den Andern aber wegen der Erinnerungen, die sich an seinen Familien-Namen für Schweden knüpfen. Der schwedische Feldmarschall Graf Gustav Wrangel war entschieden der Bedeutendste aus der Feldherrenschule Gustav Adolphs und stand so hoch, daß er sein Geschlecht mit deutschen Reichsfürsten-Familien verschwägerte. Mit weniger Glück fochten seine Nachkommen bei Fehrbellin gegen den großen Churfürsten von Brandenburg, aber interessant ist's immer, daß ein brandenburgischer Feldmarschall des Namens Wrangel jetzt eine solche Mission am schwedischen Hofe zu erfüllen hat. Er wurde hier mit ganz außerordentlichen Ehrenbezeugungen aufgenommen; übrigens gehören schwedische Wrangels noch immer zu den Ritterhaus-Familien. Ich bin sehr neugierig auf den bevorstehenden Reichstag, wenn mir auch meine Freunde schon gesagt haben, daß ich mich täuschen würde, wenn ich so originelle Scenen erwartete, wie unter dem glänzenden Regiment König Gustavs III. während der Reichstage vorzukommen pflegten. Der Reichstagsspruch Gustavs III. soll ganz seine Bedeutung verloren haben. Also lediglich als historische Reminiscenz setze ich Ihnen denselben hierher, und zwar in einer Uebersetzung, die meine Freunde gut finden, die mir aber, wie ich gern bekennen will, blutsauer geworden ist.

Gustav's III. Reichstagsspruch.

Schwedens stolzer Ritterschaft
Thu' Bescheid in Rebensaft;
Nur bei gut gemalztem Bier
Folgen Schwedens Priester Dir;
Für den wack'ren Bürgerstand
Halte starken Punsch zur Hand;
Mußt dann noch mit Branntewein
Gegen Bauern höflich sein.
Das ist besser, Jenes schlimmer,
Aber trinken mußt Du immer,
Willst Du nicht die Zeit verschwenden
Mit des Reiches hohen Ständen.

Mag also dieser Spruch keine Geltung mehr haben, starker Punsch wenigstens wird hier immer noch stark getrunken, und zwar nicht nur von dem wackern Bürgerstand. An vielen öffentlichen Orten hier giebt man zum Punsch einen Teller mit — Eisstücken, Stücken ganz so geschlagen, wie der Zucker, den man bei uns zum Kaffee giebt, ich hielt es auch anfänglich für Zuckerstücke.

Was übrigens den wackern Bürgerstand in Stockholm betrifft, so hat derselbe sehr liberal zu dem Reichstag gewählt, unter seinen zehn Deputirten ist auch nicht ein Conservativer.

Von der neuesten schwedischen Literatur ist eigentlich nicht viel zu sagen, mir kommt es vor, als ob sich dieselbe seit einiger Zeit mehr und mehr an die deutsche anlehne.

Unter den historischen Arbeiten sind wenige originale von Bedeutung er-

schienen. Vier derselben beschäftigen sich mit der Biographie des verstorbenen Königs, und keine davon ist sehr zu rühmen! eine fünfte mit Roms Vorzeit und jetzigen Zuständen und eine sechste mit der Geschichte der Musik. Dagegen sind in einer Reihe von Uebersetzungen werthvolle historische Werke ausländischer Autoren in's Schwedische übertragen worden, unter diesen der letzte Theil der Geschichte Eng ands von Macauley, ferner die Geschichte Spaniens unter Ferdinand und Isabelle von Prescott, die Geschichte der Revolution von d'Aubigné, das Leben George Washington's von Washington Irving, die Geschichte Italiens von Reichlin, die Geschichte Ostindiens von Jakob Venedey u. s. w. Es zeigt sich überhanpt bei der Schwedischen Bevölkerung eine Vorliebe für Geschichtswerke, welche in hohem Grade durch die vorzüglichen Arbeiten Geyer's, Fryxell's, Burgmann's ꝛc. genährt worden ist. Theologische Schriften sind ungefähr dreißig herausgekommen, von welcher Anzahl siebenzehn Original, die übrigen aber Uebersetzungen von Tholuck, Cornelius, Bessers u. s. w. sind Aesthetische Schriften sind ungefähr fünfzig erschienen, von denen die Mehrzahl original, aber von keiner erheblichen Bedeutung sind. Karl Michael Bellmann's sämmtliche Schriften werden zur Zeit von J. Carlén herausgegeben. Nach dem Muster des Auslandes erscheint jetzt auch in Stockholm eine Eisenbahn- und eine Dampfschiffs-Bibliothek, welche größtentheils Skizzen, Novellen, kleine Gedichte von verschiedenen Schwedischen Verfassern enthalten. Lord Byron's Werke werden von C. Strandberg ins Schwedische übersetzt und heftweise herausgegeben. Unter den neueren, kürzlich gestifteten Schwedischen Zeitschriften sind zu erwähnen: die drei Monatsschriften für Baukunst und Ingenieurwissenschaft, für Landwirthe und Kommunal-Oekonomie und für Technologie und angewandte Naturlehre. Unter den Schriften, welche agronomische, commerzielle, national-ökonomische Zweige behandeln und deren Zahl eben so groß als die aller anderen zusammengenommen ist, finden sich Abhandlungen über die Eisenbahn-Anlagen in Schweden, über den Handel Schwedens, über Hausthierzucht, Bienenzucht, Hühnerzucht u. s. w. Was schließlich die künstlerischen Erzeugnisse betrifft, so sind unter andern die Fortsetzung der Bilder aus Schweden von Billmark, der Portraits Schwedischer Könige von Salmson, der Abbildungen Schwedischer Vögel von Professor Sundewall, so wie eine Karte über die südliche Stammbahn u. s. w. herausgekommen.

Aus Neapel.

Ende August.

— Die letzten Stunden des 4. Schweizer-Regiments. —

Am 21. August, um 4 Uhr Morgens, wurde zum letzten Mal mit der Trommel zum Appell geschlagen. Es war Nacht, aber die Nacht war nicht finster; der Mond beleuchtete diese letzte Scene eines Regiments, welches vor einiger Zeit das dreißigste Jahr seines Bestehens gefeiert hatte. Der Appell wurde compagnieweise vorgenommen, und Jeder antwortete mit ruhiger Stimme auf seinen vom Feldwebel ausgesprochenen Namen; die Rotten wurden abgezählt, numerirt und die Pelotons abgetheilt mit der gleichen Routine, als ob

es sich um eine einfache militairische Promenade handelte. Bald kamen nun auch die in einem andern Quartier einkasernirten vier Eliten-Compagnien mit der Musik an der Spitze und wurden von ihren Offiziers in den großen Hof geführt. Welch' schöne Grenadier-Compagnien! welch' gesunde, große und kräftige Mannschaft! welche kriegerische Gestalten! Und diese Jäger-Compagnien! so wunderbar gleichmäßig marschirend! Und beide zusammengesetzt aus lauter intelligent und aufgeweckt aussehenden Leuten!

Diese Compagnien nahmen ihre entsprechenden Plätze in Colonnen ein. Beide Bataillone bildeten, sechs Glieder hoch, ein großes Carré. Die Artillerie-Section, bespannt und marschfertig, stand eine der Seiten entlang außerhalb desselben Nachdem das Carré wie nach der Schnur gerichtet dastand, stellten sich die Chefs in dessen Mitte auf und ließen das Gewehr präsentiren; die Musik spielte den königlichen Marsch und die beiden alten Fahnen rückten ebenfalls in die Mitte des Carré's vor; nachdem dieselben von den Ober-Offizieren begrüßt worden, nahmen sie ihre Plätze im Centrum ihrer respectiven Bataillone wieder ein. Arme, alte Fahnen, Fetzen, die seit dreißig Jahren mehr als achttausend Schweizer um sich her geschaart sahen, welche so viele tapfere Soldaten sterben gesehen und in deren Schatten sogar mehrere geboren wurden — sie, welche zu ihrer Vertheidigung so viele Braven in Sta Brigida, in Messina, Catania, Taormina, Syrakus fallen gesehen — was hatten denn sie gethan, daß man sie dessen, was sie dem Schweizerherzen so theuer machte, der Abzeichen ihres Vaterlandes beraubte? Wäre es nicht besser gewesen, zu schonen, was in diesem Gefühle Rührendes, Achtunggebietendes, Ehrenhaftes lag? Wäre das Wort, von welchem man so viel gesprochen: die Schweizerehre, nicht besser verstanden? Doch vorbei; wir erzählen einen Abschied; die Sache ist geschehen, wozu noch Betrachtungen? — Man schulterte das Gewehr, die Musik spielte die chiarnata, die Ehrenbezeugung für die Prinzen von Geblüt und die General-Lieutenants. Der General-Lieutenant Lanza, Gouverneur und Commandant von Neapel, trat in die Mitte des Carré's, gefolgt von General Wyttenbach, von einem Intendanten der Armee und mehreren Stabsoffizieren; der Intendant hielt das königliche Decret, betreffend die Auflösung des Corps, in der Hand. Nun wurde auch Hr. Latour*) vom Brigadegeneral eingeladen, dem Ablesen dieses Decretes beizuwohnen. Der Intendant verlas das Decret mit lauter Stimme. General Lanza zog den Degen, ließ einen Wirbel schlagen und richtete in französischer Sprache einige Abschiedsworte an die Truppe. Er dankte für die geleisteten Dienste und forderte die Mannschaft auf, sich bis zu Ende als brave Soldaten aufzuführen. Der General schied nicht ohne Rührung von dieser Truppe, welche so lange Zeit unter seinen Befehlen gestanden. Dreimal erschallte der Ruf: „Es lebe der König!" die Luft erschütternd aus Aller Munde. Das Regiment wurde sogleich in drei Detachements, von vier Compagnien jedes, abgetheilt. Das erste Detachement verließ, mit der Musik voran, das Quartier, und begab sich die Toledostraße hinab nach dem Militairhafen. Zwei Stunden später setzte sich das zweite Detachement mit den

*) Hatte er noch einen Funken schweizerischen Militairgeistes im Leibe, so muß er sich in diesem Augenblick bitter schämen des Werkes, zu welchem er sich gebrauchen ließ.

Fahnen und der Artillerie-Section in Bewegung und noch später verließen die vier letzten Compagnien das Quartier. Mit klingendem Spiele zogen sie alle in bester Ordnung durch die Straßen Neapels. Die sich um die Truppe drängende Volksmenge bewunderte ihre Ordnung und ihre Disciplin; kein Ruf, kein einziges Wort ertönte aus den Gliedern. Auf den Gesichtern dieser Bevölkerung, welche seit so vielen Jahren gewohnt war, die Schweizerregimenter als einen integrirenden Theil des Landes anzusehen, drückte sich Bedauern aus. In dem Marine-Artilleriepark angelangt, stellten sich die Detachements in Linie auf, die Waffen wurden in Pyramide formirt und die Armatur übergeben; hierauf wurde zur Ausbezahlung des Jahrsoldes für die jungen Soldaten und der Gratification von drei Monaten für die Pensionirten geschritten, welche laut dem Decret, durch welches die Capitulationen verlängert wurden, gestattet und für den Fall einer Ablösung vorgesehen war. Diese Operation ging ohne Geräusch, ohne Tumult, mit der größten Ordnung vor sich. Nachdem die Abschiede ausgehändigt worden, begab sich jede Compagnie, unter Anführung ihrer Officiere, eine nach der andern nach dem Ende des Quais, woselbst große Boote ihrer warteten, um sie an Bord der Dampfschiffe zu bringen. Hier reichten noch viele Soldaten ihren Chefs die Hände zum letzten Abschied und grüßten sie indem sie sich vom Lande entfernten. Jede Compagnie führte eine Trommel mit sich, welche ihr als Geschenk verblieb und welche geschlagen wurde bis zur Ankunft beim Dampfer. Die Fahnen, escortirt vom zweiten Detachement, wurden in dem Zeughause der Landarmee niedergelegt. So verlief sich der letzte Tag des vierten Schweizer-Regiments in Neapel. Es hat dasselbe bis zu Ende, in den schwierigsten Augenblicken, welche es durchzumachen hatte, bewiesen, daß es durch seine Disciplin, seine ausgezeichnete Ordnung, getreu verbleiben wolle seinem guten Rufe und seinem alten Ruhme. Andere als wir mögen dereinst die Ursachen, welche diese Auflösung herbeigeführt, aufzeichnen; sie werden, so hoffen wir, einem Jeden Gerechtigkeit widerfahren lassen im Guten wie im Bösen, je nach seinem Verdienst. Ein jeder Militär, daran können wir nicht zweifeln, wird aber die Gefühle der Bitterkeit und des Schmerzes begreifen, mit welchen an diesem letzten Tage Diejenigen erfüllt sein mußten, welche seit langen Jahren dieses Corps als eine Familie betrachteten, und das wirklich für Viele unter ihnen seit beinahe dreißig Jahren die fehlende Familie, so wie das Land ersetzte, dessen getreue Söhne sie, man mag sagen, was man will, jederzeit geblieben sind.

G. J.

Die Berliner Revue veröffentlicht in ihrem nächsten Bande einen neuen Roman: Königsmark oder: Der Fall Straßburgs, von George Hesekiel. Außerdem bringt sie Aufsätze aus dem aristokratischen Lager in Oestreich, eine umfassende Darstellung und Kritik des volkswirthschaftlichen Congresses zu Frankfurt und seiner weiteren Bestrebungen, Artikel über die Heeresorganisation ꝛc.

Preußische Briefe.

9.

(Schluß der ersten Folge.)

Der ungeheure Gegensatz des Eigenthums, wie es einst war, und des Eigenthums, wie es jetzt von der Stadtpolitik aufgefaßt und gesetzlich bestimmt ist, entwickelt sich in der deutschen Geschichte äußerst langsam, viel schneller in der französischen, sehr langsam in der russischen, verhältnißmäßig noch langsamer in der englischen.

In Rußland muß man heut auf das Genaueste seine Entstehung erforschen und sich die ursprüngliche Art des Eigenthums vergegenwärtigen, um die brennende Leibeigenschaftsfrage überhaupt zur Lösung zurechtlegen zu können. Die Leibeigenen dort wollen nicht vergessen haben, daß das Land der einzelnen Gemeinden Allen gemeinsam gewesen sei, und daß es sich auch jetzt weder um eine Abfindung, noch aber um eine Theilung der gemeinsamen Mark handeln könne; sie verlangen damit also eine Rückkehr zu den uralten Verhältnissen und sie verlangen damit das — einzig Haltbare und für Rußlands Gesammtverfassung Zuträgliche. Nichts wäre für Rußland verderblicher, als wollte es sich von gewissen liberalen Schwindlern dazu verleiten lassen, pure die Reformen abzuschreiben, welche nach der Schlacht von Jena in Preußen zur Aufhebung der Leibeigenschaft betrieben wurden. Thäte Rußland dies, so würde es in noch viel höherem Grade, als dies in Preußen geschehen ist, den grundgesessenen Adel um den Grund seiner Existenz bringen, ja ihn zu einer früheren oder späteren Auslieferung an die Leidenschaften, an den Strick und das Messer seiner früheren Leibeigenen bestimmen.

Denn der Edelmann, der bei solch einer russisch „liberalen," ganz grundsatzlosen und nur nach einem gewissen bon plaisir und rohen Machtworte ausgeführten Theilung der gemeinsamen Gutsmark vielleicht $\frac{3}{4}$ des Bodens erhält, während sämmtliche bisherigen Leibeigenen nur $\frac{1}{4}$, wird sein Eigenthum doch sogleich den schärfsten und giftigsten Erörterungen seiner früheren Hintersassen aussetzen. Sie sind nun einmal auf das Lebhafteste davon durchdrungen, daß Allen gemeinsam die Gemeindeflur gehöre, und wenn sie über die erhöhte Stellung des Edelmanns in der Gemeinde nachdenken, so müssen sie zugeben, daß sie einer ursprünglichen Reichs-(politischen)pflicht desselben entsprang, seiner Regierung der Gemeinde und seiner Vertretung der Gemeinde vor dem Reiche. Nun ist das freilich lange her, daß in Rußland der Edelmann solche Stellung hatte; glücklicherweise aber war eben so lange, als diese seine Amtswirksamkeit mangelte, auch die feste Verpflichtung der grundgesessenen Hörigen gegenüber dem gemeinsamen Acker außer Anerkennung gekommen; auch Letztere hatten ihre freie Mitwirkung innerhalb der Gemeinde und für alle Gemeinde-Angelegenheiten seit lange zum Theil aufgegeben, zum Theil eingebüßt. Hier also haben beide Seiten Vorwürfe hinzunehmen und beide können ganz gleichmäßig in ihrer gesammten Entwickelung einen Schritt vorwärts thun, Keiner wird dabei den Andern um seinen Fortschritt beneiden.

Soll es Rußland gelingen, eine Veränderung zum Leben in seinen ländlichen Verhältnissen zu erreichen, so muß es auf denjenigen Grund unserer europäischen Zustände, der gleichsam das Urgebirge, die unterste Lagerung derselben ausmacht, zurückgehen, auf die ursprüngliche Art des Eigenthums und die daran geknüpfte Natur des politischen Amtes. Es wird dann seinen früheren Hörigen einen Antheil an der Gemeindeverwaltung zuwenden und ihnen, wenn es auch eine Theilung des Eigenthums eintreten läßt, doch ein ausgedehntes Beschließungsrecht über die Behandlung dieses Eigenthums und über einen Theil seiner Rente zuerkennen müssen, zugleich aber den Edelmann, der an der Spitze und über dieser Gemeindeverwaltung steht, in seiner einstigen politischen Stellung bestätigen müssen.

Die deutschen Liberalen sind indeß zur Stunde in St. Petersburg so mächtig, daß die einfachen Gedanken eines Landpolitikers dort keine Bedeutung haben.

Zudem hat überall der Liberalismus und der mit ihm innigst befreundete und eng verschwägerte Absolutismus einen geheimen Abscheu vor diesen unsern Gedanken. Denn diese setzen bei allen politischen Reformen außerordentlich wenig in die Form, sondern Alles in den lebendig und zuchtvoll wirkenden Geist, sie verlangen eine stetige, unaufhörliche Thätigkeit derjenigen, welche mit der Repräsentation und Wahrung der Gesetze und der Verfassungstheile beauftragt sind, sie verlangen, daß Gesetz und Verfassung nicht eine starre Hülse sei, in welche sich der Geist, das

politische Wollen und das wirthschaftliche Vollbringen des Volkes mit geschundenen Gliedern hinein zwängen müssen, sondern eine warme bewegliche Haut, welche Farbe und Form wechselt, je nachdem der lebendige Körper in ihr aufathmet oder sich bewegt oder irgend einen Willen sonst äußert. Aber solch ein Zustand erschreckt die Schwachköpfe, die in der That glauben, daß da die Revolution anbricht, wo sie nicht mehr durch Rescripte, Gesetze und Verfassungsparagraphen das pulsende Volksleben umflechten können.

In Rußland hat sich der Gegensatz des „stadtpolitischen" Eigenthums noch am wenigsten entwickelt, in England auch erst in neuester Zeit. Nirgend wohl mehr, als in England, lebte früher der Begriff des alten Eigenthums, wie es die Landpolitik auffaßt, wenigstens im Instinkte der Nation so stark und so voll. Den Beweis dafür liefern viele Einzelnheiten. In keinem Volke haben die Corporationen so großes Vermögen, wie in England, in keinem Lande bringt man für Werke der Gemeinsamkeit so viel thätige Sympathien, so große Summen auf, als in England, — noch die Pennysammlungen für Cobden und für Peels Denkmal sprechen dafür! —, kein Land der Erde hätte die Steuern gezahlt, welche England im Kriege gegen Napoleon aufbrachte, in keinem andern Lande hätte die Regierung es damals wagen dürfen, eine so ungeheure Schuldenlast, tausend Millionen Pfund Sterling, zu contrahiren. Aber es war in England noch ein Gefühl für die alte Art des Eigenthums vorhanden, und wie es in den Städten an den Vertretern der Einzelcorporationen und denen der städtischen Gesammtcorporation seine Stütze erhielt, so auf dem Lande an den Trägern des Familien-Eigenthums.

Noch immer ist in England das Eigenthum nicht so sehr Sache des Individuums, wie bei uns, d. h. noch immer schändet Armuth in England nicht so wie bei uns. Für den Menschen findet sich gleich bei seiner Geburt, auch wenn er ohne persönliches Vermögen geboren wird, gleich eine Bestimmung seines Lebens und Thuns; da sind in den Städten so viel alte und neue Vereinigungen und Körper, da sind so ungeheure Gemeinde- und Stiftungsvermögen, da sind so viele Privatämter und Privatverwaltungen. In vielen Mittelstädten ist das bis zum Mißbrauch gegangen, denn in ihnen hatte sich endlich eine Amtsaristokratie herangebildet, die von ihren Aldermen-Posten ganz und gar lebte und das Gemeinde-Eigenthum wirklich zu ihrem privaten und individuellen Eigenthum zu machen drohte.

In Frankreich wurde am frühesten und am gründlichsten das alte gemeinsame Eigenthum zerstört. Interessante Züge dieses Zerstörungs-Processes giebt Tocqueville in seiner Darstellung des ancien regime, und noch klarer sieht man, wenn man mit diesem lehrreichen Buche die neuerdings über die Geschichte der ackerbautreibenden Klassen in Frankreich erschienenen Bücher (Passy, Doniol ꝛc.) vergleicht. Daraus ergiebt sich, daß es unrichtig ist, wenn die Geschichtsschreiber damit beginnen, das Königthum in Frankreich wegen seiner mörderischen Centralisations-

gelüste zu tadeln; es konnte nicht eher centralisiren — dann aber mußte es centralisiren —, als bis die alten Gemeinden sich aufgelöst hatten und an ihre Stelle ein Haufe von Individuen, von denen das eine mit dem andern zerfallen, getreten war. Das Letztere geschahe in Frankreich ziemlich früh, es war kein rechtes Volksthum vorhanden, die Eroberer verstanden es nicht, sich mit dem besiegten Volk innerlich zu durchdringen, dem deutschen eindringenden Element starrte eine ganz fremdartige römisch-heidnische Welt entgegen, und das deutsche Element, welches nach Frankreich kam, gehörte gerade dem trägsten und schwächsten, dem auch bereits vielfach gemischten Stamme der Franken an.

Das individuelle Eigenthum war 1789 in Frankreich bereits auf das Höchste gestiegen, die Zerstücklung der Güter hatte damals bereits einen gewaltigen Umfang erreicht, eine der gefährlichsten Erscheinungsformen des modernen Eigenthums, die Hypothek, war bereits in die Pfahlburgen des Grundeigenthums mit der vernichtenden Kraft eines Bohrwurms eingedrungen, und merkwürdiger Weise ist es hier der Adel, der mit einer Art von Begeisterung in die neue Eigenthumsform willigt. Das machte, daß er sich bereits seit Langem von der Pflicht des ländlichen Grundherrn ganz losgebunden, damit aber die letzte Spur des Bewußtseins von einer ursprünglichen Gemeinsamkeit des Eigenthums in der Gemeinde verloren hatte.

Wo aber dem so ist, da löst sich mit furchtbarer Schnelligkeit alles Eigenthum in — Einbildung, in **Nichts** auf. Frankreich zeigt das recht deutlich.

Als die Grundherren sich von ihrer Gemeinde ausschlossen und zurückzogen, begann die Zeit ihres persönlichen Eigenthums. Sie hatten nun zunächst eine jährliche Rente davon, doch diese genügte sehr bald nicht mehr, wie dies überall der Fall sein wird und muß, wo das wirthschaftliche Gesetz weggefallen ist, unter dem die Rente bisher gewonnen und benutzt wurde. So kam es zur Verpfändung eines immer größeren Theiles des Grundeigenthums, und es kam damit eine neue Art von Eigenthümern auf, von stillen Miteigenthümern, die — nebenbei gesagt — zweierlei Interessen hatten, das erste: daß diese eben zum Vorschein gekommene Uebergangsart des Eigenthums doch so fest wie möglich durch Gensd'armen, Diebstahls- und Raubgesetze, Edikte gegen Aufruhr und Zerstörungen gesichert werde, daß also ein unhaltbarer Zustand durch die Staatsgewalt erhalten würde; das zweite: daß der gesunde, alte Zustand des verpflichteten Eigenthums innerhalb der Gemeinde nicht wieder hergestellt werde, weil dadurch ihrem Reiche ein Ende gemacht würde. In diesen beiden Sätzen ist der Liberalismus enthalten, er stammt und kriecht aus dem Hypothekenschein hervor, wie die Motte aus dem Tuche.

Im Laufe der Zeit nahmen diese stillen Theilnehmer am Eigenthum und die Papiere, welche diese stille Theilnahme ausdrückten und bezeug-

ten, so zu, daß endlich der bei Weitem größte Theil des alten Eigenthums, das früher in der socialen und politischen Thätigkeit der Gemeinden, die auf seinem Boden standen und aus ihm schöpften, seinen Ausdruck gefunden hatte, nun durch Hypotheken, Obligationen, Aktien ausgedrückt wurde, deren Anwendung dem willkürlichsten Ermessen des Einzelnen, dem sie geräde durch diese oder jene moderne Lotterie in die Hand geweht wurden, anheimgegeben ist.

Dieser furchtbare, zuerst in Frankreich in's Leben getretene Zustand ist fast ganz schon auch der unsrige, und er ist uns bereits so gang und gäbe geworden, daß es selbst den Besten schwer wird, sich seine Anormalität, seine Entsetzlichkeit und Unhaltbarkeit zu vergegenwärtigen. Desto weniger dürfen wir uns aber auf dem halben Wege beruhigen, sondern müssen unsere Sätze deshalb um so schärfer zuspitzen.

Die Sache liegt also heut so:

Ein bestimmtes Eigenthum, das bis dahin, bis zu der großen socialen Revolution, welche alles Gut in's Rollen und zum Schmelzen brachte, der Gemeinde N. gehörte und den Hebel zu einer bestimmten socialen Thätigkeit (zur Pflege gewisser Armen, zur Erhaltung einer Kirche und Schule, zur Erhaltung von Weg und Graben), ferner zu einer bestimmten politischen Thätigkeit (Stellung von Kriegspferden, Sitz und Stimme auf dem Landtag 2c.) gab, — dies selbige Eigenthum, dieser sociale und politische Hebel, der doch unzweifelhaft zugleich ein Stück des sittlichen Eigenthums des preußischen Vaterlandes war — liegt heut im Schranke des Geh. Commerzienrathes Veitel, und morgen trägt ihn Frau Commerzienrath Veitel zu Gerson und kauft dafür einen hindostanischen Shawl ....

Lacht nur! Ich weiß, daß ihr bald nicht mehr lachen werdet!

Und während Herr Commerzienrath Veitel und seine tausend Vettern nun die wirklichen Besitzer eines sehr großen Theiles dieser Hebel der preußischen Geschichte, dieser Grundlagen der socialen und politischen Thätigkeit, auf dem der Staat bislang ruhte, sind, stellt man an die Scheineigenthümer immer noch dieselben Anforderungen und glaubte der Staat bis vor Kurzem immer noch, wenn er die seit Langem vollzogene Güter-Revolution ignorirte, sei sie auch nicht vorhanden.

Bis vor Kurzem — denn jetzt scheint sich die Sache ändern zu wollen.

Die Herren Commerzienräthe Veitel und Comp. und ihre tausend Vettern geben nämlich nicht alle die schönen Bruchtheile des nationalen Eigenthums, die sie an sich gebracht haben, zum Einkauf von Shawls und Hüten her, sie behalten die meisten für sich, um damit Höheres zu erreichen, als die Schönheit ihrer Rebecca um fünf Procent zu heben.

Sie haben nämlich sehr scharfsinnige Untersuchungen über den eigentlichen Werth der Papiere, Hypotheken, Obligationen 2c. angestellt, die sie in ihren Arnheim'schen Geldschränken bewahren, und diese Untersuchungen hat sie mit einiger Besorgniß erfüllt. Sie sagten sich nämlich:

„Diese Papiere bedeuten Stücke eines uns fremden Eigenthums. Dies Eigenthum entstand und bestand, indem von einer socialen und politischen Gemeinschaft eine gewisse Thätigkeit ausgeübt wurde; es wurde entweder gemeinsam verwaltet oder der Verwaltung eines Einzelnen übergeben, wogegen dieser dann eine Reihe von Pflichten gegen die Hintersassen übernahm. Alle diese Dinge, gemeinsame Verwaltung, Rechte und Pflichten des Verwalters und der Hintersassen, damit die ganze innere sociale Legitimation des Eigenthums hat aufgehört.

zwar ist in Preußen die Theilung des alten gemeinsamen Eigenthums an die Einzelnen in der Art erfolgt, daß schwerlich, wie in Rußland, eine Nachforderung der kleinen Besitzer an die großen im Ernst zu besorgen ist und eher eine umgekehrte Forderung in der Gerechtigkeit begründet wäre, aber diese Theilung war doch eine durchaus willkürliche, und der Logik zufolge könnte der letzte und geringste Erbe des alten gemeinsamen Eigenthums, der letzte Tagelöhner, gegen diese Theilung noch einmal Protest erheben; es ist also ein Zustand der Bedenklichkeiten aller Art eingetreten, und ich mache mir darum über den Werth meiner Papiere, die einen Theil dieses durchaus veränderten Eigenthums darstellen, keine Illusionen. Ich glaube auch nicht, daß diese neue Eigenthumsform in einem Staate, dessen inneres Leben sich frei bewegen könnte, Bestand haben würde; Alles würde in ihm wieder auf die Gemeinde und ihre Selbstverwaltung, damit aber auf die alte Art des Eigenthums hindrängen; also muß ich und müssen meine tausend Vettern alles thun, um den Schutz des Staates für die augenblickliche Form des Eigenthums zu gewinnen und seinen Willen in dieser Richtung weiter zu bestimmen. Wir bedürfen also des absolutistischen Staates, aber natürlich in feinster und unverdächtigster Form." So der Commerzienrath im Namen von tausend Vettern.

Leichter ist dies nicht zu erreichen, als indem man den wirklichen und vernünftigen Willen des Staates suspendirt und an die Stelle desselben einen andern Willen, den einer Mehrheit im Lande, setzt, der aus Wahlen hervorgegangen ist, welche zumeist von den modernen Eigenthümern beherrscht werden. Daher der Census und die Anbetung Hansemann's vor diesem Census.

Die Preußische Regierung hatte diesen Herren schon seit Langem viel nachgegeben, aber im Ganzen verhehlte sie ihre Sympathie für die Landpolitiker und ihre alten Ideen vom Eigenthum nicht, und es schien Freunden und Feinden stets so, als warte sie nur der Zeit, um die große sociale Reaction beginnen zu lassen.

Doch seit Jahr und Tag hat sich der Anblick geändert, und mit Bewußtsein scheint das jetzige Ministerium in die Bahnen der Stadtpolitik und des einzelnen Eigenthums eingetreten zu sein.

Ohne es zu wollen, wendet es sich dadurch gegen den großen Gedanken der Hohenzollernschen Politik und zugleich gegen den großen Gedanken der Landesgeschichte.

Denn gerade das machte die Hohenzollern so groß, daß sie sich stets als Verwalter einer großen Menge von Fidei-Commissen fühlten und in sich die ganze Reihe von Pflichten und Sorgen zusammenfaßten, welche in den kleineren Kreisen des gemeinsamen Eigenthums gehegt und getragen wurden. Sie fanden dabei ihre Kraft und ihren Halt in diesen kleinen Kreisen, deren Selbstverwaltung und deren Erhaltung als „Eigenthumsgenossenschaft" sie sorgfältig hüteten und wahrten.

Können die Hohenzollern diesen ihren „schaffenden Gedanken" aufgeben, ohne sich aufzugeben? Freilich, wollen sie ihn nicht aufgeben, so müssen sie sich heut zu großen schaffenden Thaten entschließen, zu Thaten, welche die ländliche Gemeinde und ihr Eigenthum neu schützen und welche ebenso in der Stadt die Stadtpolitik angreifen und wie auf dem Lande die gemeinsame Mark, so in der Stadt das gemeinsame Werk — und das ist der eigentliche Inhalt und das Wesen der Zunft — schützen. Davon in der zweiten Folge der preußischen Briefe. Gott segne Preußen!

Von Jena nach Königsberg.

Roman.

Zweite Abtheilung:

Homines novi.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein Ende.

Frau von Redow bewohnte noch immer, wenn sie in Berlin war, jene zum Gräflich Haugwitz'schen Garten gehörige Wohnung in der Lindenstraße, in der ihr verstorbener Gemahl, der Kammerherr, gehauset vor seiner Vermählung mit ihr, in der düsteren Zeit seiner Intriguen mit der Geheimräthin von Reinbach und seiner Zweikämpfe mit dem Grafen Marcolini. Er hatte diese Wohnung auch nach seiner Verheirathung nicht aufgegeben, weil seine Gemahlin das wünschte, und Frau von Redow hatte dieselbe nach seinem Tode beibehalten, weil die Erinnerung an den Kammerherrn hier Anknüpfungspunkte fand, die der eigenthümlichen Frau lieb und werth waren, vielleicht eben, weil sie meist auf ernste und traurige Ereignisse hinwiesen. Wir erinnern uns, daß Frau von Redow das Gut verkaufen mußte, wo der Kammerherr unter so furchtbaren Umständen ermordet worden war; das Haugwitz'sche Gartenhaus war ihr seitdem doppelt lieb geworden, es war eben der einzige Platz, an welchem sie mit dem Gemahl zusammen gelebt hatte.

Da war in den Einrichtungen auch nichts geändert worden, da war mit ängstlicher Sorgfalt Alles erhalten, wie es gewesen zu Lebzeiten des Kammerherrn; kein Schrank, kein Tisch war an einen andern Platz gestellt worden, und auch die beiden alten Diener, die der Kammerherr noch von den Gütern seines Vaters mitgebracht vor langen Jahren, saßen noch in der Bedientenstube und hielten treulich Haus in der Abwesenheit der Herrschaft.

Seit Frau von Redow Königsberg verlassen, lebte sie wieder in Berlin und bewohnte die alte Wohnung ziemlich einsam, denn sie sah Niemanden bei sich, jene Geschäftsleute ausgenommen, mit denen sie verkehren mußte der wenn auch nicht gerade zerrütteten, so doch sehr verwickelten Vermögensverhältnisse wegen, die ihr der Kammerherr hinterlassen. Wenn Frau von Redow Besuch bei sich sah, so kam derselbe

fast immer von außerhalb. Am häufigsten besuchte sie jener wackere Landjunker Herr August von Zabeltitz, der, wenn er in seinen Geschäften nach Berlin kam, fast niemals unterließ, der Kammerherrin seine Aufwartung zu machen, und ihr trotz seiner Derbheit niemals unangenehm war, weil seine ehrliche Seele eine wirkliche Anhänglichkeit für sie fühlte, die sie indessen nur der Verwandtschaft des Herrn von Zabeltitz mit ihrem verstorbenen Gemahl zu danken hatte. Zabeltitz hatte den Vetter bei dessen Lebzeiten nicht leiden mögen, und oft genug hatte seine schwere Zunge Donnerwetter in millionenfacher Anzahl gegen den „Duckmäuser" losgebrannt, der Tod aber hatte Alles versöhnt und der Wittwe des Vetters war er hülfreich zur Seite getreten, wo er vermochte; ja, er hatte sich in verschiedenen Geldangelegenheiten, wenn auch nicht gerade großmüthig, aber doch billiger und nachgiebiger gezeigt, als sonst seine Art war. Frau von Redow hatte ihm das hoch angerechnet, denn sie wußte, wie hart und eigensüchtig, wie geldbegierig Herr August von Zabeltitz war. Uebrigens konnte sie mit ihm auch über gemeinschaftliche Freunde reden, denn der Landjunker hielt „große Stücke," wie er sich ausdrückte, auf Herrn und Frau von Leist, namentlich aber auf Herrn von Nostitz, welcher nunmehr Major in russischen Diensten war.

Besonders angenehm war der Wittwe der Besuch des Herrn von Zabeltitz, wenn er seine Frau oder seine Schwägerin mit nach Berlin brachte, was er von Zeit zu Zeit that. Die beiden Zwillingsschwestern hatten sich wirklich nicht getrennt; als Zabeltitz die Eine heirathete, war die Andere mit ihr aufs Land gezogen, und Fräulein Wilhelmine von Chevremont war ganz „Tante" geworden, verzog die Kinder ihrer Schwester, vertrat deren Stelle, führte ein tapferes Regiment über die „Leute" und wurde von ihrem Schwager mit all' den Rücksichten behandelt, die er einer reichen Tante widmen zu müssen glaubte, um sich oder seinen Kindern deren Erbschaft zu sichern, um sie sicher „ins Haus zu schlachten," wie er das ziemlich derb nannte. Es versteht sich von selbst, daß er alle Arten schlauer ländlicher List anwendete, die „Tante" vor der Gefahr des Geheirathetwerdens zu schützen, was ihm auch trefflich gelungen war bisher wenigstens und was ihm, wie er hoffte, auch ferner gelingen sollte, denn die „Tante" mit ihrem langen altklugen Gesichte, ihrer hohen, ganz übermäßig schlanken Gestalt und der herrischen Art, die sie auf dem Lande bei Leitung der Wirthschaft angenommen, war trotz ihres Vermögens eben nicht vielen Anfechtungen von Seiten heirathslustiger Cavaliere ausgesetzt. Sonst hatten sich die beiden Schwestern Chevremont so ähnlich gesehen, als man das nur irgend von Zwillingen verlangen kann, das war aber anders geworden, nur mit Mühe hätte man jetzt noch die frühere Aehnlichkeit finden können, denn Frau von Zabeltitz war sehr stark geworden, das sonst so altkluge Gesicht hatte eine sehr gesunde Rundung gewonnen und zeigte einen Ausdruck von Behaglichkeit und Zufriedenheit, der in der That durch nichts zu stören

war. Sie hatte Freude an den derben Späßen ihres Gemahls, selbst wenn dieselben zuweilen sehr unfein wurden, sie freute sich über ihre lustigen gesunden Kinder, selbst wenn sie höchst ungezogen sich benahmen, Verdrießlichkeiten im Hauswesen verdarben ihr niemals weder die Laune noch den Appetit, und mit stiller Schlauheit begnügte sie sich mit dem Titel, den Ehren und den Vortheilen der Hausfrau, während sie ihrer Schwester willig und gern die Mühen, Sorgen und Lasten dieser Stellung überließ. Je runder und behaglicher Frau von Zabeltitz wurde, desto hagerer und schärfer wurde Fräulein von Chevremont, und dem Landjunker war das gerade recht, daß seine Leute alles Mögliche thaten aus Liebe zu der guten gnädigen Frau, die Keinem ein böses Wort sagte, und mehr als das Mögliche aus Furcht vor dem gnädigen Fräulein, die wie das Wetter bald hier bald dort war und keinen Fehler, keine Nachlässigkeit ohne Rüge und Strafe ließ.

Beide Damen waren einst Freundinnen oder doch nähere Bekannte Elisabeths von Leist gewesen und nahmen noch immer herzlichen Antheil an der fernen Freundin, so weit ein solcher in den verschiedenen Verhältnissen, in welche sie durch das Leben gestellt worden, noch möglich war. Frau von Redow aber sah sie immer gern, denn vor ihnen konnte sie ihre Elisabeth und deren Gemahl rühmen, überdem aber hatte sie auch Gefallen an der frischen Eigenart, die sich in beiden Schwestern auf dem Lande entfaltet hatte.

Es war an einem Markttage in der Woche vor Pfingsten — Herr und Frau von Zabeltitz waren bei der Kammerherrin zum Besuch gewesen, hatten ihr frische Butter und die ersten Erdbeeren von der „Tante“ mitgebracht und ein paar Stunden bei ihr verplaudert, dabei aber waren allerlei freundliche Pläne gemacht worden, an denen selbst Herr August von Zabeltitz lebhaft Theil genommen hatte, der doch sonst gar nichts von Speculationen hielt, bei denen kein rechter Gewinn abzusehen war. Frau von Redow hatte nämlich Briefe aus Königsberg erhalten, nach denen sie die Ankunft ihrer geliebten Elisabeth in einigen Tagen schon erwartete. Die Abreise des Majors von Leist aus Königsberg hatte sich verzögert, weil der biedere Kaufherr Herr Gustav Heinrich Rienäcker plötzlich gestorben war, und Elisabeth so wie Frau von Pletz die gute gastfreundliche Madame Rienäcker nicht in den ersten Trauertagen verlassen wollten; die kleine, runde Frau, die sonst immer so heiter und guter Dinge gewesen, war durch diesen Todesfall ganz ernst und still geworden. Da war denn der edle Pletz von Bessin, den die Sehnsucht nach seinem See nicht länger rasten ließ, den auch Arbeiten genug daheim erwarten mochten, allein abgereist und vor einiger Zeit schon in die Heimath zurückgekehrt. Also erwartete Frau von Redow die Ankunft des Majors mit den beiden Damen und hatte schon die Zimmer, in welchen sie dieselben beherbergen wollte, mit herzlicher Freude in Stand gesetzt. Aber sie erwartete für denselben Tag noch mehr Gäste,

denn sie hatte auch einen Brief von Bessin bekommen, in welchem ihr der edle Pletz die nahe Ankunft seiner beiden Söhne anzeigte, die er unter dem Schutze seines getreuen Lehnerdt Schaller nach Berlin senden wollte, um die Mutter zu überraschen bei ihrer Ankunft; die Kammerherrin hatte ihre ganze Wohnung für diese Besuche eingerichtet und selbst nach der Einrichtung in der Bedientenstube gesehen, damit es da ihrem alten Bekannten, Lehnhardt Schaller, an nichts fehle. Die Kammerherrin freute sich wirklich herzlich darauf, auch diesen wackeren Menschen wieder zu sehen, und namentlich, denselben dem Major von Leist vorzuführen, um den sich Schaller einst in schweren Tagen wirklich große Verdienste erworben, mit dem er so manches ernste Abenteuer bestanden.

Herr und Frau von Zabeltitz hatten bei diesen Mittheilungen nun gleich den Plan gemacht, Leist's wenn auch nur kurze Zeit bei sich zu sehen. Denn der Major wollte von Berlin aus ohne Aufenthalt nach Spankow, und das Gut des Herrn von Zabeltitz lag allerdings nur ein paar Stunden vom Wege ab. Frau von Zabeltitz hätte so gern die Freundin in ihrem Hause gehabt, und ihr Gemahl meinte, der Major könne eine so günstige Gelegenheit, seine Ochsen, seine Baumschule, kurz seine ganze Musterwirthschaft zu sehen, mit gutem Gewissen gar nicht verabsäumen. Freilich bemerkte die Kammerherrin gleich, daß dieser Plan sich darum sehr schwer ins Werk setzen lassen werde, weil der Major in seinen Briefen die größeste Ungeduld verrathe, zu seinem Sohn zu kommen, den er noch gar nicht gesehen, aber Herr August von Zabeltitz, der eine ganze Stube voll Söhne und Töchter hatte, die ihm oft genug im Wege waren, konnte das gar nicht begreifen und wollte keine Einwendungen gelten lassen, auch Frau von Zabeltitz, welche mehr Verständniß für die Sehnsucht einer Mutter hatte, die seit Jahresfrist beinahe von ihrem Kinde getrennt war, bat so lange, bis Frau von Redow endlich versprach, allen Einfluß, den sie bei Leist's habe, aufzuwenden, um sie zu dem kleinen Umweg und einem kurzen Aufenthalt zu bewegen. So war denn ihr Besuch endlich zufriedengestellt geschieden, und Frau von Redow wendete ihre Aufmerksamkeit heiteren Sinnes wieder den Vorkehrungen zu, die sie zur gastlichen Aufnahme der lieben Freunde schon getroffen, die ihr aber immer noch unvollkommen vorkamen, an denen sie fort und fort Aenderungen und Besserungen vornahm, damit Jeder sich so freundlich und behaglich als möglich aufgenommen finde.

Seit langer, langer Zeit hatte sich die Kammerherrin nicht so freudig angeregt gefühlt, und mit einer Heiterkeit im Herzen und in den Augen, die selten bei ihr war, durchschritt sie die Räume, die sie für die Freunde eingerichtet hatte, bald hier, bald dort noch eine Aenderung vornehmend. Nur im Arbeitszimmer des Kammerherrn hatte nichts angerührt werden dürfen, das Bett für den Major war mitten in das Gemach gestellt, Tisch und Stühle dazu, sonst war die ganze Einrichtung dieselbe geblieben.

In ihren freundlichen Beschäftigungen aber wurde die Dame durch die Meldung gestört, daß der Prediger Mandillon die Frau Kammerherrin zu sprechen wünsche. Da dieser hochgeachtete Geistliche der Frau von Redow zwar dem Namen nach, aber nicht persönlich bekannt war, so war sie etwas erstaunt über diesen Besuch, ging aber sogleich, um denselben zu empfangen.

„Sie werden den Besuch eines ihnen persönlich Unbekannten entschuldigen," nahm der Geistliche, ein schon älterer Herr, sofort nach der Begrüßung das Wort, „meine Amtspflicht führt mich zu ihnen."

Frau von Redow ließ sich ihrem Besuch gegenüber nieder und blickte denselben fragend an.

„Erlauben sie," fuhr dieser fort, „daß ich etwas weiter aushole, ehe ich zu der Bitte komme, die ich an sie zu richten habe."

„Sie werden mich stets bereit finden," entgegnete Frau von Redow, „den Wünschen eines Mannes nachzukommen, dessen Namen ebenso geachtet ist, wie sein Beruf ehrwürdig."

„Vor einigen Tagen, in voriger Woche," sagte der Prediger mit einiger Bewegung, „kam eine Frau meiner Gemeinde zu mir, die ich von Jugend auf kenne, und bat mich um meinen Besuch und geistlichen Zuspruch für eine Verwandte, welche nach langer Abwesenheit nach Berlin zurückgekehrt sei und jetzt bei ihr krank liege. Mir entging die Aengstlichkeit nicht, mit welcher die Frau ihre Bitte vorbrachte; da es aber mein Grundsatz ist, in solchen Fällen nicht zu fragen und mich mit dem Vertrauen, das man mir ganz aus freien Stücken schenkt, zu begnügen, so entließ ich die Frau und versprach meinen Besuch für den Abend. Bei meinem Eintritt in die Wohnung wurde ich indessen nicht nur von der Frau, sondern auch von deren Manne mit so auffallenden Zeichen der Besorgniß empfangen, daß ich mich verpflichtet hielt zu fragen, und nun erfuhr ich, daß die Kranke selbst gar nicht den Wunsch hege, geistlichen Zuspruch zu empfangen, und daß sie erst auf inständiges Bitten ihrer Verwandten darein gewilligt habe, mich zu sehen. Da ich die Familie genau kannte, so war es mir leicht, zu erkennen, daß deren christlicher Sinn aufs höchste beunruhigt war durch das Benehmen der kranken Verwandtin. Ich mußte mich auf eine ernste Stunde gefaßt machen und trat, durch ein stilles Gebet gekräftigt, in das Krankenzimmer. Die Kranke lud mich sehr höflich ein, dicht an ihrem Bette Platz zu nehmen, weil ihr das laute Sprechen sehr schwer werde; dann sagte sie: „Die guten Leute hier, meine Cousine zumal, sind sehr in Sorge um mein Seelenheil, sie wünschten, daß ich mich mit einem Geistlichen unterhalten möge; ich wollte ihren Bitten nicht weiter widerstreben, weil sie mir freundlich sind, obwohl ich ihnen im höchsten Grade lästig sein muß; darum habe ich den Herrn Prediger um einen Besuch bitten lassen." Hier unterbrach ein heftiger Husten die Kranke, und erst nach langem, entsetzlichen Röcheln und Stöhnen konnte sie weiter reden.

„Sie sehen, wie es mit mir steht," fuhr sie fort, „ich bin am Rande des Grabes; es wäre Zeit, die höchste Zeit, mich zu bekehren, nicht wahr? — aber ich vermag's nicht, ich will davon nichts wissen!" Die Heftigkeit, mit der die Kranke dies sagte, hatte einen neuen Hustenanfall zur Folge, der Ausdruck von Grimm in ihrem Gesicht war erschrecklich, ich faßte mich mit Mühe, um ihr zu sagen, daß es niemals zu spät sei, sich zu bekehren, und erinnerte an das Gleichniß von den Arbeitern, die noch in der eilften Stunde gekommen und ihren Lohn empfangen hätten. Sie hörte mir ruhig zu, sie unterbrach mich nicht, dann aber sagte sie mit schneidender Kälte: „Lassen wir das, Herr Prediger, es kann mir nichts helfen, Todesangst schüttelt mich, aber ich glaube nicht daran, ich möchte gern daran glauben, aber ich kann nicht, darum lassen wir das! Wenn sie aber sich durch ihre Pflicht verbunden glauben, einer sterbenden Frau einen Dienst zu leisten, so . . ." Mitten im Satze brach die Unglückliche ab, ihr Leiden überfiel sie mit solcher Gewalt, daß es ihr nicht möglich war, wieder Kraft und Macht zum Reden zu gewinnen. Die Frau mußte furchtbar leiden, nicht allein leiblich, ich sah, daß sie von der entsetzlichsten Todesangst gefoltert wurde und sich vergeblich bemühte, sie zu bekämpfen. Ich schied an jenem Abend mit dem Versprechen von ihr, sie am andern Tage wieder zu besuchen; ich bin jeden Tag zu ihr gegangen, habe auch täglich einige Worte mit ihr gewechselt, sie hat in ihrer Schwäche auch meinen geistlichen Trost hingenommen ohne Widerspruch, und vielleicht ist ein Korn nicht auf ganz unfruchtbaren Boden gefallen. Aber erst gestern hat die Kranke wieder so viel Kraft gehabt, länger zu sprechen; es ist eine sehr, sehr unglückliche Frau, welche sie durch mich bitten läßt, Frau Kammerherrin, sie auf ihrem Sterbebette zu besuchen."

Mit gesenktem Haupt hatte Frau von Redow schon längere Zeit zugehört, jetzt richtete sie sich auf und sprach scharf: „Herr Prediger, sie sind einer der Geistlichen der französischen Colonie hier, es giebt schwerlich mehr als eine sehr unglückliche, ja, sicher sehr unglückliche Frau der Art, welche den Wunsch hegen könnte, mich an ihrem Sterbebette zu sehen; es ist die Wittwe des Geheimraths von Reinbach, die mich sehen will, sie gehört von Geburt der französischen Colonie an. Habe ich recht?"

„Es ist diese unglückliche Frau!" erwiederte der Geistliche.

„So bin ich bereit, ihnen zu folgen," erklärte die Kammerherrin mit leiser Stimme, „obgleich sie wohl kaum wissen können, was sie von mir verlangen."

„Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!" sagte der Prediger ernst mahnend.

Die Dame blickte eine Weile vor sich nieder, dann reichte sie dem Geistlichen ihre Hand und schaute ihm mit einer Art von Beschämung ins Gesicht. Er konnte in ihren Blicken lesen, daß die Kammerherrin dieser Schuldigen verziehen hatte oder doch sich bemühte, ihr zu ver=

zeihen. Er drückte ihre Hand leise, durch seinen Druck sie ermuthigend und ihr andeutend, daß er ihr Bundesgenosse sein wolle, ihr Helfer in dem Kampfe gegen sich selbst, gegen die Gefühle des Zornes und der Rache, die sich noch einmal mächtig erhuben in der Brust der Wittwe, die das Bild ihres gemordeten Gemahls wieder vor sich sah, blutig und mit zerschmettertem Haupt, die sich plötzlich erinnern mußte, wer eigentlich den unglücklichen Mann erst an den Rand des Verderbens gelockt und ihn dann gemordet hatte.

Beide schwiegen eine ziemliche Weile, die Kammerherrin kämpfte mit ihren Empfindungen, Prediger Manvillon, ein geübter Seelenarzt, störte sie nicht; erst als Frau von Redow aufschaute und mit nassen Augen zwar, aber mit mildlächelnder Miene seinem Blick begegnete, da wußte er, daß er diese Frau sich selbst getrost überlassen könnte, da erhob er sich und fragte freundlich: „Wann darf ich sie abholen, Frau Kammerherrin, zu diesem Werke der Liebe? es sind uns vielleicht nur wenige Stunden noch dazu gegönnt!" setzte er hinzu.

„Ich will in einer Stunde bei ihnen sein!" entgegnete Frau von Redow fest, und ihre Augen leuchteten in noch höherem Glanz wie sonst, wenn sie die langen Wimpern erhob.

Der Geistliche verbeugte sich tief vor der Dame, als er sie verließ, sie hatte ihm durch ihre ernste, rasch entschiedene Weise, durch ihre sichere Haltung große Achtung eingeflößt.

Kaum hatte der Prediger das Haus der Wittwe verlassen, als sich dieselbe in dem Zimmer ihres verewigten Gemahls einschloß; sie verweilte lange darin. Wir wollen ihr nicht in dieses Gemach folgen, sondern nur bemerken, daß sie dasselbe mit festem Schritte und erhobenem Haupte verließ.

Es war fast Mittag, als sie bei dem Geistlichen ankam, der sie schon erwartet hatte und sogleich mit ihr den Weg antrat.

Sie hatten weit zu gehen, es war eins der damals noch einzeln stehenden Häuser der Schlesischen Vorstadt, das Ziel ihres Weges. Eine Strecke Weges gingen sie schweigend nebeneinander her, als aber die Straße einsamer wurde und selten ein Mensch ihnen entgegenkam, da nahm der Prediger das Wort und sprach mit bewegter Stimme: „Sie dürfen nicht erwarten, in der Kranken eine Reuige zu finden; aber ich will bekennen, daß ich hoffe, ihr Besuch werde dies arme verstockte Herz der Reue öffnen."

„Möchte sich ihre Hoffnung erfüllen!" erwiederte Frau von Redow seufzend.

„Es ruht eine schwere, eine furchtbare Last auf der Seele dieser Unglücklichen," fuhr der Prediger fort, „es fehlt da nicht an Erkenntniß, offenbar will sie ihre Seele erleichtern durch ein Bekenntniß gegen sie, vielleicht giebt mir Gott dann die Kraft, daß mein Wort Eingang findet."

Die Kammerherrin blickte den Geistlichen traurig an.

„Ich weiß, was ihr Blick sagen will," sprach der Prediger nach kurzem Besinnen, „sie fürchten, daß ich mich täusche, es ist möglich und nach menschlicher Erkenntniß auch wahrscheinlich, aber Gott ist viel barmherziger, als wir Menschen meinen, ich hab's oft erfahren."

Sie gingen wieder eine Weile schweigend, dann sagte die Kammerherrin plötzlich und mit einiger Aufregung: „Möge mir Gott verzeihen, wenn ich jener Unglücklichen Unrecht thue, aber ich habe eine Ahnung, lieber Herr Prediger, welche mir sagt, daß jene Frau nicht die Absicht hat, ihr Herz zu erleichtern, sondern, daß sie durch ihre Bekenntnisse noch eine böse Tücke üben will gegen mich."

„Sie fürchten das?" fragte der Geistliche sichtlich erschrocken.

„Ich ahne es, aber ich fürchte es nicht!" entgegnete die Kammerherrin fest.

„Das Benehmen jener Unglücklichen ist der Art," erklärte der Prediger jetzt, „daß ich die Möglichkeit einer solchen Tücke nicht bestimmt in Abrede stellen kann, obwohl ich es nicht besorge, aber vielleicht habe ich doch nicht recht gethan, sie hierher zu führen?"

Der Geistliche sah die Dame zweifelhaft und unschlüssig an.

„Sie haben recht gethan," versetzte Frau von Redow rasch, „sie erfüllen ihre Pflicht, ich die meine, und ich fürchte die Tücke nicht."

„Ich habe Grund zu hoffen, einzelne unbewachte Aeußerungen lassen mich hoffen!" sagte der Prediger mehr um sich selbst in seiner Hoffnung zu bestärken, als um die Dame zu ermuthigen, die längst fest entschlossen war, obgleich sie sich von vornherein gesagt hatte, daß es der gewandten heuchlerischen Frau wohl gelungen sein könnte, selbst diesen erfahrenen Geistlichen zu täuschen. Sie hatte keine Reue gezeigt, eine geheuchelte Reue würde der Prediger durchschaut haben, aber sie hatte die Möglichkeit einer solchen durchschimmern lassen, ob das Ernst oder Heuchelei, das konnte kein Mensch sicher wissen, den Geistlichen aber mußte solche Möglichkeit von Berufswegen fesseln; das waren die Gedanken, deren sich die Kammerherrin von Redow nicht erwehren konnte von Anfang an, und obgleich sie dieselben abzuweisen suchte und ihren Sinn nur auf die Versöhnung zu richten trachtete, so drängten sie sich ihr immer wieder und immer lebhafter auf, je näher sie ihrem Ziele kamen.

Die Cousine der Geheimräthin von Reinbach war die Frau eines Seidenwebers; sie war von derselben, als sie noch eine große Rolle in Berlin spielte, ganz vernachlässigt worden, die Kranke und Elende hatte eine Zuflucht bei der einst verachteten und vergessenen Verwandtin gesucht und gefunden.

Die Frau war allein im Hause, schüchtern, beinahe scheu, hielt sie sich von der Kammerherrin zurück, die bei ihr eingetreten war, während der Prediger die Kranke auf den Besuch vorbereitete.

Frau von Redow that einige Fragen nach der Krankheit und nach dem behandelnden Arzt, sie erhielt leise und schüchterne Antworten.

„Kennen sie mich, liebe Frau?“ fragte die Kammerherrin.

„Ich habe ihren Namen oft von der Cousine gehört, gnädige Frau,“ erwiderte die Gefragte ängstlich, „sie hat schon lange gewünscht, sie zu sehen, zu sprechen, der Herr Prediger —“

Die Frau brach plötzlich ab, Thränen erstickten ihre Stimme.

Nicht ohne Befremdung blickte die Kammerherrin auf dieses eigenthümliche Benehmen und wahrscheinlich würde sie auch weiter gefragt und geforscht haben, wenn nicht gerade als sich die weinende Frau etwas gefaßt hatte und Frau von Redow das Gespräch wieder beginnen wollte, der Prediger Mauvillon zurückgekommen wäre.

Die Kranke erwartete ihren Besuch, hatte aber ausdrücklich verlangt, daß Frau von Redow allein zu ihr komme und allein bei ihr bleibe.

Nicht ohne eine gewisse Bangigkeit, aber gefaßt und ruhig trat die Kammerherrin in das beinahe ärmliche, aber saubere Krankenzimmer der Geheimräthin von Reinbach. Helles Licht herrschte in dem engen Gemach, der Sonnenschein drang bis in den tiefsten Winkel, die Kranke fürchtete sich vor Schatten, Dämmerung und Dunkelheit und suchte sie ängstlich zu vermeiden.

Als Frau von Redow eintrat, saß die Kranke, durch Kissen unterstützt, beinahe ganz gerade in ihrem Bette und blickte ihr entgegen; offenbar hatte sie förmlich Toilette gemacht, ihr Nachtzeug war sehr sauber und die Kanten an dem Besatz der Nachthaube schienen geflissentlich so weit als möglich in das Gesicht hineingezogen zu sein, dennoch erreichte die Unglückliche ihre Absicht nicht. Sie wollte die Spuren der furchtbaren Abzehrung verstecken, der sie verfallen war, aber dieselben waren so entsetzlich, daß die Kammerherrin mit Mühe ihren Schauder vor dem Anblick eines Gesichtes überwand, das einem Todtenkopf schon ähnlicher war, als dem Antlitz eines lebendigen Menschen. Mächtig vergrößert erschienen die Augen, aber sie hatten noch immer jenen falschen, schillernden Ausdruck, und um die schmalen farblosen Lippen, die jetzt die Zähne sehen ließen, schwebte noch ein Schatten von jenem süßlichen Lächeln, das einst der Geheimräthin so wohl gestanden.

Die Kranke hub ihre abgezehrte Hand, eine wahre Knochenhand, auf und deutete mit einem unnatürlich spitzen Zeigefinger auf einen Stuhl, der in einiger Entfernung von dem Bette stand. Die Kammerherrin nahm schweigend Platz, sie hatte Zeit, sich zu sammeln, denn erst nach einer längeren Pause begann die Kranke zu reden, und zwar mit ziemlich kräftiger Stimme: „Als der Prediger zu ihnen kam und ihnen sagte, daß ich sie bitten ließe, mich zu besuchen, da haben sie vielleicht einen Augenblick gedacht, daß ich mich auf dem Sterbebette bekehrt hätte, daß ich sie rufen lasse, um sie um Verzeihung zu bitten, möglicherweise auch, um gut zu machen, was ich gegen sie gethan; das haben sie aber nicht lange geglaubt, denn sie sind eine kluge Frau, ich weiß es, und sie sind auf den Gedanken gekommen, daß ich sie habe rufen

lassen, um mir eine letzte teuflische Freude auf Erden zu machen und sie zu kränken durch Mittheilungen aus dem früheren Leben ihres Gemahls. Sie brauchen mir Nichts zu sagen, ihre Mienen sagen mir's schon, daß ich ganz richtig gerathen habe. Nun, kluge Frau Kammerherrin, sie haben sich beide Male getäuscht in ihren Voraussetzungen."

Die Kranke hielt einen Augenblick inne, eine Art von triumphirendem Spott zeigte sich in ihren Augen. „Ich bin keine Reuige," fuhr sie dann eiskalt fort, „ich denke nicht daran, sie um Verzeihung zu bitten, aber ich habe auch nicht die Absicht, sie zu kränken."

„Und was wollen, was wünschen sie von mir?" fragte Frau von Redow ernst, als die Kranke schwieg, „was sie mir gethan haben, das habe ich ihnen verziehen, sie brauchen nicht erst darum zu bitten, fernere Kränkungen kann ich in Geduld und Langmuth hinnehmen, ich fürchte sie nicht, Madame!"

Man konnte nicht bemerken, ob der hohe Ernst, mit welchem die Kammerherrin sprach, Eindruck auf die Kranke gemacht hatte, diese führte mit zitternder Hand ein Glas zum Munde, das neben ihr stand, und trank einige Tropfen.

„Sie sind meine Feindin gewesen," flüsterte die Geheimräthin, nachdem sie getrunken, „sie haben mir feindlich entgegen gestanden, ich ihnen, sie zwangen mich zur Flucht, ich habe mich dafür gerächt."

Es klang doch fast, als ob die Kranke sich entschuldigen wolle, Frau von Redow antwortete nicht; bei der directen Erinnerung an Ermordung ihres Gemahls faltete sie die Hände, es war ihr fester Entschluß, Alles, was an Groll und Rachegefühl noch in ihr war, zu bekämpfen.

„Ich weiß," nahm die Kranke wieder lauter sprechend das Wort, „daß ich sterben muß in wenigen Stunden, in der nächsten vielleicht schon, bei dem nächsten Hustenanfall kann ich ersticken, es ist erschrecklich, das zu wissen! Sie sagen, ich solle bereuen und mich auf Gottes Barmherzigkeit verlassen, ich vermag's nicht, ich kann's nicht — ich könnte die Leute betrügen, die arme Cousine hier und ihren Mann, aber ich kann mich nicht reumüthig stellen, denn so viel ich darüber sinnen und denken mag, ich muß gestehen, daß ich, wenn mein Leben noch ein Mal begönne nicht besser, sondern nur klüger handeln würde. Sie nennen das Verbrechen, nun ich habe dies Verbrechen begangen, nicht aus Lust daran, sondern um eine große Rolle im Leben spielen zu können, um üppig zu schwelgen, um zu genießen, um nicht eine französische Mamsell zu bleiben. Ich war eine arme Gouvernante, aber meine Sinne verlangten nach Genuß, ich habe mir Alles das erobert, was mir die Verhältnisse versagt hatten, und ich würde es wieder thun, wenn ich noch ein Mal gesund und jung wäre. Ich glaube an Gott, ich zittere vor ihm, seine Strafgerichte haben schon begonnen an mir, aber bereuen kann ich nicht und ich fürchte ihn noch mehr zu beleidigen, wenn ich Reue heucheln wollte."

Die Kranke zitterte und bebte bei diesem furchtbaren Bekenntniß, mit einem Grauen ohne Gleichen blickte die Kammerherrin auf das Skelett, für das die Erkenntniß eine so entsetzliche Strafruthe geworden war.

„Ich kann keinen Gewinn mehr ziehen von meinen Thaten," fuhr die Unglückliche, nachdem sie sich eine Weile erholt hatte, mit leiser Stimme fort, „hier sind die Papiere, durch deren Verlust sie in Armuth gekommen sind, sie brauchen mir dafür nicht dankbar zu sein, denn ich würde dieselben nicht zurückgeben, wenn ich die geringste Aussicht hätte, dieselben selbst nützen zu können. Ich gebe ihnen ihr Eigenthum aber nicht ohne Bedingung zurück, denn was könnte mir eigentlich daran gelegen sein, ob sie arm sind oder reich, der Erfüllung meiner Bedingung aber bin ich sicher, weil sie Elisabeth lieben. Um mich an dem elenden Leist zu rächen, habe ich Reinbachs Tochter unglücklich gemacht, ich habe dem Leist Elisabeth's Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon verrathen, ich kenne den Narren gut genug, um zu wissen, daß er Elisabeth verstoßen haben wird; Elisabeth ist immer sanft und freundlich gegen mich gewesen, ich habe ihr viel Leides zugefügt, nicht weil ich ihr wehe thun wollte, sondern weil es mein Vortheil erheischte, darum thut es mir leid, daß sie zuletzt ganz unglücklich durch mich geworden ist, und sie sollen ihr mit dem Vermögen, daß ich ihnen zurückgebe, wenigstens ein sorgenfreies Leben sichern. Das ist eine von den wenigen Thaten, die ich wirklich bereue, ich wünsche aufrichtig, ich hätte Reinbachs Tochter nicht unglücklich gemacht."

Die Kranke schwieg erschöpft und hielt die Papiere in ihren Händen, die sie unter ihrem Kissen bis dahin versteckt gehalten, die Kammerherrin aber stand auf und sagte so mild und freundlich als ihr irgend möglich war: „So ist's doch ein Trost, den ich ihnen gewähren kann, wenn ich ihnen sage, daß Elisabeth in glücklichster Ehe mit ihrem Gemahl lebt, zwar hat Leist lange und schwer gelitten in Folge ihrer Anzeige, aber er hat sich überzeugt, daß seine Gemahlin jener großen Gefahr glücklich entgangen ist, daß der fremde Kaiser sie nicht gesehen hat in jener Nacht, obwohl sie schon in seinen Händen war; das Glück Elisabeth's haben sie nicht gestört."

Diese Erklärung schien einen mächtigen Eindruck auf die Unglückliche zu machen, sie faßte mit den knöchernen Fingern hin und her auf der Bettdecke, sie flüsterte unverständliche Worte, es dauerte lange, ehe sie sich wieder so weit gefaßt hatte, daß sie der Kammerherrin durch einen bittenden Wink zu verstehen geben konnte, sie trinken zu lassen. Frau von Redow hielt der Geheimräthin das Glas an die lechzenden Lippen und ließ sie trinken.

„Ich danke ihnen," flüsterte diese, nachdem sie getrunken, „sie zittern, es ist ihnen schwer geworden, sie fühlen Abscheu, Grauen vor mir, und ich begreife das, aber ich habe doch Reinbachs Tochter glücklich

gemacht, denn ich habe sie mit Leist verheirathet und ich habe, wie sie sagen, Elisabeth's Glück nicht gestört — es ist mir lieb, daß sie glücklich ist, hätte nicht gedacht, daß mich noch etwas freuen könnte auf Erden, aber das freut mich. Nehmen sie die Papiere, nehmen sie, ich kann sie nicht mehr brauchen."

„Ich danke ihnen!" sagte die Kammerherrin ruhig, als sie die Papiere aus der bebenden Hand nahm, welche die leichte Last kaum noch zu halten vermochte.

„Denken sie, sie hätten wieder gefunden, was sie verloren," flüsterte die Kranke hastig, „ein Finderlohn, meine Cousine ist arm, viel Angst um mich, gute arme Leute!"

Sie sank in ihre Kissen zurück.

„Ich will für ihre Verwandte sorgen, ich verspreche ihnen das!" sagte die Kammerherrin, sich im schmerzlichsten Mitgefühl zu der Unglücklichen niederbeugend.

„Großmuth!" hauchte die Kranke.

„Soll ich ihnen den Prediger rufen?" fragte Frau von Redow, der die mächtig zunehmende Schwäche der unglückseligen Frau nicht entging.

Ein eigenthümlicher Blick, halb spöttisch, halb verzweifelt angstvoll antwortete ihr, sie eilte indessen den Geistlichen zu rufen. Der Prediger ging, begleitet von der Hausfrau, hinauf; die Kammerherrin blieb allein, die muthige geistesstarke Frau war so heftig erschüttert, daß sie laut weinte, als sie sich allein sah.

Etwa eine halbe Stunde später kam die Seidenwirkerfrau wieder, um zu sagen, daß die Geheimräthin offenbar im Sterben liege und heftig nach ihr verlange, daß sie bis dahin den Prediger ruhig habe gewähren und reden lassen, ohne ihn, mehr mit ihren Gedanken beschäftigt, rechte Aufmerksamkeit zu schenken. Die Kammerherrin ging hinauf und trat an das Bette der Sterbenden, an welchem der Geistliche mit ernster, kummervoller Miene saß. Frau von Redow beugte sich über die Sterbende, die sie augenblicklich erkannte.

„Ich sterbe," sagte sie kaum hörbar, „sie haben mir die letzte Freude gemacht, denn nun beginnt die Verdammniß; Redow war nicht schuldig in dem Haugwitz'schen Handel, ich verstrickte ihn durch Andere, es wird sie freuen, das zu hören, wollte ... oh!" —

Die Worte erstarben auf den Lippen der Unglücklichen, die Kammerherrin bebte zurück vor dem Ausdruck des furchtbarsten Entsetzens, mit dem sie die Augen der Sterbenden anstierten, sie trat bei Seite und faltete ihre Hände.

Der Geistliche faßte die Hand der Geheimräthin, die schwer zu röcheln begann, er beugte sich zu ihr und betete mit lauter Stimme das Vaterunser — die schon halbgebrochenen Blicke stierten gräßlich in's Leere, das Gesicht verzog sich furchtbar, der ganze Körper zuckte zwei,

drei Mal zusammen — der Todeskampf war vorüber, der Prediger ließ die Hand der Todten, die er bis dahin gehalten, aus der seinen und kniete betend nieder an dem Bett.

Erst als er sich erhub, brach die Verwandte der Erblichenen in lautes Weinen und Klagen aus.

Mitleidig trat Frau von Redow zu ihr und sagte tröstend: „In ihren letzten Worten noch mühete sich die Sterbende, mir eine Freude zu machen, das Andenken eines ihr Vorangegangenen zu reinigen!"

Der Prediger aber sprach ernst: „Glaubet ihr nicht, daß die Barmherzigkeit Gottes größer ist, als aller Menschen Wissen und Verstehen?"

Das Bagno zu Steinfurt und das Fürstliche Haus Bentheim-Steinfurt.

Von Dr. J. A. Moritz Brühl.

Im grünen Münsterlande, etwa 3½ Meile von Münster, nahe der hannöverschen und unweit der holländischen Grenze, liegt die ehemals reichsunmittelbare kleine Grafschaft Steinfurt (1¼ Quadratmeilen groß) mit ihrem gleichnamigen Hauptorte, eigentlich Burgsteinfurt, und dem an das alterthümliche, mit Brücken und Mauern umzogene gräfliche (jetzt fürstliche) Schloß sich anschließenden Park, welcher sich fast bis zu dem auf der Straße nach Münster gelegenen Flecken Borghorst etwa 1½ Stunde weit erstreckt und seinen eigenthümlichen Namen Bagno von einem ehemals hier befindlichen Badhause führt. Der Vater des jetzigen gefürsteten Grafen Bentheim-Steinfurt (denn der vorige Graf von Steinfurt erhielt durch Erbgang die nahegelegene größere — 19 Quadr.-M. — Grafschaft Bentheim) hat gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts den Park angelegt, wozu ein weithin sich erstreckender, größtentheils noch erhaltener Forst die erste Grundlage abgab. Dieser alte Graf war eine eigenthümliche Persönlichkeit; er gehörte jedenfalls zu den Originalen des daran so reichen 18. Jahrhunderts, wie überhaupt Westphalen von jeher das Land der Originale ist; aber neben manchen Wunderlichkeiten und Schrullen besaß er auch bedeutende, ja groß zu nennende Charaktereigenschaften. Bei starker Lebhaftigkeit des Geistes und leicht anregsam, hatte er auf ausgedehnten Reisen sich mancherlei Kenntnisse erworben, namentlich die Kunst liebgewonnen und insbesondere der Gartentheorie und Architektur ein eifriges Interesse zugewendet. Mit dem zu seiner Zeit berühmten Gartenkünstler Herrn v. Hirschfeld in reger Verbindung, wollte er dessen „Theorie der Gartenkunst" (Leipzig 1779—1785) in seinem Bagno zur praktischen Ausführung bringen. So zeugte die

kostbare, mit eifriger Liebhaberei gepflegte, stets dem Publikum bereitwillig geöffnete Anlage, und zwar vorzugsweise in ihrem architektonischen und bildnerischen Schmuckwerk, von dem überladenen, zopfigen Geschmack, der jene Zeit charakterisirt und in Hirschfeld's Theorien seine besondere, aber starke Ausprägung findet; der Verlauf der Jahre mußte erst ausgleichend darüber hingehen, Manches beseitigen, mäßigen, ebnen, künstliche Ruinen zu natürlichen machen, um die landschaftliche Schönheit des Parks in das rechte Licht zu rücken. Indessen ist, um gerecht zu urtheilen, nicht zu übersehen, daß Alles hier zum Schauplatz eines reichen und feierlichen Hoflebens eingerichtet war, wie es der regierende Herr, auch anderweitig begütert und mit den Mitteln dazu ausgestattet, liebte, zu großen Festlichkeiten, bei welchen die Pracht und Herrlichkeit des Gebieters zur vollen Erscheinung kommen sollte.

Ein noch erhaltener großer Saal ward für die Konzerte erbaut, die von der Kapelle des Grafen — in welcher der Violinist Kiesewetter zu seiner Zeit einen bedeutenden Ruf hatte — regelmäßig an bestimmten Tagen aufgeführt wurden und in denen neben seinen Töchtern und den wohlbesoldeten, aus Italien verschriebenen Kammersängern auch er selbst sich auf der Flöte hören ließ, die ihm ein Page auf seidenem Kissen darzubringen hatte. „Es fehlte nicht — erzählt Varnhagen von Ense, der sich zwischen 1810 und 1811 in Steinfurt aufhielt, im 3ten Bande seiner „Denkwürdigkeiten" — an geräumigen Tanz- und Speisesälen, nicht an schicklichen Räumen, wo ein Hofzirkel gehalten und die Vorstellung anwesender Fremden mit gehöriger Feierlichkeit geschehen konnte; in einer Bucht des See's lagen geschmückte Prachtschiffe bereit, um sowohl die Herrschaft und etwaige vornehme Gäste, als auch begleitende Janitscharenmusik in langsamer Prunkfahrt umherzuführen; an anderer Stelle stieß man auf ein ungeheures Schachbrett im Freien, wo die Spieler zwei entgegengesetzte Bühnen bestiegen und von da aus die bestellten Diener anwiesen, die mächtigen Figuren auf die bestimmten Felder hinzurücken; an hohen Tagen, wo die Wasserfälle stürzten und die Springbrunnen ihre Strahlen bis über hundert Fuß hoch trieben, durften die Einwohner von Steinfurt und der Umgegend denen von Versailles kaum nachzustehen glauben. Der regierende Graf liebte nach alter Weise, durch solche Außerordentlichkeiten einen hohen Begriff von der Stellung und Macht zu geben, denen so Staunenswerthes möglich war, und er selber fühlte sich so sehr als Mittelpunkt eigner Selbstständigkeit, daß er darüber den wirklichen Umfang derselben fast zu vergessen schien. Nicht nur, daß er Hofstaat und Leibwachen und Beamte und Dienerschaft jeder Art in möglichst großer Menge hatte, er war auch bedacht, in allgemeineren Bezügen Land und Unterthanen in einer Art von Staatshäuslichkeit zu befriedigen. Er hatte Gemälde, Münzen, Bilderwerke, Alterthümer und Bücher in einem eigens gebauten Kunsthause vereinigt; er sandte eingeborne Jünglinge, die einige Anlage ver-

riethen, zu ihrer Ausbildung auf Reisen oder auf die Universität, mit dem Beding, ihre erworbene Geschicklichkeit künftig im Vaterlande, das heißt im herrschaftlichen Gebiete des Grafen, auszuüben; er ging damit um, eine Verfügung zu erlassen, daß Niemand im Lande ein Amt erhalten solle, der nicht seine Vorbereitungsstudien auf der Schule zu Steinfurt gemacht habe."

War nun allerdings der Steinfurter Hof in gewisser Hinsicht eine Nachahmung des Versailler, wie fast alle diese kleinlich großen Residenzen im deutschen Reiche, so gilt dies vorzugsweise doch nur von den feierlichen Formen der Etiquette an den Galatagen, und hierzu bildete denn wieder die im Allgemeinen in der Hofhaltung herrschende Sparsamkeit einen wunderlichen Gegensatz. Der Graf war ein strenger Haushalter, der bei allem Aufwande für den Bagno und den äußern Glanz seines Hauses einen baaren Schatz gesammelt hatte. Dem lebhaften Bewußtsein des Ranges in der gräflichen Familie entsprachen die für feierliche Begebenheiten vorgeschriebene altfranzösische Hofkleidung, die Leibwache, die roth uniformirten Trompeter, welche im Schloßhofe regelmäßig zur Mittags- und Abendmahlzeit blasend einluden; aber dieses Signal rief häufig die Hofdamen von der Besorgung des Hühnerhofes, den Kanzleirath von der Einzählung der Baumfrüchte ab, und besorgten die Trompeter und Gardisten zugleich die landwirthschaftlichen und häuslichen Arbeiten als Tagelöhner, während ihr Lieutenant und Kommandeur zugleich Bauinspektor war, der Erzieher der gräflichen Söhne die Kanzlei dirigirte und bei alledem noch Zeit fand, den Pflichten des Hofmarschallamts obzuliegen. Im Grunde aber fügte die regierende Familie, und vor allen ihr Oberhaupt selbst, dessen Liebenswürdigkeit im Kreise der Seinen gerühmt ward, sich dem selbstauferlegten Zwange nur aus anerzogenen Standesrücksichten; und als schwere Stürme über dieses Haus hereinbrachen, da bot es ein erfreulicheres Bild, als so manche der damals gestürzten Größen, da trat der feste Grund innerer Würde und edler Gesinnung leuchtend hervor und stimmte sich das Steinfurter Hofleben in ein geselliges bequemes Landleben herab, ohne daß indessen der Graf, vom Mißgeschick ungebeugt, der neuen Zeitrichtung in seinen Grundsätzen lebenslang um ein Haarbreit gewichen wäre.

Er hatte, wie schon erwähnt, die Grafschaft Bentheim ererbt; dieselbe war aber vom letzten Besitzer auf dreißig Jahre gegen eine Million Thaler an das Kurhaus Hannover verpfändet worden. Während nun der Erbe, nachdem der Erblasser in Paris gestorben war, die Auflösung zu bewirken suchte, geschah im Jahre 1803 die französische Besetzung Hannovers ohne Kriegserklärung, weil England nach dem Frieden von Amiens wieder zum Kriege mit Napoleon übergegangen war. Wegen Bentheim erklärte nun Napoleon, in die Rechte des Kurfürsten von Hannover eingetreten zu sein, und ließ sich die Pfandsumme ausbezahlen, während der Kurfürst oder in dessen Namen die Krone Eng-

lands dagegen Protest einlegte und die Abmachung für null und nichtig erklärte. Zur wirklichen Abtretung der Grafschaft an ihren Besitzer kam es aber nicht, vielmehr ward auch die Grafschaft Steinfurt erst dem neugebildeten Großherzogthum Berg unterworfen und später zu Frankreich geschlagen. Es sei hier gleich bemerkt, daß Hannover mit seinem Protest wegen Bezahlung der Pfandsumme für Bentheim beim Wiener Congreß durchdrang. Der Graf mußte somit die Pfandsumme noch einmal zahlen, erhielt aber auch diesmal Bentheim nicht zurück und eben so wenig Steinfurt. Er ward mediatisirt und für Bentheim hannoverscher, für Steinfurt preußischer Standesherr; zur Entschädigung erlangte er bedeutende Gerechtsame und die Erhebung in die erbliche Fürstenwürde.

Bei der Auflösung des deutschen Reichs, als den vormaligen Reichsunmittelbaren nur die Wahl blieb, entweder zur Oberherrlichkeit erhöht in den Rheinbund zu treten oder zu Unterthanen solcher Begünstigten herabgedrückt zu werden, hatte der Graf begründete Aussicht, es möchte ihm jenes Loos beschieden werden. „Die Eröffnungen hierzu — berichtet Varnhagen — von Seiten Frankreichs hatten wirklich stattgefunden, Verhandlungen mit dem Minister Talleyrand waren dem Abschlusse nah, Karten des künftigen, durch zu mediatisirende Nachbarn sehr vergrößerten Gebietes waren schon gezeichnet, die Oberherrlichkeit des Grafen so gut wie anerkannt, als plötzlich eine andere Ansicht in Paris alles bisher Eingeleitete verwarf und diese Verhältnisse in drückender Unsicherheit stecken ließ. Der Graf war sogleich nach Paris gereist, um seine Gerechtsame zu vertheidigen, seine Ansprüche geltend zu machen. Hier wurde er am Hofe Napoleons mit allen Ehren aufgenommen, und persönlich als ein regierender Herr behandelt, während seine sachlichen Ansprüche immer weniger Rücksicht erfuhren und die französischen Behörden in seinem Lande immer entschiedener eingriffen. Je ungünstiger seine Verhältnisse daheim sich stellten, je weniger mochte der Graf zurückkehren, sondern blieb in Paris, als dem einzigen Orte, wo er noch als regierend galt, und wo er Hoffnung hatte, es auch wieder zu werden. In dieser Lage hatten wir ihn dort gefunden, reklamirend, protestirend, sollicitirend, Napoleon und seine Minister bei jeder Gelegenheit angehend, in Förmlichkeiten genau und sich nichts vergebend, sonst aber höchst eingezogen und sparsam in seiner Lebensweise. Er hatte den ehemals allgemeinen Gebrauch beibehalten, rothe Absätze an den Schuhen zu haben, und zog dadurch, und durch andere nicht mehr übliche Vornehmheit in Haltung und Ausschmückung seiner Person, die Blicke auf sich, wenn er im Garten des Palais Royal spazieren ging, und sein Sekretär ihm voranschreiten mußte; allein das Lächeln hierüber schwand in Vergessenheit, sobald man ihn sprach und näher kannte, man fand einen einsichtsvollen, wohlunterrichteten und in seiner Sphäre höchst gebildeten und gewandten Herrn, dessen Verstand und Urtheil auch Napoleon selbst

alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Auf solchem Fuß blieb er in Paris viele Jahre, während er daheim stets ungünstiger zu stehen kam — —, endlich staatsbürgerlich mit jedem seiner ehemahligen Unterthanen gleichgesetzt war. Unverdrossen harrte er in Paris auf Herstellung oder Entschädigung, bis er endlich den Sturz Napoleons erlebte, und darauf späterhin — — in die Heimath zurückkehrte."

Der alte Graf überlebte jedoch den Uebergang vom regierenden Herrn zum preußischen und hannöverschen Mediatisirten nicht lange; und ihm folgte Fürst Alexis, dem es beschieden sein sollte, die Erbschaft seines Vaters auch im Sollicitiren und Reclamiren anzutreten und in dessen Weise von lebhaftem Standesbewußtsein erfüllt — wenn auch, bei hoher Bildung, ohne allen vulgären Hochmuth oder sogenannten Adelstolz —, dabei vom empfindlichsten Rechtsgefühl getrieben, bis zur jüngsten Zeit nach allen Seiten hin Prozesse zu führen. Fiel es ihm schon schwer genug, sich, bei gleichberechtigter Stellung zu den regierenden Häusern, in die dem hohen Adel gemachte Lage zu fügen, so gelangte er durch eine Reihe langwieriger und schwieriger Rechtsverwickelungen endlich auf den Standpunkt, sich gleichsam grundsätzlich in jedem einzelnen, auch untergeordneten Falle durch Urtheil und Execution nöthigen zu lassen, demjenigen zu weichen, was er als Gewalt betrachtet. Der in jeder Weise merkwürdigste, verwickeltste und langwierigste der zahlreichen Fürstlich Bentheim'schen Rechtshändel*) hatte ungefähr folgenden Ursprung und Verlauf. Nachdem die Kronen Preußen und Hannover Steinfurt und Bentheim in Besitz genommen hatten, trat der Fürst mit der Deduction auf: Bei Aufhebung des Johanniter- (Malteser-) Ordens in Folge der Revolution, der Rheinbundakte und des Friedens von Preßburg habe jeder deutsche Staat die in seinem Gebiete liegenden Ordensgüter eingezogen. Er, der Fürst, wäre als Landesherr in gleichem Falle hinsichtlich der Steinfurter und Bentheimer Ordens-Commenden gewesen, wenn der Großherzog von Berg und der Kaiser Napoleon ihn nicht außer Besitz gesetzt hätten. Durch diese Vergewaltigung könne aber sein Recht nicht beeinträchtigt sein. Daß Preußen und Hannover an die Stelle von Berg und Frankreich getreten, mache das Unrecht nicht zu Recht. Folglich seien ihm jene Ordensgüter herauszugeben. Die preußischen und hannoverschen Gerichte wiesen diesen Anspruch ab. In Berlin aber hatte der Fürst in seinem Bruder, wenn wir nicht irren, einen so gewandten und glücklichen Vertreter, daß König Friedrich Wilhelm III. mittelst einer Cabinets-Ordre die Steinfurter Ordensgüter ihm als Gnadengeschenk überließ, die Krone Hannover wollte sich dagegen nicht bewegen lassen, diesem großmüthigen Beispiele in Ansehung der Bentheim'schen Ordensgüter zu folgen. So in Besitz

---

*) Juristen sei empfohlen: Prothocollum continuum querularum Bentheimensium. Codex diplomaticus Steinfordiensis.

der Steinfurter Commende gesetzt, trat der Fürst den Beweis dafür an, daß die Commende in Münster als Dependenz jener ihm gleichfalls zukomme. Auch hier entschied, da die Gerichte Anstände erhoben, ein Königlicher Machtspruch zu des Fürsten Gunsten. Nun nahm aber die Angelegenheit eine eigenthümliche Wendung. Vor der Aufhebung nämlich hatte der Orden deutscher Zunge eine Anleihe — durch Vermittelung eines Bankhauses in Münster — gemacht, und dafür die Güter in den deutschen Staaten und der Schweiz als General-, die Steinfurter Commende als Special-Hypothek gestellt, so daß der dortige Commendator für die Zinsen aufkommen sollte. Nichts war natürlicher, als daß die Gläubiger sich mit ihren in den Uebergangswirren unbefriedigt gebliebenen Ansprüchen an den Rechts-Nachfolger des Commendators von Steinfurt hielten. So entspann sich der Prozeß, der zu einer Verurtheilung des Fürsten führen mußte. Aber da die Hypotheken-Gläubiger das Kapital von, glauben wir, 300,000 Thalern kündigten, sollte er auch allein aus den Einkünften der Güter im Belaufe von etwa 8000 Thalern dasselbe decken, obgleich die von den Regierungen eingezogenen Güter doch mit, zwar nicht zur Special-, so doch zur General-Hypothek gehörten; u. A. hatte Preußen 1810 und 1811 gleichfalls solche Güter eingezogen, und indem es durch seine Gerichte die Ansprüche der Gläubiger gegen den Fürsten aufrecht erhielt, gerieth es in einen wunderlichen Widerspruch, und drohte die Königliche Gnade dem Beschenkten verhängnißvoll zu werden. Wie dem auch sei, mit dem gegen ihn ergangenen, eigentlich jedoch alle Besitzer ehemaliger Ordensgüter mit treffenden Urtheile in Händen, ließ Fürst Alexis nicht ab, sein Recht, unter Hinweisung auf das Ordensarchiv der ehemaligen Großballei Heitersheim, zu verfolgen, und wirklich gelang ihm endlich auch, daß man in Berlin die Sachlage aus einem billigern Gesichtspunkte ansah und der preußische Staat es übernahm, mehrere Regierungen zu überzeugen, es könne doch rechtlicher Weise und ehrenhalber dem Fürsten von Bentheim-Steinfurt nicht allein überlassen bleiben, eine Verpflichtung zu decken, die im Grunde ihn nicht allein treffe. Nachdem derselbe bereits große Summen abgetragen hatte, stellte sich heraus, wie auf seinen Antheil eigentlich nur eine Quote von wenig Hundert Thalern hätte kommen sollen. In der That, wenn, wie schon angedeutet, aus diesem langjährigen und überaus verwickelten Rechtshandel der Fürst sich den Grundsatz ableitete, es bei jeder an ihn gestellten Forderung auf eine Verurtheilung und Beitreibung ankommen zu lassen, so mag man psychologisch dies wohl begreifen können! Nach diesem Grundsatze verfuhr er auch in einem andern vieljährigen Rechtsstreite um die Dotirung des Gymnasiums zu Steinfurt. Hierin wurde kürzlich zu seinem Nachtheile entschieden, weil, wie oben erwähnt, sein Vater der Gründer der höheren Schule daselbst gewesen.

Wir mögen, wie gesagt, das Verfahren des alten fürstlichen Herrn

nicht in oberflächlicher Weise nur lächerlich oder tadelnswerth finden, denn wir erblicken darin nicht blos Streitsucht oder eine Schrulle. Indessen ist, wenn man will, ein liebenswürdigerer Grundsatz dieses jedenfalls konsequenten Herrn — der von seiner Selbstherrlichkeit doch immerhin seine von einem Unterofficier kommandirte Schloßwache von vier oder sechs Veteranen gerettet hat, die im Dienst in ehrwürdig unmoderner Uniformirung und Adjustirung, außer dem Dienste in der Gärtnerjacke stecken — um so liebenswürdiger, da die haushälterischen Talente des Vaters ebenso wenig auf ihn übergegangen sein sollen, wie dessen Baarschatz, daß er in seinen Forsten nur das absolut nothwendige Holz, im Bagno aber gar nicht schlagen läßt. Er liebt die edlen Bäume, und vollends ist das Bagno, des Vaters Lieblingsschöpfung, auch sein Stolz und seine Freude. Daher nun auch der verhältnißmäßig in Deutschland vielleicht unvergleichliche Reichthum an kräftigen, riesigen, überaus malerischen Bäumen, welche den schönsten Schmuck dieses Parkes bilden und auch jeden Sommer Landschaftsmaler zu Studien nach Steinfurt ziehen. Namentlich soll der bekannte Düsseldorfer Landschafter Weber hier reiche Motive für seine gefeierten Ideal-Landschaften finden. Berühmt sind unsere westphälischen Eichen, obgleich leider auch hier zu Lande die alten schönen Exemplare mehr und mehr schwinden, das Bagno aber besitzt in Menge die königlichsten unter diesen Königen aller deutschen Waldbäume, daneben prächtige Buchen die Fülle, unter diesen viele der so malerischen Rothbuchen, weniger Linden und Eschen, Nadelholz nur in einzelnen Partien, des Effektes halber. Und dieser seltene Schatz an Gehölz, diese eben so prächtige wie liebliche Schönheit des Baumschlags ist so geschmackvoll, so kunstverständig, mit so weise beschränkter Nachhülfe des hier waltenden Natursegens verwendet, geordnet, gruppirt, daß an eine Beschreibung der so entstandenen Scenerien und Landschaftsbilder wohl nur das Verständniß und die Feder eines Fürsten Pückler-Muskau sich wagen könnte. Das Gedeihen und die Ueppigkeit des Wachsthums sind so groß, daß, wenigstens dem Laien, nur selten Kunst und Sorgfalt sich verrathen, um nicht zu sagen, ihm den Genuß stören; Seele und Einbildungskraft entbehren nicht die freiwaltende Natur, an welcher der Mensch nichts gemodelt und nichts geändert hat. Nur die Hauptpartie, wo der Schöpfer des Gartens die schon erwähnten verschiedenen Bauwerke, ein kleines Sommerpalais, Concert- und Ballsaal, Kirche, Wohnungen für den ehemaligen Hofstaat, vereinigte, trägt mit ihren breiten imposanten Alleen, ihren Laubgängen und Baumgruppen, wo zwei kleine Restaurationen die besonders beim jährlich stattfindenden Schützenfeste und zu Pfingsten selbst aus weiterer Ferne kommenden Gäste versorgen, den deutlicheren Stempel der Civilisation, wenn dieser Ausdruck gestattet ist. Jene zum Theil sogar mit ihrem alten Ausschmuck erhaltenen, einst eckigen Bauten — insbesondere der Ballsaal, im Style der Zeit Ludwig's XIV., der Concertsaal im reinen Zopfstyl mit äußerst künstlicher Mu-

schelgrotte, deren Wasserkunst jedoch wie alle übrigen des Parkes versiegt ist — versetzen bei der gleichen Stimmung der Umgebung unter einiger Nachhülfe der Phantasie vollständig in das 18. Jahrhundert. Es fehlt nichts als die passende, lebende Staffage, und man verlangt förmlich darnach, die zierlich geputzten, gepuderten und beperrückten Herrschaften, unter dem feierlichen Vorantritt des Hofmarschalls, im französischen Hofkleide die Hauptallee vom Steinfurter Schlosse herabschweben und herabtrippeln zu sehen. Im Uebrigen darf nicht verschwiegen werden, daß diese Gebäude, für deren Erhaltung wenig oder nichts geschieht, und die daher meist dem Verfall entgegen gehen, den reinen Eindruck des Landschaftlichen beeinträchtigen — obgleich Götter und Göttinnen mit abgehauenen Nasen und dergleichen statuarische Zugaben nirgend störend sich aufdringen, wie etwa im Schwetzinger Garten — und ihr Verschwinden darum nicht mehr zu bedauern wäre, als das der mit ungeheuren Kosten angelegten zahlreichen Wasserfälle und Springbrunnen, Kiosken, Grotten und Tempel. Es ist wenig daran verloren, nach der Beschreibung Justus Gruner's in seiner curiosen „Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung, oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westphalens am Ende des 18. Jahrhunderts (Frankfurt a. M. 1803)" zu urtheilen, der alle diese Herrlichkeiten noch im vollen Flor gesehen. Er fand Ueberladung und Mißverhältniß darin, daß in dem Umkreise einer Viertelstunde chinesische Häuser, Eremitage, Felsen, Windmühle — neben einem Hügel, der kleiner war, als jene — ein egyptischer Saal, Fontaine, Kirche, großes Wasserrad, Tempel und endlich ein Schiff auf einem Berge (?) zu finden. Eine künstliche Ruine auf einer der Inseln, ein See ist im Laufe der Zeit zu einer natürlichen geworden, sicherlich zur Erhöhung des Effekts, wenn auch die Zinne des Burgthurmes nicht mehr zu besteigen ist. Es ist eben eines Hauptschmuckes des Berges gedacht worden, gleichfalls zwar eine künstliche Anlage, aber so großartig, so malerisch, daß er um den Preis des Schönen mit der Vegetation streiten kann; ist es ja doch überhaupt das klare flüssige Element mit seiner zauberischen Anziehungskraft, welches nächst den Bäumen den Reiz einer Landschaft ausmacht.

Der See nämlich, nicht ein bloßer Teich, welcher in pittoresken Windungen von jenem Mittelpunkte der Anlagen bis in die Nähe des Ortes und Schlosses Steinfurt sich ausdehnt, bietet eine weitgebreitete, durch die vielen Algen theils grünlich schimmernde, im Sonnenlicht aber leuchtend helle Fläche dar, weil sein Wasser durch die Verbindung mit dem den Park begrenzenden Aaflüßchen stets klar und frisch erhalten werden kann. Und einen entzückenden Genuß gewährt eine Gondelfahrt längs seiner bebuschten Ufer, unter Ketten- und anderen Brücken hin zu pittoresken Buchten und durch reizvoll verdunkelte Seitenarme, über welche die Zweige der Erlen und Trauerweiden wie schützend sich ausbreiten, zum Besuche der hügel- und terrassenartig angelegten Inseln,

von denen die sogenannte Roseninsel einen wohlgepflegten Blumenflor enthält, die Fischerinsel, eine als Fischerhütte eingerichtete Badegrotte darbietet. Und wesentlich erhöhet sich das Wohlgefühl einer solchen Wasserfahrt, wird sie an einem milden Frühsommer-Abende vorgenommen, in Gesellschaft lieber heiterer Menschen, empfänglich für das Edle und Schöne und doch hinreichend irdisch gesinnet, um der Erdbeer-Bowle gebührende Aufmerksamkeit zu schenken; vollends wenn unter diesen Freunden sich eine geistreiche Frau befindet, deren humoristische Begabung gewisse psychologische Ansichten über die Frauen thatsächlich widerlegt. Da der See dem naturwüchsigen Charakter des Parks so trefflich entspricht, machen auch dessen einzelne Partien und Scenerieen, so weit sie von hier zu übersehen sind, die Zusammenstellungen der mehrfach schattirten Belaubung, die Ausblicke und Fernsichten, vom Wasser aus die größte Wirkung. Immer aber bleibt das Herrlichste im Bagno die Pracht der einzelnen Bäume und Baumgruppen, welche zum Theile wie im Urwalde, innig verschlungene und epheuumrankte liebliche Lauben bilden, oder von Riesenstämmen, die ihre Aeste weit hinausstrecken, oder endlich in üppigem Wachsthum mit schweren Zweigen wieder zum Boden sich absenken. Dieses Satte und Volle des Baumwuchses ist um so bewundernswürdiger, als das Bagno, wie die meisten solcher älteren Landschaftsgärten von größerer Ausdehnung, die vor den modernen etwas kahlen Anlagen soviel voraus haben, mitten in einer heideartigen sandigen Ebene liegt, gleichwie das Bagno auch die Eigenthümlichkeit jener älteren Parkanlagen theilt, daß unter dem Schutze seiner Laubkronen eine gleichmäßig milde, würzig weiche Luft herrscht In diesem Punkte entspricht das Bagno seinem Namen. Der Aufenthalt hier ist ein wahres Luft- und Ruhebad, eine Erquickung für überreizte Nerven, ein „Kaff", wie der Orientale sagt, für Freunde der Natur, zumal mit einsiedlerischer Neigung. Die einer solchen Kräftigung bedürfen, oder nach einem solchen dolce far niente verlangen, und die Touristen, welche so gerne in die Ferne schweifen, da „das Gute liegt so nah", mögen darum dieses so wenig gekannten, von Münster leicht erreichbaren, reizenden Erdflecks sich erinnern. Mehr, als wir Deutsche, würdigen ihn die holländischen Nachbarn, die sich dabei der harmlosen Illusion hingeben sollen, bis in „het hart van Duitschland" eingedrungen zu sein.

Zur Besprechung von Steinfurt gehört eigentlich eine solche von Bentheim auf seiner grandiosen Felsenmasse, die so merkwürdig mitten aus dem zur See sich absenkenden Alluvialboden der nordwestdeutschen Ebene aufsteigt und auf ihrem Kamme das uralte Schloß trägt. Gegend, Ort und Burg, die sogar der weißen Frau nicht entbehrt, bieten aber des Interessanten so viel, daß uns vielleicht gestattet ist, daraus Stoff für einen besondern Artikel zu schöpfen.

Acht Tage fern von Berlin.

— Berliner Sommertortur — Dessau — Halle — Thüringen — Hessen — Wetterau — Frankfurt — Stadt der Zünfte — Volkswirthschaftlicher Congreß — Brödchen — Der Congreß und das Affenhaus. —

Wer diesen ganzen Sommer hindurch in der Hauptstadt ausgehalten hat und die zwanzig bis vierundzwanzig Grad Hitze in den stillen und oft auch wegen mangelnder Besprengung staubigen Straßen täglich ertragen mußte, der hat wohl ein Anrecht auf eine kleine Erholung am Ausgang dieser schweren Prüfungszeit.

Aber doch! wer in dieser Hitze und in diesem Staube noch immer gemächlich leben, sich hinter Marquisen und im Bade verstecken und in gewissen Tagesstunden sich von der Menschheit und den Straßen ganz absperren konnte, wer nicht gezwungen war, in dieser furchtbaren Dürre interessante Artikel zu schreiben und bei dieser allgemeinen Trockenheit täglich zwanzig oder dreißig Folioseiten im eigentlichsten Sinne des Wortes mit dem Schweiß seiner Hände zu bedecken, so daß ihm die Buchstaben unter den Fingern ausliefen — —, „der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte!“ . . .

Es war wirklich eine entsetzliche Zeit für den, der arbeiten sollte und arbeiten mußte, und es ist wohl erklärlich, wie ihr eine ganze Reihe von Männern, die zu geistiger Arbeit verpflichtet sind, zum Opfer fallen konnte.

Ich hoffte auf eine Erholung, als ich während dieser bösen Tage, die nur der Traube von Segen sein konnten, an den Frankfurter Congreß dachte, den ich besuchen sollte; war es auch nur, daß ich von der Arbeit in Berlin zu der Arbeit nach Frankfurt ging, so lag doch dazwischen ein Reisetag, der mitten durch Thüringen und das Werraland und die Wetterau führte, ein Tag mit Aussichten ins Grüne, ein Tag, wo die Hände ruhen und die Seele sich nach eigner Lust den wechselnden Bildern des Lebens, wie sie eben auftauchten, ohne alle Voreingenommenheit, Bedenklichkeit und Gehetztheit hingeben durfte. Und war es auch nur der flüchtige Genuß der Natur, den das rasch rollende Rad der Eisenbahn gewährt, es war doch immer für den, der dem Leben in Thal und Wald während des Sommers ganz fremd geblieben war, ein Genuß und ein großer Genuß.

So reiste ich am 11. d. M. nach Frankfurt am Main ab. Die Eisenbahn führt durch die schönsten Theile Deutschlands; zuerst Dessau mit dem glatten Frieden seiner parkartigen Natur, mit seinen alten herzoglichen Eichen mitten in den fruchtbaren Aeckern, mit seinen gewundenen Flüßchen, seinen prächtigen Wiesen und seinem schweren Rindvieh, in neuester Zeit auch an Adressen zu Gunsten der deutschen Bewegung betheiligt. Ein herrliches Land, abgesehen von seinen liberalen Philistern. Dann mein liebes Halle, das sich schon von Weitem durch seinen Braunkohlenduft ankündigt, und das leider von der Eisenbahn aus mit dem Blick nicht zu erreichen ist. Eine Stadt der Heimseligkeit im Großen wie im Kleinen, und ebenso wie es selbst sich in eine Thalsenkung niedergeduckt hat, so sind auch seine Straßen und seine Häuser allesammt darauf aus, sich in sich selbst zurückzuziehen; die Straßen möchten nichts lieber sein als Sackgassen und in kleine ganz lauschig und

verborgen liegende Plätze auslaufen, die Häuser aber gleichen ohne Ausnahme von Außen alten Mütterchen, die über der Postille eingeschlafen sind, und vielen von ihnen ist es auch gelungen, sich so in die Ecke hineinzukauern, daß man sie stets in einem grauen Halbdunkel erblickt. Halle ist eine Stadt, über deren Physiognomie immer eine gewisse Dämmerung ruht, auch selbst dann noch, wenn die Sonne hell auf den Marktplatz und auf die Promenade niederscheint; aber solche Dämmerung liebt der Vogel Minervens, und in ihr wagt er seinen Flug! Gerade diese Dämmerung ist für das deutsche Studententhum Lebensluft. Diese Dämmerung ist der größte Feind des bloßen Brotstudienwesens, und die Träume des Jünglings, die in ihr geboren werden, haben schon manchem hellen Gedanken und mancher großen That des Mannes zur Grundlage gedient. Diese Dämmerung, diese Träume . . . sie sind freilich heut arg verrufen, und ein ganz neues Geschlecht, hastig und laut, verlangt schnell reifmachende, »praktische« Bildung, matter-of-fact-men, die rasch und gut rechnen können, schnell an jeder Sache ihren Verdienst finden und das Gemüth als eine Wucherpflanze betrachten, die nur bei dem Mangel reeller Beschäftigung zu Tage tritt. Glücklicher Weise werden diese praktischen Menschen, so lange es alte Universitäten in Deutschland giebt, immer noch über die nationale Erziehung zu klagen haben. Gott schütze die deutschen Universitäten. Für einen großen Theil der Jugend sind sie der Heerd, auf dem die großen überirdischen Gedanken, deren ein edleres Leben bedarf, erweckt und entwickelt werden. Wie stände es heut bereits mit dem Patriotismus, hätten wir diese Hochschulen nicht, denn für einen großen Theil des Volks hat die Erziehung zum Patriotismus innerhalb der Familie bereits gänzlich aufgehört, und erst auf der Universität pflegt dann das Bewußtsein davon aufzugehen. Wem es aber hier nicht kam, der erhält es auch im Lauf seiner Dienstlaufbahn nicht, und nähme er auch an allen Zweckessen und Königsgeburtstagsfeiern Theil, welche in seinem Amtskreise vorkommen.

Es lebe Halle mit seiner Dunstwolke, seiner Dämmerung und seinen Träumen!

Das **thüringer** Land mit Burg und Fels, mit thurmreichen Städten und blauen fernen Bergreihen öffnet sich vor uns: es muß den Leuten hier sehr gut gehen, daß sie so entsetzlich viel unnöthige Politik treiben; in Eisenach sind sie schon ziemlich weit gekommen, und vielleicht fassen sie dort nächstens noch einen Beschluß und machen in Folge dessen Bohrversuche am Kyffhäuser Berg . . . .

Ein gutes Volk, auch musikalisch durch und durch, und doch weiß es sich niemals seine Partie richtig zu wählen und durchzuführen. Im Grunde verdenken wir es freilich keinem Arnstadter oder Jenenser, wenn er von Herzen wünscht, daß die Weimarer Armee zu Preußen gehöre und daß er für die Besoldung von sächsischen Gesandten nicht mehr besteuert werden möge. Aber diesen Wunsch mag dann doch der Landtag aussprechen, wenn er meint, daß das etwas hilft. Doch was es bedeuten soll, wenn da aus allen Ecken Deutschlands die beliebigsten Leute zusammenkommen, Leute meist ohne Einfluß und Bedeutung, und mit besonderer Betonung das wiederholen, was schon Millionen gesagt haben, das verstehen wir nicht. Es ist eine ganz burschenschafterliche Ungeheuerlichkeit.

Dicht daneben liegt das gute **Kurhessen**, waldreich und felsreich, wie das

Eisenacher Land, aber um einen ganzen Ton düsterer und trauriger. Ist das Grün hier dunkler, der Fels schroffer? Fast scheint es so. Es liegt etwas Armes und Kümmerliches auf diesen doch durchaus nicht unschönen Geländen. In der Einleitung zu Gutzkow's „Zauberern von Rom" findet man einige Worte über diese Gegend, bitter und einseitig wie Alles, was der Mann schreibt, aber doch auch nicht ohne Anklang an das Wahre. Er schildert ein hessisches Dorf und sagt:

„Sieht man die verfallenen Hütten mit ihren Stroh- und Schindeldächern, die dünn gesäeten, wie frierenden Halme auf den Feldern, das spät reifende Steinobst an den wenigen Bäumen oberhalb eines der vielen Bäche, die da- und dorther von den rothen Felsen des Gebirges so behend niedereilen, als suchten auch sie, wie andere Murmelquellen, blumengeschmückte grüne Matten, so begreift man nicht, wie noch all' der Kummer und das Elend es hergeben, daß in der Landeshauptstadt jeden Mittag Schlag zwölf Uhr eine so prächtige Wachparade mit goldgestickten Uniformen und stolz berittenen Garde-du-corps aufziehen kann" ....

Die Erde hat hier etwas Kaltes, Todtes, es ist wahr, und selbst das Wasser, das hier so reichlich in schmalen und graziösen Linien von Berg zu Thal zieht, verklärt diese Gegend nicht so wie anderswo, weil es den rothen Sandstein zu schnell bloslegt und die schwellende grüne Matte oft fehlt.

Doch wir kommen südlicher, und damit wird auch die Umgebung heller und froher. Von links herüber grüßt das graue, hochaufgethürmte Marburg. Es liegt, wie viele Städte der Gegend, auf dem Berge, gekrönt von dem alten landgräflichen Schlosse, auf dem einst Luther sein Religionsgespräch abhielt. Nirgend in Deutschland tritt die Figur der Bergstadt so eigenthümlich hervor, als in dieser Gegend. Ich zählte auf kurzer Tour sechs solcher auf hohem Bergkegel gelegenen Städte, die sich jedenfalls an Burgen, die ursprünglich dort ragten, allgemach angeschlossen haben. War hier dem Bürgerthum Schutz doppelt nöthig oder hat es hier sich aus anderem Keim entwickelt, nicht aus den Höfen und Hütten um die Kirche herum, wie das sonst überall geschah. Die Kirche erscheint in diesen Bergstädten nicht als der Mittelpunkt, sondern als ein Adjectivum.

Lachender wird das Land und lachender. Zierlicher Erdbau scheidet die Landstraße von den Gräben, die an ihr entlang laufen, selbst die Grenzen der Aecker sind mit großer Sauberkeit und Schärfe abgestochen; man bemerkt sogleich, daß hier jede Handbreit Erde ihren guten Preis hat, und allerdings sind denn hier auch die Aecker ins Unglaubliche getheilt. Die alte Homann'sche Karte vom heiligen römischen Reich deutscher Nation aus dem Jahre 1701 sieht nicht bunter aus, als diese Aecker der Wetterau. Im lächerlichsten Zickzack gehen drei, vier Fuß breite grüne Saatstreifchen zwischen eben umgegrabenem Lande oder zwischen andern Saatstreifchen daher; das Ganze sah aus wie eine von den „Tausendschöndecken," die zu der Großmütter Zeiten einmal Mode waren und die aus allen möglichen und möglichst kleinen buntseidenen Flickchen zusammengenäht worden, und in denen die Abwesenheit jeder Ordnung in Farbe und Arrangement eben die Ordnung vorstellen sollte.

Noch einige Städte mit trutzigem, hohem Mauerwerk, diesmal in der Ebene gelegen und mit dickem Baumschlag umgeben, dann beginnen die Millionärvillas von Frankfurt, schöne Gebäude, fast vergleichbar der Pracht un-

ferer Victoriastraße im Thiergarten, und der Zug hält in der sonnigen freundlichen, behäbigen Stadt nahe dem Ausfluß des Mains in den Rhein.

Schnell habe ich mich im Hotel d'Angleterre — es ist einmal der Preußenhof in Frankfurt — umgekleidet und schlendre durch die wohlbekannten Straßen dahin. Hier blüht das Gewerk —, man sieht es an den prächtig besetzten Schaufenstern, hinter denen außerdem wohl gefüllte Gewölbe liegen, hier hat das Handwerk wirklich noch einen guten Boden, hier hat es noch Ehre, Rang und Amtstitel, hier nimmt es noch Theil an der Regierung der Stadt, des Staates. Hier herrscht die Zunft noch.

Und — man muß lächeln dabei — gerade hierher verlegten die Träumer und Theoretiker, die die Zunft ganz vernichten wollen, ihren „volkswirthschaftlichen" Congreß, hier wo auf dem Tische vor ihnen und auf der Straße vor ihnen das Lob der Zunft von allen Zungen gesungen wird. Man rechne ihnen das aber nicht als besonderen Muth an. Viele dieser Herren sind in der That so von der Wirklichkeit abgewandt, so in ihre Theorien und Bücher vertieft, daß sie sich mit dem wirklichen Handwerk noch gar nicht abgeben konnten, daß sie noch gar nicht bemerkt haben, ob in Frankfurt das Handwerk blüht oder verdorrt.

An der Gasttafel, an der ich speiste, saß auch ein eifriger Volkswirthschaftsmann dieser Art. Wir sprachen über die Frage: „Zunft oder Nichtzunft." Er docirte; ich wies auf Thatsachen; das Gespräch drohte in die blaueste Allgemeinheit zu gerathen. Ich that zerstreut und nahm wie spielend eines der spiegelglatten, hartkrustigen, länglich runden Weißbrödchen, die neben meinem Couvert lagen, in die Hand; es ist das schönste Weißbackwerk, das ich irgend wo gesehen habe, auch Frankreich und England hat kein so schönes. „Ist das nicht prächtiges Brod?" — fragte ich meinen Nachbar. Er lobte es und brach mit feinem Finger und sichtlichem Wohlbehagen solch ein Brot aus einander. „Was kostet bei Ihnen — in seiner Heimath ist die Zunft so gut wie abgethan —, solch ein Brötchen?" — „„Ein und ein halb Kreuzer, aber so schön, ich möchte sagen kunstreich gebacken, ist es dafür nicht."" — „Hier, in dem zunftzopfigen freundlichen reichen Frankfurt kostet es einen Kreuzer" — sagte ich ihm — „und wenn Sie davon ein Dutzend kaufen, erhalten Sie noch zwei Bubenschenkel*) als Zugabe." Ach wenn doch diese Art, Beweise zu führen, im lieben Deutschland noch zöge. Aber Erfahrungen und Thatsachen werden von der Theorie verächtlich angesehen, und auch mein lieber Nachbar lächelte leicht und überlegen, als wollte er sagen: „Was beweist diese Besonderheit, die sich dem Begriffe entzieht. Nieder mit allem Glück und aller gelungenen Gestaltung der Dinge, wenn sie sich nicht begrifflich rechtfertigen läßt." .... So sind wir Deutsche, — „Schreckensmänner des Begriffs."

Die Handwerker und selbst die höheren Stände in Frankfurt waren schlecht genug auf die Herren Volkswirthe zu sprechen und zeigten manchmal offen, daß sie die Bestrebungen derselben mißbilligten. Ich mußte mich darüber bei einer Gelegenheit fast todt lachen. Die Stadt Frankfurt hatte ihren „verehrten" Gästen, den Volkswirthen, mehrere Freundlichkeiten erwiesen; sie hatten

*) Ein schmales hornartiges Backwerk, das an den Eisenbahnstationen in Süddeutschland viel ausgerufen wird.

freien Zutritt in dem „Bürgerverein," einem sehr hübschen Klubb, ferner erhielt auch jedes Mitglied des Congresses ein Billet zu dem neuen allerliebsten zoologischen Garten Frankfurts. In einer Gesellschaft, in der ich mich befand und in der neben mir einige Volkswirthe saßen, wandte ich mich an einen wohlbeleibten Frankfurter Stadtherrn, der mich auch nur als Mitglied des Congresses kannte und annehmen mußte, ich dächte über Zunft und Handwerk wie alle die übrigen Herren. Er war ziemlich kurz in seiner Rede und man merkte ihm an, wie wenig er sich aus der Ehre machte, welche die deutschen Volkswirthe seiner lieben Vaterstadt durch ihre Anwesenheit anthäten. Mir machte dies sein mürrisches Wesen so viel Spaß, daß ich ihn anredete und meine gehorsamste Anerkennung für die große Freundlichkeit, mit der die Frankfurter uns in ihren Kreis aufgenommen hätten, aussprach. Er rückte ungeduldig hin und her, sah bald mich, bald die andern Herren Volkswirthe, die dicht bei ihm verweilten, an, stand dann mit der Miene der höchsten Aergerlichkeit auf und sagte sich rasch umwendend, mit breitem Accent: „Ach meine Herren, wir haben uns nicht bloß die Ehre genommen Ihnen den Verein zu öffnen; ~~auch unser Affenkasten steht Ihnen offen!~~" . . . (Er meinte den zoologischen Garten, in dem allerdings die Affen noch die Hauptrolle spielen). Die Herren in meiner Nähe waren über diesen Mangel an Sympathie für sie ganz verblüfft; ich mußte rasch machen, daß ich heraus kam; ich wäre sonst vor Lachen erstickt. Ich komme nun in dem nächsten Hefte zur Besprechung des Congresses selbst.

H. K.

Das Kunstholzhandwerk im oberbayerischen Forstamtsbezirk Berchtesgaden.*)

In wenigen Gegenden Deutschlands wird das Kunstholzhandwerk, nämlich das Geschäft der Schachtelmacher, Schnitzer, Drechsler, Scheffelmacher ꝛc. in so großem Umfange und solcher forstlichen und ökonomischen Wichtigkeit betrieben, wie in dem oberbayerischen Salinen-Forstamtsbezirke Berchtesgaden. Daselbst bildet die Holzwaarenfabrication die Hauptnahrungsquelle von nahezu 400 Familien (bestehend aus ungefähr 2000 Personen, beinahe ein Viertheil der Bevölkerung des ganzen Bezirks). Gegenwärtig befinden sich dort beiläufig 170 Schachtelmachermeister, 60 Schnitzer, 120 Drechsler, so wie 40 Scheffel-, Lagel- und Empermachermeister, welche zusammen über 200 Gesellen beschäftigen, und neben diesen Meistern arbeiten noch viele nicht concessionirte Holzhandwerker, „Fretter" genannt, vergünstigungsweise selbstständig. Ueberdies nehmen bei den meisten dieser Handwerker, namentlich bei den Kleinschachtelmachern und Schnitzern, sämmtliche Familienglieder, sogar die Dienstboten an der Beschäftigung des Hausvaters durch passende Arbeitsleistungen thätigen Antheil. Der größere Theil dieser Familien ist zwar auch im Be-

---

*) Aus den „Forstlichen Mittheilungen," herausgegeben vom K. bayerischen Ministerial-Forstbureau.

sitze von Grundstücken; die einzelnen Anwesen, „Lehen," sind jedoch so klein, daß keines derselben für sich allein den Unterhalt einer Familie sichern würde und es stammt diese Unzulänglichkeit des Grundbesitzes wohl aus jener Zeit, wo das Gewerbe der Holzhandwerker noch reichlicher lohnte und deshalb die Bewirthschaftung eines größeren Gutes dem Besitzer mehr hinderlich, als nutzbringend gewesen wäre. — Das Quantum Handwerksholz, welches diese Gewerbe erfordern, und in wohlwollender Berücksichtigung der ärmeren Klasse der Bevölkerung zum größten Theile aus den K. Salinenwaldungen gegen eine ganz unbedeutende Recognition wirthschaftlich abgegeben werden darf, beträgt im Jahresdurchschnitte mehr als 700 Stämme, eine Zahl, die in forstlicher Beziehung deshalb sehr erheblich erscheint, weil das für den Kunstholzhandwerker brauchbare Holz, welches in der Regel feinfaserig und gut spaltbar (kliebig) sein soll, seit vielen Jahren in den Beständen ausgesucht worden ist und daher immer seltener wird.

Die Verfertigung von Holzwaaren ist im Bezirke Berchtesgaden schon seit vielen Jahrhunderten einheimisch und die dort bearbeiteten Gegenstände — unter dem Namen „Berchtesgadner Waaren" allbekannt — bilden einen sehr weit verbreiteten Handelsartikel, der selbst nach fernen Welttheilen seinen Absatz findet. Die meisten der daselbst gefertigten Holzwaaren zählen zu Haus- und Küchengeräthschaften, zu Verzierungen und sonstigen Utensilien oder dienen als Kinderspielzeug. Der Geldwerth der gesammten Holzwaarenproduction dürfte gegenwärtig 60 bis 80,000 fl. im Jahresdurchschnitt betragen.

Um den Holzhandwerkern das benöthigte gute Nutzholz nachhaltig aus den K. Salinenwaldungen abgeben zu können, und dem an manchen Orten bereits sehr fühlbaren Mangel hieran möglichst entgegen zu wirken, wird alles zu Handwerksholz taugliche Material in den Hiebsorten, wo dasselbe bringbar ist, sorgfältig sortirt und vorzugsweise darauf Bedacht genommen, daß kein Stamm, welcher zu Handwerksholz geeignet ist, zu andern Zwecken aufgearbeitet werde. Die Holzanweisungen werden in der Art vollzogen, daß an dem zur Holzauszeige fortgesetzten Tage der zum Hiebe bestimmte Waldort vorerst von dem Revierförster unter Beiziehung einiger Handwerksmeister durchsucht und diejenigen Stämme, welche die zur Fertigung großer Schachteln nöthige Qualität besitzen, bezeichnet und fortlaufend numerirt, sodann unter die am Versammlungsorte harrenden Groß-Schachtelmacher nach Maßgabe der jedem derselben speciell bewilligten Stammzahl — durch das Loos vertheilt werden. Erst nachher wird zur Sortirung des Handwerksholzes für die übrigen Holzwaaren-Verfertiger, welche zu ihren Erzeugnissen auch minder werthvolle Sortimente verwenden können, geschritten.

Zur Verbesserung und Vervollkommnung der Holzwaaren-Industrie wurde in neuester Zeit zu Berchtesgaden eine Zeichnungsschule errichtet, deren Besuch und Benutzung den Berchtesgadner Handwerksgenossen und ihren Söhnen unentgeltlich gestattet ist. Der daselbst angestellte Lehrer hat die Aufgabe, nicht nur die ihm zugewiesenen Lehrjungen täglich zu bestimmten Stunden im Zeichnen, im Modelliren und Schnitzen, dann in der Drehkunst zu unterweisen, sondern auch nach Thunlichkeit die betreffenden Arbeiter, namentlich die Schnitzer und Drechsler in ihren Werkstätten zu besuchen und sie über Art und Gebrauch des verschiedenen Handwerkszeugs und über dessen Verbesserungen 2c. zu belehren.

Von den Berchtesgadner Holzhandwerkern werden nachstehende in den dortigen Waldungen einheimische Holzarten verarbeitet:

A. Nadelhölzer.

1. Die Fichte (Rothfichte). Diese findet die mannichfaltigste Anwendung. Die gutspaltigen astreinen Stämme werden insbesondere zu den Zargen (Rändern oder Schienen) der Schachteln und zu Taufeln (Faßdauben), die geringeren hingegen als Schachtel- und Scheffel- rc. Böden, ferner zu den Waaren der sogenannten Grobschnitzer, als z. B. zu Rösseln (kleine Pferdchen), Trücheln (kleine Truhen), Puppen, Trompetchen und anderem geringern Kinderspielzeuge verwendet. — Die Fichte ist im Bezirke Berchtesgaden die vorherrschende Holzart, und bis zu ihrer dortigen mittleren Vegetationsgrenze bei einer Höhe von 5400 bayrische Fuß über'm Meere in dem Verhältnisse zu 70 Prozent gegen die übrigen Holzgattungen allgemein verbreitet.

2. Die Lärche. Die Qualität und somit auch die Verwendbarkeit des Lärchenholzes ist nach der Höhenlage und Bodenart ihres Standorts sehr verschieden; im Allgemeinen wird das auf trockenem Boden und in rauher Höhenlage erwachsene Lärchenholz zu jeder Verwendungsart jenem vorgezogen, welches in den Thälern und auf fettem Boden aufgewachsen ist, da ersteres feinere gleichmäßigere Jahresringe und auch eine schönere rothbraune Färbung besitzt, als letzteres. — Die hauptsächlichste Verwendung des Lerchenholzes ist zu Bauholz; von den Holzhandwerkern verarbeitet es der Gabelmacher zu Gabelzargen, seltener bedient sich desselben der Schachtelmacher. Der Scheffelmacher fertigt manchmal Taufeln (Dauben) aus Lerchenholz, um sie wechselweise zwischen fichtene einzusetzen, die Schnitzer verwenden es zu mancherlei Spielwaaren,

3. Die Zürbe (Zürbelkiefer). Deren Vorkommen beschränkt sich im Berchtesgadischen auf einige Hochgebirgs-Plateaus zwischen 5000 bis 6000 bairischen Fuß Höhenlage, woselbst sie mit der Lärche die äußerste Grenze aller Baumvegetation einnimmt. Sie liefert sehr geschätztes feines Holz zu Schnitzer- und Drechslerarbeiten, namentlich zu kleinen Figuren, Nadelbüchsen, auch zu Faßpippen, und dient dem Scheffelmacher zur Anfertigung der in den Alpen gebräuchlichen hölzernen Milch- und Melkgeschirre. — In größerem Maaße wird das Zürbenholz noch zu Mobiliargegenständen, namentlich zu Kleiderschränken, ferner zur Austäfelung der Wohnhäuser verwendet; ehemals wurde es sogar zum Bau der Alphütten rc. benutzt, wobei es sich als äußerst dauerhaft bewährte. — Leider ist diese Holzart, deren Nachzucht man früher gar keine Aufmerksamkeit zuwendete, immer seltener geworden; in neuester Zeit ist jedoch die Forstverwaltung eifrig bedacht, sie an geeigneten Standorten wieder künstlich nachzuziehen und weiter zu verbreiten.

4. Die Tanne (Weißtanne), welche im Bezirke Berchtesgaden nur in tieferen Lagen vorkommt. Das Holz derselben wird zu ähnlichen Zwecken, wie das Fichtenholz, verarbeitet, jedoch mehr nur zu solchen Gegenständen und Theilen derselben, für welche Material geringerer Qualität genügt, als z. B. zu Schachtel- und Scheffelböden, Trücheln und groben Schnitzwaaren. Da dasselbe nicht nur weniger fein spaltbar, sondern auch schwerer ist, als Fichtenholz, und überdies bald nach seiner Verarbeitung eine schmutzig-gelbliche Färbung annimmt, wird es von sämmtlichen Kunstholzhandwerkern minder ge-

schätzt, als das Fichtenholz; nur der Muldenmacher zieht es zur Anfertigung der Bergtröge (Bergmulden) dem Fichtenholze vor.

5. Die Eibe wird vorzugsweise zu Faßpippen (Faßhahnen) verarbeitet. Die Schnitzer fertigen daraus verschiedene Figuren, insbesondere auch die bekannten hölzernen Salatbestecke, Gabel und Löffel, Serviettenhalter, Zuckerzangen u. dgl. Sehr häufig wird das Eibenholz auch zu feinen Fournierarbeiten an geschnitzten Chatullen ꝛc. verwendet.

6. Das Wacholderholz dient insbesondere den Drechslern zur Fertigung von Cigarrenspitzen, Dosen, Pfeifen, Faßpippen und ähnlichen Sachen.

7. Die Latsche (Legfohre, Legerer, pinus mughus) wird selten benutzt, obwohl sie für Drechsler und Schnitzer sehr taugliches — der Zürbe ähnliches — Holz liefert.

B. Laubhölzer:

8. Das Holz des Ahorn (acer pseudoplatanus) wird unter allen Laubholzarten im ausgedehntesten Maße verarbeitet. Der Drechsler fertigt daraus die durchbrochenen Körbchen, Futterbüchsen, Nadelbüchsen und andere Kleinigkeiten, ebenso Verzierungsgegenstände von den verschiedensten Formen; der Schnitzer: Figuren feinerer Gattung aller Art, Laubsägearbeiten, Chatullen mit geschnitzten Reliefverzierungen, Löffel u. dgl.; der Pfeifendreher verwendet das Ahornholz zu kleinen Flageolets ꝛc.; der Schachtelmacher zu Gadelzargen; der Muldenmacher zu Backtrögen ꝛc. Diese Holzart ist im Forstamtsbezirke Berchtesgaden, sowohl in Thälern als auf bedeutenden Gebirgshöhen, allgemein verbreitet und wird bis zu 5000 bairischen Fuß Höhe noch als Baum angetroffen.

Der Spitzahorn (acer platanoides), welcher in den Berchtesgadischen Waldungen seltener und mehr auf die Thäler beschränkt vorkommt, wird wegen seines weniger feinen und mehr gelblichen Holzes von den Kunstholzhandwerkern geringer geschätzt und nur zu gröberen Gegenständen, z. B. Rechenjochen, Schlittkufen u. dgl. verarbeitet.

9. Das Holz der Linde (tilia grandifolia), an den unteren Berggehängen bis zu etwa 3000 bairischen Fuß Höhe vorkommend, findet zu Schnitzer- und Drechslerwaaren vielfache Anwendung. Es wird besonders zu den bekannten Statuen der Heiligen, zu größeren Crucifixen und Altargegenständen, ferner zu Hirsch-, Gems- und Rehköpfen, zu Holzschuhen ꝛc. verarbeitet, auch werden daraus Büchsen gedreht, Löffel geschnitzt und verschiedene Kinderspielzeuge, als Wägelchen, Kutschen, Trüherl ꝛc. davon gefertigt.

10. Die Rothbuche findet sich zwar allenthalbeen an den unteren — besonders südlichen — Berggehängen bis zu einer Höhe von 4400 bayrische Fuß, deren Holz wird jedoch nicht häufig und nur zu gröberen Waaren verarbeitet, als z. B. Holzschuhen, Rechenjochen ꝛc. Die spaltbaren Sortimente finden manchmal auch zu Gadelzargen Anwendung.

11. Das Holz der Hainbuche dient nur zu Werkzeuggriffen.

12. Das Nußbaumholz wird vorzüglich von den Schnitzern zur Anfertigung von Chatullen mit erhabener Arbeit, kleinen Figuren, Laubsägearbeiten ꝛc., dann von den Drehern zum Drechseln von Schreibzeugen gesucht. In ähnlicher Weise wird auch das Holz des Apfel-, Birn-, Zwetschgen- und Kirschbaumes verwendet

13. Das Holz der Roßkastanie kommt selten in Gebrauch, nur die Dreher nehmen es manchmal zum Ausdrehen von Büchsen, sowie auch die Schnitzer dasselbe zu gröberen Figuren verarbeiten.

14. Das Holz des Mehlbeerbaumes (pyrus aria) wird beinahe ausschließlich nur von den Pfeifendrehern zu Schwegelpfeifen, Flöten u. s. w. gebraucht.

15. Die Weide, und zwar die Saalweide liefert die besten Gabelzargen, sowie die Durchzugbänder zum Zusammenhalten der großen Schachtelzargen. Die Bachweide wird von dem Scheffelmacher auch als Reifholz benutzt.

16. Das Vogelbeerbaumholz braucht der Schachtelmacher zu Durchzugbändern.

17. Das Eschenholz aus jüngeren Stämmen wird von dem Scheffel-, Amper- und Lagelmacher zu Reifbändern verwendet.

18. Aus dem Erlenholz werden Holzschuhe, Spinnradspulen ꝛc. und aus dessen Maser Pfeifenköpfe ꝛc. verfertigt.

19. Das Holz des Spindelbaums (Eyonymus europaeus), der Beinweide (Lonicera xylosteum), des Weißdorns (Crataegus oxyacantha), des Hartriegels (Cornus alba) ꝛc., welche Straucharten in der Umgebung von Berchtesgaden nicht selten vorkommen, werden gleichfalls zu kleinen Drechsler- und Schnitzwaaren verwendet. Die geraden Schößlinge des Haselstrauchs mit gebogenen Wurzelausläufen benutzt man zur Fertigung von Spazierstöcken, deren Handgriffe in den verschiedensten Formen geschnitzt werden. Der Sauerdorn (Berberis vulgaris) wird vorzugsweise zu Rechenzähnen gesucht.

Eichen- und Ulmen-, sowie Birkenholz findet gegenwärtig bei den Kunstholzhandwerkern nur wenig oder gar keine Verwendung.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

Im September 1859.

Der Rückfall, den der König erlitten, scheint überwunden zu sein, schneller, als man hoffen zu dürfen glaubte, denn die immer wache und leider zu begründete Besorgniß um den geliebten Herrn erfüllt selbst diejenigen, welche sonst vertrauensvoller sind bei jeder trüben Nachricht, mit Angst. Wenn es möglich wäre, die Königin noch mehr, noch inniger zu verehren, als es schon geschieht, es müßte von nun an geschehen, denn ihre zarte und unausgesetzte Sorgfalt für den geliebten leidenden Herrn, ihre christliche Ergebung, ihre selbstlose Hingebung, ihre ganze Haltung sind über jedes Lob erhaben. In dem Befinden des Prinzen Carl von Preußen scheint eine Besserung eingetreten zu sein, er hat Glienecke, das ihm durch seine wasserreichen Umgebungen geradezu gefährlich wurde, verlassen können und bewohnt jetzt sein eigenes Palais hier am Wilhelmsplatz, den ehemaligen Johanniterordens-Pallast. Die Uebersiedelung muß dem Prinzen wohl bekommen sein, denn die Frau Prinzeß Carl

hat eine kleine Reise nach Weimar angetreten, wie man sagt, um Bestimmung über die Verlassenschaft ihrer verewigten Frau Mutter, der Großherzogin Marie Paulowna, mit ihrem Bruder, dem Großherzoge, zu verabreden. Die Gärten und Plätze in und um Berlin nehmen bereits einen ganz entschieden herbstlichen Charakter an, und so laut noch jüngst tausend Stimmen über die abnorme Hitze klagten, so unzufrieden zeigen sich jetzt dieselben Menschen über den frühen Herbst. Ueber die Stoppeln weht der rauhe nordische Herbstwind, er spielt mit den bunten Blättern auf dem Wilhelmsplatz und treibt sie wirbelnd zum letzten Male um die steinernen Helden des großen Friedrich, die dort Wache halten — zum letzten Male, denn wenn wieder Herbst wird, dann stehen die steinernen Helden, Schwerin mit der blutigen Ehrenfahne von Prag, der alte Schnurrbart von Dessau mit seinem charakteristisch grimmigen Gesicht, Seydlitz, der unübertroffene Reiterheld mit dem auffallend kleinen Kopf, Winterfeld, der Schlachtendenker, Keith, der edle getreue Schotte, und Ziethen, der Husarenvater aus der Grafschaft Ruppin, vor aller Unbill des Wetters geschützt in den Räumen des Cadettenhauses, während eiserne Standbilder der Helden den Wilhelmsplatz schmücken. Es ist eigentlich recht hübsch, daß in Berlin, in Preußens Hauptstadt, nur eherne Standbilder gedeihen, d. h. Bestand haben. Das wußte der große Meister Schlüter auch recht gut schon in alten Tagen, darum stellte er in Erz seinen großen Churfürsten zu Roß auf die lange Brücke. Dabei hätte man bleiben sollen; durch das Erz in der Faust und in der Gesinnung ist Preußen geworden und groß geworden, und der glatte Marmor hält nicht Stand gegen unser Klima. Darum werden auf dem Wilhelmsplatz künftig die Helden Friedrichs in Erz ihre ewige Wache halten, wie in Erz Friedrich selbst unter den Linden prangt und nicht fern von ihm die drei Erzmänner und Erzpreußen des großen Befreiungskampfes, Blücher, York und Gneisenau. Ihnen gegenüber stehen zwar Scharnhorst, „der Preußen schönste Heldenlanze,“ und Bülow, „der Graf von Dennewitz,“ in Marmor, aber auch sie werden aus Marmor in ihre Ursprache, in Erz zurückübersetzt werden. Es ist davon die Rede, die viel besprochenen acht Marmorgruppen von der Schloßbrücke zu entfernen; es ist darüber wohl noch keine Bestimmung getroffen, aber viele Feinde haben die Marmorgruppen; viele tadeln die Nudität, Andere die antike Auffassung, Einige die mangelhafte Ausführung u. s. w., aber jedenfalls wird man zugeben müssen, daß es ein schöner Gedanke war, die Erziehung Preußens zum Siege bildlich hinzustellen an den Eingang dieser Prachtstraße. Werden die Marmorgruppen wirklich entfernt, so wird man nicht leicht einen Ersatz finden für diesen Gedanken. Acht allegorische Figuren, die acht Provinzen des Staats darstellend, auf die Postamente zu stellen, wäre frostig und zopfig zugleich; die acht Provinzen aber durch die Standbilder von acht um König und Vaterland verdiente Männer vertreten zu lassen, klingt zwar recht schön, dürfte aber doch in der Ausführung große Schwierigkeiten haben. Die Marmorgruppen haben viele Feinde, aber ihr schlimmster Feind ist unser Klima. Im Winter machen die antiken Gestalten einen ganz wehmüthigen Eindruck, fast wie die Mädchen, die jetzt noch bei kaltem Herbstwinde Sodawasser verkaufen in den kleinen neuen zierlichen Buden; die armen Frauenzimmer stehen fröstelnd und schenken das kohlensaure Naß aus an die wenigen kühnen Trinker, die jetzt noch einer mineralischen Erfrischung bedürfen. Doch im Winter werden die kleinen zierlichen

Buden geschlossen, die Hebe setzt sich an den warmen Ofen, die Marmorbilder auf der Schloßbrücke bleiben einsam in Schnee und Wind.

Die Agitation für die sogenannte deutsche Einheit mit oder ohne Hab und Gut, mit oder ohne Blut und Leben wuchert noch fort bei Weißbier und Taback; einige Demokratenführer wollen sie noch nicht fallen lassen, offenbar verfolgen sie ihre Zwecke damit; in einer großen Stadt aber giebt es immer Leute genug, die sich gern für irgend etwas echauffiren lassen, je unklarer aber das Ziel, je verworrener die Begriffe, desto größer das Echauffement, desto breitspuriger die Phrase.

Aus Wien.

Im September 1859.

Wien gewinnt nach und nach wieder sein gewöhnliches Aussehen; durch die engen Straßen der Stadt sieht man wieder Touristengestalten wandeln, die bunten sehr selten gewordenen Uniformen unseres Heeres und in stets steigender Zahl die Sonntagstoiletten aus der Provinz. Ueberall geräth das in Folge des Krieges ins Stocken gerathene Leben allmälig in Fluß und Wien ist ja, wie es das Herz der Monarchie ist, so auch das Thermometer der Daseinsfreudigkeit der 39 Millionen Einwohner, die unter Habsburgs Scepter wohnen. Die Zeiten sind ernst geworden und mit ihnen die Wiener; die Politik ist der Tod der Gemüthlichkeit; da aber vom Hausherrn bis zum Hausmeister, von der Bankiersfrau bis zur Stellwagen-Kassierin herab Jedermann die allgemeinen eurapäischen Fragen und die politischen Zustände der Heimath in das tägliche Geschäft mit einbezieht und durch das Sieb seiner Beredsamkeit laufen läßt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß mit dieser Ausbreitung der politischen Kenntnisse und mit dieser Ausbreitung des kritischen Vermögens eine verhältnißmäßige Verminderung der Gemüthlichkeit Hand in Hand geht. Die Blicke werden dadurch aufs Große gelenkt und wer, wie die Fiaker, Omnibuskutscher und Portiers, die beste Kraft seines Geistes an die Discussion der mittel-italiänischen Zustände und des Modus ihrer definitiven Regelung verschwendet, der hat weder Lust, noch Zeit, noch Sinn mehr für die kleinen Vorfälle des bürgerlichen Lebens. Politik und Börse sind die bösen Geister, welche in den Köpfen der Wiener spuken und die Milch der frommen Denkart wienerischer Einwohnerschaft in gährend Drachengift verwandelt haben. Früher las der Wiener zuweilen seine Zeitung zum Frühstück; heutzutage frühstückt er nebenbei während des Zeitungslesens. Erst die Zeitung und dann der Kaffee. Die Zeitung ist ihm so nothwendig geworden, wie das tägliche Brod, er kann einen Tag hungern, aber nicht 24 Stunden leben, ohne seine papierene Freundin ans Herz gedrückt zu haben, besonders, seit sie ihm so aus dem Herzen spricht. Seit lange drehen sich die Gespräche an den Marmortischen der Café's und auf den Bierbänken nur um die große Politik; ganz Wien gleicht einem über die Reorganisation des Staates debattirenden Reichstage; die Beschlüsse werden stets mit Stimmeneinhelligkeit gefaßt, d. h. Jeder stellt einen Separatantrag und unterstützt ihn mit seiner Stimme, zuweilen auch auf noch nachdrücklichere Weise, was mitunter den Ordnungsruf

der daneben sitzenden Stammgäste oder die Vordiethürsetzung des hartnäckigen Antragstellers zur Folge hat. So viel Köpfe, so viel Sinne heißt hier: so viel „kleine Schwarze“, so viel politische Programme.

Ein berühmter pariser Maler hat von Napoleon III. den Auftrag erhalten, die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Villafranka in einem großen Oelgemälde zu verewigen. Die wiener Holzschneider haben in dieser Richtung sehr schätzenswerthe Vorarbeiten geliefert; die Betrachtung der Werke ihres Stichels versammelt allezeit eine große Menge vor den Auslagen der Bilderläden. Ebenso viele Deutungen als über den Inhalt der Unterredung im Umlaufe sind, in ebenso viel verschiedenen Auffassungen ist die denkwürdige Scene versinnlicht. Die beiden Souveräne und ihre Suiten sind in den verschiedensten Uniformen und Attituden dargestellt; bald sind sie zu Fuß, bald zu Pferde, bald auf schwellendem Pfühle oder auf harten Holzsesseln auf das Papier beschworen; bald treffen sie sich in einer prächtigen Halle, bald in einem Gemache, das lebhaft an die Cabinete der wiener Monatsparteien erinnert. Der Blumenstrauß, Angesichts dessen verschiedene Blüten und noch mehr Hoffnungen laut „Indépendance“ erzeugt wurden, fehlt nirgends; die Phantasie der Künstler hat ihn in den verschiedensten Dimensionen entwickelt, vom zierlichen Rosenbouquet bis zur Größe eines Oleanderbaumes. Nicht minder künstlerisch schön und wahrheitsgetreu sind die Schlachtbilder zusammengestellt, welche um wenige Neukreuzer die richtigste Idee davon geben, wie das dargestellte Treffen zuverlässig nicht ausgesehen hat. Daß die Panoramen im Prater von Darstellungen aus dem letzten Feldzuge wimmeln, ist selbstverständlich, nur kommt man leider zuweilen auf die Vermuthung, man habe eher Kämpfe aus dem Kaukasus, als Schlachten in Norditalien vor sich; glücklicherweise sind die Details des Terrains und der Uniformstücke in so glücklichem Zwielicht und mit so liebenswürdiger Genialität zur Anschauung gebracht, daß der Bewunderer dieser Bilder nie ins Klare darüber kommt, ob er Scenen aus ungarischen, polnischen oder neuitalienischen Kriegen vor sich habe, oder ob es sich streng genommen um eine kolossale Keilerei in Lerchenfeld handle. Eines dieser Bilder stellt gar schauerlich den Kampf eines Arrieregarden mit einem Turco dar, welch' letzterer seinen Gegner in die Kehle gebissen hat, um dessen warmes Herzblut zu trinken. Von der Erfindung der weittragenden französischen Kanonen scheinen diese Panorama-Rafaele noch keine Ahnung zu haben, denn sie feuern auf der Leinwand ihre Geschütze auf drei Schritte Distanz dem stürmenden Feinde ins Gesicht, aber, nach der Zahl der Verstümmelten zu schließen, treffen sie besser als die Artilleristen des Empereurs.

Aus Paris.

Im September 1859.

Paris ist jetzt öde und leer; die ganze „Gesellschaft“ ist auswärts, die Einen auf ihren Schlössern und Landsitzen, um der Jagd zu leben, die Andern in den Bädern und wo sonst, nur nicht hier. An der Börse sogar ist es leer und ein solcher Mangel an Geschäften herrscht, daß die Wechsel-Agen-

en sich an das Ministerium mit der Bitte gewandt haben, daß man doch das Eintrittsgeld zur Börse wieder aufgeben möge. Es sollte schon zugestanden werden, wenn nicht der Seine-Präfect dagegen gewesen wäre, und so bleibt das Entrée bestehen. Man war auch nahe daran, die Errichtung eines Cercle oder einer Effecten-Societät zu autorisiren, wo Abends und am Vormittag durch Vertreter der Börsen-Agenten alle Arten von Börsengeschäften gemacht werden könnten. Kurz, nach allerhand Zögerungen scheint man entschlossen, die Coulisse wieder herzustellen, mit andern Worten dieselbe und ihr Treiben zu reguliren und sie zu nöthigen, nach Verhältniß der Geschäfte eine Abgabe an die Wechsel-Agenten zu zahlen, deren Vertreter eine Caution von 100,000 Frcs. zu stellen haben würden. Ich glaube indessen nicht, daß man auf diesem Wege die Geschäfte in den schwunghaften Gang bringen wird, der ihnen fehlt. Dazu ist nur Eins erforderlich: Vertrauen! und das kann man nicht reglementiren und nicht decretiren. — In Baden-Baden verweilen gegenwärtig mindestens 6000 Franzosen. Alle Loretten, die aus der Rue Breda wie die aus der großen Welt, sind dort, und da diese Frauenzimmer stark spielen, so wird ihrem Verweilen dort aller Vorschub geleistet. Auch russische Gäste sind in Menge dort Es fehlt nicht an Anekdoten aus dieser bunten Welt, die sich aber leider einem Cynismus mehr und mehr nähert, der alle Begriffe übersteigt. — Dieser Tage hat ein unglücklicher Zufall hier einen jungen Künstler, Hrn. Felix Dufourmantelle, weggerafft, der sich als Lithograph bereits einen schönen Ruf erworben hatte und als Maler große Hoffnungen erregte. Er hatte das Unglück, während er mit Jemand sprach, eine Mastixkugel, welche er in der Hand hielt, in der Zerstreuung in den Mund zu stecken und zu verschlucken. Sie blieb im Halse stecken, ohne wieder entfernt werden zu können, und führte so nach 36 Stunden schmerzlichster Leiden den Tod herbei. (L. Z.)

Aus Stockholm.

Im September 1859.

Sie erinnern sich wahrscheinlich des vorgeblichen Enkels von Gustav III., der durch sein „schiefes Gesicht“ und seine sichtbare Rührung beim Besehen der Reliquien Gustavs auf Schloß Drotningholm den bekannten Schriftsteller Crusenstolpe, Verfasser des Memoirenwerks: „Der Mohr oder das Haus Holstein-Gottorp auf dem schwedischen Throne,“ zu der Ueberzeugung hinriß, daß er einen wirklichen Abkömmling des Königs vor sich habe, in Folge dessen der bekannte Schriftsteller manche Thorheiten beging, die seiner Zeit vieles Lachen auf seine Rechnung veranlaßten. Es fängt jetzt an sich ein gewisses Licht über diese seltsame Persönlichkeit zu verbreiten. Es lebt in Dänemark ein Genealoge, Hauptmann Lengrich, welcher in seinem Fache noch fester als Crusenstolpe ist und dabei sine ira et studio vorzugehen weiß. An diesen wandte sich eines Tages ein junger Deutscher, der sich den Namen Ludwig v. Lilienthal beilegte, und forderte Hrn. Lengrich auf, ihm, dem Hrn. von Lilienthal, Beweise dafür zu verschaffen, daß sein Vater in Kopenhagen 1789 geboren sei, daß er Offizier in der dänischen Armee gewesen, daß seine (des Vaters) Mutter ein großes Haus in der dänischen Hauptstadt gehalten, daß

sie einst die Maitresse Gustavs III. gewesen und daß ihr Sohn mitsammt ihr in Folge eines Duells von Kopenhagen geflüchtet, nachdem sie sich in dieser Stadt längere Zeit seit dem Morde des Schwedenkönigs aufgehalten. Herr Lengrich stellte Nachforschungen an und das Ergebniß war: es sei an allem dem Vorgebrachten kein Titelchen Wahres. Unterdessen hatte doch ein tertius interveniens dem Hrn. v. Lilienthal den Aufschluß gegeben, daß ein gewisser Ludwig Lilienthal wirklich als Soldat in einem dänischen Marine-Regiment zwischen 1803 und 1807 gedient habe, daß er aber mehrmals bestraft worden und zuletzt desertirt sei. Diese Auskunft schien dem vorgeblichen Descendenten des hohen Hauses Wasa nicht erwünscht, und er gab dem freundlichen Forscher 20 Thlr., um ihn von weiterer Forschung in dieser Richtung abzuhalten. Es will also scheinen, als sei der „alte Bekannte," wie sich Crusenstolpe auch nennt, von einem gewöhnlichen Gauner, deren sich leider eine Legion bei uns herumtreibt, hinter's Licht geführt worden, und jetzt wird er wohl keine „Prinzen" weiter unter solchen Masken wittern, wenn sie sich auch mit einem noch so „schiefen Gesicht" bei ihm präsentiren. — Der bekannte Geschichtschreiber Prof. A. Fryxell, dessen Geschichte Carl's XII. in deutscher Uebersetzung bei Lorck in Leipzig erschienen ist, hatte vor einigen Tagen auf die Oeffnung des Sarges Carl's XII. angetragen, um darüber zur Gewißheit zu gelangen, inwiefern der König meuchlings getödtet worden, oder ob er nicht durch ein feindliches Geschoß gefallen. Im Beisein des Königs, des Kronprinzen Oskar, Herzogs von Ostgothland, der beiden Staatsminister und einiger andern Dignitarien, sowie des Professors Fryxell und mehrerer Aerzte, wurde der Sarg König Carl's am 31. August geöffnet und der Leichnam des Verstorbenen einer gründlichen Untersuchung durch die Aerzte (es befand sich unter ihnen der berühmte A. Retzius) unterworfen. Es fand sich jetzt, daß die Wunde an welcher der König gestorben, so groß sei, daß nur ein größeres Projectil sie habe veranlassen können, und daß also der König von einem solchen, oder einem Splitter eines solchen, aus der Festung Fredrikshall getroffen worden. Man hat schon ein paarmal solche Untersuchungen angestellt, um sich von dem wahren Sachverhalt zu überzeugen, und das Ergebniß ist immer dasselbe gewesen. Es scheint also erwiesen zu sein, daß der „nordische Löwe", dessen Gedächtniß von seinen früheren Unterthanen noch jetzt, und trotz all des Unglücks, das er über sein Land herabgerufen, heilig gehalten wird, nicht, wie man fürchtete und lange glaubte, durch eine schwedische Hand gefallen, sondern, daß eine norwegische Kugel seinen Lebensfaden zerrissen hat. Der größeste Verdacht lag wohl auf dem Generaladjutanten Siquer. — In der Nacht zwischen dem 7. und 8. September wurde der erste schwedische Eisenbahntunnel, auf der Linie von Stockholm nach Södertelje, nahe bei der Hauptstadt, glücklich eröffnet. Der Tunnel ist nicht weniger als 930 Fuß lang, durch harten Felsen gesprengt, und die Arbeit wurde auf der östlichen Seite am 17. Juli, auf der westlichen am 27. September 1858 begonnen. Die ungewöhnliche Schnelligkeit, womit diese mühsame Arbeit zu Ende gebracht worden ist, giebt ein glänzendes Zeugniß ab für die Tüchtigkeit unserer Ingenieure, denen die Eisenbahnarbeiten aller Art bis in die letzten Jahre völlig unbekannt gewesen, und der Zufall schien dem wackern Leiter der Arbeit, Hauptmann Wennerström, eine Huldigung damit zu bringen, daß der Tunnel gerade in der ersten Stunde seines vierzigsten Jahres glücklich geöffnet wurde. Jetzt wird es nicht lange

dauern, bis die erste Strecke dieser Bahn völlig fertig wird, und wir können dann mit Grund die Hoffnung hegen, daß Stockholm und Göteborg bald nur einige Stunden von einander entfernt sein werden. Wenn wir jetzt hinzufügen, daß am 7. dieses Monats Abends durch eine Feuersbrunst 32 Häuser in einer Vorstadt Göteborgs in Asche gelegt wurden, und daß General-Major v. d. Tann das Großkreuz des Schwert-Ordens, sowie sein Adjutant, Fürst Thurn und Taxis, das Ritterkreuz desselben Ordens bekommen hat, haben wir für heute nichts mehr zu berichten.

Literatur.

Das Geschäft des „Bücherbesprechens“ ist nicht immer angenehm. Häufig hat man schon bei'm Lesen die entsetzlichste Qual und Langeweile empfunden und die verlorene Zeit bedauert. Und dann soll das Mißbehagen gar noch schriftlich ausgesprochen werden, wobei man sich zu hüten hat, daß man nicht den rein persönlichen Eindruck als allgemein maßgebend hinstellt, sondern sich noch in die Denkweise Andrer hineinversetzen muß, denen ein solches Buch aus den und den Gründen wohl zusagen kann.

Heut aber greifen wir mit Vergnügen zur Feder, denn die sieben ersten Hefte von E. A Roßmäßler's naturwissenschaftlichem Volksblatt: „Aus der Heimath“ beschäftigen uns. So sollte jede Schrift für das Volk abgefaßt sein: allgemein verständlich, vielseitig und das Nützliche in rechtem Maaß mit dem Angenehmen verbindend. Da finden sich Fragen über alle Zweige der Naturwissenschaften in geschmackvollen Aufsätzen anziehend abgehandelt. Eigenthümliche Erscheinungen, durch Aeußerungen des Elementenstreites hervorgebracht, erhalten hier Erklärung, soweit die Wissenschaft sie überhaupt erklären kann. Niedliche novellistische Erzählungen werden dazwischen gestreut. Kleinere Mittheilungen schließen sich an, die für Vorkommnisse in Haus und Hof Belehrungen ertheilen. Und so könnte man auf dies Werk mit mehr Recht, als auf viele andere, als Motto schreiben: „Wer Vieles bringt, wird Allen Etwas bringen.“ In jedem Monat erscheint ein Heft von 4 — 5 Bogen mit Illustrationen, wofür der Vierteljahrspreis von ½ Thaler wirklich spottbillig ist. (Verlag von Carl Flemming in Glogau.) Wir geben, damit unsere Leser sehen, wie der Styl und die Darstellungsform sich ausnehmen, eine Textprobe, und zwar wählen wir dazu einige Bruchstücke aus dem Einleitungs-Aufsatz des 5. Hefts: „Das Nordlicht“, den Professor Roßmäßler (wie das Meiste in den Heften) selbst geschrieben hat. Wir hoffen, Interesse daran zu erregen, da ja dies Jahr mit Nordlichtern besonders gesegnet ist und ihr Leuchten immer noch halb und halb in's Reich der Räthsel gehört. Hören wir jetzt den Fachgelehrten sich darüber auslassen:

Außer der sinnlichen, fast nur das Auge betheiligenden Erfassung des Nordlichtes weiß die Wissenschaft nur zwei Seiten desselben mit Sicherheit: daß dasselbe keine kosmische, sondern eine tellurische Erscheinung ist, und daß es mit dem Erdmagnetismus in Verbindung steht.

Wenn das Nordlicht hoch über der Erdatmosphäre im Weltraum seinen

Sitz hätte, so müßte es der scheinbaren Umdrehung der Sterne um unsere Erde folgen, und während seiner Dauer immer in derselben Stellung zu den Sternen beharren, was entschieden nicht der Fall ist. Es folgt vielmehr der wahren Umdrehung der Erde um ihre Axe und verändert daher seine Stellung zu den Fixsternen.

Neuere Naturforscher setzen daher übereinstimmend das Nordlicht in das Bereich der Atmosphäre, weichen aber in der Angabe seiner Höhe bedeutend von einander ab. Während die Einen ihm seine Stelle bis 18 und 26 geographische Meilen Höhe anweisen, sind Andere der Meinung, daß es bis in das Bereich der Wolken, bis 4000 Fuß herab, zu verweisen sei. Selbst gleichzeitige Höhenmessungen eines und desselben Nordlichtes an verschiedenen, weit von einander entlegenen Orten weichen sehr von einander ab.

Das Nordlicht beginnt gewöhnlich damit, daß sich am Horizont ein dunkler rauch- oder nebelartiger Kreisabschnitt am Himmel bildet, der zuletzt fast braun oder violett aussieht, aber die dahinter stehenden Sterne durchschimmern läßt. Diese dunkle Basis des beginnenden Nordlichts liegt immer über dem magnetischen Pole, der 20 Grad vom astronomischen Nordpole abliegt. Sie ist im weiteren Verlauf des Nordlichts oben mit einem Lichtbogen begrenzt, deren man aber auch oft mehrere (bis neun) beobachtet. Der Lichtbogen bleibt oft mehrere Stunden lang stehen, wobei er in schwelleuder, schlangenartiger Bewegung ist. Die unter ihm beginnenden Lichtstrahlen fahren durch ihn hindurch mehr oder weniger hoch nach dem Zenith empor und zwar fast immer in östlicher Richtung, nur sehr selten in entgegengesetzter. Diese Strahlen sind von sehr verschiedener Farbe, violett, blau, grün, purpurroth, und Humboldt schließt daraus auf eine besonders starke „magnetische Entladung". Humboldt hat die Mittheilungen über Nordlichter, die seit den zahlreichen Nordpolarreisen und seit der Zunahme wissenschaftlicher Reise-Expeditionen überhaupt sich sehr angehäuft haben, sorgfältig gesammelt und das Gesetzliche, das Wesentliche der Erscheinung zusammengestellt. Ich entlehne daher Einiges wörtlich aus dem 1. Bande des Kosmos.

„Die magnetischen Feuersäulen steigen aus dem Lichtbogen allein hervor, selbst mit schwarzen, einem dicken Rauche ähnlichen Strahlen gemengt; bald erheben sie sich gleichzeitig an vielen entgegengesetzten Punkten des Horizontes und vereinigen sich in ein zuckendes Flammenmeer, dessen Pracht keine Schilderung erreichen kann, da es in jedem Augenblick seinen leuchtenden Wellen andere und andere Gestaltungen giebt. Die Intensität dieses Lichtes ist zu Zeiten so groß, daß Lowenörn (den 29. Januar 1786) bei hellem Sonnenschein Schwingungen des Polarlichtes erkannte. Die Bewegung vermehrt die Sichtbarkeit der Erscheinung. Um den Punkt des Himmelsgewölbes, welcher der Richtung der Neigungsnadel entspricht, schaaren sich endlich die Strahlen zusammen und bilden die sogenannte Krone des Nordlichts. Sie umgiebt es wie den Gipfel eines Himmelszeltes mit einem milden Glanze und ohne Wallung im ausströmenden Lichte. Nur in seltenen Fällen gelangt die Erscheinung bis zur vollständigen Bildung der Krone; mit derselben hat sie aber stets ihr Ende erreicht. Die Strahlungen werden nun seltener, kürzer und farbenloser. Die Krone und alle Lichtbogen brechen auf. Bald sieht man am ganzen Himmelsgewölbe unregelmäßig zerstreut nur breite, blasse, fast aschgrau leuchtende, unbewegliche Flecke; auch sie verschwinden früher als die Spur des

dunklen, rauchartigen Segments, das noch tief am Horizont steht. Es bleibt oft zuletzt von dem ganzen Schauspiel nur ein weißes, zartes Gewölk übrig, an den Rändern gefiedert oder in kleine rundliche Häufchen (als cirro-cumulus, im Volksmunde oft Schäfchenwolken) mit gleichen Abständen getheilt."

Die Beziehung des Nordlichtes zu dem Magnetismus der Erde ist beinahe das Einzige, was wir über die Natur der Nordlichter mit Gewißheit kennen. Sie bestätigt sich besonders noch dadurch, daß die Nordlichter je nach ihrer Lichtstärke, nach Humboldt's Ausdruck nach der "Intensität der magnetischen Entladung," einen mehr oder weniger großen Eindruck auf die Magnetnadel machen. Dieser spricht sich aus in einer beständigen Bewegung und in einer bedeutenden Ablenkung (Declination) der Magnetnadel. Diese Erscheinungen sind um so stärker, je stärker die im Nordlichte sich aussprechende magnetische Entladung und je näher der mit der Magnetnadel Beobachtende dem Nordlichte sich befindet. Besonders bemerkenswerth ist die Thatsache, daß die Richtung der Strahlen des Nordlichts stets mit der Richtung der Neigungsnadel zusammenfallen. Jedoch beschränkt sich der Einfluß des Nordlichts auf die Magnetnadel nicht blos auf den Umkreis, innerhalb welches dasselbe gesehen wird, sondern man beobachtet ihn auch an fernen Orten, wo man das einwirkende Nordlicht selbst nicht wahrnimmt. *)

Alle Erscheinungen des Nordlichts berechtigen Humboldt zu der ganz passenden Benennung desselben als **magnetisches Gewitter**. Ich darf wohl als bekannt voraussetzen, daß man die gleiche Erscheinung auch am Südpol wahrgenommen hat. Man kann also den Nordlichtern **Südlichter**, oder richtiger den **nördlichen Polarlichtern südliche** entgegensetzen.

Die ernste Wissenschaft ist wie billig sehr behutsam in der Annahme eines Einflusses der Polarlichter auf die Witterung, obgleich das Bestehen eines solchen wohl sehr wahrscheinlich ist, da wir dieselben als unzweifelhafte Meteore unserer Atmosphäre kennen gelernt haben. Ruhige Nordlichter sollen nach einer Mittheilung des Dänen Eigil Schjern auf eine Beständigkeit der Witterung deuten (der gerade von ihnen vorgefundenen oder der nach ihnen beginnenden?), wogegen die hohen, flackernden, starken Nordlichter in Dänemark oft Regen und südwestliche Winde im Gefolge haben. Der allgemeine Glaube, daß Nordlichter kalte Sommer und starke Winter anzeigen, hat sich jedoch als vollkommen irrig erwiesen.

*) Daher auch die Störungen der Telegraphen in Frankreich am 29. Aug. d. J. Anm. der Red.

